



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

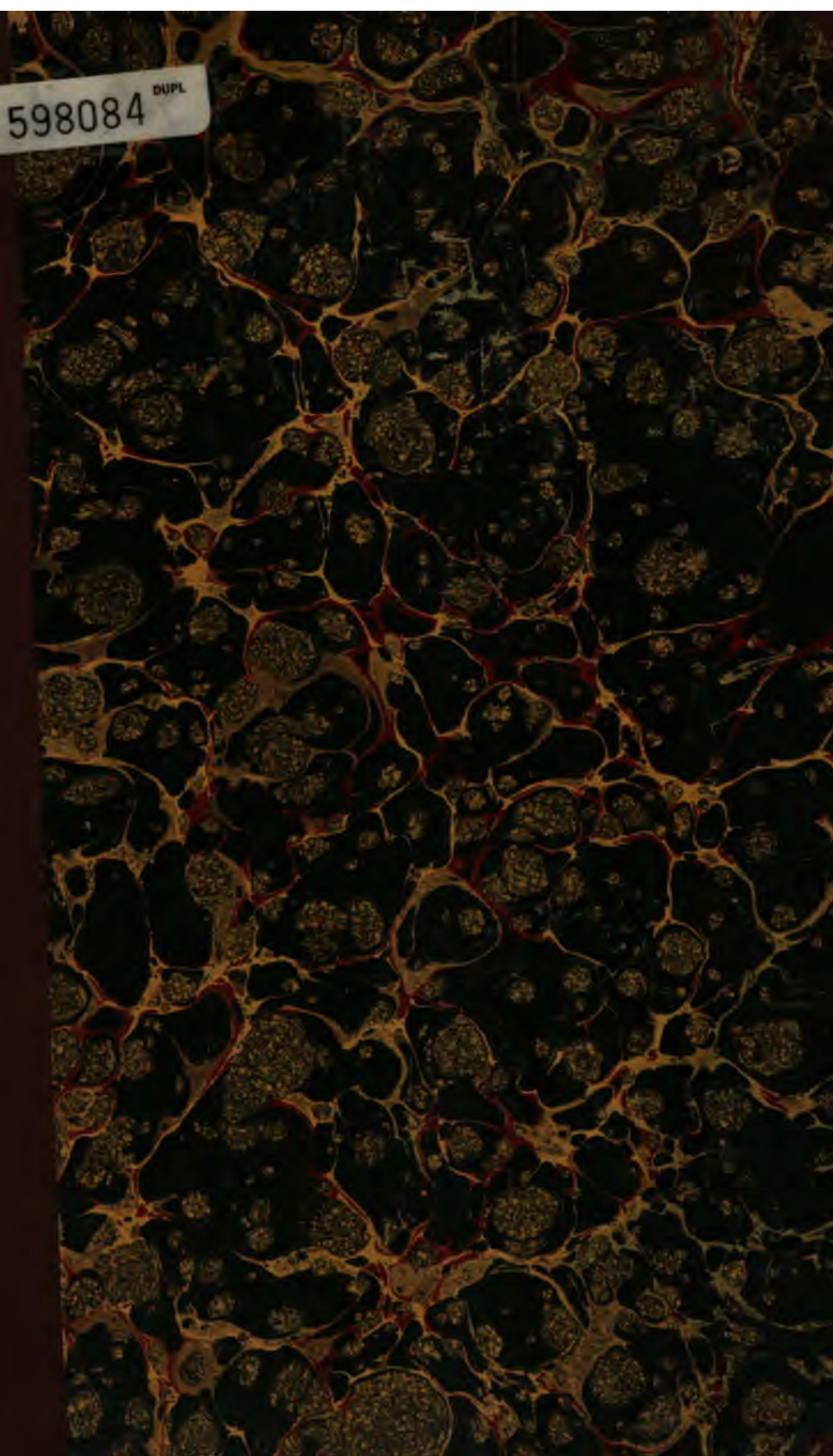
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

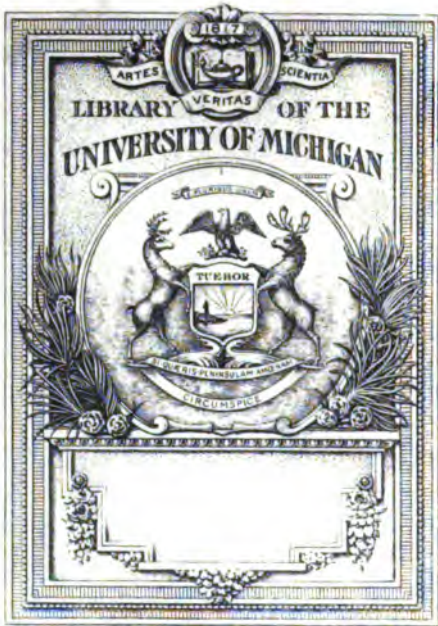
## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

A 598084

DUPL





830.6

294

1

1

1

1

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Behnter Band.

---

Berlin.  
Verlag von O. Häring.  
1895.



第一卷 第一册 第一号



. . . . .  
 . . . . .  
 . . . . .  
 . . . . .

# Inhalt.

Alterthum, Klassisches, s. Dogma.  
 Am Reichstagspranger . . . . . 339  
 Anarchismus, der, in Deutschland 29  
 — — s. a. Kampf.  
 Anleihe, die serbische . . . . . 139  
 Armee s. Kritik.  
 Aus dem Leben meines Vaters 333  
 Bäckerei-Monopol, ein . . . . . 173  
 Bei Max Klinger . . . . . 239  
 Beim Geldbaron zu Tische . . . 559  
 Bergmann, s. Wie man Bergmann wird.  
 Beschränkung, die, der Getreide-Einfuhr . . . . . 325  
 Bilanzen, die . . . . . 475  
 Bismarck . . . . . 583  
 — — s. a. Rede, eine unbekannt.  
 — — s. a. Zum 1. April 1895.  
 Bismarck als Corpsstudent . . . 515  
 Bismarck und die Börse . . . . . 623  
 Bismarck-Jahrbuch, das . . . . . 620  
 Börsenmonat, der erste . . . . . 242  
 Bulgarien s. Neues.  
 Demagogenthum, ärztliches . . . 374  
 Deutschland s. Barthum.  
 Deutschthum s. Sozialreform.  
 Dichter, der, der Ofenecke . . . . 524  
 Dogma, das, vom Klassischen Alterthum . . . . . 78  
 — — s. a. Wort, ein, fürs alte Gymnasium.  
 Duellangelegenheit, meine, mit dem Freiherrn von Stumm s. Konflikt.  
 Ereigniß, das neueste . . . . . 530  
 Ethik s. Naturwissenschaft.  
 Flöhhaß . . . . . 97

Frochmäuselkrieg . . . . . 49  
 Geld, billiges . . . . . 94  
 Geldbaron s. Beim Geldbaron.  
 Gesellschaft Jesu, die . . . . . 449  
 Getreide-Einfuhr s. Beschränkung.  
 Getreidemonopoldebatte s. Vor der Getreidemonopoldebatte.  
 Gewerkverein, ein christlicher . . 35  
 Gizmonda . . . . . 44  
 Glocke, die . . . . . 608  
 Golbaktien . . . . . 579  
 Goethe-Biographie, eine neue . . 221  
 Graphologie s. Hypnotismus.  
 Griechenland, s. Staat, der griechische.  
 Größenwahn, politischer . . . . . 207  
 Gymnasium, das alte s. Wort, ein.  
 — — s. a. Dogma, das, vom klassischen Alterthum.  
 Handwerk, das, stirbt . . . . . 233  
 Hinrichtung s. Nacht.  
 Hiß, Dora . . . . . 90  
 Hohenzollern oder Hohenlohe? . . 293  
 Hypnotismus und Graphologie vor Gericht . . . . . 181  
 Ibsens Jahre . . . . . 478  
 Jesuiten s. Gesellschaft Jesu.  
 Im Puppenstand . . . . . 288  
 Intermezzo . . . . . 487  
 Irrenanstalten s. Verstaatlichung.  
 Italiens neue Dichterin . . . . . 183  
 Junker, die . . . . . 439  
 Kampf, der, gegen den Anarchismus . . . . . 272  
 Kampf, der, ums Dasein s. Opfer.  
 Kathederfzialismus, der . . . . . 539

Kritik!	1	Schusters Leisten	341
Klinger f. Bei Max Klinger.		Serbien f. Anleihe.	
Konflikt, mein, mit dem Groß- industriellen und Reichstags- Abgeordneten Freiherrn von Stumm-Halberg . . . . .	303, 349, 408	Siehe — ein Mensch!	572
Krisis, die amerikanische . . . . .	285	Sozialpolitik und Umsturzvorlage	397
Krisis, die, in Ungarn . . . . .	122	Sozialreform und Deutschtum	492
Kritik, die, der Armee . . . . .	321	Spuk, moderner. Gedicht . . . . .	547
Kurse, Evangelisch-Soziale . . . . .	280	Staat, der griechische . . . . .	599
Landesvater, der . . . . .	389	Strafprozeßordnung f. Novelle.	
Leseps, Herr von . . . . .	189	Stumm, Freiherr von f. Konflikt.	
Lombroso, Cesare f. Aus dem Leben meines Vaters.		Tischrücken, das, als physikalisches Problem . . . . .	459
Marinevermehrung . . . . .	469	— — als psychologisches Pro- blem . . . . .	548
Meineid, der . . . . .	86	Umsturz f. Wissenschaft.	
Mimi, Fräulein . . . . .	83	— — f. a. Sozialpolitik, Umsturzgesetz, Umsturz- vorlage, meine Umsturz- vorlage, Universtitäten, Volksvergifter.	
Mottenburger, die . . . . .	535	Umsturzgesetz, das, und die Dich- tung . . . . .	366
Münzkonferenz, internationale f. Vor der internationalen Münzkonferenz.		Umsturzvorlage, die . . . . .	10
Nacht, die, vor der Hinrichtung	38	— — meine . . . . .	373
Nationalökonomie f. Politik.		— — f. a. Umsturz.	
Naturwissenschaft und Ethik . . . . .	261	Ungarn f. Krisis.	
Negri, Uba f. Italiens neue Dichterin.		Universtitäten, die, und der Um- sturz . . . . .	245
Neues aus Bulgarien . . . . .	380	Unsterblichkeit . . . . .	428
Nibelungen, die . . . . .	141	Verstaatlichung, die, der Irren- anstalten . . . . .	21
Notizbuch . . . . .	387, 438, 582	Volksvergifter . . . . .	457
Novelle, die, zur Strafprozeß- ordnung . . . . .	131	Vor der Getreidemonopoldebatte	68
Opfer, die, des Kampfes ums Dasein . . . . .	126	Vor der internationalen Münz- konferenz . . . . .	507
Persius, der Fall . . . . .	533	Waffenstillstand . . . . .	337
Politik und Nationalökonomie . . . . .	613	Währung und Börse . . . . .	434
Produktionskosten, die, der Land- wirtschaft . . . . .	563	Wallfahrt, die, nach Montreux	628
Puppenstand f. Im Puppenstand.		Wettbewerb, unlauterer . . . . .	383
Rätsel, das, des Lebens . . . . .	164	Wie man Bergmann wird . . . . .	41
Raynal: Scandal, der . . . . .	193	Wissenschaft, die, und der Umsturz	197
Rechte, natürliche und politische	55, 109	Wort, ein, fürs alte Gymnasium	230
Rede, eine unbekannte, Bismarcks	593	— — f. a. Dogma, das, vom Klassischen Alterthum.	
Reichstagspranger f. Am Reichs- tagspranger.		Zarthum, das, Deutschland . . . . .	149
Richterlehre . . . . .	214	Zum ersten April 1895 . . . . .	591



Berlin, den 5. Januar 1895.

## Kiferiki!

Zeit ein paar Monaten wird in Paris ein Theaterstück aufgeführt, das als Titel das Kommandowort trägt: Sabre au clair! Wenn man den Inhalt liest, die wirre Geschichte von einem unendlich edlen Offizier, einem nichtswürdigen Banker und einem über alle Begriffe erhabenen Zuchthäusler, dann wundert man sich, daß dieses verstaubte und verfilzte Melodrama der lutetischen Blasirtheit einen Erfolg abtrotzen konnte. Aber mit dem Inhalt hat der Erfolg, der riesige Dimensionen anzunehmen scheint, auch kaum irgend Etwas zu thun; der Inhalt ist hier nur der Vorwand, der eilig zusammengepinzelte Hintergrund, auf dem ein militärisches Spektakelstück sich abspielen kann. Nicht mehr ein ins Blaue gemaltes Soldatenidyll aus der Zeit der drei Muskettiere, mit romantischem Ueberschwang und koketter Zierlichkeit, oder eine lyrische Legende aus den Tagen des kleinen Korporals, — nein: ein echtes, bis ins Winzigste getreues Bild, das Sachverständige für Sachverständige entworfen und sorgfältig ausgeführt haben, ein Soldatenstück aus der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht. Das ganze Kasernenleben wird auf die Bühne gebracht, Alles, was vom Morgengrauen bis zur späten Nacht ein Reiterregiment beschäftigt und amüsirt, und sogar der Stall wird, mit echtem Heu, echtem Wasser und zwölf lebenden Pferden, den Blicken der Gaffer enthüllt. Schon Das ist sehr schön, aber die Haupteffekte bringt erst das Regimentsfest, bei dem sämtliche Fahnen des ruhmreichen Regiments vorgeführt werden, von der Epoche Ludwigs des Vierzehnten

bis auf den heutigen Tag; wenn da, hinter einem berittenen Musikcorps, die letzte Standarte erscheint, dann durchtobt allabendlich eine irre Begeisterung den gefüllten Saal und der Beifallssturm, der von den Galerien herniederweht, will nicht enden. Nur einmal noch erreicht im Verlaufe des Abends die Raserei diesen Höhepunkt: wenn am Schluß der Manöver der russische Militärbevollmächtigte den Toast auf Frankreich ausbringt. Diese Gelegenheiten zu patriotischem Lärm erklären den Erfolg einer Nichtigkeit in acht Bildern. Kluge Beurtheiler, denen das billige Getöse auf die Nerven fiel, haben Ausflüchte gesucht und schließlich gemeint: da in den modernen Staaten, die den Frieden bewahren wollen, der Militarismus ein Organ ohne eigentliche Funktion sei, so müsse daraus ein Unbehagen entstehen, ein patriotischer Blutandrang, dem ein Bretterspektakel die beste und ungefährlichste Linderung schaffe. Die artige Deutung ist nicht ganz richtig und nicht ganz falsch. Das Heer ist, wie wir es in Deutschland wenigstens verstehen, durchaus nicht nur das Instrument des Eroberers oder Vertheidigers und in Friedenszeiten ein überflüssiger und gefährlicher Luxusgegenstand; es ist für uns vielmehr die große Volksschule, die körperlich und geistig die Massen besser und rascher diszipliniert, als irgend eine andere Einrichtung, die wir kennen, es vermöchte. Das Bedürfniß hat sich sein Organ geschaffen, aber dieses Bedürfniß heißt zunächst: Volksdisziplinierung, und dann erst: Landesvertheidigung. Das verkennen die guten Leute, die in Vereinen und auf Kongressen gegen die stehenden Heere so friedlich wettern, und Das verkennen auch die Franzosen, die in der allgemeinen Wehrpflicht nur das Resultat der Niederlage von 1870 sehen, die harte Nothwendigkeit, zu künftigen Siegen sich stark zu machen. Auch in Berlin würde ein geschickt gezimmertes Militärfeststück wahrscheinlich einen großen Erfolg haben; aber der Beifall würde zum allergrößten Theil der Erinnerung an eine Zeit gelten, die den Körper stählte und den Geist an Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnte, an eine Zeit strengen, oft allzu strengen und manchmal leider brutalen Druckes, aber auch bunter, lustiger Streiche, an Tage, wo die Erwerbsgier schwieg und eine fröhliche Kameradschaft junge Männer aus allen Ständen und Klassen verband, — und wohl ganz Wenige nur würden sich im Vorgefühl künftiger Siege berauschen. In Frankreich ist Das ganz anders; da ist das Heer ausschließlich das glänzende Symbol des Sieges und der Beifall, der ihm gespendet wird, bedeutet:

Rache für Sedan, wie er vor achtzig Jahren Rache für Waterloo bedeutete. Deshalb wäre den Franzosen jede Theaterkundgebung für die Armee gern zu gönnen, als ein nothwendiger und nützlicher Ueberlaß, wenn — ja, wenn der patriotische Lärm auf das Bühnenhaus der Porte-Saint-Martin beschränkt bliebe und nicht ins Parlament, in die Presse und auf den offenen Markt hinausgetragen würde, wo nicht nur das Feuer, das Wasser und die Pferde, sondern auch die Leidenschaften und die Empfindlichkeiten echt und lebendig sind.

In den üblichen Rückblicken auf das eben verstrichene Jahr, die jede Erbärmlichkeit, anstatt sie in Nacht und Vergessenheit zu betten, geschäftig noch einmal zur Schau schleppen, begegnet man fast stets der Versicherung, die sogenannte Lage sei friedlicher als jemals zuvor. Solche Versicherungen kosten keinen eigenen Gedanken und summen beim Quartalschluß den Abonnenten in einen süßen, von wüstem Traumschrecken nicht beängstigten Schlummer; leider sind sie nur ganz werthlos, denn die eifrig beschwagte Lage ist keine Konstante, mit der man so ohne Weiteres rechnen kann, sondern ein unaufhörlich wechselndes atmosphärisches Bild, das von einer zur andern Stunde sich ändert. Gewöhnlich stand gerade, wenn die Holzpapierpolitiker die vertrockneten Delzweige hervorsuchten und den Friedensschalmeien bukolische Weisen entlockten, eine Trübung des Wetters sehr nahe bevor. Wir wollen hoffen, daß sie uns diesmal erspart bleibt; aber dem aufmerksamen Beobachter kann die Lage beim Jahreschluß durchaus nicht so sonnig erscheinen wie den Abonnentenfängern. Die Wetterzeichen im Westen sind sehr ernst und eine kluge Mischung von Vorsicht und Entschiedenheit, von Kälte und Kraft, wird nöthig sein, wenn nicht unabsehbare Verwickelungen eintreten sollen.

Während an der Porte-Saint-Martin das Kavalleristenstück bejubelt wurde, versetzte eine Artilleristentragoedie ganz Frankreich in wilde Erregung. Ein jüdischer Offizier, der Artilleriehauptmann Dreyfus, wurde des Landesverrathes beschuldigt; er sollte im Interesse des Deutschen Reiches spionirt, den Deutschen ein für die Mobilmachung wichtiges Aktenstück ausgeliefert haben. Das Verbrechen erschien zunächst unbegreiflich, denn Herr Dreyfus ist ein wohlhabender Mann, die Gewinnsucht konnte ihn nicht zu der Schandthat verleiten haben und ein anderes Motiv war nicht zu entdecken. Da die Sache streng geheim gehalten wurde, wie es in ähnlichen Fällen immer ge-

schieht, kamen ein paar Berichterstatter, die doch irgend Etwas melden wollten, auf den Einfall, den Angeklagten in mehr oder minder durchsichtiger Verhüllung als ein unschuldiges Opfer französischen Aberglaubens hinzustellen, und dieses Geflüster wühlte fort, auch nachdem sieben Offiziere ihren Kameraden des Landesverrathes für schuldig befunden hatten. Diese Haltung war unklug und unanständig. Es liegt nicht der geringste Grund vor, der uns bestimmen könnte, an der Schuld des Herrn Dreyfus zu zweifeln; daß ein Mann aus der Großfinanz einen berühmten Verteidiger findet, ist für seine Unschuld gewiß kein Beweis, denn Advokaten pflegen nicht allzu ängstlich zu zaudern, wenn hunderttausend Francs zu verdienen sind. Jedenfalls fordert die Pflicht der internationalen Höflichkeit, daß gerichtliche Urtheile, die der Ordnung gemäß gefällt worden sind, im Auslande als sachlich richtig anerkannt werden. Die Aeußerung des Zweifels, die auch wir uns in solchen Falle ernstlich verbitten würden, war diesmal aber auch noch besonders unklug, weil der Verurtheilte den Verrath im deutschen Interesse begangen haben soll. Ob Das wahr ist, kann der fern Stehende nicht ermessen; sicher scheint nur, daß die Deutsche Botschaft in Paris mit Dreyfus nichts zu thun gehabt hat. Spionirt wird leider überall, keine Regierung kann sich der Verührung mit diesen schmutzigen Praktiken ganz entziehen, wenn sie vom Gegner nicht überholt werden will, französische Spione sind in Deutschland mehr als einmal abgefaßt worden und keine französische Regierung würde auch nur eine Minute zögern, einen Schuft zu benutzen, der ihr in Deutschland seine schmachlichen Dienste böte. Hat also irgend eine deutsche Behörde den Hauptmann Dreyfus gekauft, dann hat sie nichts Anderes gethan, als was jede andere Behörde, und namentlich jede französische, jeden Tag gern und strupellos thun würde. Und bei ruhiger Geistesverfassung müßte der Zorn sich ausschließlich gegen den Schurken wenden, der um Geld oder sonstigen Vortheil die Heimath den Fremden verkauft.

In Frankreich hielt man sich dabei nicht lange auf. Die Franzosen sind noch weniger als andere Völker zu strenger Selbstkritik geneigt; nur vereinzelte Stimmen mahnten, nach der Panamajafunde, den Enthüllungen über die Revolverpresse und der Fäulnißerscheinung in der Armee, zu ernster Einker; im „Correspondant“, dem reinlichen Monatsblatt der Monarchisten, wurde der Republik eine gründliche Desinfektion aller Betriebe empfohlen und Herr Saint-Genest

trat im Figaro wieder einmal mit Erfolg als mondäner Jeremias auf; die Menge aber ließ sich im Glauben an die eigene Vortrefflichkeit nicht stören und suchte gierig nach Sündenböcken. Zuerst regte sich der Judenhaß. Das mag man bedauern; aber diese Regung war nur zu natürlich, denn an der Schmach und dem Schmutz, von denen Frankreich während der letzten Jahre besleckt worden ist, waren die Söhne Sems mit einem erschreckend hohen Prozentsatz theilhaftig, — vom großen Cornelius Herz bis herab zum kleinen Winkelschreiber, der sich durch das Enthüllen oder Verschweigen von Cocottengeschichten friedsam als Erpresser ernährt, und diese jüdischen Lumpen tragen, nebst ihrer weitverzweigten Versippung, deren mächtigste Häupter nahezu unangreifbar sind, die Schuld daran, daß jetzt wiederum der Haß gegen die Gemeinschaft in hellen Flammen aufschlug; alles humane Gerede gegen den Antisemitismus wird unwirksam bleiben, wenn nicht jeder einzelne Jude durch jaubere Lebensführung zeigt, daß er ein gesundes und nützlichcs Glied am sozialen Körper ist. Diesmal dauerte freilich der heftigste Zorn gegen die Stammesgenossen des Herrn Dreyfus, die in der Presse wichtige Helfer haben, nicht sehr lange, weil der Empörung bald ein breiteres Ventil geöffnet wurde. Nicht der Jude, so hieß es, ist der eigentlich zu fürchtende Feind, sondern der Deutsche. Leider kann man aus der Entfernung nicht deutlich erkennen, welche Kräfte bei dieser behenden Ablenkung thätig waren; das Ergebnis aber war merkwürdig genug. Keiner von den Wortführern konnte auf die Frage, ob zwischen der deutschen Regierung und dem französischen Hauptmann irgend eine Verbindung bestanden hatte, eine knappe und klare Antwort geben, Keiner kann leugnen, daß, wenn sie bestanden hat, damit nur ein Verfahren wiederholt worden ist, das die Franzosen seit Jahrzehnten gegen uns üben; und dennoch nahm die ganze Schaar der Brüllpatrioten das Recht in Anspruch, die Deutschen dreist und pöbelhaft zu beschimpfen, weil ein Franzose zum Schurken geworden war. Die Unverschämtheit der kleinen Blätter von der Art der Patrie sind nicht wiederzugeben; aber auch in den großen Zeitungen fand man feste Ungezogenheiten und der Ton, in dem eine Berichtigung des deutschen Botschafters glossirt wurde, ging über die Grenze des internationalen Anstandes sehr weit hinaus. Alle alten Kindermärchen wurden zum réveillon wieder vorgekramt: Wir sind

verkauft und verrathen, Deutschland hat uns mit einem Spionennetz übersponnen, deutsche Offiziere dienen als Kellner und Hausknechte in unseren Hotels und Kaffeehäusern, um unsere Geheimnisse auszufundschaften, — und so weiter, in unendlichen Variationen. In diese Ausbrüche eines tollen Verfolgungswahnes klang der Beifall hinein, der das Militärmelodrama begleitete, und der taumelige Jubel, der einen gleichgiltigen russischen General begrüßte; die Fabrikanten unserer öffentlichen Meinung aber setzten sich nieder und schrieben in ihre Neujahrsartikel, nie sei die Lage so friedlich wie heute gewesen.

Man brauchte den neuesten Spuk nicht allzu ernst zu nehmen, wenn er eine vereinzelt Erscheinung wäre, vielleicht ein rasch zerflatternder Sylvesterrausch. Die lieben Franzosen, die für die Menschheit so Großes geleistet haben und deren hell schmetternde Weise Niemand in der Polyphonie der Völkerstimmen vermissen möchte, sind nun einmal spukgläubig und werden von Phrasen noch rascher als von den feurigsten Weinen trunken. Jeder Maulheld, von Clovis und Philipp dem Sechsten bis auf Gambetta und Boulanger, hat sie in der Tasche gehabt, wenn er für den prahlerischen Ruf: *gesta Dei per Francos* einen neuen packenden Ausdruck fand. Montaigne, der große Lehrer Galliens, hat vor eitler Ruhmsucht und verstiegenem Nationalismus vergebens immer wieder gewarnt; Maupassant, dem dieser starke Ahnherr eine runde Rente hinterlassen hatte, mußte noch dreihundert Jahre nach den *Essais* sagen: *Chez nous il suffit d'un peu d'esprit pour gouverner. Un bon mot sacre un homme et le fait grand pour la postérité. Le peuple aime ceux qui l'amuse et pardonne à ceux qui le font rire.* Mit dieser geistigen Disposition kann der Nachbar sich schließlich abfinden. Das aber, was wir jetzt erleben, geht denn doch über das bisher bekannte Maß gallischer Räusche erheblich hinaus und kann uns jeden Augenblick mit den allerernstesten Gefahren bedrohen. Die Franzosen haben nach jeder Niederlage getobt; sogar den sträflich milden Frieden von 1815 haben sie wie eine unauslöschliche Schmach empfunden, nicht — wie Treitschke ganz richtig sagt — weil sie Saarbrücken und Landau verloren hatten, sondern weil sie bei *Belle-Alliance* geschlagen worden waren. Damals führte das Geschrei nach Rache für Waterloo zur Revolution von 1830 und später zur Wiederherstellung des Kaiserreiches; jetzt hat der Durst nach Rache für Sedan



zum Taumelrausch von Kronstadt und Toulon geführt und er kann übermorgen vielleicht der Säbeldiktatur die Wege bereiten. Auch diesmal ist nicht der Schmerz über den Verlust der Provinzen der eigentliche Motor; wenn — was natürlich undenkbar ist — das Deutsche Reich auf Elsaß und Lothringen verzichtete, dann wäre auch damit noch nichts Wesentliches gebeßert. Die Niederlage ist nicht verschmerzt; die getrübte gloire, für die jeder Eckensteher erglüht, soll wiederhergestellt werden; Das allein ist das Ziel, und weil es vorläufig noch nicht erreicht werden kann, deshalb wird die napoleonische Legende frisch aufgeputzt und der große Kaiser erlebt die glorreichste Auferstehung, deshalb wird Bona, der den Landsleuten bittere Wahrheiten sagt, beschimpft, deshalb kleidet Coppée sich in die Tracht eines neuen Vêranger, deshalb wird jedes Soldatenstück lärmend beklatscht, deshalb wird aus dem Fall Dreyfus eine geräuschvolle Staatsaktion gemacht. Es ist nicht abzusehen, was die vernünftigste Mehrheit der Franzosen sich bei Alledem denken mag; selbst ein siegreicher Rachekrieg würde doch kein Definitivum schaffen; die Deutschen, die gezeigt haben, daß sie Niederlagen gelassen und ruhig ertragen können, würden nicht rasten und ruhen, bis sie den ursprünglich deutschen Besitz zurückgewonnen hätten, — und alle europäischen Länder haben heute mit inneren Schwierigkeiten genug zu thun, um nicht leichtfertig das nationale Dasein auf ein frebles Spiel zu setzen. Aber die Geschichte Frankreichs hat nie die Vernunft bestimmt; die ganz überwältigende Mehrheit aller Franzosen, auch der klügsten, ist von der Sehnsucht nach der Revanche jetzt hypnotisirt und keine Regierung wird das Vosschlagen hindern können, sobald sich in Frankreich die zuversichtliche Hoffnung auf einen Sieg verbreitet hat. Warum? Die Gründe sind nur im Volkstemperament zu finden. Als Theodor von Bernhardi 1823 in Paris war, schrieb er in sein Tagebuch: „Die Franzosen halten sich an die Worte, die groß klingen, ohne weiter zu untersuchen, ob sich auch dabei Etwas denken läßt. Es braucht nur patrie, citoyen und besonders grandeur dans les revers zu heißen, da klatschen sie wie besessen. Mehr als einmal sind mir dabei Verse eingefallen, die zwar alt, aber schlagend witzig sind:

„Le cocq français, c'est le cocq de la gloire,

Toujours chanter, c'est la grande vertu,

Il chante fort, s'il gagne la victoire,

Plus fort encore, — quand il est bien battu.“

Die Behandlung eines solchen Volkstemperamentes ist nicht ganz leicht, sie ist für den verhassten Gegner sogar sehr schwer und diese Schwierigkeit wird noch vermehrt, wenn von der anderen Seite ein anderes Temperament zu wirken beginnt. Diese Wirkung haben wir erlebt und sie erklärt erst die neuesten Vorgänge. Der Deutsche Kaiser ist von der Ansicht ausgegangen, er könne den Groll der Franzosen durch Liebenswürdigkeiten beschwichtigen. Diese Ansicht entsprang gewiß einer edlen Regung, aber die Ereignisse haben bewiesen, daß sie psychologisch falsch ist. Die Liebenswürdigkeiten wurden nicht nur nicht erwidert, sie stachelten auch den gallischen Hochmuth zu dreifester Tollheit auf; von der pariser Reise der Kaiserin Friedrich bis zu der Beileidskundgebung an die Wittve des elenden Vessèps: nichts als Enttäuschungen. Der Kaiser ist ein Mensch und kann menschlich irren; das Volk aber, das durch jedes öffentliche Hervortreten seines Repräsentanten mit engagirt wird, muß die Sicherheit haben, daß erfahrene und furchtlose Politiker den Kaiser informiren und berathen. Der Zug mit der Leiche Ferdinands Vessèps wurde durch Seitenstraßen geführt; die französische Regierung, die Akademie und die Ehrenlegion blieben der Ceremonie fern; wenn nun die Menge, die Hunderttausende, die der ruchlose Spekulant um Hab und Gut gebracht hat, vor der Deutschen Botschaft eine Böbel demonstration verübt hätte? Das wäre der Krieg gewesen. Noch ist solches Unglück uns erspart geblieben. Aber die Stimmung, für die der Fall Dreyfus nur ein Symptom ist, zeigt deutlich, daß künftig die äußerste Vorsicht geboten sein muß. Die Franzosen sehen in jedem liebenswürdigen Entgegenkommen nur ein Zeichen der Schwäche, sie glauben dann den ersehnten Moment näher gerückt, wo das Deutsche Reich morsch zu werden beginnt, und der gallische Hahn plustert sich auf und kräht sein Kikeriki nur noch lauter und frecher hinaus in die Welt. Wir brauchen uns durch dieses Krähen in unserer Ruhe nicht stören zu lassen, so lange wir uns um die Vorgänge jenseits der Vogesen nicht bekümmern und gelassen den Tag erwarten, wo ein friedliches Zusammenleben der beiden Völker möglich sein wird. Eine übertriebene Milde aber und eine freundliche Beslissenheit kann nur Unheil stiften. Wenn die deutsche Regierung die kühle Gleichgiltigkeit weiter bewahrt hätte, die zur Zeit Bismarcks unser Verhältniß zu Frankreich bestimmte, dann wäre es in Paris ganz sicher nicht bis zu dem allerneuesten Erdreisten gekommen.

Und wenn die zuletzt ertappten französischen Espione heute noch, wie das Gesetz es wollte, in Glas säßen, dann würden die Herren an der Seine sich wohl mehr als einmal überlegt haben, ehe sie über den angeblich deutschen Spion ihr schrilles Gefreißche erhoben.

\* \* \*

Vor fünfundsechzig Jahren wurde in Paris auch ein Soldatenstück mit großem Erfolg aufgeführt. Es hieß: La cocarde tricolore und seine wirksamste Figur war ein bramarbasirender Rekrut, der die lächerlichsten Phrasen von Vaterlandsiebe und Revanchebedürfniß im Munde führte. Der Mann hatte von dem Helden volksthümlicher Zeichnungen, die den Bonapartismus verhöhnien sollten, den Namen Chauvin entlehnt und er wurde bald ein Liebling der lachlustigen Pariser. Heute ist Herr Chauvin gar nicht mehr lächerlich; heute ist er ein Hero, vor dessen Größe Jeder willig das Knie beugt. Heute heißt die Loosung: Sabre au clair! Wenn es nur bei harmloser Manöververgnügnlichkeit bleibt, kann die Sache uns gleichgiltig sein. Auch der eifrigste Hahn kommt am Ende zur Ruhe, wenn er sich heißer gekräht hat. Nur muß man sich nicht allzu viel mit ihm beschäftigen, sonst fühlt er sich gleich als ein großes Thier, spreizt und bläht sich und schmettert so laut und so lange sein Kikeriki, bis der Nachbar, der ihn ganz gern leiden mag, der Nothwendigkeit nicht mehr ausweichen kann, den Ruhestörer zum Schweigen zu bringen.



## Die Umsturzvorlage.

Gehrter Herr Harben,

Sie wünschen meine Meinung über die sogenannte „Umsturzvorlage“ zu hören. Ich leiste Ihrem Wunsche Folge, nicht eben gern, denn ich bin stets lieber Vertheidiger als Ankläger gewesen. Außerdem ist die ganze Frage in der Tagespresse so ausgiebig behandelt worden, daß kaum mehr übrig bleibt als eine dürftige Nachlese. Immerhin mag es die Wichtigkeit der Frage entschuldigen, wenn ich versuche, die Gründe gegen den Entwurf eines Gesetzes, betreffend Aenderungen und Ergänzungen des Strafgesetzbuches, des Militärstrafgesetzbuches und des Gesetzes über die Presse, hier noch einmal kurz zusammen zu fassen.

Abgesehen von allen juristischen Einzelheiten, ist schon der Grundgedanke wenig ansprechend. Unter dem Schein einer Aenderung des gemeinen Rechts soll das Sozialistengesetz neu aufgelegt werden. Freilich unter Verzicht auf viele — namentlich polizeiliche — Maßregeln, dafür aber mit dem Vorzuge der Anwendbarkeit auch auf andere politische Gegner der Regierung.

Man hat wohl ironisch gefragt, ob denn die Sozialdemokraten zugeständen, daß sie allein im Deutschen Reich Mord und Brand predigten, sonst könnten sie sich doch nicht besonders getroffen fühlen. Durch den Wortlaut des Gesetzes allerdings nicht, wohl aber durch seinen Inhalt. Gerichtet ist es, wie die Motive bekunden, gegen Alle, welche „die Bevölkerung durch böswillige Herabwürdigungen der wichtigsten gesellschaftlichen Institutionen, durch Aufstachelung gegen die staatliche Gewalt, durch die Verbreitung grundloser, die Mißachtung der Staatsordnung fördernder Beunruhigungen in ihrer Auffassung von der Aufgabe des Staates und von der Bedeutung unserer Kultur geradezu vergiften.“ In der That, die Sozialdemokraten müßten blind und taub sein, um darin nicht das Bild zu sehen, das man Jahre lang von ihnen entworfen hat, um nicht die Melodie zu hören, die stets vom Regierungstische gegen sie erklingt. Hinzu kommt, daß auch aus anderen Stellen der Motive hervorgeht — es soll zur Beruhigung über den Umfang der Anwendung bedenklicher Bestimmungen dienen —, wie sehr der ganze Entwurf die „Umsturtendenzen“ vor Allem ins Auge faßt. Die Sozialdemokraten sind ja einstweilen wirklich die einzige Partei, die offen Umgestaltung aller staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse auf ihre Fahne geschrieben hat.

Aus der Umgestaltung wird leicht ein Umsturz, Das weiß Jeder, der den Entwicklungsgang politischer Parteien überhaupt, nicht etwa nur der Sozialdemokraten, kennt. Verfassungsfragen sind Machtfragen, sie werden gewaltsam gelöst, sobald sich eine Partei stark genug dazu fühlt. So haben es die bürgerlichen Parteien gehalten und die heutige Generation, deren ganzes Staatsleben aus solchem mehr oder minder gewaltsamen Dingen hervorgegangen ist, wird die Wahrscheinlichkeit einer sozialen Revolution zu unterschätzen die geringste Veranlassung haben. Daß sie furchtbarer würde als alle vorausgegangenen, bezweifelt kein Einseitiger. Wer deshalb ihr angebliches Ziel für ein utopisches hält, Der muß die Bekämpfung sozialdemokratischen Machtgewinnes für eine der wichtigsten Kulturaufgaben des Staates halten. Nicht darüber besteht ein Zweifel, wohl aber darüber, ob Strafgesetze wirklich die geeigneten Waffen in diesem Kampfe sind. Wer die Erfahrungen recht würdigt, die wir mit dem Sozialistengesetz gemacht haben, wird Dies verneinen müssen. Zwölf Jahre lang wurde der Kampf geführt mit gesetzlichen und polizeilichen Befugnissen, die das Maß des heute Geforderten weit überstiegen, und am Ende war der Gegner mächtiger als je zuvor. Nie sind ruchlose Brandschriften und verleumdende Verhöhnungen gieriger verschlungen worden als in dem Jahrzehnt, in dem eigentlich jede sozialistische Äußerung strafbar war. Hunderte von Schriften wurden verboten, trotzdem gingen sie von Hand zu Hand und fanden ein größeres und aufmerksameres Publikum, als wenn sie in jedem Buchladen frei hätten ausliegen können. Schaaren von sozialistischen Agitatoren wurden von Haus und Herd getrieben. Im Auslande tönte die Stimme der „Märtyrer“ um so lauter, um so treuer hingen die Genossen ihnen an. So lange die Führer ihre Existenz einsetzten, so lange hatten sie den Einfluß, der heute zu versagen beginnt, wo die Agitation ein Geschäft geworden ist, das viel mehr einträgt, als der hart arbeitenden Masse genehm erscheint. Es kann keinem aufmerksamen Beobachter entgangen sein, wie Recht Bebel hat, wenn er klagt, daß eine große Partei darum noch nicht eine zur Aktion fähigere ist. Die Klage ist allgemein: neun Zehntel der „Genossen“ sind nicht wirklich „gefinnungstüchtig“. Es handelt sich bei ihnen von jeher um die allernächsten materiellen Interessen; wer sie rückhaltlos vertritt, Dem folgen sie, einstweilen wenigstens, an die Wahlurne. Die sozialistische Staats- und Gesellschaftstheorie ist ihnen gleichgiltig. Staatsfeinde sind sie nur, so lange man sie als solche behandelt, so lange eine erfolgreiche Wahrnehmung ihrer Interessen auf dem Boden unserer Staats- und Gesellschaftsordnung unmöglich erscheint. Den besten Beweis dafür liefert die augenblickliche Spaltung der Partei. Der eine — und nicht der schwächste — Flügel schickt sich mit Rücksicht auf die große Masse der Wähler an, auf den Boden des bestehenden Staatslebens zu treten. Einstweilen noch unter Verbeu-

gungen gegen die orthodoxe Doktrin, darum aber doch in nicht zu verkennender thatsächlicher Abwendung von ihr. Vollzieht sich diese Abwendung weiter, so kann von einer sozialdemokratischen Gefahr nicht mehr die Rede sein, denn eine für ihre Interessen kämpfende Partei von Handarbeitern ist gerade so berechtigt wie jede andere; vielleicht mehr, denn hier ist manches Versäumte nachzuholen. Das hat die deutsche Gesetzgebung thatsächlich längst anerkannt. Von Berufenen und Unberufenen wird Sozialpolitik nach allen Richtungen hin getrieben. Daß sich Manches wird ändern müssen, steht schon heute fest. Aber die nothwendigen Aenderungen können sich friedlich vollziehen, weil doch nur Wenige noch Lust haben, alles Bestehende, schon weil es besteht, gegen jede Umgestaltung auch mit Gewalt zu vertheidigen. Wie groß und welcher Art die Aenderungen sein werden, Das kann Niemand vorausfagen; nur so viel ist zweifellos, daß es augenblicklich keine Institution giebt, die als schlecht hin berechtigt und unwandelbar über jede Diskussion erhaben gilt. Kritik üben Alle, Aenderungen verlangen Viele, an gewaltsamen Umsturz denken sehr Wenige. Das beste Mittel, deren Zahl zu vermehren und zu neuem Einflusse gelangen zu lassen, wäre Anwendung von Gewaltmaßregeln gegen Alle, die einstweilen nur die Freiheit verlangen, auf gesetzlichem Wege ihre Ansprüche zu wahren.

Immerhin muß, auch abgesehen von aller augenblicklichen Gefahr, jede bestehende Ordnung ihren gewaltsamen Umsturz bekämpfen und den Versuch bestrafen. An Mitteln dazu fehlt es im heutigen Strafrechte nicht. Wer es unternimmt, die Verfassung des Deutschen Reiches oder eines Bundesstaates gewaltsam zu ändern, wird wegen Hochverrathes mit lebenslänglichem Zuchthaus (oder Festungshaft) bestraft. (§ 81 St. G. B.) Die bloße Verabredung Mehrerer zur Ausführung eines hochverräterischen Unternehmens wird mit Zuchthaus (oder Festungshaft) nicht unter 5 Jahren bestraft. (§ 83 St. G. B.) Die öffentliche Aufforderung zu einem hochverräterischen Unternehmen wird mit Zuchthaus (oder Festungshaft) bis zu 10 Jahren bestraft. (§ 85 St. G. B.) Jede andere, ein hochverräterisches Unternehmen vorbereitende Handlung mit Zuchthaus (oder Festungshaft) bis zu 3 Jahren. (§ 86 St. G. B.) Dabei versteht es sich von selbst, daß unter „Verfassung“ im Sinne des § 81 nicht der Inhalt der Verfassungsurkunde allein, sondern die ganzen staatlichen Grundeinrichtungen gemeint sind, die ganze bestehende Staatsordnung. Auch mittelbare Angriffe auf sie sind keineswegs straflos. Abgesehen von den Bestimmungen über Majestätbeleidigung, deren Verschärfung nur byzantinisch empfindende Seelen wirklich für nothwendig oder wünschenswerth halten können, ist auch heute schon die öffentliche Aufforderung zum Ungehorsam gegen Gesetze und rechtsgiltige Anordnungen der Obrigkeit (§ 110 St. G. B.) oder zur Begehung von strafbaren Handlungen

(§ 111 St. G. B.) mit Strafe bedroht. Sind nun Verschärfungen und Erweiterungen dieser Bestimmungen nöthig geworden? Die Motive bringen außer einigen allgemeinen Redewendungen kein Beweismaterial und auch der Regierungvertreter hat in seiner allgemeinen Begründung des Entwurfes im Reichstage bei Auswahl des Beweismaterials keine glückliche Hand gehabt. Was er anführte, ist zum größten Theil auch heute schon strafbar, Einiges wäre selbst nach dem Entwurfe nicht zu verfolgen, in anderen Fällen müßte die Strafwürdigkeit Vielen zweifelhaft bleiben. Und doch hätte es schlagender Beispiele bedurft, um so mehr, als gerade in der letzten Zeit die harten Verurtheilungen, z. B. der berliner Anarchisten, gezeigt haben, daß die Obrigkeit wirklichen Umsturzbestrebungen durchaus nicht machtlos gegenüber steht.

Nur in einzelnen Paragraphen des Entwurfes ist ausdrücklich die Rede von „Bestrebungen, die auf den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staatsordnung gerichtet sind.“ Die Unbestimmtheit dieses Ausdruckes läßt ihn als sehr bedenklich erscheinen. Er soll sich offenbar nicht auf die unmittelbare Vorbereitung revolutionärer Bewegungen beziehen. Einmal kann von einer solchen Gefahr im Augenblicke ernstlich nicht die Rede sein, andererseits würde dafür § 83 St. G. B. vollkommen ausreichen. In anderem Sinne kann er aber nur gegen politische Bestrebungen gerichtet sein, von denen der Richter annimmt, daß sie als letztes Ziel auf den gewaltsamen Umsturz hinarbeiten. Daß eine solche Tendenz ausgesprochen werde, ist dann nicht erforderlich; es genügt, wenn der Richter die Ueberzeugung von ihrem Vorhandensein gewinnt. Dabei wird schließlich Alles von den allgemeinen politischen Anschauungen des Richters abhängen. Es kommt nicht mehr auf den Thatbestand des einzelnen Falles, sondern lediglich darauf an, welche Pläne der Richter dem Angeklagten, vielleicht erst für eine ferne Zukunft, im Augenblicke zutraut. Das geht weit über alles zulässige Maß hinaus und wird dadurch nicht besser, daß für eine absehbare Zeit wahrscheinlich besonders die Sozialdemokraten unter einem solchen Gesetze zu leiden haben würden. Was sie auch über die Gestaltung der Zukunft denken mögen, — so lange sie sich auch nicht des entfernten Versuches des Hochverrathes schuldig machen, muß für den Richter ihre revolutionäre Gesinnung als solche bedeutungslos sein. Glaubt man, sie wegen dieser Gesinnung verfolgen zu dürfen, so wäre es eines Gesetzesgebers würdiger, Das geradeheraus zu sagen, statt es mit einem durchsichtigen Schleier schüchtern verhüllen zu wollen. Zudem ist die Erreichung des eigentlichen Zweckes doch recht unsicher, da keineswegs alle Richter davon überzeugt sein werden, daß gewaltsamer Umsturz ein erkennbares Ziel sozialdemokratischer Bestrebungen sei. Andererseits könnten unliebsame Ueberwachungen entstehen, wenn einmal ein Staatsanwalt auf den Gedanken käme, daß Aufforderungen zu einem Staatsstreich auch in das Gebiet umstürz-

lerischer Tendenzen gehören. Die Gefahr mag nicht groß sein, — eine Festigung des Staatsgedankens ist es aber sicher nicht, wenn sich die Meinung verbreitet, daß in politicis wenigstens Frau Justitia verschiedenes Maß und Gewicht führt.

Immerhin gehören gerade die Paragraphen, in denen die Umsturzbestrebungen als Thatbestandsmerkmale vorkommen, zu den am Wenigsten bedenklichen. Daß im § 112 den Soldaten die Militär- und Marinebeamten gleichgestellt werden und deshalb von Angehörigen des deutschen Heeres oder der kaiserlichen Marine, statt von Personen des Soldatenstandes, die Rede ist, mag als berechtigte Forderung gelten, eben so die gleiche Behandlung der Personen des Beurlobtenstandes und der Angehörigen des Landsturms. Selbst die Strafbarkeit der Verleitung einer aktiven Militärperson zur Theiligung an umstürzlerischen Bestrebungen ist nicht unberechtigt. Der Soldat soll, so lange er unter der Fahne steht, der Politik fern bleiben; ihn in politische Verbindungen irgend einer Art verwickeln, heißt, ihn zu einer Pflichtverletzung verführen wollen. Eine weit härtere Strafe ist am Plage, wenn der Thäter die Absicht hatte, dadurch ein bestimmtes revolutionäres Verbrechen zu fördern. Unumgänglich ist nur, daß die unmittelbare Beziehung auf einen gewaltsamen Umsturzversuch im Gesetze zum Ausdruck gelangt. Im jetzt vorliegenden Entwurfe fehlt diese Beziehung, obwohl, wie aus den Motiven hervorzugehen scheint, die Bestimmung in diesem engeren Sinne verstanden werden soll.

Ob § 129a nothwendig ist, mag dahingestellt bleiben. Niemand wird ein besonderes Interesse daran haben, eine Verbindung mit ausgesprochen verbrecherischen Zwecken dem Strafrichter zu entziehen, gleichviel ob die Theilnehmer auf den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staatsordnung hinwirken wollen oder nicht. Der unangenehme politische Beigeschmack liegt lediglich in diesem Zusätze. Ohne ihn enthält die Vorschrift einen gesunden gesetzgeberischen Gedanken, wenn auch die angedrohte Strafe (Zuchthaus) vielleicht zu hart gegriffen ist.

Im § 126 ist die bisherige Beschränkung auf gemeingefährliche Verbrechen aufgehoben worden. Ich halte Das für ganz richtig, denn jedes Verbrechen ist eine gemeingefährliche Handlung und es ist wirklich nicht einzusehen, warum der öffentliche Friede geschützt werden soll gegen Androhungen z. B. von Brandstiftungen und nicht von Mord oder Raub. Ueber eine Erhöhung des bisherigen Strafmaßes (1 Jahr Gefängniß) läßt sich jedenfalls reden, obwohl ein dringendes Bedürfnis nicht vorliegt, um so weniger, als § 126 nach Ausweis der Statistik von Jahr zu Jahr weniger zur Anwendung gekommen ist. Verwerflich aber ist es in jedem Falle, die vorgeschlagene Straferhöhung (Zuchthaus bis zu 5 Jahren und Polizeiaufsicht) an das Vor-



handensein einer revolutionären Absicht zu knüpfen. Zunächst wird dadurch der Charakter der Straftat des sogenannten Landzwanges verändert, denn die Störung des öffentlichen Friedens wird durch die Absicht des Hüters nicht größer, namentlich da nach der Fassung des Gesetzes diese Absicht den Bedrohten gar nicht bekannt geworden zu sein braucht. Ferner, und Das ist das weitaus Wichtigere, erhält die Vorschrift dadurch den Stempel des Ausnahmegesetzes in einer Prägung, die an Schärfe nichts zu wünschen übrig läßt. Denn praktisch heißt der neue Zusatz doch nur: der gewöhnliche Verbrecher kommt ins Gefängniß, der Anarchist und Sozialist aber ins Zuchthaus. Warum diese Hervorkehrung des politischen Standpunktes, wenn eine einfache Erhöhung des Strafmaßes ganz den selben Zweck erreicht?

Weit gefährlicher aber sind die Paragraphen, in denen der Kampf gegen Umsturz Tendenzen in den Gedanken des Gesetzgebers, aber nicht in den Worten des Gesetzes lebendig ist. Immer hat dabei, man sieht es am Deutlichsten in den Motiven des Entwurfes, dem Gesetzgeber der wüste sozialistische oder anarchistische Agitator mit Wort oder Schrift vorgeschwebt. Die Gesetzesworte aber treffen nicht ihn allein, sondern legen Fesseln für Jeden, der nicht auf freie Aeußerung seiner Meinung zu verzichten vorzieht.

§ 111 a bestimmt, daß bestraft werden soll (mit Geldstrafe bis 600 Mk. oder Gefängniß bis zu einem Jahr bei Vergehen, mit Gefängniß bis zu 3 Jahren bei Verbrechen), wer öffentlich ein Verbrechen oder die Vergehen des Widerstandes gegen die Staatsgewalt, des gewalttamen Hausfriedensbruches, des Landfriedensbruches, der Nöthigung, des Diebstahls, der Erpressung, der Beschädigung öffentlicher Bauwerke, Telegraphenanlagen und Wasserbauten anpreiße oder als erlaubt darstelle. Nun wird schwerlich Jemand rechtswidrige Handlungen als solche anpreisen oder als erlaubt darstellen. Er wird vielmehr behaupten, daß dem scheinbaren Verbrechen im einzelnen Falle das eigentlich verbrecherische Element: die Rechtswidrigkeit, gefehlt habe. Jeder Jurist weiß, daß es kaum einen verbrecherischen Thatbestand giebt, dessen Verwirklichung unter allen Umständen ein Verbrechen wäre. Fast überall können Gründe vorliegen, die im einzelnen Falle die Rechtswidrigkeit ausschließen. Im Strafgesetzbuch stehen diese Gründe bei Weitem nicht alle und die dort angeführten können in sehr verschiedener Weise ausgelegt werden. Das Selbe gilt von einer Reihe von Strafgesetzen. § 240 St. G. B. z. B. bedroht die widerrechtliche Nöthigung. Es ist nun eine bekannte Streitfrage, ob sich das Wort: widerrechtlich nur auf die Handlung bezieht, zu der genöthigt werden soll, oder auch auf die Nöthigung selbst, ob z. B. ein zur Pfändung Berechtigter mit Waffengewalt drohen darf, um die Pfändung zu ermöglichen. Wer Das in einer wissenschaftlichen Arbeit bejaht, oder wer öffentlich ausspricht, daß ein Diebstahl nur an geldwerthen Sachen möglich

sei, Der riskirt künftighin seine Freiheit, wenn Staatsanwalt und Gericht der entgegen-  
 gefesteten Ansicht huldigen. Nach dem Wortlaut des geplanten § 111 a ist Das  
 zweifellos: es ist eine Handlung für erlaubt erklärt worden, die nach Ansicht des  
 erkennenden Gerichtes eines der ausdrücklich angeführten Vergehen darstellt.  
 Das Risiko mag thatsächlich nicht groß sein; gefährlicher wäre es schon, den  
 Begriff der Nothwehr auch auf Verletzung politischer Rechte durch die Obrig-  
 keit auszudehnen. Was muß aber erst dem Historiker geschehen, der eine  
 Revolution, den gewaltsamen Umsturz einer bestehenden Staatsordnung, als  
 berechtigt darstellt? Die Motive freilich wollen ihn straflos lassen, wenn sie  
 sagen: „Es bedarf kaum der besonderen Hervorhebung, daß die Strafbarkeit  
 der von dem Entwurfe mit Strafe bedrohten Handlung nur dann eintritt,  
 wenn der Thäter in rechtswidriger Absicht gehandelt hat. In dieser Be-  
 ziehung wird vorausgesetzt, daß er bewußtermaßen die gegen das Gesetz ver-  
 stoßenden Handlungen unter Umständen verherrlicht oder entschuldigt hat,  
 welche Andere zu einem auflehnenen Verhalten gegenüber der Staatsgewalt  
 hinzuleiten geeignet sind. Schon die Stellung des § 111 a in dem auf den  
 Widerstand gegen die Staatsgewalt bezüglichen Abschnitt des Strafgeset-  
 zbuches läßt über diesen Sinn der Bestimmung keinen Zweifel. Dieselbe  
 steht sonach wissenschaftlichen Darlegungen und namentlich einer sachlichen  
 Besprechung und Beurtheilung geschichtlicher Vorgänge in keiner Weise entgegen.“  
 Das hätte gar sehr der Hervorhebung bedurft, denn was die Motive ausführen,  
 ist keineswegs eine Folgerung aus dem selbstverständlichen Erforderniß der  
 Rechtswidrigkeit, sondern eine wesentliche Einschränkung des Thatbestandes,  
 von der im Gesetze kein Wort steht. Aber angenommen, Dem wäre so,  
 dann mag der Geschichtsforscher sich ruhig seines Daseins freuen. Wie  
 geht es aber dem armen Dichter, der einen „Volksbefreier“ preist und dessen  
 Verse feurig genug sind, um die Hörer zur Begeisterung hinzureißen und  
 zu dem Vorsatze, im Nothfall es dem Helden des Liedes gleich zu thun?  
 So lange er hübsch „historisch“ bleibt, läßt man ihn wohl im Frieden,  
 aber wenn er „aktuell“ wird, dann sieht ihm der Staatsanwalt schon  
 schärfer auf die Finger. Gewiß, man wird das Gesetz im Allgemeinen  
 schon „vernünftig“ auslegen, d. h. es auf Aeußerungen nicht anwenden,  
 die den herrschenden Anschauungen nicht geradezu widersprechen. Aber  
 ist Das nicht um so schlimmer? Jede Verurtheilung erscheint dann  
 als politischer Akt und wird in weiten Kreisen nicht als Rechtsprechung,  
 sondern als Vergewaltigung empfunden. Um sich nicht lächerlich zu machen,  
 werden die Behörden den Schein der Parteilichkeit auf sich nehmen müssen.  
 Mit Nothwendigkeit müssen sie dazu kommen, darauf zu achten, nicht was  
 gesagt ist, sondern wer es gesagt hat. Strafbar wird nur, wer ohnehin in  
 dem Verdacht steht, Umsturtzendenzen zu huldigen. Heute die Sozialisten,

morgen vielleicht auch andere Parteien, sofern sie nur einer der jedesmaligen Regierung ungenehmen Anschauung huldigen. Und hat eine solche Praxis erst begonnen, dann wird sie so bald eine Grenze nicht finden, denn die Ausdrücke „anpreisen“ und „als erlaubt darstellen“ sind so unbestimmt und dehnbar, daß sie in Verbindung mit der Theorie der Äußerung durch konkludente Handlungen und des eventuellen Vorfases ein schier unabsehbares Anwendungsgebiet finden können. Wie immer in solchen Fällen, wird es vor Allem die Tagespresse sein, über die der Zorn ausgeht. Beschlagnahmen aus § 111a, die ja in Zukunft statthaft sein sollen, werden von der Polizei reichlich verfügt werden, und was der Tagespresse es nützt, wenn der Richter die Bestätigung der Beschlagnahme später auch wirklich versagt, davon braucht man nicht erst zu reden. Unbehelligt bleiben freilich alle Druckerzeugnisse, die sich von vorn herein dem wachsamem Auge der Polizei entziehen wollen. Ihre Entstehung und Verbreitung verhindern zu wollen, — Das kann sich bei der Entwicklung unseres Verkehrslebens die Polizei ernstlich nicht einmal träumen lassen. Die alten bewährten Praktiken aus der Zeit des Sozialistengesetzes werden wieder aufleben und den § 111a zu einem Schläge ins Wasser machen. Es bleibt von ihm wenig mehr als eine Handhabe zu allerlei Chikanen, die zu gewähren nicht den mindesten Zweck hat. Gegen alle staatsgefährliche Agitation, die für Polizei und andere Behörden überhaupt faßbar ist, reicht der § 111 wie bisher so auch in Zukunft vollständig aus.

Aber die Vorsicht des Gesetzgebers geht noch weiter. Nach § 130 Absatz 2 sollen bestraft werden (mit Geldstrafe bis 600 Mark oder mit Gefängniß bis zu 2 Jahren) öffentliche Angriffe auf die Religion, die Monarchie, die Ehe, die Familie oder das Eigenthum, — allerdings nur, wenn sie durch beschimpfende Äußerungen in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise geschehen. Das ist scheinbar eine sehr weit gehende Beschränkung, in Wahrheit bedeutet sie wenig. Der öffentliche Friede ist vielleicht schwer gestört, aber leicht gefährdet. Es gehört dazu die Gefährdung des der Bevölkerung innewohnenden Bewußtseins der Rechtsicherheit. Der ganze Begriff paßt zu dem Thatbestande des neuen Absatzes 2 nicht recht. Denn wie man das Bewußtsein der Rechtsicherheit durch Schimpfen auf Familie und Ehe gefährden kann, Das wird wohl schwer zu sagen sein. Es soll, wie die Motive sagen, der öffentliche Friede im Sinne des friedlichen Zusammenlebens der verschiedenen Bevölkerungskreise geschützt werden. Das friedliche Zusammenleben ist nun wohl schon dann gefährdet, wenn sich aus einer der erwähnten beschimpfenden Äußerungen auch nur für die Zukunft eine solche Störung möglicher Weise erwarten läßt. Wenigstens entspricht eine solche Auffassung vollkommen der Auslegung, die das Reichsgericht dem bisherigen § 130 hat angedeihen lassen. Wie es zu verstehen

ist, Das sagen die Motive deutlich, indem sie die beschimpfenden Aeußerungen durchweg als nicht minder gefährliches Gegenstück zur Aufreizung zum Klassenhaß behandeln. Und sie werden wohl diesmal den richtigen Fingerzeig für die Praxis geben, da eine andere Auffassung sachlich kaum möglich ist. Immer aber bleibt doch noch übrig, daß nicht jeder Angriff strafbar sein soll, sondern nur die beschimpfenden Aeußerungen. Die richterliche Praxis aber ist allmählich mehr und mehr dahin gekommen, in jedem Ausdruck der Geringschätzung oder gar Mißachtung eine Beschimpfung zu finden. Was nützt es da, wenn die Motive, anscheinend ohne besondere Freudigkeit, zugeben, daß man eine Kritik nicht verbieten könne, so lange sie nicht agitatorische Zwecke verfolge und sich von Schmähungen fern halte? Hat nicht jede Wahrheit agitatorische Kraft und jedes Aussprechen der Wahrheit agitatorischen Zweck? Und ist es nicht eine Schmähung, wenn man Einrichtungen für werthlos, ja für verderblich erklärt, die heute den Meisten heilig erscheinen? Eine Verkümmernng wissenschaftlicher Forschungs- und Lehrfreiheit ist die nothwendige Folge eines solchen Gesetzes. Sie ist es um so mehr, als gerade in der ernsthaften wissenschaftlichen Kritik die wirkliche Gefahr für alles Bestehende steckt, was ihr nicht Etich halten kann. Erst wenn es gelingen sollte, den wissenschaftlichen Nachweis zu führen, daß die herrschenden Anschauungen über die Bedürfnisse des menschlichen Zusammenlebens unrichtig sind, erst dann wären die Grundlagen der heutigen Staats- und Gesellschaftordnung ernstlich erschüttert. Einstweilen ruhen sie noch sicher in der allgemeinen Ueberzeugung von ihrem Werth und agitatorisches Schimpfen vermag ihnen wenig anzuhaben. Weit gefährlicher ist vorschnelle Popularisirung angeblicher Resultate wissenschaftlicher Forschung, auch wenn sie (oder vielmehr erst recht, wenn sie) in würdiger Form erscheint. Babels „Frau“ hat unendlich mehr agitatorisch gewirkt als eine Serie schimpfender Artikel in der „Freiheit.“ Und doch kann man solche Veröffentlichungen nur mit den gleichen Waffen und nicht mit Verboten und Strafen bekämpfen, wenn man nicht für die verfolgte Idee erst recht Begeisterung erwecken will. Bequem ist freilich die Politik der kleinen Mittel, aber sie ist nutzlos und höchstens dazu gut, dem Aerger über letzte Gegnerschaft eine kleine Genugthuung zu bereiten. Und selbst Das ist gefährlich, denn alle solche Strafgesetze erscheinen zum Mindesten als ein Bekenntniß der Schwäche, auch wenn sie es nicht sind. Was ist ein Bau werth, dessen Grundlagen einen derben Stoß nicht zu ertragen vermögen? Wie lange sollen sie noch halten, wenn das Schimpfen sie stürzen kann? Und wer vermag es denn zu hindern, daß mit hundertfacher Bitterkeit von Mund zu Munde geht, was öffentlich verschwiegen werden muß? Die Heimlichkeit erhöht den Reiz, und das Bewußtsein der Gefahr steigert den Nachdruck des heimlichen Wortes.

Vom öffentlichen Markte, wo auch der Widerspruch laut wird und Wiederhall findet, drängt man die Propaganda in das Geheimniß von Konventikeln, die sich vor jedem Gegner ängstlich verschließen.

Schon einmal (im Jahre 1875) hat der Reichstag ähnliche Vorschläge fast einstimmig abgelehnt. Sonderbarer Weise soll daraus heute die Nothwendigkeit der Annahme folgen. Gehe doch der neue Entwurf nicht entfernt so weit wie jener frühere. Das ist nur zum Theil richtig. Im Jahre 1875 sollte jeder schriftliche oder mündliche öffentliche Angriff auf die Institute der Ehe, der Familie und des Eigenthums strafbar sein, wenn er den öffentlichen Frieden gefährdete. Jetzt muß die Beschimpfung hinzukommen, dafür ist der Strafschuss auf Monarchie und Religion ausgedehnt und der Zusatz „Institute“ weggefallen. Das Wort war gebraucht, „um zum Ausdruck zu bringen, daß die Angriffe nicht gegen die Gestaltungen, welche die Ehe, die Familie und das Eigenthum in der Rechtsentwicklung erhalten haben, sondern gegen diese selbst als die Grundlage aller sittlichen und rechtlichen Ordnung gerichtet sein müssen.“ Die Annahme liegt nahe, daß die Weglassung den Sinn haben soll, die in den Motiven des früheren Entwurfes ausgesprochene Beschränkung zu beseitigen. Der Unterschied kann im einzelnen Falle sehr erheblich sein. Die Forderung z. B. der Verstaatlichung von Grund und Boden oder gar aller Arbeitsmittel richtet sich nicht gegen das Eigenthum als solches, sondern nur gegen seine heutige Form. Man kann überzeugter Monarchist sein und doch für einen wirklich konstitutionellen Staat schwärmen, und mancher Bekämpfer protestantischer oder ultramontaner Orthodoxie wird den Vorwurf, ein Feind der Religion zu sein, mit Entzückung von sich weisen. Soll nun wirklich alles Bestehende sorgsam vor der Zugluft einer aufrichtigen, aber in der Form ungeschlachten Kritik geschützt werden? Muß man bei jedem freien Worte ängstlich sich fragen, ob man nicht mit beschimpfenden Aeußerungen den öffentlichen Frieden gefährdet? So enge Schranken wollen wohl auch manchen Nichtsozialisten schwer erträglich scheinen. Und der wirkliche Gewinn für die Erhaltung der staatlichen Ordnung wird auch hier gleich Null sein, während die Gefahr einer mehr oder minder chikanösen Handhabung des Gesetzes ungemein groß ist. Um sich freiwillig eine solche Ruthe zu binden, muß man schon sehr vertrauensfelig sein.

Einen Schlag gegen die auffällige Presse soll endlich § 131 ermöglichen. Bisher wurde nur die böswillige Behauptung erdichteter oder entstellter Thatfachen bestraft, jetzt soll straffällig sein, nicht nur, wer die Unrichtigkeit kennt, sondern auch, wer sie den Umständen nach annehmen muß. Es soll damit „dem Treiben untergeordneter Presseorgane, welche sich kein Gewissen daraus machen, durch kritiklose Veröffentlichungen das allgemeine Urtheil irre zu führen, eine wohlthätige Schranke gezogen werden.“ Wer sich

gedrungen fühlt, staatliche Einrichtungen durch seine Mittheilungen verächtlich zu machen, soll diese Mittheilungen erst auf ihre thatsächliche Wichtigkeit prüfen. Das scheint zunächst gewiß keine unbillige Forderung, denn Staatseinrichtungen und Anordnungen der Obrigkeit sollen geachtet und nicht verächtlich gemacht werden. Wenn nur nicht schon jede herbe Kritik als eine Verächtlichmachung betrachtet würde und wenn es nur irgend eine Stelle gäbe, wo sich ein Redakteur von der Wahrheit der ihm zugegangenen Mittheilungen überzeugen könnte. Es kommt freilich Alles auf die Auslegung an. Ist sie der Presse wohlwollend, so bleibt Alles so ungefähr beim Alten, anderenfalls genügt zur Verurtheilung, daß eine für eine Behörde eben nicht schmeichelhafte Behauptung nicht erweislich wahr ist. Seine heutige Fassung hat der § 131 bei der Berathung des Strafgesetzbuches erst im Reichstage erhalten. Gegen die Regierungsvorlage, die einfach die Verbreitung erdichteter oder entstellter Thatsachen unter Strafe stellte, wurden die schwersten Bedenken erhoben. Erst die Beschränkung auf nachweisliche mala fides ließ ihn annehmbar erscheinen und auch in dieser Form hat sich der größte Theil der nationalliberalen Partei in namentlicher Abstimmung gegen ihn erklärt. Im Jahre 1875 fand ein Versuch, die ehemalige Regierungsvorlage wiederherzustellen, den Beifall des Reichstages nicht. Auch heute liegt ein Grund zur Aenderung des Gesetzes nicht vor. Nach wie vor wird praktisch der Nachdruck nicht auf der Erdichtung, sondern auf der Entstellung ruhen, also auf einem Umstande, der ungemein schwer festzustellen ist. Ob Jemand die Entstellung hätte kennen müssen, Das wird meist schwer zu entscheiden sein. Jedenfalls kann der allgemeinen politischen Ueberzeugung bei dem Urtheil leicht ein größeres Gewicht zufallen, als im Interesse der Gerechtigkeit wünschenswerth scheint. Wer voller Zutrauen an die unfehlbare Weisheit der Behörden glaubt, wird das „wissen müssen“ anders beurtheilen als Jemand, der von der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen überzeugt ist.

So ist das ganze Gesetz seinen leitenden Grundgedanken nach gefährlich, die Mehrzahl seiner Bestimmungen würde ihren eigentlichen Zweck verfehlen und weit über ihn hinaus verderblich wirken. Auch die unbedenklichen Aenderungen sind nicht dringend. Grundsätzliche Ablehnung erscheint deshalb als die Lösung, mit der der gedeihlichen Entwicklung unserer sozialen Verhältnisse am Meisten gedient ist.

Marburg i. H.

Professor Dr. Karl von Lilienthal.



## Die Verstaatlichung der Irrenanstalten.

Vor einigen Monaten erschien in dieser Zeitschrift ein Aufsatz von mir über Privatirrenanstalten.\*) Ich zeigte darin, daß das gegenwärtige Irrenwesen große Bedenken darbietet, und zwar besonders deshalb, weil die Besitzer der Anstalten nicht als Ärzte, sondern als Kapitalisten zu betrachten sind, die ein materielles Interesse daran haben, daß der Internirte möglichst lange in der Anstalt bleibe; ferner wies ich darauf hin, daß die Revisionen der Privatirrenanstalten höchst mangelhaft seien. Das Hauptbedenken ist für mich der Umstand, daß in den Privatirrenanstalten ein Prinzip zur Anwendung kommt, für das wir ein Analogon nirgends besitzen. Während bei Gerichten z. B., trotz dem Amtseid, jeder Richter als befangen abgelehnt werden kann, der am Ausgange des Prozesses ein materielles Interesse hat, liegt bei Privatirrenanstalten die Entscheidung über die Freiheitberaubung zum größten Theil bei Dem, der durch sie Geld verdient. Während man es bei Juristen als ganz selbstverständlich betrachtet, daß der genannte Ablehnungsgrund besteht, sind unsere Irrenanstaltsbesitzer unangenehm berührt, wenn man dieses Bedenken gegen das Irrenwesen offen ausspricht. Ich wußte, daß ich mit meinen Ausführungen in ein Wespennest stach, und so leid es mir thut, wenn einige Irrenanstaltsbesitzer dadurch unangenehme Stunden hatten, so muß ich doch persönliche Rücksichten hier wegfällen lassen, da die Sache zu wichtig ist. Die gegen mich wegen meines Aufsatzes gerichteten Angriffe sind so kindlich, daß es eigentlich gar nicht lohnt, darauf einzugehen. Was soll man dazu sagen, daß mein Aufsatz mir den Vorwurf der Unkollegialität zuzog? Dieser Vorwurf ist schon deshalb unbegründet, weil ich nicht das Wollen der Ärzte in den Irrenanstalten angriff, sondern das materielle Interesse der Irrenanstaltsbesitzer betonte.

Eine Reihe weiterer Angriffe kann ich ganz kurz übergehen. Einer der Irrenanstaltsbesitzer, der sich von mir angegriffen fühlte, glaubte, durch private Schmähungen Das ersetzen zu müssen, was an Gründen fehlte. Der Mann, den ich hier im Sinne habe, ist identisch mit jenem Professor der Psychiatrie, der das Kunststück fertig brachte, Männer für geisteskrank zu erklären, die Charcot kritiziren, obwohl er selbst wenige Monate vorher Dies gethan hatte. Da übrigens dieser Mann selbst eine Privatirrenanstalt besitzt, ist er an der Sache materiell viel zu sehr interessiert, als daß ich ihn als objektiven Beurtheiler ansehen könnte. Daß man sagen würde, ich verstünde

\*) S. „Zukunft“ vom 23. Juni 1894.

von der ganzen Psychiatrie nichts, Das hatte ich vorher angenommen. Es kommt für die Kranken in den Anstalten gar nicht darauf an, ob ich Etwas davon verstehe, sondern darauf, ob die ärztlichen Leiter der Privatirrenanstalten Etwas von der Irrenheilkunde verstehen, und dieser Beweis ist von vielen dieser Leiter noch nicht erbracht worden.

Alle Angriffe auf mich lassen sich auf die eine Ursache zurückführen, die einer unserer ersten Kliniker mir gegenüber hervorhob. Die Wuth der Herren Privatirrenanstaltsbesitzer gegen mich, so meinte er, sei erklärlich, weil alle meine Behauptungen richtig seien und gegen keine etwas Ernstes gesagt werden könne. Auch habe ich, wie ich hinzufüge, so viele Zustimmungen zu meinen Ausführungen erhalten, wie ich gar nicht erwartet hatte, und zwar sowohl von Juristen wie von Medicinern, darunter von Professoren innerhalb und außerhalb Berlins, und aus vielen anderen Berufskreisen. Ein mir befreundeter Kollege meinte allerdings, es sei nicht nöthig gewesen, daß ich die Gefahren der Privatirrenanstalten hervorhob, da deren gegenwärtige bedenklichen Zustände öffentliches Geheimniß seien.

Legen wir uns einmal die Frage vor, ob gegen die Gefahren, die mit unseren Privatirrenanstalten verbunden sind, nichts geschehen kann. Das radikalste Mittel, das Interesse der Privatirrenanstaltsbesitzer auszuschließen und dadurch der Hauptgefahr vorzubeugen, wäre, die privaten Anstalten zu verbieten, und zwar nicht etwa nur die Errichtung von neuen Anstalten zu untersagen, sondern die alten durch ein Gesetz aufzuheben und nur staatliche Anstalten zu gestatten. Es ist nicht einzusehen, weshalb Das bei einigem guten Willen nicht möglich sein sollte. Die Hauptgefahr, die die Privatirrenanstalt bietet, fällt bei den öffentlichen fort, nämlich das materielle Interesse, das der Anstaltsbesitzer daran hat, den Kranken möglichst lange, auch wenn es nicht mehr nöthig ist, in der Anstalt zu behalten. Da nun der Besitzer der Anstalt oft gleichzeitig leitender Arzt ist, so ergibt sich hieraus, daß sein Urtheil über die Entlassung des Internirten sehr leicht durch das Interesse beeinflusst wird, das er als Besitzer der Anstalt hat. Man könnte hiergegen den Einwurf machen, daß die Sache anders läge, wenn der Besitzer nicht gleichzeitig die Anstalt leitet, sondern einen Arzt als Direktor anstellt. Aber selbst auf die Gefahr hin, wieder für unkollegial zu gelten, muß ich behaupten, daß die Gefahren der Privatirrenanstalten dadurch nicht vermindert würden. Die Stellung eines solchen in der Privatirrenanstalt angestellten Arztes ist durchaus verschieden von der Stellung irgend eines andern frei praktizirenden Arztes. Der Erste ist abhängig von einer Person, und wenn das Verhalten des ärztlichen Leiters dem Besitzer nicht paßt, so kann es leicht vorkommen, daß der Direktor — gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen — sehr schnell zum Direktor a. T. begrabirt wird. Offenbar ist



Dies eine Gefahr für die Unabhängigkeit seines Wirkens. Es ist bereits vorgeschlagen worden, man solle den Kontrakt zwischen dem Irrenanstaltsbesitzer und dem ärztlichen Leiter, ehe man die Anstalt konzessionirt, der Behörde vorlegen. Indessen kann dadurch nicht viel geändert werden; denn das Recht der Entlassung wird dem Besizer nicht verwehrt werden dürfen, und Gründe sind so wohlfeil, daß sie sich immer finden lassen. Auf diese Abhängigkeit des leitenden Arztes von dem Kapitalisten möchte ich besonders hinweisen. Sie ist um so größer, als der ärztliche Leiter der Anstalt befürchten muß, durch eine Entlassung brotlos zu werden. Seine frühere Thätigkeit ist eine solche, daß er bei freier Ausübung seiner Praxis keine guten Aussichten hat; eine Stellung als ärztlicher Direktor einer anderen Anstalt erhält er aber nicht leicht, wenn der Besizer glaubt, daß der Arzt sein — d. h. des Besizers — Interesse vernachlässigt. Allen diesen Gefahren würde man bei einer Verstaatlichung der Anstalten entgehen.

Nun wird behauptet, daß wegen des Komforts Privatirrenanstalten für besser situirte Leute nothwendig seien. Dies ist nicht richtig, wie schon daraus hervorgeht, daß es öffentliche Irrenanstalten mit genügendem Komfort giebt, in denen heute schon wohlhabende Leute bei erhöhten Preisen Aufnahme finden. Ich erwähne nur die Anstalt Reubus in Schlesien, über die ich in jeder Beziehung Gutes gehört habe.

Es wird ferner eingewendet, daß Patienten, die sehr hohe Pensionen zahlen, aus öffentlichen Irrenanstalten auszuschließen seien, weil die Behandlung der großen Zahl von minder gut Situirten darunter leide: die Aerzte beschäftigten sich zu sehr mit den wenigen reichen Patienten und vernachlässigten die Armen. Ein Psychiater meinte sogar, man solle den Irrenanstaltsdirektor nicht zum Hotelier werden lassen, indem man die Personen, die hohe Pensionen zahlen, in den öffentlichen Anstalten ließe. Sobald heute Gründe für das Bestehen der Privatirrenanstalten genannt werden, werden gewöhnlich auch jene hervorragenden Aerzte angeführt, die für die Errichtung privater Anstalten hauptsächlich deshalb eintreten, weil sie im Interesse der unbemittelten Patienten eine Trennung der Reichen und Armen wünschten. Dieser Hauptgrund ist aber gerade gegenwärtig, z. B. in Berlin, gegenstandslos geworden. Wenn es eine Hauptabsicht bei der Errichtung von Privatirrenanstalten war, Wohlhabende in diese zu bringen und sie von den Unbemittelten in den öffentlichen Anstalten zu trennen, dann müßte doch eine solche Scheidung auch in den Privatirrenanstalten stattfinden. Das ist aber nicht der Fall; denn in unseren Privatirrenanstalten bei Berlin werden Bemittelte und Unbemittelte gleichzeitig aufgenommen. So finden wir z. B., daß in der einen Anstalt nach der Mittheilung eines bekannten Irrenarztes 90 Bemittelte und außerdem 150 Kommunalfranke Aufnahme finden können;

da ist eine zweite, in die 150 Kommunalfranke und 151 Privatfranke aufgenommen werden können. Nehulich liegt die Sache bei anderen Anstalten. Man sieht also, daß in den Privatirrenanstalten bei Berlin gerade so, wie es früher in öffentlichen geschah, Kommunalfranke und besser Situirte sich gleichzeitig befinden. Würde man Denen glauben, die der Ansicht sind, daß unter solchen Umständen die Behandlung der unbemittelten Kranken leide, so müßten wir den Schluß ziehen, daß die Behandlung der Kommunalfranken in den Privatirrenanstalten bei Berlin mangelhaft sei, da deren Aerzte sich zu sehr mit wohlhabenden Patienten beschäftigten. Unsere Privatirrenanstalten nehmen die Kommunalfranken nicht etwa nur aus Nächstenliebe auf, nein, sie bitten darum, Kommunalfranke zu erhalten, um ihre eigene Irrenanstalt rentabler zu machen. Denn wenn auch der einzelne Patient nicht viel bringt, so macht es eben die Masse. Dies zeigt z. B. der Umstand, daß einige Privatirrenanstalten in neuerer Zeit — von einer weiß ich es ganz genau — einen bedeutenden Rückgang der Verzinsung zum großen Theil erlitten haben, weil eine neue öffentliche Irrenanstalt, Herzberge bei Berlin, errichtet wurde. Nach deren Eröffnung wurden die Kommunalfranken zum größten Theil den Privatirrenanstalten entzogen. So lange wir nur die Anstalt in Dalldorf hatten, mußten viele Kommunalfranke in Privatirrenanstalten verpflegt werden, weil Dalldorf überfüllt war. Nach der Errichtung der Anstalt Herzberge wurden Kommunalfranke den Privatirrenanstalten entzogen und nach Herzberge gebracht. Uebrigens können die Privatirrenanstalten, die dadurch Verluste erlitten haben, darauf rechnen, daß sie bald wieder größere Mengen von Kommunalfranken erhalten werden, da die Anstalt Herzberge auch bereits überfüllt ist. Es wäre schon aus diesem Grunde dringend zu wünschen, daß die Stadt Berlin möglichst bald ihrer Pflicht nachkommt und ein neues, großes, städtisches Irrenhaus errichtet, für das ein dringendes Bedürfniß vorliegt.

Die Furcht vor der Bureaucratie in den öffentlichen Anstalten wäre als Motiv für das Bestehen privater Irrenanstalten jedenfalls nicht berechtigt. Die Annahme z. B., der bureaukratische Geist unserer Beamten könnte den Besuch von Verwandten bei Kranken in öffentlichen Anstalten erschweren, während Dies in Privatirrenanstalten erleichtert sei, ist hinfällig. Allerdings wird es nothwendig sein, daß die Aerzte öffentlicher Irrenanstalten nicht pedantische Beamtennaturen, sondern Menschen seien; aber daran ist doch zum Glück unter den Aerzten kein Mangel und man wird solche Männer immer finden. Engelmann, der über das bayerische Irrenwesen kürzlich einen Vortrag veröffentlichte und der darin auch besonders für die Beaufsichtigung der Privatirrenanstalten eintrat, hebt mit Recht hervor, daß die größten Wohlthäter der Geisteskranken gerade Irrenärzte gewesen seien. Geistliche von der Art Derer, die mit Beten und einer Art Teufelaustreibung den

armen Irren bessern wollen, weil sie die Geisteskrankheit für eine Folge der Sünde betrachten, haben jedenfalls die Ketten der Geisteskranken nicht gesprengt; eben so wie früher giebt es auch heute unter den Irrenärzten humane Naturen, denen alles Bureaukratische verhaßt ist. Männer, wie der verstorbene Westphal, der gleich ausgezeichnet war durch wissenschaftliche Arbeiten wie durch Bescheidenheit, Gewissenhaftigkeit und Güte seines Charakters, wird man freilich nicht leicht finden. Wenn aber die jüngeren Psychiater sehen werden, daß es bei der Besetzung der Stellen nicht auf Schnelligkeit, sondern in erster Linie auf Humanität und Charakter ankommt, dann brauchen wir wegen dieses Punktes keine Sorge zu haben.

Daß gerade das Bureaukratische in Privatirrenanstalten besteht und daß das sogenannte Unheimliche des Abgeschlossenseins der Anstalten gerade bei ihnen sich zuweilen zeigt, weiß ich von verschiedenen Seiten. Von einer bestimmten Irrenanstalt bei Berlin ist mir von mehreren Personen übereinstimmend gesagt worden, daß es dort mit den größten Schwierigkeiten verknüpft sei, einmal einen lieben Verwandten, den man hingebracht hat, zu sehen; es sei so schwierig wie die Erlangung einer Audienz bei einem Minister oder beim Kaiser; man müsse lange warten und man hätte fast den Eindruck, daß der Betreffende erst „herausgeputzt“ werde, um sich menschenwürdig zu zeigen. Daß durch solches Verhalten das Mißtrauen gegen Privatirrenanstalten noch mehr genährt wird, ist sicher. Jedenfalls wird man größere Schwierigkeiten als in dieser Privatanstalt auch in öffentlichen nicht finden. In der That wird mir im Gegensatz zu dieser angedeuteten Privatanstalt gerade wieder über eine öffentliche Anstalt berichtet, in der man den Angehörigen gar keine Schwierigkeiten macht, wenn sie einen unglücklichen Verwandten zu sehen wünschen. Ich glaube auch, daß die Humanität der Gesinnung viel eher bei denen gefunden werden wird, die durch Festhalten von Kranken keine materiellen Vortheile haben. Andererseits wird aber die Humanität des Besitzers einer Privatirrenanstalt auf eine schwere Probe gestellt, wenn für ihn der Patient eine Rente bildet, die die Verzinsung seiner Anstalt in ihm willkommener Weise vermehrt; daß Dies bei Privatirrenanstalten der Fall ist, wird Keiner ernstlich beweiseln. Eben so erwähne ich nochmals, daß in Anstalten, deren ärztlicher Leiter vom Besitzer angestellt ist, jener so sehr von diesem abhängt, daß Beide das selbe Interesse haben.

Die Gefahr, daß die Anstalten, — und besonders der Verkehr der Angehörigen mit den Kranken — zu sehr bureaukratisch würden, wenn sämtliche Anstalten verstaatlicht würden, liegt also, wie wir sehen, nicht vor, und jedenfalls nicht in höherem Grade als heute bei Privatanstalten, die durch Vorauszahlung für mehrere Wochen — wie es selbst in Pensionaten für Gesunde nicht geschieht — und durch Kündigungsfristen das unbequeme Hineinreden der Angehö-

rigen, wenn diesen die Anstalt nicht paßt, möglichst verhindern. Daß für einen ganzen Monat vorausbezahlt und rechtzeitig gekündigt werden muß, ist in der That ein Mittel, die Entfernung des Kranken aus der Anstalt zu verhindern. Paßt einmal den Angehörigen irgend Etwas nicht, so wird es diesen, wenn sie nicht übermäßig reich sind, nicht leicht, die Kranken aus der Anstalt zu nehmen, für die sie schon bezahlt haben. Nach einigen Wochen aber haben sich meistens die Angehörigen über Unzuträglichkeiten in der Anstalt wieder beruhigt und sie lassen dann den Kranken wieder ruhig dort; oder, wie es in einem mir bekannten Falle kürzlich vorgekommen ist, es tritt unterdessen eine so bedenkliche Verschlimmerung des körperlichen Befindens des Kranken ein, daß ein Transport mit Gefahr verknüpft ist. Der Verkehr zwischen Kranken und Angehörigen ist nach meinen Informationen in öffentlichen Anstalten heute leichter als in privaten; diese wollen den Verkehr möglichst beschränken und man schiebt dafür mitunter das Interesse der Gesundheit vor, während, wie ich und Andere vermuthen, die Anstaltsbesitzer möglichst wenig kontrollirt sein wollen. Wir wissen, daß viele Geisteskranke in öffentlichen Anstalten zu Vorlesungen benutzt werden und wir werden doch schon daraus schließen müssen, daß die vollkommene Absperrung nicht immer nöthig ist. Ja, die vollkommene Abschließung ist oft schädlicher als das freie Herumlaufenlassen der Kranken. Wir verlangen, daß eine vollkommene Absperrung nicht einfach von dem Urtheil eines Privatmannes, dem der Kranke vollkommen ausgeliefert wird, abhängt. Nicht nur die Gefahr der Internirung, sondern auch die Gefahr, daß dem Kranken ganz ungerechtfertigt jede Verbindung mit der Außenwelt entzogen wird, besteht bei Privatirrenanstalten in weit höherem Grade als bei öffentlichen.

Die Gefahr der Bureaucratisirung könnte, wenn man die Anstalten decentralisirt, im Pavillonssystem baut und genug Aerzte anstellt, vollkommen beseitigt werden. Es ist durchaus nicht nöthig, daß ein ärztlicher Direktor die Behandlung von vielen hundert Kranken nach dem Centralisationsprinzip leite; es könnte vielmehr für die einzelnen Unterabtheilungen auch in öffentlichen Irrenanstalten eine gewisse Unabhängigkeit geschaffen werden. Dann wäre auch nicht die Gefahr vorhanden, daß bei gleichzeitiger Aufnahme von Armen und Reichen in eine öffentliche Irrenanstalt jene vernachlässigt werden.

Wenn wir nur staatliche Irrenanstalten hätten, dann würden wir auch die Möglichkeit besitzen, überall hervorragende ärztliche Leiter an der Spitze zu sehen. Woher kommt es, daß wir als Besitzer und Leiter von chirurgischen Privatkliniken, von Privatkliniken für Hautkrankheiten, für Frauenkrankheiten u. s. w., größtentheils Männer finden, die vor der Errichtung ihrer Anstalt ihre spezialistische Tüchtigkeit bereits bewiesen haben? Vergleichen wir hiermit die Privatirrenanstalten, so finden wir hier als leitende Aerzte — und zwar

speziell da, wo Besitzer und Leiter eine Person ist — mitunter gerade Männer, die ihr irrenärztliches Können vorher nirgends bewiesen haben und deren psychiatrische Vorbildung ein ungelöstes Räthsel ist. Woher kommt dieser Unterschied? Die Lösung ist einfach: es sind eben geschäftliche Vortheile, die auch nicht spezialistisch Ausgebildete anlocken, eben weil die Kontrolle über das Wirken des Arztes in den privaten Irrenanstalten fehlt. Es fehlt die Kontrolle durch die Patienten selbst; denn diesen würde man doch nicht glauben, sie sind ja geisteskrank; es fehlt aber auch, was sehr wichtig ist, die Kontrolle durch die Angehörigen der Internirten, während die Beaufsichtigung durch die Behörden heute so minimal ist, daß man in einem Kulturstaat darüber nur staunen kann und es bedauern muß, daß Leute einfach eingesperrt und der Willkür eines Privatmannes, der fast gar keine Kontrolle zu fürchten hat, preisgegeben werden. Die heutige Kontrolle durch die Behörden ist für uns keine Garantie gegen eine mißbräuchliche Einsperrung und Absperrung.

Leider werden Angriffe auf Privatirrenanstalten oft als Angriffe auf die Psychiatrie überhaupt aufgefaßt; mit großer Schlaubeit wissen einige Besitzer von Privatirrenanstalten den Psychiatern zu suggeriren, daß die Psychiatrie und die Wissenschaft in Gefahr sei, wenn Jemand seine Bedenken gegen die Privatirrenanstalten äußert. Daher kommt es, daß irrtümlicher Weise selbst Direktoren von öffentlichen Irrenanstalten sich für angegriffen halten, wenn man sich gegen Privatirrenanstalten wendet. Die Direktoren öffentlicher Irrenanstalten würden aber besser thun, wahrheitgemäß zu erklären, daß sie von den Angriffen gegen die Privatirrenanstalten überhaupt nicht berührt werden. Wenn trotzdem auch gegen öffentliche Irrenanstalten Angriffe erhoben werden, so sind diese Angriffe anderer Art, die mit denen gegen Privatirrenanstalten gar nichts zu thun haben. Der Direktor einer öffentlichen Irrenanstalt hat eine ganz andere Stellung als der Besitzer einer Privatirrenanstalt. Der Direktor einer öffentlichen Irrenanstalt ist ein Beamter, der kein Interesse daran hat, daß der Patient möglichst lange in der Anstalt bleibe; er hat kein Interesse daran, den Angehörigen durch gute Worte zuzureden, den Kranken noch recht lange in der Anstalt zu lassen; er hat auch kein Interesse daran, durch kostspielige Weine und ähnliche Dinge den Aufenthalt des Kranken zu vertheuern. Wohl aber haben ein solches Interesse die Privatirrenanstaltsbesitzer. Es würde zur Klärung der Frage wesentlich beitragen, wenn Direktoren öffentlicher Irrenanstalten, die ja selbst zum Theil Gegner der Privatirrenanstalten sind, sich nicht angegriffen fühlten, wenn man die Bedenken gegen Privatirrenanstalten auseinandersetzt.

Eben so bedauerlich ist es, wenn manche Ärzte ihr Interesse mit dem der Privatirrenanstaltsbesitzer identifiziren. Man sehe sich doch nur in der Gewerbeordnung um, auf welcher Stufe da die Privatirrenanstaltsbesitzer ge-

nannt sind. Sie sind nicht mit den Aerzten zusammen erwähnt, weil sie einen zwar ehrenhaften, aber durchaus anderen Beruf haben. Sie stehen in § 49 der Gewerbeordnung auf einer Stufe mit den Unternehmern von Privat-entbindungsanstalten, wie sie zahlreiche Hebammen besitzen, mit Schauspiel-unternehmern, Gastwirthen u. s. w. Wenn die Aerzte sich für solidarisch mit den Privatirrenanstaltbesitzern erklären, dann werden sie sich nicht wundern können, wenn das Publikum die Angriffe, die mit vollem Rechte gegen die privaten Irrenanstalten gerichtet werden, gleichzeitig auf die Aerzte ausdehnt. Die Aerzte thäten besser, sich nicht von den Inhabern der Privatirrenanstalten dazu benutzen zu lassen, deren Interessen zu vertheidigen, die rein geschäftlicher Natur sind und mit dem sonstigen ärztlichen Wirken nicht das Geringste zu thun haben.

Einer der hervorragendsten Aerzte aus dem Anfang unseres Jahrhunderts, Reil, schrieb: „Tollhäuser müssen öffentliche Anstalten sein und unter der speziellen Aufsicht des Staates stehen, welcher der Obervormund aller Unmündigen, also auch der Verrückten, sein muß. Fehlerhaft sind also alle Privattollhäuser, wie man sie in England hatte. Sie sind keiner allgemeinen Kontrolle fähig, der öffentlichen Sicherheit gefährlich und die Tummelplätze des Betruges, der Intrigue und Barbarei. Wir sind Fälle bekannt, daß selbst in öffentlichen Tollhäusern unter uns Menschen eingesperrt gewesen sind, die nicht verrückt waren. Wie viel leichter ist Dies in Privatanstalten möglich, wo die Aufnahme ohne öffentliche Autorität geschieht und der Inhaber keine Visitation und keine Verantwortlichkeit zu fürchten hat. Wie leicht kommen hier Tugend, Unschuld oder Dummheit zwischen Bosheit und Habsucht ins Gedränge! Wie leicht können Bösewichter ihre Eltern, Weiber, Kinder und Geschwister für einen verabredeten Preis zeitweilig einkerkeren lassen, wenn sie durch ihre Entfernung aus der menschlichen Gesellschaft einen Vortheil, Erbschaften u. s. w. zu erwarten haben! Man hat Beispiele, daß die Kerkermeister dieser Anstalten bei einer bewerkstelligten Visitation die Verurtheilten so lange bei Seite geschafft haben, damit sie den Beschauern von ihrer Lage keine Vorstellung machen konnten. Dieserwegen dürfen also keine Privattollhäuser, bei welchen die Sicherheit des Vermögens, der Freiheit und des Lebens der Bürger gefährdet ist, vom Staate geduldet werden.“

Wie immer man über diesen schweren Angriff Reils gegen die Privatirrenanstalten denken mag, die Gefahren dieser Institute können nicht länger geleugnet werden, und je früher der Staat mit ihnen aufräumt, desto besser wird er für die Rechtsicherheit der Geisteskranken sorgen.

Dr. Albert Moll.



## Der Anarchismus in Deutschland.

**W**arum nennen sich die Gegenwartverächter und Rebellen, die Menschenfreunde und Zukunftschwärmer, die sich als Anarchisten bezeichnen und zu denen ich mich rechne, mit diesem Namen? Warum sind die Aufklärer, die eine neue Organisation des Menschengesistes und der Menschengesellschaft vorbereiten wollen, in innigster Verbindung mit der radikalsten Gruppe des im rückichtslosen Klassenkampf stehenden Proletariates? Welchen Charakter hat der Anarchismus in Deutschland? Vor Allem: hat er nothwendiger Weise einen rein proletarischen Charakter und wird er ihn wohl behalten? Diese Fragen hauptsächlich habe ich mir vorgenommen, hier zu beantworten. Nicht, um Propaganda für den Anarchismus zu machen; der Herausgeber und der Leserkreis der „Zukunft“, die auf anderem Boden stehen, haben das unzweifelhafte Recht, sich Das zu verbitten, und ich selbst fühle mich nicht berufen, weder den unerwünschten Eindringling zu spielen noch Kufukseier zu legen. Meine Absicht ist lediglich, falsche Vorstellungen zu beseitigen und ein richtiges Bild von den Ideen der deutschen Anarchisten — oder doch eines großen Theiles dieser Anarchisten — zu geben.

Die bewußte, gewollte, zweckmäßige Gestaltung des eigenen und des Geschiedes kleinerer oder größerer Gemeinschaften ist ein Hauptmerkmal des Kulturmenschen. Diese Wirksamkeit charakterisirt sich als ein Kampf des Menschen einmal gegen die ihn beugenden und unterdrückenden Naturgewalten, dann auch gegen die aus irgend welchem Grunde hindernden Eigenschaften, Handlungen und Unterlassungen anderer Menschen. Die bisherige Geschichte des Menschengeschlechtes ist zusammengefaßt aus den unzählbaren Einzelheiten einer unbewußten, dumpfen, naturnothwendigen Entwicklung, für die sich genau eben so wie für den gesammten Bereich der übrigen Naturerscheinungen Zusammenfassungen, sogenannte Naturgesetze, abstrahiren und konstruiren lassen, und aus den bewußten Einwirkungen der Einzelnen oder der Korporationen, deren Resultat freilich oft keineswegs mit der ursprünglichen Absicht übereinstimmte. Kein Zweifel, daß sich auch hier wieder die Fülle der Erscheinungen sondern und in verschiedene Gewahrsame einschachteln läßt; also auch für die Erscheinungen des Wollens und der motivirten Handlungen lassen sich, wenn auch weniger untrüglich, Gesetze aufstellen.

Ich behaupte nun: die Kulturmenscheit ist an dem Punkte angelangt, wo es ihr gelingen kann, die hier zuerst erwähnten sogenannten Naturgesetze, deren Zustandekommen aus dem allmählichen Zusammenhäufen vieler kleinen Zufälligkeiten sie durchschaut hat, zu überwinden. Der Mensch ist dahin gekommen, frei und selbständig aus eigener Kraft sich ein eigenes Leben schaffen zu können. Der Kampf gegen die feindlichen Naturgewalten hat nicht aufgehört und kann nicht aufhören; wohl aber wird er jetzt mit Bewußtsein geführt, gegen den einzigen Feind, der des Menschen Gang zu höherem Glücksgefühl aufhält.

Bisher waren es zwei innig verbundene Faktoren, die das Menschengeschlecht auf diesem Wege nach oben behindert haben: erstens die Unbewußtheit, Dumpsfheit und geistige Beschränktheit der großen Massen, im Gegensatz zu einer geringen Zahl, obwohl ein Unterschied in der natürlichen Veranlagung der beiden Theile nicht besteht; wohl giebt es von Natur Dumme und Kluge, Schwache

und Kräftige; aber zu behaupten, in der zurückgebliebenen Masse seien die Dummen und Schwachen, bei den wenigen Bevorzugten die Klugen und Starke, wird keinem Ehrlichen einfallen. Und zweitens ist das Menschengeschlecht niedergehalten worden dadurch, daß nicht verbündete Menschen den Kampf gegen die feindliche Natur geführt haben, sondern daß von Urbeginn an die Menschen die Menschen bekämpften und unterdrückten; und zwar war es im großen Ganzen die kleine Zahl der Privilegirten, die mit allen physischen und geistigen Mitteln, unter Benützung freilich gerade von großen Theilen der bloßen Masse, eben diese Masse geknebelt und unterdrückt hat, — bis auf den heutigen Tag.

Der Anarchismus nun hat keine andere Aufgabe als die: es zu erreichen, daß der Kampf des Menschen gegen den Menschen, möge er welche Gestalt immer haben, aufhöre, auf daß die Menschheit sich emporringen und auf daß im Verbande des Menschengeschlechtes jeder Einzelne die Position einnehmen kann, die er kraft seiner natürlichen Anlage sich herzustellen vermag.

Homo homini lupus — der Mensch Menschenfresser — Das war in der That die Devise der bisherigen Menschengeschichte, einschließlich der 1800 Jahre, die vergangen sind seit den Worten Jesu: Liebe Deinen Nächsten als Dich selbst. Keine solche Forderung eines vorausgesetzten Gottes, kein unerbittliches Moralgebot will der Anarchismus, der jeden Zwang verpönt, aufstellen; er ruft nur, nachdem er die Erscheinungen der Geschichte und die Hilfsmittel der Technik geprüft und wieder geprüft hat: Vereint Euch, wo Ihr Alle gemeinsame Interessen habt, wo es gilt, in hartem täglichen Kampfe der Natur Eure Bedürfnisse abzurufen; und wo Ihr getrennte Wege wandelt, überlaßt jeden Einzelnen sich selbst und seinem Gutdünken; und gegen das schädigende Uebergreifen des Einzelnen schützt Euch wiederum durch Zusammenschluß Derer, die das Gemeinsame zusammenführt, durch Interessenverbände der mannichfaltigsten Art. Aber laßt nie den Verband den einzelnen Verbündeten über den Kopf wachsen! Die Das wollen, nennen sich demnach mit Grund Anarchisten, Anhänger der Herrschaftlosigkeit, da sie alle Gewalt verabscheuen, die die großen Massen der Menschen von den Quellen der Kultur, des Genusses und der Selbstbestimmung abhält.

Wir verwerfen vor Allem die zum Theil in ihrer Art kolossalen Gebilde, die mit dem blendenden Stempel der Autorität gezeichnet und zur willenlosen Verehrung aufgestellt sind. So namentlich die festen, auf geschichtlichem Grunde ruhenden Organisationen, in die der Mensch hineingeboren wird und denen er sich zu fügen hat, mag er sie für vernünftig und zuträglich halten oder nicht. Vor Allem die staatliche Zwangsorganisation, der gegenüber der Geborene im Laufe seines Lebens nur die Wahl hat, sich ihr zu fügen, aus dem einzigen Grunde, weil seine Vorfahren und seine Zeitgenossen sich ihr fügten, oder sich gewaltsam von der Erde und ihrem Leben zu scheiden; denn kaum ein Plätzchen auf der weiten Menschenwelt giebt es mehr, auf das nicht der Staat seine gebietende Hand gelegt hätte. Die Macht der Kirche, so ungeheuer sie noch ist, ist doch thatsächlich bereits im Zerbröckeln; in weiten Gebieten ist es dem Menschen, wenn auch nur mit Schwierigkeit, bereits möglich, sich ihr zu entziehen. Der Staat, so wahr er auf dem selben Grunde beruht wie seine Schwester, die Kirche, auf dem blinden Autoritätsglauben der Massen, wird eben so sicher einst zerfallen wie die religiösen Organisationen, weil das wahre Heil



der Menschengeschlechter nicht der Zwang und die geistige Bevormundung, und wäre es selbst der Zwang Wohlmeinender, sondern nur die Freiheit bringen kann.

Hauptsächlich auf der knechtenden Staatsorganisation, daneben aber auch auf der blinden Verehrung, die die Masse von jeher dem Althergebrachten und Ueberlieferten, vor Allem dem Familienmäßigen und Patriarchalischen, gewidmet hat, beruht die unterdrückende Organisation der privilegierten Privateigenthümer. Keine Tradition der Welt, und wäre sie Jahrhunderttausende alt, kann für uns Anarchisten den Brauch heiligen, daß wenige Menschen das Recht in Anspruch nehmen, Erde zu besitzen und Erzeugnisse der Erde, nicht von ihnen erzeugt, den arbeitsamen Mitmenschen vorzuenthalten. Keine Macht und kein Vorurtheil der Welt wird nach der Ueberzeugung der Anarchisten die Beraubten und Entblößten davon abhalten, Das ihr Eigen zu nennen, was dem Letzten und Erbärmlichsten gebührt: Boden zum Stehen, zum Gehen, zum Ruhen und zum Arbeiten. Wer, fußend auf ererbten „Rechten“ und Gewahrsamen (und oft vergitterten Gewahrsamen) und auf dem Gelbfacke sitzend, ungeheuren Massen von Menschen, die mit den selben Anlagen und Bedürfnissen ausgestattet sind wie er, die Bedingungen vorschreiben kann, unter denen sie sich das Nothwendigste, um ihre und ihrer Lieben Blöße zu decken, erarbeiten dürfen, Der verbannt seine angenehme Lebenslage einzig und allein der niederdrückenden Organisation des — gegen den „inneren Feind“ — Gewehr bei Fuß stehenden Staates und der stumpfen Geduld und Bedürfnislosigkeit der Massen.

Die Anarchisten behaupten noch nicht einmal, daß die Mehrheit der unterdrückten Proletarier heute ihre Lage und das Unrecht, das man ihnen thut, empfindet. Es ist auch vielleicht bei Vielen unter uns durchaus nicht das rechte Wort, wenn man sagt, daß das Mitleid und die Liebe ihre Triebfeder sei. Bei mir wenigstens ist es vor Allem der Ekel über die Menschheit, die mich umgibt, der Jorn über die Bequemlichkeit der Privilegirten, die es aushalten, ihr Glück auf die Trümmer verunglückter Existenzen und verkümmerten Wesen gebaut zu sehen, und der nicht geringere Jorn auf die Herabgekommenheit der Unterdrückten, die, als sie aus dem Mutterleibe kamen, jenen Erhabenen oft gleichen wie ein Ei dem anderen und die am Ende ihres erbärmlichen Lebens kaum so viel in heißer Arbeit erworben haben, daß die paar Knochen, die sie als die Trümmer uner müßlichen Lebenskampfes hinterlassen, anständig verscharrt werden können.

Dieser Beurtheilung der Gegenwart, ja auch unserem Zukunftsideal des freien Auslebens und der freien Vereinigungen, stimmen sehr Viele unter den Gebildeten, und besonders gerade unter den Gebildeten Deutschlands, bei, die doch sehr weit davon entfernt sind, sich mit uns Anarchisten solidarisch zu fühlen. Dies beruht im Wesentlichen auf zweierlei Gründen: erstens auf der falschen, wenn auch erklärlichen Beurtheilung der sogenannten anarchistischen Partei (es giebt keine anarchistische Partei) und ihrer Taktik (es giebt keine Taktik, die man so allgemein anarchistisch nennen kann); zweitens aber und besonders auf der allgemeinen Verzweiflung und dem Scepticismus, auf dem Glauben, daß nie und nimmer aus der Gegenwart eine solche Zukunft erwachsen könne. Schopenhauer ist diesen Männern oft der Trost ihrer schlaflosen Nächte, und die Arbeit ihrer Tage ist Linderung des Elends, das ihnen momentan in die

Augen fällt, und hoffnungslose Sozialreform, ein Tropfen im Meer. Diese Skeptiker, wenn sie konsequent sind, behaupten durchaus nicht, daß sie und die gleich ihnen Bevorzugten wirklich in geistiger oder moralischer Hinsicht besser beanlagt seien; höchstens gestehen sie zu — und Dem schließen wir uns völlig an —, daß es heute schon so weit gekommen ist, daß in gewissen Bezirken gewisse Glende schon von Geburt an minderwerthig sind. Dies ist aber eine heute glücklicher Weise noch wenig in Betracht kommende Ausnahme; im großen Ganzen ist, was heute in der Kulturwelt zum Proletariat gehört, von Natur aus, der Anlage nach, gesund und vollwerthig. Wohl aber meinen wir, daß es höchste, allerhöchste Zeit ist, daran zu erinnern, daß die Herabgekommenheit einerseits und andererseits die Nervosität und Verärgelung angefangen hat, der Kulturmenscheit in Fleisch und Blut überzugehen, in denjenigen Bereich der körperlich-geistigen Organisation, der seine Eigenschaften auf die kommende Generation vererbt. Wir meinen, keine Sprache kann laut und entschieden genug sein, um die Mitlebenden zum Aufrufen aus dem alten Schlandrian anzufeuern, anzuspornen zur Neubelebung unserer ganzen gesellschaftlichen Organisation, zur Erhebung aus dem Pfuhl der Geistessträgheit, zu energischer That, um morsche Schranken zu brechen und neuen Boden für neue Saat zu bereiten. Das ist die Propaganda der That, wie ich sie verstehe; alles Andere ist Leidenschaft oder Verzweiflung oder toller Unverstand. Nicht darum handelt es sich, Menschen zu töten, sondern es handelt sich im Gegentheil um die Wiebergeburt des Menschengestes, um die Neuerzeugung des Menschenwillens und der produktiven Energie großer Gemeinschaften.

Großer Gemeinschaften, sage ich; denn es ist ein sehr starker Irrthum, den auch der sonst so einsichtige Professor Stammler, der die Theorie des Anarchismus auf Grund der Schriften Proudhons und Stirners in diesen Heften entwickelte, noch nicht ganz überwunden hat, zu meinen, der Anarchismus bedeute die Vereinzelnung und stehe, wenn er recht verstanden werde, im Gegensatz zum Sozialismus. Allerdings bedeutet für uns der Sozialismus etwas wesentlich Anderes als das „rechtliche Verbot des Privateigenthums an Produktionsmitteln“. Nicht einmal vom Gemeineigenthum redet unser Sozialismus, weil dahinter nichts steckt als die verschleierte Herrschaft einer Beamten Sippe. Wir sprechen vielmehr, um mich des sehr glücklichen Ausdrucks Benedikts Friedländer zu bedienen, von der Herrenlosigkeit der natürlichen Güter; wir reden davon, daß die zur Einsicht in ihre wahren Interessen gekommene Menschheit in starken Vereinen Vorforge treffen wird, daß die Güter der Erde zu Jedermanns Verfügung stehen und daß, wenn Einzelne oder Gruppen Produktionsmittel für sich allein in Anspruch nehmen, die Uebrigen gebührende Entschädigung beanspruchen. Ich bemerke, daß Bruno Wille diese Gedanken in seiner „Philosophie der Befreiung“ weiter ausführt; einer der Ersten, der im Gegensatz zu den Unklarheiten der früheren und mancher jetzigen kommunistischen Anarchisten mit Nüchternheit die Ideen des Anarchismus erörterte, war Benedikt Friedländer in seiner sehr anregenden Broschüre: „Der freiheitliche Sozialismus im Gegensatz zum Staatsknechtsthum der Marxisten“. Dieser nüchterne Zug, der auch schon in der früher erschienenen Broschüre von Paul Kampffmeyer: „Die Bedeutung der Gewerkschaften“ bemerkbar ist, ist meines Erachtens ein Haupt-

kennzeichen der jung-anarchistischen Richtung nicht nur in Deutschland, auf die Eugen Dühring und Henry George besonders starken Einfluß ausgeübt haben; ich lege vor Allem der Friedländer'schen Broschüre — obwohl sie ganz bescheiden und ohne die geringste Annäherung auftritt — weit mehr Bedeutung bei als z. B. dem vom Professor Stämmler hier besprochenen Buche von Mackay, das sehr stark an Unklarheiten, dagegen nicht an Bescheidenheit leidet. Uebrigens hat auch der Kommunist Skrapotkin das Verdienst, den Anarchismus von der Phrase befreit und ein detaillirtes Bild der freien Gesellschaft geliefert zu haben.

Es ist mir gar kein Zweifel, daß auch in der anarchistischen Gesellschaft sehr starke Organisationen bestehen werden; und eben so ist es mir sicher, daß Vereinigungen, die schon heute bestehen, in den Anarchismus „hineinwachsen“ werden; hier ist der Ausdruck durchaus am Platze. Ich meine die Organisationen aller wahrhaften Produzenten, nämlich der Arbeiter. Ich weise beiläufig auf den überaus kennzeichnenden Umstand hin, der in unserer Sprache zwischen den Worten Produzent und Arbeiter besteht. Der Arbeiter ist kein Produzent — denn wo bleibt der Ertrag seiner Produkte? Und der Produzent ist sehr oft kein Arbeiter; denn — wo bleibt die Arbeit? Wohl aber rechne ich durchaus und ohne jede Einschränkung zu den Arbeitern, deren Vereinigungen die Grundlage zur freien Gesellschaft abgeben sollen, die wissenschaftlichen Leiter, die im Güteraustausch Erfahrenen u. s. w., mögen sie heute Ingenieure, Direktoren, Kaufleute, Eisenbahnbeamte oder wie immer genannt werden.

Es fällt uns nämlich durchaus nicht ein, künstlich eine geschichtliche Entwicklung zu konstruieren, wonach — mit Naturnothwendigkeit natürlich — die proletarische Klasse gewissermaßen von der Vorsehung berufen sei, die Stelle der heute herrschenden Klassen einzunehmen, oder gar eine Diktatur des Proletariates zu begründen. Ich nehme keinen Anstand, zu erklären, daß der Klassenkampf für mich eine solche Bedeutung nicht hat. Ich bin keineswegs der Meinung, daß bei einer bestimmten Vermögensziffer der Mensch anfangs, in den Schweinhund überzugehen, der für die künftige Gesellschaft untauglich sei. Es ist — selbstverständlich — eben so wenig eine Schande, als Bourgeois geboren zu sein wie als Proletarier, und uns Anarchisten ist Jeder, welcher Gesellschaftsklasse er auch angehören mag, als Genosse recht, der unsere Ansichten für richtig hält und nach Kräften die Konsequenzen seines Denkens im Leben zieht.

Der Proletarier, der die Wahrheit des Anarchismus erkannt hat, wird allerdings nicht einzig und allein in Konventikeln und Diskutirkclubs darüber streiten, wie in Zukunft das Geschirr zu spülen und die Stiefel zu reinigen sind, sondern er wird, so weit es ihm persönlicher Muth und seine Lebenslage erlauben, ohne Zweifel mit zäher Energie Schritt für Schritt mit allen Mitteln, die ihm seine Weltanschauung gestattet, für die Verbesserung seiner Lebenslage eintreten. Und seine Erkenntniß sagt ihm vor Allem, daß er, wie die Dinge heute liegen, nur innig verbündet mit dem gesammten Proletariate der Welt durch starke Massenaktionen eine Verbesserung seiner wirtschaftlichen Lage erreichen kann. So lange daher die Besitzenden und Machthabenden mit allen Mitteln, die sie sich selbst erlauben, die heutigen ungerechten und unseligen Zustände aufrecht erhalten, so lange kämpfen die vereinigten Proletarier mit allen ihnen erlaubten Mitteln für die Verbesserung ihrer Lage auf allen Gebieten. Wir

predigen nicht den Klassenkampf, aber wir sehen ein, daß er dem Proletariat aufgezwungen ist, wenn es sich in die Höhe bringen will. Nicht um die Zerstörung der modernen Kultur handelt es sich, sondern um ein gewaltiges Heer von bisher Ausgeschlossenen, dessen Appetit nun angeregt worden ist und das die Lust verspürt, sich an die gedeckten Tische zu setzen und mitzugenießen.

Mit Reden von Revolution und von künftiger Herrlichkeit ist den heute nach höherer Lebenshaltung Schmach tenden, und nun gar den Arbeitlosen und Heruntergekommenen, nicht gebient; darum versteht sich rücksichtsloser Klassenkampf von selbst für Die, die der heutigen Gesellschaft gegenüber nur durch solidarische Geschlossenheit und Energie des Auftretens Verbesserungen ihrer Lebenslage erzwingen können. Dabei erkläre ich, um gar nicht mißverstanden zu werden, daß ich der großen Menge der heute vermögenden Klassen durchaus keinen Vorwurf mache; so gut wie Herr von Egiby ausrufen konnte: Wir, wir Alle sind die Schuldigen, eben so wohl können wir Bourgeois, die wir die Erbschaft von Jahrtausenden angetreten haben, ausrufen: Keiner ist schuldig! Aber nicht mehr lange ist Dies wahr. Wir haben dieser erschreckenden Erbschaft gegenüber das Recht des Inventars; und immer gebieterischer wird das Verlangen ertönen, mit dem alten Plunder aufzuräumen und das Brauchbare aus dem Wust des Verrotteten zu retten. Mit dieser Aufforderung geht der Anarchismus an Alle, Alle heran und die unteren Volksschichten werden niemals, am Wenigsten durch neue Beweise von Ungerechtigkeit, dazu gebracht werden, daß sie aufhören, nach einer Organisation der menschlichen Gesellschaft zu rufen, die Jedem gerecht werden kann und die darum gerecht ist.

Die Anarchisten sind keine politische Partei, denn sie stehen nicht auf dem Boden des heutigen Staatswesens und verschmähen es, zu feilschen und zu markten. Wir Anarchisten wollen Prediger sein, und um die Revolutionierung der Geister ist es uns vor Allem zu thun. Zu welchen Verwicklungen die Hartnäckigkeit der heute maßgebenden Kreise im Gegensatz zu den Wünschen und Bestrebungen der großen Masse der Bewohner der Kulturwelt später einmal — heute ist noch keine Rede davon — führen mag, wir weisen die Verantwortung nicht ab, wir nehmen sie ruhig auf uns, in dem sicheren Glauben, daß ein zukünftiges Menschengeschlecht es uns danken wird, daß wir ihm geholfen haben, sich selbst wieder achten zu können. Das Bewußtsein, daß wir selbst den Sieg unserer Sache gewiß nicht erleben werden, daß wir im Gegentheil neuen Enttäuschungen und Rückfällen entgegengehen — von Verfolgungen gar nicht zu reden —, kann uns nicht abhalten, uns mit Begeisterung unserer Lebensarbeit, der Verbreitung der Aufklärung in allen Bevölkerungsschichten, zu widmen. Wir mögen mit Schopenhauer denken: „Das Leben ist kurz und die Wahrheit wirkt ferne und lebt lange: sagen wir die Wahrheit!“ Natürlich Jeder die Wahrheit, die er nach ehrlicher und tapferer Untersuchung sein Eigen nennen kann. Wer aber glaubt, es sei in der Ordnung, „seine Wahrheit“ dadurch zu fördern, daß fremde Meinungen mit Gewalt unterdrückt werden, Der möge eben diese Straße wandeln. Die Anarchisten werden die ihre gehen.

Bregenz.

Gustav Landauer.



## Ein christlicher Gewerkverein.

Der Arbeiter der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts braucht zwei Dinge, um glücklich zu sein: Brot und Freiheit. Der Arbeiter der früheren Perioden hatte an dem Brot genug, der heutige nicht mehr. Er fühlt Etwas von der Freiheit des gottebenbildlichen Menschenwesens, von dem Recht auch des Geringsten, von der sozialen Gleichheit als einer Konsequenz der sittlichen. Nun hat ja freilich die Sozialdemokratie ein wüßtes Zerrbild von Gleichheit entworfen, das die Freiheit aufhebt, das die individuelle Verschiedenheit nicht achtet, das einfach tabula rasa macht mit der heutigen gesellschaftlichen Ordnung. Aber was diesem revolutionären Unsinn die bezaubernde Kraft für die Massen gab, war doch — theilweise wenigstens — die Thatsache, daß sie von den gebildeten und besitzenden Klassen ihre Ständesrechte, ihre soziale Freiheit und Gleichheit, nicht genügend anerkannt sahen.

Die Bourgeois-Revolution von 1790 hat in dem „zweiten Jahr der Republik“ ein Dekret erlassen, das in diesem Staat der unveräußerlichen „Menschenrechte“ alle Arbeiterkoalitionen für ein Attentat auf die Freiheit und die Proklamation der Menschenrechte (!) erklärte, strafbar mit 500 Livres nebst einjähriger Entziehung des aktiven Bürgerrechtes. So begann der moderne, bürgerliche Liberalismus seine Herrschaft auf dem sozialpolitischen Gebiete. Nachdem die alten Zünfte abgeschafft waren, wurden auch neue Organisationen unterdrückt. Die Arbeiter wurden schutzlos dem Gesetz von Angebot und Nachfrage überliefert und damit die moderne Arbeiterfrage geschaffen.

Auch in Deutschland hat man trotz allen Mahnrufen Hubers und Wicherns, Kettlers und Anderer um die Frage der Arbeiterorganisation sich so lange nicht bekümmert, bis die Sozialdemokratie sich ihrer bemächtigte. Denn die schwachen Anfänge Frisch-Dunderscher Gewerkvereine vor dem Jahre 1868 sind kaum von Bedeutung. Ein hochgestellter Mann schrieb mir neulich: „Meine Ueberzeugung ist es seit undenklicher Zeit — ich rühme mich, noch von dem undankbar vergessenen Huber angeregt zu sein — gewesen, daß eine feste Organisation der Arbeiter natürlichstes Ziel sein müsse und daß der tiefste Grund der heillofen Verwirrung der Köpfe und Herzen der Arbeiterbevölkerung in der unbegreiflichen Beschränktheit und Lässigkeit der herrschenden Klassen zu suchen sei, welche die Befriedigung jenes natürlichsten und unabweisbarsten Bedürfnisses der industriellen Arbeiter ihren prinzipiellen Gegnern überließen.“

Nun hat sich jüngst neben den schon bestehenden und segensreich wirkenden konfessionellen Arbeiter- und Knappen-Vereinen im Ruhrgebiet ein interkonfessioneller, aber auf christlich-monarchischer Grundlage ruhender Gewerkverein christlicher Bergarbeiter für den Oberbergamtsbezirk Dortmund gebildet, der ein völlig neues Phänomen auf dem sozialen Gebiete darstellt. Die Zeitungen ganz Deutschlands berichteten über die beiden einleitenden Verhandlungen am 26. August und 28. Oktober 1894, und im Ganzen und Großen durchaus sympathisch. In ursprünglicher, aus dem Volke kommender Weise, wie ein Duell, der plötzlich mit elementarer Gewalt aus dem Boden hervorschießt, so war aus den Herzen des Bergmanns Brust und seiner Genossen der Gedanke einer Vereinigung beider christlichen Konfessionen, beider nach Verfassung

und Gesetz gleichberechtigten Bestandtheile der einen christlichen Kirche zum Kampfe gegen den Umsturz, aber zugleich zur Vertretung der Standesinteressen der Arbeiter auf christlicher und gesetzlicher Grundlage hervorgegangen. Ich selbst und meine Freunde in der Evangelischen Arbeiterbewegung, wir haben die Sache vorurtheilslos geprüft, in zwei nur von Evangelischen besuchten Vorversammlungen am 8. August zu Bochum und am 7. Oktober zu Gelsenkirchen unsere gemeinsame Stellung festgesetzt und gehen nun in dem fröhlichen Vertrauen, daß unsere katholischen Kameraden es durchaus ehrlich meinen, mit jenen zusammen. Ich bin schon vor längeren Jahren bei dem Niederrheinischen Weberbund mit dem jetzigen Weihbischof Dr. Schmitz in Köln und dem Abg. Bachem zusammengetroffen, habe bei der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrteinrichtungen mit Professor Hise genauere Bekanntschaft gemacht und habe mich stets gefreut, die nach Gladbach wegen seiner vielen Wohlfahrteinrichtungen kommenden Fremden und Studienreisenden eben so durch die katholischen wie durch die evangelischen Fabriken und Anstalten zu führen und führen zu lassen. Auch haben wir in Gladbach zuerst im ganzen preussischen Staate bei den Gewerbegerichtswahlen durch gemeinsames Vorgehen einen Sieg über die Sozialdemokraten erröckten.

„Die Forderungen der Bergarbeiter im rheinisch-westfälischen Kohlenrevier“ war nun das Thema, über das ich in Bochum am 8. August sprach. Dieser Vortrag hat mir viele Schmach und entsetzlich unverständige Angriffe von der Kapitalistenpresse oder den „Gewerkeblättern“, wie man sie im Kohlenrevier nennt, eingetragen, aber zugleich die freundliche Anerkennung einer so berufenen Autorität wie Professor Dr. Hertner in Karlsruhe, der mir auf die Zusendung des Vortrags schrieb: „Empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank für die gütige Uebersendung der Nr. 63 und 65 des „Evangelischen Arbeiterboten“, aus denen ich mit großem Interesse die werthvollen sozial-statistischen Daten und die Kunde von der fortschreitenden Annäherung der auf christlicher Basis stehenden Arbeiterverbände beider Bekenntnisse entnommen habe.“ Fast noch werthvoller als diese Anerkennung ist mir bei all' den Schmähungen, die mich getroffen haben, der Brief eines einfachen katholischen Bergmannes gewesen, der mir bei der Zusendung eines gemeinen Schmähartikels einer sozialdemokratischen Zeitung schrieb: „Ich übersende Ev. Hochwürden beifolgende Zeitung mit der Bitte, sich durch die gemeinen Angriffe nicht abhalten zu lassen, dem Gewerbeverein auch in Zukunft mit Rath und That zur Seite zu stehen. Aus dieser einzigen Nummer ist ersichtlich, wie nothwendig die Gründung einer christlichen Vereinigung war, um der unverschämten Verhetzung der Sozialdemokratie Einhalt zu thun und den berechtigten Wünschen der besser gesinnten Bergleute gerecht zu werden. Ich als Arbeiter gehöre zwar nicht zu Ev. Hochwürden Glaubensgenossen, theile aber vollständig die Ansicht: wir sind kein Kampfverein, und ich werde in diesem Sinne im Vorstand wirken.“

In den Versammlungen vom 26. August und 28. Oktober trat der Vorsitzende, Bergmann A. Brust, besonders in den Vordergrund. Brust ist ein Charakterkopf, überzeugter Centrumsmann, dem aber aller konfessionelle Streit verhaßt ist, weil er als Arbeiter fühlt. Die Arbeiter wissen allmählich auch, daß der konfessionelle Kampf von manchen Leuten auf beiden Seiten nur geführt wird, um sie von ihren nächsten wirthschaftlichen und sozialen Interessen

abzulernen. Deshalb thun sie nicht mehr mit. Sie wollen kein bloßes „Stimmvieh“ für politische Parteien sein, am Wenigsten für solche, die recht wenig für sie thun und die ihre Standesrechte nur mit süßhauereim Gesichte ihnen zuge stehen. Brust, der einfacher Bergmann und Vater von sechs Kindern ist, arbeitet jetzt, wie er mir sagte, jeden Morgen drei Stunden lang vor der Schicht um ein Uhr uneigennützig und unentgeltlich für seine Kameraden. Das ist mehr, als wenn ein vielfacher Millionär gelegentlich einmal hunderttausend Mark schenkt.

Was will aus der Sache werden? Gott allein weiß es. Professor Delbrück hat in den Preussischen Jahrbüchern am Schluß einer Uebersicht über die bisherigen politischen Parteien, die eigentlich nur noch von ihrer Tradition leben, gesagt: „Unter den verschiedenartigen Versuchen zu neuer Parteibildung scheint mir einer zu sein, der nicht ohne Aussichten ist und jedenfalls volle Beachtung verdient. Am 26. August hat sich in Essen ein Verband der christlichen Bergarbeitervereine gebildet. Alle unsere bestehenden Parteien, mit Ausnahme — bis auf einen gewissen Grad — des Centrums, vertreten ganz deutlich mit Vorliebe gewisse Klasseninteressen. Wohin soll ein Arbeiter gehen, der nicht Sozialdemokrat sein will und energische Vertretung irgend eines Standesinteresses fordert? Schon oft ist der Gedanke ausgesprochen worden, eine monarchisch-soziale Arbeiterpartei zu gründen, und niemals ist das Geringste in dieser Richtung erreicht worden. Die Leute, die Vergleichen in die Hand nahmen, kamen immer sehr bald in den Verdacht, bloße Schleppenträger der bestehenden Gewalten zu sein. Die Sache bekommt aber ein anderes Gesicht, wenn sie von den evangelischen und katholischen Arbeitervereinen in die Hand genommen wird. Diese Vereine haben Selbständigkeit genug, um der Anlehnung an die höheren Klassen entbehren zu können.“ Schon sind fünfzig Anmeldestellen des Vereins vorhanden. Gott gebe, daß er weiter wachse, blühe und gedeihe.

Und nun noch zum Schluß die wichtigsten Paragraphen seiner Statuten:

§ 1. Im niederh.-westfäl. Kohlenrevier hat sich ein Verein gebildet, welcher den Namen „Gewerbeverein christlicher Bergarbeiter für den Oberbergamtsbezirk Dortmund“ führt und seinen Sitz in Essen hat.

§ 2. Der Zweck des Gewerbevereins ist die Hebung der moralischen und sozialen Lage der Bergarbeiter auf christlicher und gesetlicher Grundlage zur Anbahnung und Erhaltung einer friedlichen Uebereinkunft zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Insbesondere erstrebt der Verein: a) die Herbeiführung eines gerechten Lohnes, welcher dem Werthe der geleisteten Arbeit und der durch diese Arbeit bedingten Lebenshaltung entspricht; b) die Einschränkung der Schichtdauer, so weit solche zum Schutze von Gesundheit, Leben und Familie geboten ist; c) ein Mitbestimmungsrecht über die Verwendung der in die Zechenunterstützungsklassen fließenden Beträge; d) eine Vermehrung der Kontrollorgane zur Ueberwachung der Durchführung der bergpolizeilichen Vorschriften unter Hinzuziehung praktisch erfahrener Bergleute; e) eine zeitgemäße Reform des Knappschafwesens.

§ 3. Der Verein steht treu zu Kaiser und Reich. Im Uebrigen schließt er die Erörterung konfessioneller und politischer Partei-Angelegenheiten aus.



## Die Nacht vor der Hinrichtung.

„Herr Gefängnißaufseher! Herr Gefängnißaufseher! Bitte, bringen Sie mir dazu doch auch Messer und Gabel — zu guter Letzt!“

„Darf ich nicht,“ entgegnete der Genannte, das knarrende Pförtlein öffnend.

„Oder wenigstens eine Serviette! hat der Gefangene.

„Darf ich nicht.“

„Dann nehmen Sie nur auch den Braten wieder mit, ich habe keinen Hunger. Und der liebe Wein! Ein rechter Herztröster, wenn er früher wäre erschienen. Heute graut mir vor ihm. Herr Gefängnißaufseher, nur eine Minute schenken Sie mir, Sie sind auch ein Mensch und die letzte Bitte schlagen Sie mir nicht ab.“

„Was wünschen Sie denn?“

„Nur ein kleines Bündel Spagat, oder so was, es ist leicht was gut. Bitte!“

„Darf ich nicht.“

„Schauen Sie doch. Morgen werd' ich ohnehin gehenkt. Den Tod habe ich ja verdient, ich sehe es ein, aber die Nacht, die jetzt angeht, habe ich nicht verdient. Um Gottes Jesu Willen, Leute! Leute! peiniget mich nicht mit dieser schrecklichen Nacht vor der Hinrichtung. Nur diese Nacht schenket mir, nur die gräßliche Angst nehmt mir weg, ich bitte Euch beim gekreuzigten Heiland, ich bitte Euch!“

„Giebts nicht!“ antwortete der Aufseher und wollte fort.

Der Gefangene fiel ihm in den Arm und flüsterte mit großer Hast: „Sie vergeben sich ja nichts, wenn Sie mir helfen. Es wirds Niemand erfahren. Nur dieses Stricklein da, mit dem Sie das Dfenholz binden, vergessen Sie es, verlieren Sie es in dieser Zelle. Ich will ja nichts damit, will ihnen nur die Arbeit ersparen. Ich hab's ja gelernt dahier, für mich Alles selber zu thun, so will ich auch Das thun, ich brauche Niemanden dazu, nur das —“

Die Pforte war ins Schloß gefallen, der Gefangene wieder allein. Aber zum Guckloch schrie er es grell hinaus, daß es hallte im dunklen Gange: „Wer giebt Euch das Recht! Das Leben mir nehmen, Ihr könnt es ja, das Gesetz sagt es und Ihr thut es. Aber mir gewaltsam das Leben erhalten, bis es Euch gefällt, mich schmachvoll abzuthun! Mir zu sagen: Morgen mußt Du sterben, aber es verhindern, daß ich's heute schon thue! Woher habt Ihr dieses Recht! — Wenn ich den Tod verdient habe, so laßt mich doch gleich sterben! Ich will's freiwillig thun, und damit der Henker nicht zu kurz kommt, soll er Geld haben. Auch kann er den Kadaver an den Galgen hängen, damit sie Alle sehen, daß es seine Wichtigkeit hat. Alles ist mir recht, Alles; wozu nur die Gewalt, wenn ich's ja freiwillig thun will! Habe ich getödet, gut, so tödet mich allsogleich. Wo steht es denn geschrieben, daß ich noch eine lange Nacht leben muß, weil ich getödet habe? Zum Tode habt Ihr mich verurtheilt, es ist gut, ich sage es noch einmal, doch mit welchem Rechte laßt Ihr mich nach der Verurtheilung noch wochenlang leben? Mit welchem grausamen Recht, Das frage ich Euch, Ihr Herren! Kann denn nicht ein Herzschlag zuvorkommen und Euer Urtheil aufheben. Ich hatte getödet, und Ihr hättet mich doch nicht gehenkt! Wenn Ihr's auf den



Herzschlag antommen lassen könntet, warum nicht auch auf die Selbsthilfe, die Eurem Urtheil doch nicht zuwiderhandelt, im Gegentheil, die es ausführt!

Durch Henkershand sterben, ich begreife es ja, daß Ihr's wollt, und es hat einen Sinn. Aber zum Henker, wo ist er denn? Kann ers heute nicht eben so gut thun wie morgen? Daß er doch endlich käme, diese dumme Angst vor ihm ist schrecklicher als er selbst. Hätte er es nicht schon vor sieben Wochen thun müssen? O Ihr mächtigen Herren, wie namenlos grausam seid Ihr. Das Urtheil lautet einfach auf den Tod, und so hats der König unterschrieben, und die Hinrichtung dauert höchstens fünf Minuten, wenn der Henker kein Stümper ist. Seit Ihr mir vor sieben Wochen das Urtheil gesprochen habt, sterbe ich ununterbrochen. Das ist Euch aber nicht genug, die Todesangst muß noch verstärkt werden, bevor es zu Ende geht; also heute die gnädige Mittheilung, daß morgen früh sechs Uhr das Urtheil vollführt wird. Mein Opfer litt nicht eine Minute, Ihr Herren, nicht eine Minute! Und Ihr ladet auf Euch solche Schuld um mich! Sieben Wochen lang, und diese Nacht. Beim ewigen Richter beschwöre ich Euch, macht ein Ende!"

So schrie er es hinaus, jedes Wort wie ein Todeschrei, im langen Korridor wiederhallte es schauerlich, aber Die es hören sollten, die hörten es nicht.

Als der Gefangene sich umwandte in seine düstere Zelle, sah er auf der Bank neben dem Lagerstroh den Bratenteller und das Weinglas. Da lachte er auf. „Jetzt essen und trinken!“ rief er aus seinem hohlen Lachen hervor. „Sich einen guten Tag anthun — in der letzten Nacht! Ist es Bosheit von ihnen oder — Ja, wenn man sich mit einem halben Liter Wein betäuben könnte! Wenn man Das könnte! Doch es soll ja nur zur Herzkraftung sein, damit man hernach eine noch größere Qual empfinden kann. Wenn man den Wein löffelweise nimmt, heißt es, soll er leichter berauschen. Ach, daß man zwei Arme hat und zehn Finger! Und Zähne! Und doch so hilflos sein muß! Wie viel gutes Blei habe ich verschwendet auf meinen Jagden! Wie viele Wesen getödtet, die gern gelebt hätten. Und mir ist nicht ein einziges Kügelchen geblieben, um meine rasende Angst zu dämpfen. Angst vor dem Henker! Es ist ja zu drollig, er thut doch nicht mehr, als was ich mir selber thun möchte. — Ach, Schritte! Kommen sie schon? kommen sie? Nein, es wird der Priester sein. Wenn es sonst nichts ist, — ich laß' danken. Meine Sünden hab' ich alle schon gebeichtet; jetzt könnte ich nur noch fremde beichten. Brrr, ein Schüttelfrost geht durch meinen Leib, — Das sind fremde Sünden. Daß ich noch leben muß aus dem einzigen Grunde, um Todesangst zu leiden — lauter fremde Sünden. Ich danke schön, für den Zuspruch, ich danke. Ich will andere Gesellschaft haben in dieser Nacht. —

— Ist Das die andere Gesellschaft? Die Zeiten meines Glückes habe ich gerufen, daß sie mich zerstreuen sollten in dieser Nacht. Den Glanz, die Freunde, die Frauen, die Spiele und die Siege habe ich gerufen. Statt Dessen kommen andere Gäste. Aus den dunklen Wäldern auf mich her mit verglasten Augen die Rehe und Hirsche, die gefallen sind von meiner Hand; die Rebhühner, die Fasanen, die Auerhähne, alle umkreisen sie mich, diese verfluchten Totenvögel, jetzt. Was? Gebeichtet wollt Ihr sein? Auch Ihr wollt gebeichtet und gebüßt sein? Seit die Welt steht, kommt Das keinem Jägersmann zu Sinn.

Daß ich in ein paar Stunden an den Galgen kommen werde, blöken und schnattern sie mir zu, diese schrecklichen Gespenster. Hinweg! Hinweg von mir! — Was seh' ich noch? Menschengeriippe! Arbeiter, Hürige, Bauern. Kinder, die verdorben und verhungert sind auf meinen reichen Gütern? Weiber auch! Was wollen denn die, wir sind ja quitt! Ihr habt den grünen Kranz verkauft, ich habe ihn baar bezahlt und wahrlich nicht gefeilscht. Abgedrungen, sagt Ihr? Ei, geht mir weg, wers Euch nicht abdringt, Dem werft Ihr selber vor die Füße — es ist die alte Geschichte. — Endlich ein Freund! Der von Monte Carlo! Der mit dem Mal auf der Stirn! Was willst Du von mir? Mich für den Zufall verantwortlich machen? Wären die Würfel anders gefallen, hätt's mich getroffen. Im Spiele geht's nicht anders. Aber Madar, Du bist grauenhaft anzusehen. Madar! Sei Du im Frieden und laß' ihn auch mir. — Jetzt — jetzt erscheint er selbst! Graf Ferdinand, der tödtlich gehaßte Nebenbuhler! Einzig nur das Sterben dieser Kreatur wird mir angerechnet. Der Moment! wie er von meinem Dolche getroffen hinsank — wahrhaftig, der war süßer als alle Liebe, die ich genossen, der war eines Henkertodes werth! — Was willst Du, Graf, wir sind quitt! — Wie? Die Hand reichst Du mir? Du allein? Du allein bist verfühnt, Du, an dem ich das Verbrechen begangen habe? Du, der Einzige von Allen, die meine Freunde gewesen! Sie schreien mir Flüche zu. Du allein kommst zu mir als Tröster in dieser furchtbaren Nacht. Du, der Ermordete, von dieser meiner Hand Ermordete! . . .

Nun ist es klar. Den einen Mord sühne ich jetzt und er ist gelöst. An des Todes Pforte steht der Erschlagene, mich liebeich zu empfangen. — — Alles Andere habe ich nicht gebüßt. Darum die Angst und Qual. Und Gerechtigkeit ist's, daß ich mehr leide als den Tod, daß ich ihn hundertfach leide. Denn hundertfach habe ich getödtet. Ich sehe es jetzt: der Mensch muß büßen für alle seine Uebelthat, sei sie nach dem Gesetze strafbar oder nicht — Ich habe viel gesündigt, Du mein gerechter Gott, ich habe viel gesündigt! Nach Deinem Rathschluß will ich in Demuth leiden und sterben. . .

„— Herr Gefängnißaufseher! — Herr Gefängnißaufseher!“ rief er mitten in der Nacht.

„Wünschen Sie was?“ schnarrte der Gerufene zum Guckloch herein.

„Von Herzen bitte ich um den Priester.“

„Wird erscheinen.“

„Und wie viel ist es an der Uhr?“

„Punkt zwölf.“

„Gott sei Dank, noch sechs Stunden Zeit!“

Graz.

Peter Hoegger.



## Wie man Bergmann wird.

**I**n Kohlen- und Eisenwerken werden die unteren Beamten aus dem Arbeiterstande genommen. Zuerst wird ihnen das Ausscheiden gezeigt; dann beginnen sie in der Grube als Schlepper mit dem Einladen der losgemachten Mineralien, wobei ihnen nach einigen Tagen bereits alles Angstgefühl geschwunden sein soll. Wenn sie nun intelligent sind, so haben sie einige Aussicht, weiter erzogen zu werden. Die Beförderung der Bergarbeiter erfolgt mitunter durch Protektion, nach gewissen hier nicht näher zu erörternden Verwandtschaftsverhältnissen, oder sie beruht, wie in den alten Erzrevieren im Harz, auf einem wirklichen Aussuchen der besser Veranlagten. Dort ist man auch gezwungen, sich an seine alten Bestände zu halten, während in Rheinland-Westfalen, wo die Fluktuation außerordentlich stark ist, der Arbeiter nur eine Sache vorstellt. In unseren größten Montanbezirken sagen sich nämlich die Besitzer sehr einfach, daß der Nutzen, den sie aus der Schulung eines jugendlichen Arbeiters ziehen, ganz ungewiß sei, da er später seine Stelle doch gewöhnlich wechsle.

Die Geschickteren, die ihr Lesen, Schreiben und Rechnen gut behalten haben, kommen also auf die Berg- oder Steigererschule in Bochum, Siegen u. s. w. Arbeiter muß aber jeder von ihnen mehrere Jahre gewesen sein. Zuweilen sind die Schüler 17 Jahre alt, mitunter haben sie auch schon ihren Militärdienst hinter sich. Gelehrt wird in der Bergschule u. A. etwas mehr Mathematik, Geometrie, Geologie, die Anfangsgründe der Mineralogie, Mechanik, Bergbaukunde, von der Maschinenkunde etwa die Wirkung des Keils, der Flaschenzug, Räderüberziehung. Dieser Kursus dauert mindestens zwei Jahre. In den unteren Klassen sind nur einige Stunden wöchentlich, so daß der Schüler, auch dreißig Minuten vom Orte entfernt, noch sein Brot verdienen kann, wozu ihm die verschiedenen Gewerkschaften übrigens gern behilflich sind. Subventionirt werden diese Schulen von den Berghilfskassen, zu denen die Gewerkschaften beitragen, und vom Staate. ~~Wer nun seinen Kursus abbricht, kann nur Steiger werden, sobald das Glück auch aus diesen Beamten — siehe Niehoff in Halle — schon Montanarbeiten angeeignet hat.~~ Wer alle Klassen durchgemacht hat, erhält das Zeugniß der Befähigung zum verantwortlichen Betriebsführer. Das betreffende Werk präsentiert nun dem Oberbergamt seinen dem Amt verantwortlichen Führer, die Zeugnisse werden geprüft und auch über seine moralische Führung, besonders was das Maßhalten im Trinken angeht, darf nichts Ungünstiges bekannt geworden sein. Wie ersichtlich, will hier also der Staat einen Menschen haben, an den er sich halten kann, nur mit ihm verkehrt das Oberbergamt und nur er hat die Strafen zu tragen, falls den Polizeivorschriften nicht Genüge gethan wird. Der Betriebsführer ist, streng genommen, oft nur eine Art von Sitzredakteur, denn die Werke werden sich hüten, einen höheren Beamten zu diesem Posten zu berufen. Eine sparsame Staatsverwaltung hat hier also einen Beamtentypus herausgearbeitet, der ihr Rechenschaft schuldig ist, aber von einer ganz anderen Seite bezahlt wird, und zwar von der, die er zu kontrolliren hat. Aber damit ist die Stellung des Betriebsführers als Puffer noch gar nicht erledigt. Er steht auch zwischen der Direktion und den Arbeitern. Nur er regelt und leitet den Verkehr mit

den Arbeitern, und da die billige Herstellung heute oberstes Prinzip ist, so fällt der Unwille der Arbeiter gerade auf ihn. Ein kluger Beamter würde nun wohl auch den richtigen Weg finden, um gerechter beurtheilt zu werden, aber erstens läßt sich ein Bergmann überhaupt nichts gefallen, zweitens ist in Rheinland-Westfalen, wo nur der Wechsel beständig ist, ein Behandeln der Leute nicht leicht. Besonders unbequem sollen die vielen Polen sein. Dennoch ist es nicht erlaubt, den Arbeiterbüchern Zeugnisse irgendwie beleidigender Natur einzuverleiben. Auf eine Beschwerde hin würden die Behörden die Vernichtung derartiger Zeugnisse veranlassen. Die dortigen Behörden leihen überhaupt den Arbeitern ihren Schutz, aber, wie mir selbst vor Kurzem ein Grubenbesitzer eingestand, oft doch mehr nominell. Wie machtlos manche Schutzverordnungen sind, ersieht man ja aus dem strengen Verbot, in die Abtehrbücher Zeichen zu machen, während diese Geheimschrift doch vielfach üblich bleibt. Der Arbeiter merkt's, wenn er beim Vorzeigen seines Buches an der neuen Stelle abgelehnt wird, aber die betreffenden Zeichen sind von ihm auch mit einer Doppelbrille nicht zu entdecken. Den Haß für alles Dies trifft zunächst den verantwortlichen Betriebsführer.

Die obere Abtheilung der Schulen bereitet zum preußischen Staatsdienst vor. Preußen hat Kohle in Saarbrücken, Eisen, Blei, Zinn, Silber im Harz. Den selben Studiengang machen Diejenigen durch, welche der Bergverwaltung beitreten oder Revierbeamte werden wollen. Privatbeamte unterziehen sich ebenfalls dieser langwierigen Lernprozedur. Man tritt dort ein mit dem Reisezeugniß des Gymnasiums und der Berechtigung zum einjährigen Freiwilligendienst, denn Militärtauglichkeit, also überhaupt gute Gesundheit, ist unerläßliche Vorbedingung. Außerdem muß eine schriftliche Versicherung vom Vater vorliegen, sowie eine Beglaubigung vom Bürgermeister, den Sohn bis auf zehn Jahre hinaus erhalten zu können. Zuoberst muß nun ein solcher Aspirant in der Praxis thätig sein, und zwar ein Jahr als einfacher unbezahlter Arbeiter in einem Bergwerk. Dort kann er sich aber keineswegs so übermüthig benehmen, wie wir's z. B. in der Operette vom „Obersteiger“ erblicken, sondern so ein gebildeter Herr erfährt dort recht oft die albernsten Demüthigungen. Dann folgt erst die Fachschule, an der er wenigstens drei Jahre hindurch zu hören hat. Nach Beendigung des Referendarexamens beginnt die Trennung für den Civildienst; zuweilen machen solche Herren auch nur ihr Ingenieurexamen. Eine Referendarprüfung umfaßt nach Bewältigung einer aufgegebenen schriftlichen Arbeit zahlreiche Wissenschaften, selbst Jurisprudenz, wegen des Bergrechts und des Obligationenrechts. Uebrigens haben wir in Deutschland einige dreißig verschiedene Bergrechte, die besonders da, wo es sich um das Muthungsrecht auf fremdem Grundbesitz handelt, oft einander ganz entgegengesetzt sind. Man hat eben die alten Gesetze in den früheren Staaten unversehrt gelassen, und es gab z. B. einst ein Nassau-Ziegen und Nassau-Kapenellenbogen.

Nach glücklich bestandnem Examen pflegt dann der Referendar eine Stellung im Verwaltungsdienste anzuschauen, woselbst er als Volontair ein bis zwei Jahre bleibt. Müßte er aber einen Durchfall erleben, so stehen ihm doch noch Privatstellen offen. Jetzt, oder auch wenn er seinen Assessor „gemacht“ hat, wird ihm, allerdings echt preußisch: auf seine Kosten, eine sechsmonatliche Reise vorgeschrieben. So wird ihm etwa eine Untersuchung der Petroleumquellen in der

Union oder der Goldminen in Australien als Aufgabe gestellt und der Bericht ist dann die Dissertation. Braucht aber ein Montanmann gerade einen Reisebegleiter nach Spanien oder auch Kalifornien, so bezahlt er jenen Aspiranten dafür und diesem wird die Reise für seine Dienstzeit eben angerechnet.

Nunmehr ist ungefähr das zweiunddreißigste Jahr erreicht und vor dem Assessorexamen trennen sich die Berg- und Hüttenmänner, d. h. sie besuchen in den selben Schulen oder auf den selben Universitäten andere Vorlesungen. Der Hüttendienst erfordert da viel mehr als der Grubendienst, besonders was Kenntnisse in der Chemie betrifft. Erst mit dem endlich erreichten Assessor erhält man für kommissarische Arbeiten seine Diäten, bis eine feste Stellung frei wird. Die Entscheidung steht dann bei dem Bewerber, ob er dem technischen Dienst oder der Verwaltung zugetheilt werden will. Vor dem Assessorexamen springen aber Viele ab. Sie lassen sich für alle Fälle in den Staatslisten weiter führen und nehmen Urlaub, um bei Aktiengesellschaften ihre Kräfte höher zu verwerthen. Selbst Assessoren, wenn sie sehr tüchtig sind, werden dem Staat von unseren Großindustriellen oft weggeholt; Das giebt dann später die Direktoren mit 40,000 Mark Gehalt. Ja, nicht wenige Assessoren würden es sogar als ein Unglück empfinden, falls es anders käme. Bei Privatunternehmungen ist es auch durchaus verschieden, ob der technische oder der kaufmännische Direktor der eigentliche Chef ist. Es giebt natürlich auch Persönlichkeiten, die Das haben, was man u. A. von Miquel zu sagen pflegt: den Ehrgeiz der Leistung mehr als den der Stellung.

Der preussische Staat hat sich also sein Möglichstes ausgedacht, um unsere Kohlen- und Eisenindustrie mit Männern auszustatten, die bis an die Zähne mit Theorie und Praxis bewaffnet sind. In England, wo die besten Bergleute sind, und auch in Amerika sind höhere Schulen kaum im Entstehen. Der Engländer lernt nur aus der Praxis, und während er uns noch heute hinsichtlich der Einfachheit der Maschine übertreffen soll, werden ihm andererseits veraltete Apparate, z. B. in den Zinngruben, nachgesagt, die in Deutschland kein Mensch mehr handhaben würde. In England, wo die Kohle billiger ist als bei uns, sucht man eben auch keine Maschinen, die viel Kohle ersparen. Im Uebrigen haben auch wir die glänzendsten Karrieren bei geistigen Parvenus erlebt. Der Steiger Niebeck fand einst Braunkohle, suchte sich bei einem Kaufmann einige Mittel, benutzte dann auch den Parasitenthum seiner Braunkohle und wurde so zum Bergwerksfürsten. Ein anderer noch weit interessanterer Fall ist mir bekannt. In einem großen deutschen Werke ist ein Arbeitjunge, der das Bureau zu kehren und aufzuräumen hat. Da er anständig ist, läßt man ihn auch Zeichnungen durchpausen. Eines Tages wird er bei einer Vermessung als Gehilfe auf die Grube mitgenommen, dann vertraut man seiner steigenden Gewandtheit im Probirlaboratorium die Untersuchung der Erze an. Dann gebraucht das Werk für seine Röstöfen auf Sardinien eine Beaufsichtigung und man schickt ihn hin. Ein paar Jahre in dieser kunstlosen Beschäftigung, und sein dortiger Chef wird krank. Was thun? Das Werk hatte keinen Nachfolger gleich zur Hand und so mußte der Neuling auch diese Stelle versehen. Inzwischen wurden die Gruben gut verkauft und von nun an galt der verdienstvolle Emporkömmling als Kapazität, der die ersten leitenden Stellungen nicht vorenthalten wurden. Pluto.



## Gismonda.

Ein schönes Tages, es ist etwa anderthalb Jahr her, las eine bildhübsche Dilettantin, die in Berlin lange für eine Schauspielerin gegolten hatte, deren Stern aber nun im Erbleichen war, daß in Paris ein neues Stück von Sardou ganz außerordentlich gefallen hatte. Ein Stück mit einer Glanzrolle für eine Soubrette. Die Dilettantin war nicht nur bildhübsch, sie war auch klug und wußte: nur eine Bravourrolle, und ich bin wieder ganz oben, denn die Leute, die in Berlin sogenannte Theaterkritiken zusammenschmierern, sind niemals im Stande, die Wirksamkeit der Rolle von der Befähigung des Darstellers zu unterscheiden; ich muß die neue gute Rolle haben, um jeden Preis. Und sie ging zum Direktor und bat und drängte, er möge ganz rasch, ehe ein Anderer ihn zuvorkommen könne, das Stück von Sardou erwerben. Der Direktor wollte nicht anbeißen; Sardou, meinte er, sei so furchtbar theuer und der pariser Erfolg sei in erster Reihe durch den Napoleonkultus zu erklären; insgeheim mochte er vielleicht auch denken, daß, was der Réjane gelungen sei, dem Fräulein Jenny Groß deshalb noch nicht unbedingt gelingen müsse. Die Dilettantin aber war nicht nur bildhübsch und klug, sie war auch reich — warum nicht? sie war eben sparsam gewesen! — und überlegte: ohne die Rolle der Niedergang, kein Stern mehr, weniger Gage — und überhaupt; mit der Rolle ein sicherer Erfolg, neuer Glanz und nächsten Sommer in den böhmischen Bädern neue Beachtung; die Rolle ist eine gute Anlage meines sauer erworbenen Kapitals, die Rolle muß ich haben. Von diesem Punkt an ist die Geschichte nicht mehr ganz klar; die Ueberlieferungen schwanken: hat sich für den Erwerb des Stückes ein eigenes Konfortium gebildet, ist noch ein Tubal dem Geschäft gewonnen worden? Sicher ist nur, daß die bildhübsche, kluge und reiche Dilettantin mit einer beträchtlichen Summe an dem Kauf theilhaftig war, daß die Anlage sich reichlich verzinst und daß Fräulein Groß seitdem wieder als eine Schauspielerin gilt. So wurde Berlin, und nach dem hehren Beispiel der Hauptstadt das ganze Reich, durch die Bekanntschaft mit den Reizen der Madame Sans-Gêne beglückt.

Warum ich diese Coulissengeschichte erzähle? Erstens: um zu zeigen, welche Mächte mitunter die Kunsthahrung unseres Volkes bestimmen und was von Theaterern zu hoffen ist, die von den Launen und Wünschen reicher Dilettantinnen regirt werden. Zweitens: um zu erklären, wie der verschlagene Herr Blumenthal auf den Gedanken kommen konnte, Sardous Jüngstes, das romantische Drama „Gismonda“, für seine Bühne zu erwerben. Das kam, denke ich mir, so. Herr Blumenthal hatte ein schlechtes Jahr gehabt, die scheinbar sichersten Treffer hatten versagt, die „Schmetterlingsfahne“ hatte wenig, „Zwei Wappen“ hatten gar nichts „gemacht.“ Nun ist Herr Blumen-

thal ein Mann von Grundsätzen; als er das Lessing-Theater eröffnete, ließ er in einem Prolog verkünden: was Lessing gelehrt in ewigen Kunstgesetzen, Das werde er, nämlich Klumenthal, bleibend ins Gedächtniß äßen; den Vertrauten gab er dazu den Kommentar: nach der ersten Million schnapp' ich; und als er dann auch noch das Berliner Theater übernahm, ersparte er den Prolog und meinte nur, ohne Rhythmus und Reim: warum soll ich die Taille nicht mitnehmen? Das ist ein Programm, ein Glaubensbekenntniß, das Pflichten auferlegt. Und nun, da die Kasse leer blieb, dachte der sinnennde Programmatar: Madame Sans-Gêne hat Geld gemacht; das Stück ist ganz miserabel; es war lächerlich inszenirt und die Hauptrolle wurde zum Erbarmen ins Schreipüppchenhafte gespielt; jetzt ist die Reihe an Gismonda; die Schauspieler fehlen mir wieder und an die Inszenirung werde ich wieder nichts wenden; aber die Karte kann noch einmal für mich schlagen und — warum soll ich die Taille nicht mitnehmen? Anstatt der reichen Dilettantin trat diesmal ein historisch beglaubigter Tubal in den Konfortialvertrag ein und das Haus Lessings rüstete sich zu Gismondens, der Schönen, Empfang.

Sie wird, wie es scheint, nicht lange dort haufen. Die Spekulation ist, da ich bei der dritten Aufführung schon ein leeres Haus fand, diesmal wohl fehlgeschlagen. Nicht etwa, weil das Stück schlecht ist; das Stück ist ganz erheblich besser als Madame Sans-Gêne und es hat eine Szene, die zum Allerbesten gehört, was Sardou in seinen besten Tagen gearbeitet hat. Aber die kleinen Mädchen fehlen, die Wiße, die ganz billigen Banalitäten; der Wertheim-Aufpusz fehlt und die kluge Dilettantin, die der Rejane wenigstens die Neußerlichkeit abgeguckt hatte. Das Stück wird ohne die beiden großen Theaterkünstler gegeben, die es in Paris möglich machten: ohne Sarah Bernhardt und Victorien Sardou. Und nun zeigt es sich, daß ein ganz und gar auf schlaue errechnete Theaterwirkungen gestelltes Stück ohne Schauspieler und ohne Regisseur selbst bei dem über alle Begriffe verwahrlosten berlinischen Geschmack nicht immer einen Erfolg finden kann. Die Erfahrung ist lehrreich, sie erklärt manche Enttäuschung der letzten Spieljahre und sie kann nützlich wirken, wenn sie von den Kunstgeschäfts-männern beherzigt wird. In gräßlicher Erinnerung an eine Königin von Dänemark und eine Ophelia, die ich im Deutschen Theater neulich erdulden mußte — die beiden Damen wären im Stadttheater von Magdeburg ganz unmöglich gewesen — habe ich mich am Fall Gismondens aufrichtig erfreut.

Es ist jetzt Mode geworden, die französischen Theatraliker vornehm von oben herab zu belächeln; jeder Herr Schlenther, der in einem langen Literatenleben nichts als ein paar werthlose Broschüren und etliche hundert Witternachtnotizen geleistet hat, vermißt sich, über Dumas und Sardou das Stülpnäschen zu rümpfen. Die Reaktion konnte nicht ausbleiben: der viel

zu laut gepriesene Laube hatte sich bemüht, die rasch aufschießende Nachkommenschaft Scribes als das große Muster hinzustellen und jeden deutschen Dramatiker von Kindesbeinen an gut französisch zu erziehen; bei einem Manne, der sich an Esser und an den Karlschülern so arg verständig hatte, war diese Neigung natürlich, aber sie mußte allgemach zum Widerspruch reizen. Der Widerspruch war berechtigt, so lange die Franzosen als große, führende Dichter anerkannt wurden, und die kleinen Lessinge, die gegen Dumas und Sardou so eifrig donnerten, wie der große Lessing einst gegen Corneille und Voltaire gebontert hatte, thaten gute und nützliche Arbeit. Die Zeit dieser Arbeit ist aber vorbei; heute hält selbst in Paris kein halbwegs verständiger Mensch die müden Modedramatiker mehr für ragende Poeten, heute ist Scribe beinahe schon tot, seine Erben werden überall sehr nüchtern beurtheilt und der gallische Enthusiasmus hat sich für Ibsen und Wagner entflammt, für die germanischen Dramatiker, die der kommenden Bühnenkunst das Gepräge geben werden. Heute kann man in aller Ruhe gestehen, daß Alles, was jetzt auf den Bühnen erwacht, den Franzosen sehr viel Dank schuldet; auch Ibsen hat von ihnen gelernt, nur wird eben etwas Anderes daraus, wenn ein Großer die kleinen Mittel verwaltert. Heute ist die Gefahr einer Franzöfierung unseres Theaters nicht mehr dringend, — ganz einfach, weil wir kein eigenes Theater mehr haben. Wir haben ein paar talentvolle Leute — sie sind an den Fingern einer Hand abzuzählen —, zwei, drei glückliche Schwänkemacher, und im Uebrigen: nichts. In Berlin kann kein Theater mehr von der deutschen Produktion das Dasein fristen; sogar die Hofbühnen müssen, seit sie nur noch nach Kassenrückichten geleitet werden, aus Italien und Frankreich und Indien sich Hilfe holen. Dieser Zustand, den hauptsächlich das wirre Gefasel unserer lächerlich unwissenden Naturalisten verschuldet hat — denn sie haben dem Publikum die früher schmachhafte Kost nach Kräften verefelt, ohne doch neue Alltagsnahrung herbeischaffen zu können — sollte zum Nachdenken stimmen. Er kann uns nicht veranlassen, nun wieder Sardou und Dumas in den Himmel zu erheben, wohl aber, sie als fleißige, geschickte und kluge Arbeiter willkommen zu heißen und zu erkennen, daß sie manchmal feine und dennoch muthige Künstler gewesen sind. Dumas hat, als er *Demi-Monde*, *Le fils naturel* und *Monsieur Alphonse* schrieb, dem sozialkritischen Drama die Bahn frei gemacht und Sardou könnte man für einen ganz großen Komödiendichter halten, wenn er nichts weiter geschaffen hätte als die beiden ersten Akte von *Divorçons* und den kostbaren *Rabagas*, die stärkste und witzigste politische Satire, die seit Figaros Hochzeit auf die Bretter gelangt ist. Beide haben sehr schlimme Fehler, gewiß; der Eine ist viel zu bewußt geistreich, der Andere ist viel zu spitzfindig und viel zu künstlich. Beide haben dem Geschmack des Publikums, nach herben Erfahrungen,



die bedenklichsten Zugeständnisse gemacht und sind schließlich gezwungen worden, auf allen Vieren zu kriechen. Aber darum bleiben sie doch ausgezeichnete Amuseure, von einer Art, die uns völlig fehlt, erfinderische und unterhaltsame Leute, die uns über ein paar Stunden angenehm hinwegtäuschen und dem Circus und dem Wintergarten Konkurrenz machen können. Jedenfalls ist es mindestens merkwürdig, daß die selben Vortrefflichen, die Herrn Ludwig Pietzsch Lobeshymnen anstimmen, Dumas und Sardou verächtlich zum Kehrloch werfen.

Während Dumas fast immer den Ehrgeiz hat, mit Salonphilosophemen gegen eingewurzelte Vorurtheile zu Felde zu ziehen, wird Sardou — wenn man von La haine, Daniel Rochat und Thermidor absieht, in denen er einmal als Künstler, einmal als Kirchenfrommer und einmal als Monarchist die innerste Neigung verleugnet hat — nur von der leidenschaftlichen Liebe zum Erfolg vorwärts getrieben. Seine stärkste Eigenschaft ist der sichere Sinn für Das, was wirkt, wirken muß, und das instinctive Erschnüffeln der Mode von übermorgen. Als nach dem Kriege der erste Fieberausbruch der Spionensucht bevorstand, hatte er Dora fertig; beim Beginn der Russenschwärmerei, der noch gelinden, mehr literarischen, führte er Fedora vor; und als Bonaparte wieder der Held des Tages wurde, war dem Behenden aus einer Napoleonanekdote rasch eine Posse entstanden. Er hat auch früher als Andere gewittert, daß nach dem langen Einerlei der schwarzen Röcke auf der Bühne bald wieder das Bunte verlangt werden würde, reiche Trachten aus einer fernen Zeit und eine rüttelnde, aufregende Handlung. Die Romantiker waren ausgestorben, aber das Bedürfniß kündigte sich dem Spürsinn vernehmlich an, eine große Schauspielerin lechzte nach effektvollen Rollen und Herr Sardou, der schon Diderot, Beaumarchais und Scribe beerbt hatte, entschloß sich, es auch einmal mit der Hinterlassenschaft Hugos und Vouchardys zu versuchen. Die Reihe seiner Ausstattungstücke, von Theodora bis auf Gismonda, ist so entstanden. Es sind ganz wundervolle Ausstattungstücke; sie sind sorgfältiger gearbeitet als der lockere Durchschnitt dieser Gattung, die bestimmt scheint, das sterbende Ballet zu ersetzen. Man muß diese Stücke nicht ernst nehmen; aber man kann sich an ihnen sehr gut amüsiren, wenn sie mit der subtilen Sorgfalt eingelebt sind, die Sardou diesen Alterskindern gewährt. Denn dieser Tausendkünstler begnügt sich nicht etwa damit, ein Szenarium zu zimmern und den Dialog zu schreiben, nein: er entwirft jede Dekoration, er bestimmt jedes Möbel, jede Farbe der Kleider, Teppiche, Vorhänge, und er spricht und spielt jedem Mitwirkenden, bis zum letzten Statisten herab, seine Rolle vor. Er ist Dichter, Maler, Maschinist, Regisseur, Theatermeister und Schauspieler in einer Person. Was bei Alledem schließlich herauskommt, ist kein Kunstwerk, aber das Allerfeinste vom Kunsthandwerk, und die Pariser sind gar nicht so dumm, wenn sie Beifall klatschen.

Da ist Gismonda, die Herzogin von Athen, dem Athen der Florentiner, dem Athen vor der Renaissance. Ein allerliebster Griff: das Christenthum der Kreuzzüge mit den Trümmern der klassischen Heidenheit vermengt, ein römischer Bischof in der Akropolis, mönchische Askese, die sich vor der weißen Nacktheit der schaumgeborenen Göttin bekreuzt, politische Händel zwischen päpstlicher und weltlicher Macht und im Hintergrund die Türkenherrschaft, die nach dem vom Burgunder Otto de la Roche begründeten Herzogthum schon die Fänge reißt. Eine herrliche Aufgabe für einen aus dem Vollen wirtschaftenden Dekorateur, der hier mit allen Künsten wirken und von Veronese, von Tiepolo und Botticelli die reichsten Reize entlehnen kann. Und dazu eine künstlich erfundene Handlung: eine stolze Fürstin, die, da ihr Kind in Lebensgefahr ist, sich dem Retter gelobt und durch ihr Gelübde dann an einen Bauern gekettet ist; die lange schwanzt und zaudert und endlich, als sie in dem Bauern den Mann gefühlt hat, nachts zu ihm schleicht, unter den Trümmern des Aphroditetempels sein Eigen wird und am nächsten Morgen, im frischen Prangen der Pfingstprozession, ihn zum Herzog und Gebieter erwählt. Ist von einem Ausstattungstück mehr zu verlangen? Mein Gott, es ist ja ein Bischof leer und sogar die Meisterfzene, die menschlich, und besonders fraulich, nicht übel gesehen ist, steht auf Stecknadelspitzen. Aber ein wundervolles Zauberballet bleibt immerhin übrig, das einer großen Schauspielerin Gelegenheit giebt, ihre ganze Kunst und alle Künste zugleich anzustellen.

In Berlin sieht man zwei sehr hübsche und drei mittelmäßige Dekorationen. Die byzantinische Kirche ist lächerlich, der Herzogin von Athen fehlt das Frauengefolge, das winzige Häuflein der Nonnen erinnert an Sommeropern und in der dürftigen Palmenprozession, die wie ein süßer Traum Hochgroßes vorbeiwallen müßte, vermißt der Betrachter die Geistlichkeit. Ueber die rathlos armselige Inszenirung, die nicht die Spur einer Zeitstimmung zeigt, ließe sich, weil sie für den berliner Theatersehndrian typisch ist, ein ganzes Buch schreiben. Gismonda hat die Manieren und das Talent einer verhätschelten und deshalb annahmenden Operettensängerin und ihr Liebster ist ein bedächtiger Oberlehrer von vierzig Jahren. Das Stück ist auf „malerische“ Wirkungen gestellt und auf den Gegensatz zwischen einer verfeinerten und hochmüthigen Edelbame und einem heißen und dumpfen Knecht. Wenn das Malerische ganz fehlt, wenn der Knecht ein gebildeter Pedant und die Dame eine gierig blinzelnbe Chanteuse ist, muß die Wirkung versagen. Herr Blumenthal aber wundert sich, daß er die Taille diesmal verfehlt hat, und kann's gar nicht fassen, daß in Berlin ein Theaterstück nicht gefallen soll, nur weil es leichtfertig eingeübt ist und spottschlecht dargestellt wird. M. S.



Berlin, den 12. Januar 1895.

## Froschmäusekrieg.

Die neue Reichsfrühstückshalle am Königsplatz ist wieder eröffnet worden. Holztäfelung, mittelalterlich stilisirte Malereien, gute Luft und beinahe noch besseres Bier: ein sehr angenehmes Kneiplokal, ein noch angenehmeres als Tuchers nürnbergers Haus, das den Erfrischungsräumen des Ballotbaues als bunt leuchtendes Muster diente; auch fehlt bei Tuchers die herrliche Wandelhalle und man muß da das Briefpapier, das man benutzt, bezahlen. Am Königsplatz, wo man Briefbogen, Couverts, Zeitungen, stinke Bedienung und den Verkehr mit lebendigen Mitgliedern des Bundesrathes umsonst hat, tagt sich sehr behaglich, und wenn die patriotischen Wohlthätern abgetheilten Spenden sich reichlich mehren, dann wird, bei Löwenbräu, Schaumwein und Havannacigarren, es sich unter der blinkenden Kuppel manchmal auch ganz gemüthlich nächtigen lassen. Einstweilen nimmt das große Frühstückens fürs Vaterland wieder seinen Anfang; die paar Leute, die eine erbettelte Pflicht pünktlich erfüllen, hocken in Gruppen und Cliques zusammen, essen und trinken, rauchen und schwagen, hören und machen Wige, und suchen das Allerheiligste der Blechschmiede nur auf, wenn zum Bravorufen oder zur Abstimmung das Stichwort fällt. Den Unterschied zwischen den gewöhnlichen und den — in Anführungstrichen — großen Sitzungstagen merkt eigentlich nur der Restaurateur, weil mit dem Steigen der Redefluß der Bierkonsum sinkt und das Kneiplokal leer bleibt, so lange vor überfüllten Tribünen nebenan die Paradedribünen ihre Waffenspiele aufführen. Das ist

aber auch so ungefähr der einzige Unterschied, denn die Qualität des Geredeten erhebt sich nur ganz, ganz selten über das Mittelmaß einer Unterhaltung leidlich gebildeter Stammtischgäste, meistens wird erlesene Zeitungswisheit vorgebracht, die seit Wochen schon in allen Schubfächern schimmelt, und ein neuer Gedanke, der fruchtbar werden könnte, wird in der Versammlung der Berufspolitiker überhaupt nicht mehr produziert. So wars manches Jahr hindurch und so wird es auch fernerhin bleiben. Trotzdem empfindet das Volk — oder doch ein erheblicher Theil des Volkes — eine gewisse Beruhigung, wenn das nationale Ersatz-Gewissen im Parlament wieder laute Lebenszeichen von sich giebt. Warum? Erstens: weil das sichere Gefühl, daß der erwählte Nachtwächter auf seinem Posten ist, einen ruhigen Schlummer verbürgt. Zweitens: weil sensationelle oder zum Sensationellen aufgebaute Zwischenfälle eintreten können, die der hungernden Neugier Futter schaffen, und weil die Zeitungen dann doch nicht ganz so langweilig sind wie in parlamentloser Zeit. Drittens: weil die Masse ohne Aberglauben nicht bestehen kann und weil der Glaube an den Parlamentarismus die vorläufig letzte, die modernste und, wie der Franzose Donnat behauptet, die jetzt gefährlichste Form des Aberglaubens ist; mancher Mann, der mit höhnischem Grinsen den Gedanken abweist, er solle, der voll und ganz Aufgeklärte, an Gott oder den Teufel glauben, glaubt brünstig doch an die Ueberlegenheit seines oder seiner Abgeordneten und athmet, in getroster Zuversicht, erleichtert auf, weil die neue Reichsfrühstückshalle am Königsplatz wieder geöffnet ist.

Es ist die erfreulichste Seite an der Thätigkeit der Parlamente — und der Presse, die Herr Donnat in seiner Betrachtung der *politique expérimentale* vergessen hat —, daß sie in immer rascherem Tempo mit diesen Ueberbleibseln des Aberglaubens aufräumen, viel rascher und gründlicher, als die boshafteste Kritik es vermöchte. In England, wo die Minister und die Parteiführer sich fast ausnahmslos auf einem anständigen Niveau der Bildung und Geisteskultur halten — auch der leidenschaftlichste Patriot kann Salisbury, Balfour und Rosebery nicht auf eine Stufe mit den Herren Manteuffel, Bennigsen und Richter stellen —, läppert die ehrwürdige Sache sich so hin und die schlimmsten Gefahren, ein noch länger dauerndes Wirken des alten Reichsverderbers Gladstone oder eine von den jähren Vaunen des dilettantisch genialen Lord Randolph

Churchill bestimmte Regierung, erspart das legendäre Britenglück dem Land ohne Heer und Flotte, das von seinen Frauenfingern jetzt feste Fäden nach Petersburg spinnen läßt. In Frankreich und Italien wird von Zeit zu Zeit ein Minister, ein Abgeordneter oder auch nur ein Journalist, die dann fast immer einen Orden haben, vom Schwarzen Adler abwärts bis zur Rosette der Ehrenlegion, als Dieb, Fälscher oder Erpreßer entlarvt; dann flackert ein Empörungfeuer auf, für drei bis vier Wochen, gleich aber wird verkündet, daß durch das Verschälden Einzelner die hehren Institutionen selbst nicht leiden können, und unter der Oberfläche nur wühlt die Miniarbeit emsiger Maulwürfe still weiter. In Oesterreich wird fortgewürschelt, fortgegründet und fortspesulirt und die Koalition der Unfähigkeiten aus allen Lagern bemüht sich mit vollem Erfolg um den Beweis, daß der viel gescholtene Graf Taaffe ein schlauer Staatskünstler war. In Deutschland ist man solider und tugendhafter; die bürgerliche Gesellschaft ist arg verängstet, ist auch an straffe Disziplin gewöhnt und wahr, wo es irgend angeht, wenigstens den Schein; deshalb sind auch in ihrer Vertretung die moralischen Mängel noch nicht so sichtbar wie die intellektuellen Verheerungen. Das Mandat wird bei uns noch nicht so sehr als ein Gewinn bringendes Geschäft wie als eine angenehme und gar nicht anstrengende Pfründe geschätzt, als ein Vorwand, ein paar Monate ohne Familienkontrolle in Berlin herumzubummeln, und als Einlaßkarte in das lustigste, amüsanteste und am Meisten beschwagte Kneiplokal im ganzen Reich. Der Burschengeist, der auf das deutsche Leben vielleicht noch stärker wirkt als der Kasernendrill, thut das Uebrige; es bilden sich Sippen und Blasen; morgens tagt die Fraktion, dann ist Plenar-sitzung oder man schnüffelt in Kommissionen herum, darauf folgt ein gemeinsames Mittagsmahl und spät am Abend rückt man, nach Couleuren gesondert, in Schwarmkolonnen aus, — nicht immer auf hellen Pfaden. Den ganzen Tag über steckt Das zusammen und athmet die selbe muffige Stieluft ein; die natürliche Folge ist, daß sich, ganz wie so oft bei den Modestudenten, eine Uniformirung im Denken einstellt, in der die Persönlichkeiten verschwinden. Leute, die niemals allein sind, kommen gar nicht dazu, ihre Gedanken selbst zu denken und zu Individualitäten heranzuwachsen; die besondere Auffassung, die sie vielleicht hatten, als sie noch auf ihrem Gut oder in ihrer Provinzialstadt saßen, zerflattert, sobald sie in den Dunstkreis

des Parlamentes treten; eine besondere Auffassung ist da auch sehr unbequem; man braucht wohlwollende Schonung und wird von den Kollegen um wohlwollende Schonung gebeten, man sicht selbst die hitzigsten Kämpfe mit stumpfen Schlägern, wie auf einem Parkboden, aus und man würde ärgerlich auffallen, wenn man von dem großen A der Allgemeinheit nur um eine Tonschwingung abweiche. Der Deutsche Reichstag ist sauberer als manches andere Parlament; da und dort sitzen in dem hellgrauen Sandsteinpalast auch ganz vernünftige und kluge Leute, mit denen man sich im Privatgespräch rasch verständigen kann; wenn sie aber in Ausübung ihres Berufes handeln, dann schwindet die Vernunft, die Klugheit und die Persönlichkeit, dann erscheinen die früher Verständigen als Automaten ihrer fraktionell geachteten Massenüberzeugung und dann bleibt der Gesamteindruck hinter den bescheidensten Ansprüchen zurück. Der Deutsche Reichstag ist kaum ein Vierteljahrhundert alt, aber er hat sich um die Diskreditirung des Parlamentarismus in dieser kurzen Zeit schon geradezu großartige Verdienste erworben und deshalb kann es nur fröhlichste Lachlust wecken, wenn jetzt ohne Ermatten von der Würde dieses Reichstages gefaselt und wenn eifrig darüber gestritten wird, ob diese Würde des Reichstages gelitten habe, weil Herr Albert Erdmann Karl Gerhart von Levesow ihn als Landwehrmajor und nicht als Excellenzherr eröffnet hat.

Der Deutsche Reichstag ist keine Ständeversammlung, keine Vertretung organisirter Berufskörperschaften, keine Repräsentation der deutschen Bildung. Er ist eine Vereinigung von Durchschnittsmenschen die, willkürlich und unter politischen Firmenschildern, einzelne Interessentengruppen vertreten, ohne doch von diesen Gruppen als die Tüchtigsten zu dieser Vertretung gewählt zu sein. Er lebt in äußeren Abgrenzungen, die innerlich längst vollkommen werthlos geworden sind. Er lebt in unwahren Verhältnissen, zwischen modisch bemalten und verfallten Ruinen, und deshalb kann er nichts Betrachtliches leisten und könnte es auch dann nicht leisten, wenn alle Mitglieder pünktlich zu den Sitzungen erschienen und wenn der Präsident die ausgreifendsten Disziplinarmittel zur Verfügung hätte. Auf alte politische Schlagwörter sind Leute gewählt, die an dem Aufbau neuer Zustände mitwirken sollen und deren Wissen doch gewöhnlich nicht einmal so weit reicht, daß sie die Tragfähigkeit der Grundlagen und die Dicke der Mauern des alten Gebäudes berechnen können.

An diesem Widerspruch geht die Sache zu Grunde. Da sind Leute, die unsere deutsche Welt nach den Wünschen der Grundbesitzer, des Militäradels, der Großindustriellen, der Zwischenhändler und anderer Erwerbsstände einrichten möchten; sie bezeichnen sich, mit inhaltlosen Namen, als konservativ, nationalliberal, freisinnig, und so weiter; und wenn die Zwischenhändler einzusehen beginnen, daß der abgetafelte Radikalismus heute ihrem Profitbedürfnis nur noch Schaden kann, wenn sie den gemäßigten Parteien sich zuwenden oder am Wahltage striken, dann heißt es: der liberale Gedanke ist im Rückgang begriffen. Aber die Leute, die sich im hellgrauen Sandsteinpalast spreizen, sind ja gar nicht konservativ, nationalliberal, freisinnig, und so weiter; die Firma ist falsch, genau so falsch wie die Behauptung, in den Zeitungen, die vom Verleger, von den Inserenten und Abonnenten geleitet werden, sei die reine, die fabelhaft objektive, die uneigennützig ausgesprochene Wahrheit zu finden; die beredten Leute sind die Vertreter materieller Interessen. Das wäre ganz gut, wenn es offen gesagt würde und wenn die Interessentengruppen so organisiert wären, daß sie auch wirklich ihre Tüchtigsten in den Reichstag schicken könnten. Davon aber ist nicht die Rede; die Tüchtigsten bleiben draußen, schon weil sie meistens auch die Selbständigsten sind, und sie müssen sich in kritischen Tagen dann damit abquälen, den durch die Wahl Geweihten rasch wenigstens einige Sachkenntnis einzupumpen. Die Wahlmüdigkeit und die wachsende Gleichgiltigkeit, die das parlamentarische Gelärm begleitet, rührt schließlich daher. Wenn die Zwischenhändler organisiert wären, würden sie sicher nicht Herrn Rickert oder gar Herrn Barth mit der Vertretung ihrer Interessen betrauen oder verdroffen und müßig bei Seite stehen. Und wenn die nationalliberale Partei sich offen als eine Vertretung „maßvoller“ Großkapitalisten konstituieren würde, dann hätte sie nicht nöthig, durch Staatsreden eines Herrn Voettcher, der bald dreißig Jahre lang kleine Blätter redigirt und in allen sozialen Fragen auf dem Standpunkte eines mäßig begabten Lichterfelder Kadetten steht, schmähslich sich vor dem Lande zu blamieren. Die Würde des Reichstages leidet durch die Unwahrheit seiner Existenzbedingungen; seine Mitglieder sind nicht berufen, organisierte Körperschaften zu vertreten, und sie sind zum größten Theil von den Schätzen moderner Wissenschaft so vollkommen ausgeschlossen, daß sie nur in lächerlichster Selbstüberhebung sich für die Vertreter deutscher Bildung halten können.

Die Folgen sind deutlich sichtbar. Ein konservativer Abgeordneter erzählt, das Ziel der Sozialdemokratie sei die Einführung von Produktiv-Genossenschaften, — und empfängt Beifall; ein Sprechminister meint, zwischen echtem und unechtem Baumaterial gebe es keinen Unterschied, — und wird nicht zum Hause hinausgehöhnt; Herr von Bennigsen bringt über Nietzsche und Hartmann Dinge vor, die man allenfalls von den Witzblatthelben der berliner Theaterkritik erwarten könnte; und Herr von Manteuffel verkündet gar, die Sozialdemokraten seien von der Umsturzsrede des Herrn Niederding zermalmt worden. Man muß nur die stenographischen Berichte aufmerksam lesen: was darin steht, würde ein gewissenhafter Redakteur in den allerersten Fällen auch nur als Füllartikel verwenden können; die Mannen auf der Journalistentribüne sind gewöhnlich auch keine Geistesriesen, aber sie würden nach gründlicher Vorbereitung immerhin noch Beträchtlicheres zu Tage fördern als die Erlauchten da unten, deren Trivialitäten sie nun eifrig nachstenographiren müssen. Der Anfang der Session brachte die berühmte Erörterung darüber, ob ein Mann im siebenzigsten Lebensjahre eingesperrt werden soll, weil er bei einem Hochruf auf den Kaiser nicht von seinem Klappstisch aufgestanden ist; in der sechsständigen Debatte wurde nicht ein Gedanke, nicht ein „Gesichtspunkt“, vorgeführt, der nicht vorher schon durch die Presse geheßt worden worden war. Und ganz genau so wird es auch weiter gehen. Die Herren mit dem schmückenden M. d. R. auf den Visitenkarten sind verspätete Gäste aus einer vergangenen Zeit, sie enthüllen auf Schritt und Tritt die klaffenden Rützen in ihrer Bildung und sie können zwar die Luft erschüttern, nicht aber sich vermessen, im Ringen um eine neue Weltanschauung die auserwählten Führer zu sein.

Dieses Jahr bringt uns ein Jubiläum: drei Jahrhunderte sind vergangen, seit der wackere Georg Rollenhausen seinen berühmten Froschmäuseler schuf, das im Stil der Grobianusjattire gehaltene Lehrbuch der Politik. Vielleicht entschließen die Leiter der neuen Reichsfrühstückshalle sich, dieses Gedenkdatum durch eine volkstümliche Ausgabe der stenographischen Berichte festlich zu begehen, auf daß es offenbar werde, wie tief seit den Tagen der literarischen Renaissance die geistige Bedeutung der Frosche und Mäuse gesunken ist, die an der Oberfläche des deutschen Lebens so emsig knuspern und quaken.





## Natürliche und politische Rechte.

### I.

Beim Durchgehen einer Reihe kritischer Bemerkungen blieb mein Auge neulich auf einer Aeußerung über meinen Aufsatz „Die natürliche Ungleichheit der Menschen“\*) hängen. Sie besagte, er sei ja ganz nett, aber zu welchem Zwecke hätte ich mir die Mühe genommen, etwas Totes noch einmal tot zu schlagen?

Der Fragesteller ist offenbar der Meinung, die Lehren jener Schule der Sozialphilosophie, deren typischer Vertreter Rousseau war, seien nicht nur totgeschlagen, sondern wirklich tot. Wenn diese beiden Begriffe auch in Bezug auf den Menschen identisch sind: Lehrmeinungen sterben nicht nothwendig daran, daß man sie totschlägt. Vor vielen Jahren lebte auch ich einmal des freundlichen Wahnes, da Hume, Kant und Hamilton das „Unbedingte“ totgeschlagen hätten, müsse es nun auch mit Anstand sterben. Und dennoch schreitet die selbe hypostasirte Negation noch heute im hellen Tageslicht herum, manchmal leicht unter einem neuen Namen verhüllt, in Gesellschaft der Dogmen einer absoluten Sozial- und Individualethik, und sie scheint so lebenskräftig zu sein wie nur je. Hat es denn gar keinen Erfolg gehabt, daß die Geschichte jedes Zweiges der physischen und historischen Wissenschaften eine Fülle von Beispielen für das Schicksal des eiligen Verallgemeinerers aufweist, der angebliche Thatfachen zählt, statt sie zu wägen, und der mit den rohen Annäherungen an die Wahrheit, die er aus der Beobachtung außerordentlich zusammengesetzter Erscheinungen gewonnen hat, umgeht, als hätten sie die Genauigkeit geometrischer Säge?

Leider giebt es reichliche Beweise dafür, daß die fehlerhafte Methode der apriorischen politischen Spekulation, die ich mit Beispielen aus den Schriften Rousseaus illustriert habe, nicht nur noch in voller Blüthe steht, sondern sogar einen außerordentlich ernsten Einfluß auf das politische Handeln unserer Zeitgenossen ausübt. Aber der beste Beweis, der sich dafür erbringen läßt, ist die Eier, mit der die Schriften politischer Lehrer dieser Schule verschlungen worden sind und noch verschlungen werden, besonders von den Begabteren der arbeitenden Klassen. Es kann fraglich sein, ob irgend ein Buch, das in den letzten zehn Jahren erschienen ist, gerade unter diesen Klassen eine weitere Verbreitung gefunden hat, nicht nur in England, sondern eben so in den Vereinigten Staaten, als „Fortschritt und Armuth“.

In mancher Hinsicht verdient das Buch zweifellos den Erfolg, den es gewonnen hat. Klar und kräftig geschrieben, wenn auch hier und da ab-

\*) S. „Zukunft“ vom 31. März und 7. April 1894.

geschwächt durch überflüssiges rhetorisches Zuckerwerk, läßt „Fortschritt und Armuth“ den Leser in keinem Zweifel über Henry Georges, seines Verfassers, Ansichten und erfüllt somit die Grundbedingung aller ehrlichen Literatur. Eben so wenig wird Jemand die tiefe Ueberzeugung des Verfassers in Zweifel ziehen, daß die Anwendung seines Allheilmittels die Krankheiten beseitigen wird, unter deren Beschwerden der moderne Staat ächzt.

Henry Georges soziale Theorie ist im Prinzip, obgleich nicht in allen ihren Einzelheiten, identisch mit dem Rousseauismus. Sie zeigt in höchster Vollendung die selbe apriorische Methode, die von höchst fragwürdigen Grundsätzen, die die absolute Wahrheit darstellen sollen, ausgeht, und uns auffordert, die bestehende Gesellschaftsordnung auf Grund des Glaubens an Folgerungen aus jenen Axiomen umzustürzen. Das Dogma der „natürlichen Rechte“ ist der Stützpunkt, auf den er, wie viele andere Sozialphilosophen im Laufe der letzten 130 Jahre, den Hebel setzt, mit dem er die soziale Welt von ihrer gegenwärtigen Grundlage wegheben und sie auf eine andere stellen will. In dieser Hinsicht stimmt er nicht nur mit Rousseau und seinen bewußten und unbewußten Gefolgsleuten in Frankreich und England überein, sondern kann sich leider auch auf das Ansehen einer weit wissenschaftlicher denkenden und praktischeren Schule von Sozialphilosophen stützen, auf das der französischen Physiokraten des achtzehnten Jahrhunderts.

Der Gründer dieser Schule, Quesnay, Ludwigs des Fünfzehnten scharfsinniger Arzt, den selbst dieser verworfene Fürst schätzte und seinen „Denker“ nannte, war ein außerordentlich praktischer Mann, besonders erfahren auf dem Gebiete der Landwirtschaft. Wie der Name, den sich seine Jünger zulegten, zeigt, war seine Lehre ausdrücklich auf die sorgsame Beobachtung des Naturlaufs und auf Folgerungen aus ihm gegründet. Es ist kaum zu viel gesagt, wenn ich es ausspreche, daß wir den Physiokraten die Klarheit der modernen Erkenntniß verdanken, daß die Welt der menschlichen Gesellschaft eben so sehr der Schauplatz von Ordnung und endgiltiger Folge von Ursache und Wirkung ist wie die Welt der außermenschlichen Natur; daß es Regeln für das Handeln giebt, deren Beobachtung Wohlfahrt erzeugt, während ihre Vernachlässigung zum Ruin führt, und die doch mit den Geboten der Sittlichkeit oder mit den Forderungen der Religion nichts zu thun haben; daß die Schlechten, die nach diesen Regeln handeln, nicht um ihr Brot zu betteln haben werden, während den Frommen, die sie außer Acht lassen, nichts Anderes übrig bleiben wird. Aber Quesnay und seine Nachfolger wären mehr als sterbliche Menschen gewesen, wenn sie sich dem Einfluß des Geistes ihrer Zeit zu entziehen vermocht hätten; und obgleich sie niemals auf die spekulativen Ungeheuerlichkeiten Rousseaus verfallen sind, so schrieb doch Quesnay um die selbe Zeit, in der Zener mit seinem Essay über die „Un-

gleichheit“ beschäftigt war, das kleine Werk unter dem Titel *Le droit naturel*, das von der apriorischen Methode allzu stark infizirt ist.

Quesnay beginnt damit, daß er den Satz aufstellt, das „natürliche Recht“ lasse sich allgemein definiren als „das Recht, das der Mensch auf die Dinge hat, die sich dazu eignen, von ihm genossen zu werden“. Sicherlich eine genügend allgemeine Definition, und zwar eine, die eine sehr viel gründlichere Definirung erforderte, ehe sie ruhig einem praktischen Zwecke dienstbar gemacht werden könnte. Quesnays Freund und Mitarbeiter Dupont de Nemours hat in der Vorrede, die er seiner 1768 veröffentlichten Sammlung: *Physiocratie ou constitution naturelle du gouvernement le plus avantageux au genre humain* vorsetzte, die Sache etwas verbessert. „Das natürliche Recht“, sagt er, „ist das Recht, das der Mensch hat, Das zu thun, was ihm zum Vortheil gereicht.“ Er meint, dieses Recht gründe sich auf den Zustand, daß wir „mit unserer Selbsterhaltung betraut sind, bei Strafe von Leiden und Tod für ihre Vernachlässigung“. Und er fügt hinzu: „Die endgiltige Strafe, die von diesem obersten Gesetz verhängt wird, geht über jedes andere Interesse und über jedes willkürliche Recht.“ Das „natürliche Recht“ ist also das Recht des Menschen, Alles zu thun, was für seine Selbsterhaltung nothwendig ist, und sich in den Besitz von Allem zu setzen, was zu seinem Genuße dient. Jeder vollständig isolirte Mensch besitzt dieses Recht in seinem vollen buchstäblichen Umfange, das „natürliche Recht“ muß nach dieser Skizze also dem Individuum eigen sein, ehe es in den sozialen Zustand eintritt, und muß älter sein als alle Formen relativer Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit. Aber das gleichzeitige Dasein vieler solcher Individuen an dem selben Ort, die alle ihre natürlichen Rechte behaupten, muß eben so in den Zustand des Krieges Aller gegen Alle ausmünden, wie ihn Hobbes beschreibt, sie müßten sich denn gerade dahin einigen, daß Jeder ein natürliches Recht auf alles Genießbare haben soll oder, mit anderen Worten, die Freiheit, den Nutzen aus den Vortheilen zu ziehen, die er der Naturordnung abzugewinnen vermag.

Diese Sätze scheinen mir aus einer wunderbaren Mischung heilsamer Wahrheit und sehr unheilsamer Einbildung zu bestehen; und, wie nicht ungewöhnlich, die Einbildung ist populär geworden, während die Wahrheit vernachlässigt oder vergessen worden ist. Thatsächlich hat Quesnay selbst tiefer gesehen als sein Jünger und hat geschrieben: „Wer da sagt, das natürliche Recht des Menschen sei ein Nichts, spricht wahr. Wer da sagt, das natürliche Recht des Menschen sei das Recht, das die Natur alle Thiere lehrt, spricht wahr.\*) Wer da sagt, das natürliche Recht des Menschen sei das Recht, das

\*) In einer Anmerkung sagt Quesnay: „Das ist die Definition Justinians“. Nach meiner Meinung wäre es genauer, zu sagen, sie sei von Ulpian

seine Stärke und Geisteskraft ihm sichere, spricht wahr. Wer da sagt, das natürliche Recht des Menschen schränke sich auf das Privatinteresse Jedes ein, spricht wahr. Wer da sagt, das natürliche Recht sei ein allgemeines und oberstes Gesetz, das die Rechte aller Menschen bestimme, spricht wahr. Wer da sagt, das natürliche Recht des Menschen sei das unbegrenzte Recht Aller auf Alles, spricht wahr. Wer da sagt, das natürliche Recht des Menschen sei ein Recht, das durch stillschweigende oder ausgesprochene Uebereinkunft Einschränkungen erleide, spricht wahr. Wer da sagt, das natürliche Recht habe mit Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit nichts zu thun, spricht wahr. \*) Wer da sagt, das natürliche Recht sei ein gerechtes, entscheidendes und grundlegendes Recht, spricht wahr. Aber Keiner spricht wahr in Hinsicht auf alle Fälle."

Was soll man mit dieser Litanei von Antinomien anfangen? Duesnay selbst scheint sich damit beschieden zu haben, das Räthsel ungelöst zu lassen, während seine Nachfolger gar nicht gemerkt zu haben scheinen, daß da überhaupt eine Frage zu beantworten war. Jeder einzelne Satz läßt sich sicherlich einleuchtend rechtfertigen und widerspricht doch einem anderen, oder ist doch mit einem anderen schwerlich zu vereinigen. Wenn Dem aber so ist, so können wir ziemlich sicher sein, daß die Schwierigkeit irgend einer Zweideutigkeit der Sprache entspringt. Wenn die Worte „natürliches Recht“ fähig sind, diese widersprechenden Prädikate anzunehmen, so müssen sie doch wohl zwei oder mehr völlig verschiedene Begriffe bezeichnen. Ich werde versuchen, zu zeigen, daß diese Lösung der Schwierigkeit die richtige ist.

Vor einiger Zeit wurde ich mit einer besonders grausamen indischen Tigergeschichte bekannt, und ich wiederhole hier ihren Kern, nicht weil ich schreckliche Geschichten besonders liebe, sondern weil mir der Bericht eine Folge von nützlichen Erwägungen über diese Frage der „natürlichen Rechte“ angeregt hat und also diese Wohlthat leicht auch meinen Lesern erweisen könnte.

Eine Tigerin schleppt einen unglücklichen indischen Dörfler davon, wie eine Katze eine Maus fortträgt, ohne dem Manne eine tödtliche Verletzung

abgeleitet. „Ius naturale est, quod natura omnia animalia docuit: nam ius istud non humani generis proprium sed omnium animalium.“ Dem selben römischen Juristen verdanken wir den Grundsatz, daß nach dem Gesetz der Natur alle Menschen gleich und frei seien. „Quod ad ius naturale attinet, omnes homines aequales sunt.“ „Quum iure naturali omnes liberi nascerentur.“ Vgl. das erschöpfende Werk von Voigt; das ius naturale aequum et bonum und ius gentium der Römer, von wo diese Citate entlehnt sind.

\*) In einer Anmerkung bemerkt Duesnay, Dies sei der Fall mit einem Manne, der allein auf einer öden Insel hause. Sein natürliches Recht auf die Erzeugnisse der Insel schließt weder Gerechtigkeit noch Ungerechtigkeit ein, so fern diese Ausdrücke die Beziehungen von zwei oder mehr Personen ausdrücken.

beizubringen. Man verfolgte sie zu ihrem Lager im Dickicht und sah dort, wie sie ihren halb unfähigen Gefangenen ihren Jungen vorsetzte, die ihn nach bestem kindlichen Können zu benagen und herumzuzerren begannen, während die zärtliche Mutter ihren tolpatschigen Anstrengungen, der großen Jagdbeute, die sie heimgebracht hatte, Herr zu werden, behaglich zusah. Aber wenn der Mann, zur Verzweiflung getrieben, einen Augenblick seine kleinen Peiniger sich durch Schläge vom Leibe hielt und es ihm glückte, ein paar Meter fortzukriechen, dann brachte immer ein wohlüberlegt ausgeführtes Zufassen der kräftigen Kinnladen der klugen Mutter oder ein Klaps von ihrer schweren und scharfbekaltten Lase das Opfer wieder in einen Zustand, in dem die Jungen ihr Jaufen und Kragen unbelästigt wieder aufnehmen konnten.

Sicher werden sich Jedem, für dessen Einbildungskraft diese Worte genügen, um sich ein Bild des Vorganges zu machen, darüber die Haare sträuben, daß eine solche bittere geistige und körperliche Qual einem harmlosen Bauern augenscheinlich vom Zufall auferlegt worden ist; und sicher wird Jeder mit Genugthuung der Gerechtigkeit gedenken, welche die Gewehr-schüsse vollzogen, als sie später vielleicht die Tigerin und ihre schreckliche Brut niederstreckten. Die Behauptung, daß die Tigerin ein „natürliches Recht“ auf Das hatte, was sie that, oder daß die Tigerin und ihre Jungen durch das „Gesetz der Natur“ in ihrem Handeln gerechtfertigt waren, wird wahrscheinlich als eine ungeheuerliche — wenn nicht als eine sündhafte — Lehre erscheinen. Und doch liegt diese Lehre verdeckt eingeschlossen in einem der bekanntesten Werke eines Schriftstellers, von dem vor einem halben Jahrhundert in England die Köpfe der Kleinen ihre frühesten ethischen Eindrücke erhielten, und leider auch ihre ersten politischen. Die Kinder jener Tage lehrte man nachzusagen:

Laßt den Hund sich am Bellen und Beißen erfreuen;  
Denn so ist sein Wesen bewandt.  
Laßt den Bären brummen und kämpfen den Feun;  
Denn so schuf sie Gottes Hand.

Als Poesie sind diese frommen Knittelverse ganz sicher ein Nichts. Aber als ein Stück Moralphilosophie kann uns jene reife und alterschwürdige Betrachtung damit befriedigen, daß sie nicht nur gesund ist, sondern sogar den Vorzug hat, uns die ganze Sache in der Nußschale darzustellen. Was Tiger oder Tigerinnen auch thun mögen —: wenn wir die Schöpfungshypothese annehmen und glauben, daß Gott sie geschaffen habe, dann ist es ganz klar, daß sie „seine Hand so schuf.“ Die Handlungen, die es uns beliebt, als grenzenlos grausam zu bezeichnen, sind dann notwendige und beabsichtigte Folgen des göttlichen Schöpfungsgactes. Wenn es in der Anlage der Dinge irgendwo einen Flau giebt, dann beweist sicher das Studium

irgend einer Raue, einer großen oder einer kleinen, daß sie eine Maschine ist, die dem Zwecke, andere lebende Vierfüßler zu töten und in Stücke zu zerreißen, ganz bewundernswürdig gut angepaßt ist; dann zeigt es, daß, wenn es überhaupt beabsichtigt war, die Raue solle Etwas thun, sie ganz sicher dazu bestimmt gewesen ist, genau jene Fleischerarbeit zu leisten, die sie so thatsächlich, so trefflich besorgt.

Wenn man sich auch weitere Ausführungen erspart, so besteht doch volle Berechtigung für den Ausspruch, daß es ganz sicher die „Natur“ oder die angeborene Neigung der ganzen Tigerrasse ist, vom Raube anderer großen Thiere, den Menschen eingeschlossen, zu leben. Denn nicht nur ist ihre körperliche und geistige Anlage ganz speziell geeignet für diese Handlung, sondern die Rasse muß auch zu Grunde gehen, sobald sie diese Arbeit nicht mehr vollbringt. Tiger sind (wie Dupont von den Menschen sagt) „mit ihrer Selbsterhaltung betraut, bei Strafe von Leiden und Tod für ihre Vernachlässigung.“ Wenn wir ferner Nachforschungen über die Geschichte dieser Raubthiere anstellen, so finden wir, daß die Rassen, die großen und die kleinen, nur das letzte Glied einer langen Kette von Thierarten sind — von denen die meisten jetzt ausgestorben sind —, die während der Tertiärzeit auf einander gefolgt sind, also im Laufe vieler Tausende oder noch wahrscheinlicher Millionen von Jahren, und da in ihrer Eigenschaft als Schlachtmaschinen eine stetige, wenn auch langsame Verbesserung durchgemacht haben. Jeder Schritt in dieser Verbesserung ist geschehen auf Kosten einer enormen Leidenssumme bei den hingeschlachteten Thieren. Wenn wir also bestreiten, Tiger hätten ein natürliches Recht, Menschen zu quälen und zu verschlingen, so ziehen wir in Wirklichkeit nicht das Verhalten der Tiger vor unseren Richterstuhl, sondern die Naturordnung. Und wenn wir selbst mit unseren Anschauungen von Recht und Unrecht gleich den Tigern Erzeugnisse dieser Ordnung sind, — was giebt uns dann das Recht, denjenigen Wesen, die auf der selben Grundlage des natürlichen Rechtes stehen wie wir, die Ausübung ihrer natürlichen Rechte abzustreiten? Der Satz, daß Etwas in der Natur vorhanden ist, und der Satz, daß es ein natürliches Recht auf Dasein hat, sind thatsächlich nur zwei verschiedene Arten, die selbe Wahrheit auszusprechen. Das heißt, in der Natur sind die Thatsache und ihre Berechtigung, oder in anderen Worten Macht und Recht, identisch. Zu sein, eine Fähigkeit zu besitzen und das natürliche Recht haben, sie zu bethätigen: Das ist Eins. So muß man thatsächlich zugeben, daß der Lieberdichter meiner Kindertage die Vernunft auf seiner Seite hat. Ohne jeden Zweifel sind die Rassen und ihre fleischfressenden Verwandten gerechtfertigt durch das „Gesetz der Natur“, das die Grundlage des „natürlichen Rechtes“ ist.

Nachdem somit die „Rechte der Tiger“ auf die Bethätigung ihrer

Fähigkeiten, mit denen sie die Natur begabt hat, und auf die Freude an ihnen sicher gestellt sind, ist es interessant, die logische Entwicklung der Lehre durchzuführen, so wie sie von einem gründlichen Vertreter dieser Rechte zu erwarten wäre. Es war zugestanden, daß der Tiger ein natürliches Recht hat, einen Menschen zu fressen; wenn er aber den einen Menschen fressen darf, dann darf er auch die anderen fressen. Somit hat ein Tiger ein Eigenthumsrecht auf alle Menschen als potentielle Tigernahrung. Die Menschen sind eben so ein „unverdientes Geschenk“ der Natur an die Tiger zu ihrem Unterhalt, wie es die Früchte für den Menschen sind. Aber kein Tiger hat ein höheres Eigenthumsrecht auf die Menschen als ein anderer. Allen Tigern steht es frei, jeden Menschen zu fressen, dessen sie habhaft werden können; und wenn zwei Tiger an verschiedenen Seiten eines Fußpfades durch das Dickicht hinschleichen, so sind ihre Rechte auf den Laubmann, der in dem frohen Gedanken, heimzuwandeln, auf diesem Pfade geht, die gleichen. So können wir ruhig den Schluß aussprechen, daß alle Tiger ein gleiches natürliches Recht darauf haben, alle Menschen zu fressen.

Es ist wohl schwer, aus rein logischen Gründen gegen diese Beweisführung einen Einwand zu finden, und die Schlüsse, zu denen wir von ihr aus gelangen müssen, erscheinen beunruhigend genug. Aber hier machen wir Halt. Wenn der Vertreter der „Rechte der Tiger“ versucht, uns das weitere Eingeständniß zu entlocken: da die Tiger ein Recht haben, die Menschen zu fressen, sei es Unrecht von den Menschen, ihnen Hindernisse in den Weg zu legen, die ihnen dies Recht vorenthalten, und es sei Unrecht, sich zu weigern, sich fressen zu lassen, — so erheben wir Einspruch gegen diesen Satz, nicht aus dem niedrigen selbstsüchtigen Grunde des rein persönlichen Interesses, sondern weil er, so einleuchtend er scheinen mag, ein offenkundiger Trugschluß ist. Der Vorkämpfer der „Rechte der Tiger“ hat thatsächlich einen bequemen, aber unerlaubten, Sprung von einer Bedeutung des Wortes „Recht“ in eine andere gemacht, vom „natürlichen Recht“ ins „sittliche Recht“. Sicher ist Jeder, der einem sittlichen Rechte Steine in den Weg wirft oder der ihm die Anerkennung verweigert, sittlich im Unrecht, ungerecht, oder — wenn man will — böse. Aber ein kurzes Nachdenken schon zeigt, daß die Behinderung oder die Ableugnung der „natürlichen Rechte“ nicht nur vom Unrecht weit entfernt ist, sondern thatsächlich eine nothwendige Folge des Vorhandenseins solcher „natürlichen Rechte“ ist. Angenommen, daß der Tiger in der Ausübung seines natürlichen Rechtes, sein Dasein zu erhalten, und um Das zu thun, wozu ihm die Natur eine besondere Eignung gegeben hat, Menschen tötet und frißt, so ist es doch darum nicht weniger wahr, daß die Menschen in der Ausübung ihres gleichen natürlichen Rechtes, ihr Dasein zu erhalten, die Tiger töten. Wenn das Gesetz der Natur dem Tiger gestattet, seine Taten und Zähne

und seine weichhohlige, schleichende Tücke für den Zweck seiner Selbsterhaltung nutzbar zu machen, dann darf auch der Mensch seine Hände und die Waffen, deren Erzeugung und Handhabung sie so vortrefflich angepaßt sind, und seine noch größere Schlaueit dazu benutzen, zu dem gleichen Zwecke den Tiger zu verfolgen und zu beschleichen.

So sind die natürlichen Rechte der Tiger und die natürlichen Rechte der Menschen einander diametral entgegengesetzt, obwohl beide gleich sicher auf das Gesetz der Natur sich gründen. Daraus folgt, daß sie Rechte sind, denen keine zugehörigen Pflichten entsprechen, Rechte, deren Ausübung behindert, verhindert werden kann, ohne daß damit etwas Unrechtes geschähe. Und Das ist gerade der Unterschied zwischen den „natürlichen Gesetzen und Rechten“ auf der einen Seite und den „sittlichen oder bürgerlichen Gesetzen und Rechten“ auf der anderen Seite. Das sittliche und das bürgerliche Gesetz besteht aus Geboten einer Autorität, denen man nicht zu gehorchen braucht. Aber die Autorität, die sie giebt, bedroht und sucht mit Strafen Diejenigen heim, welche nicht gehorchen. „Du sollst nicht stehlen“, die negative Form der Anerkennung der Eigenthumsrechte, ist ein sittliches und ein bürgerliches Gesetz. Es beruht entweder auf der Autorität einer Gottheit, oder auf der des Gewissens, oder auf der einer bürgerlichen Person, deren Herrschaft anerkannt ist. Und seine Drohung, oder die Strafe, die der Ungehorsam dagegen nach sich zieht, weist in die Hölle, auf die Gewissensqual, in das Gefängniß, oder auf alle drei Schrecken zugleich.

Das eigentliche Ziel und die eigentliche Wirkung der sittlichen und bürgerlichen Gesetze ist, allen Denen Gutes zu thun, die ihnen unterworfen sind, und so einen Zustand des Friedens und des wechselseitigen Vertrauens zu schaffen. Denn die Gesetze halten jeden Einzelnen von Handlungen zurück, die der Gemeinschaft, deren Mitglied er ist, schädlich sind, und ermutigen zu Handlungen, die ihr nützen. Im Gegensatz dazu ist das Gesetz der Natur nicht ein Gebot, Etwas zu thun oder zu unterlassen. Es enthält in Wirklichkeit nichts als die Angabe Dessen, was ein gegebenes Wesen unter den Umständen seines Daseins zu thun die Tendenz hat und was es als lebendes und fühlendes Wesen zu thun gezwungen ist, wenn anders es gewissen Arten der Entkräftung, des Schmerzes und des schließlichen Unterganges entgegen will. Das natürliche Recht, das man von diesem Gesetz der Natur ableitet, ist einfach eine Art, diese Thatsache zum Ausdruck zu bringen. Und die Natur der Dinge kennt keinen Grund, aus dem ein Wesen, das so und so beschaffene Tendenzen besitzt, sie nicht ins Leben unsetzen sollte. Verwechselt mit den sittlichen und bürgerlichen Gesetzen und übertragen in die Sprache der Gebote, würde das Gesetz der Natur dem Einzelnen gebieten: „Thue, was Du willst, so weit Du es vermagst“.



Von Ungehorsam gegen das Naturgesetz und von Strafen für solchen Ungehorsam können wir eigentlich nur mit Hilfe eines Bildes sprechen. Wenn das Unmögliche geschähe, wenn ein Tiger einen Anfall von thierfreundlichem und vegetarischem Fanatismus bekäme und erklärte, er würde künftig weder töten noch Fleisch fressen, dann würde er zweifellos einem langsamen, schmerzhaften Hungertode anheimfallen. Aber dabei kommt weder ein Ungehorsam noch eine Strafe ins Spiel. Die Gesetze der Natur sind Ausdrücke für Tendenzen, und wenn ein Gesetz die Wahrheit ausspricht, daß Tiger, die töten und fressen, leben und fett werden, so spricht ein anderes die umgekehrte Wahrheit aus, daß, wenn Tiger nicht töten und fressen, sie mager werden und sterben. Die Ergebnisse sind die Folgen von zwei Handlungarten, die beide mit dem Gesetz der Natur im Einklang stehen (sonst wären sie ja unmöglich), und nicht Lohn oder Strafe. Daß sie Lohn oder Strafe nicht sein können, geht aus der weiteren Wahrheit hervor, daß der Tiger, der bei der Erfüllung des ersten Gesetzes der Natur alt geworden ist, wenn seine Glieder steif und seine Krallen stumpf werden, sehr gegen seinen Willen dem zweiten Gesetz verfällt, und eben so den elenden Hungertod stirbt, als hätte er sich, auf Grund der erhabensten antivivisektischen und vegetarischen Grundsätze, geweigert, noch weiter zu töten und zu fressen.

Die Krone der Unterschiede zwischen dem „Gesetz der Natur“ mit den daraus folgenden „natürlichen Rechten“ und den sittlichen oder bürgerlichen Gesetzen liegt in dem Sage: folgerichtiges und gründliches Handeln, begründet auf das Gesetz der Natur und die natürlichen Rechte, die ihm entspringen, hat die Tendenz, den Einzelnen auf Kosten aller Anderen, deren Bedürfnisse und Wünsche der selben Art sind, zu begünstigen. Es erzeugt nicht nur keinen Frieden unter diesen Einzelnen, sondern schafft mit Nothwendigkeit einen Kriegszustand, d. h. einen Zustand bewußten oder unbewußten Wettbewerbes zwischen ihnen. Dieser rastlose und mitleidlose „Kampf ums Dasein“, der in der ganzen Welt lebender Wesen herrscht, ist die unvermeidliche Folge des Umstandes, daß jedes lebende Wesen bewußt oder unbewußt danach strebt, alle seine Kräfte zur Befriedigung seiner Bedürfnisse zu brauchen, und stillschweigend Anspruch darauf erhebt, mit Ausschließung aller anderen Wesen, all den Raum auf der Erdoberfläche zu besitzen, den es behaupten kann, und alle Daseinsmittel sich anzueignen, von denen es Gebrauch machen kann. Der Zustand der fühlenden Natur ist in jedem gegebenen Augenblicke die Resultante der sich in einem augenblicklichen Gleichgewicht befindenden Kräftepannungen von Millionen und Millionen Lebewesen, deren jedes sein Bestes thut, Alles zu erwerben, was es nur kann, und sich zu wahren, was es erreicht, — kurz: deren jedes eifrig dem Gesetz der Natur gehorcht und mit Zahn und Kralle für seine natürlichen Rechte sichtet. Das

ist das ne plus ultra des Individualismus, und wo dessen Herrschaft un-  
eingeschränkt blüht, da kann ein Gemeinwesen eben so wenig existiren wie  
unter den Tigern, die in dem selben Dickicht haufen. Es ist thatsächlich die  
Summe aller antisozialen und anarchischen Tendenzen.

Selbst unter den Tigern oder mindestens unter den Tigerinnen herrscht  
keineswegs immer der reine Individualismus. Wenn die Tigerin ihre Jungen  
zur Welt gebracht hat, und während sie sie nährt, schützt und erzieht, treten  
sie und die Jungen in einen Verband ein, der von Individuen gebildet wird,  
welche die Anziehung der Instinkte zusammenhält, die bei den Lebewesen die  
Grundlage aller Zuneigung sind, und damit bilden sie ein Gemeinwesen  
— wie klein sein Maß und wie kurz seine Dauer auch sein mag. Und es  
ist zu beachten, daß dieses primitivste Gemeinwesen, die Familie, nicht be-  
stehen könnte, ohne daß mindestens die Tigerin auf einige „Rechte der Tiger“  
verzichtete. So handelt die Tigerin z. B. nicht mehr nach ihrem natürlichen  
Recht, Alles zu fressen, was sie tötet; sie handelt, als ob sie sich der Pflichten  
gegen ihre Jungen bewußt wäre. Die Jungen aber sind zärtlich und mehr  
oder weniger gehorsam, und sie handeln, als ob sie entsprechende Pflichten  
gegen ihre Mutter hätten. Niemand wird hoffentlich denken, ich wolle damit  
andeuten, die Tigerin oder ihre Jungen seien fähig, sittliche Ideen zu hegen.  
Ich will nichts weiter damit sagen als daß Beide, theils aus Instinkt, theils  
als die Wirkung sehr einfacher Erfahrungen, Dinge thun, die ein höher ent-  
wickeltes Denken in diesen sittlichen Ideen symbolisirt.

Im Laufe dieser Erörterungen habe ich ausgeführt, daß von den  
Juristen des alten Rom, die zuerst die Vorstellungen von dem „Gesetz der  
Natur“ und den „natürlichen Rechten“ systematisch entwickelt haben, Ulpian  
das richtige Urtheil gefällt hat, daß die Thiere genau so wie die Menschen  
unter dieses Gesetz fielen und solche Rechte hätten. Es liegt auf der Hand,  
daß, auch ohne daß man auf jenen „Naturzustand“ der Menschheit zurück-  
greift, von dem man so sehr viel spricht und so sehr wenig weiß, ein ein-  
zelner Mensch, der von seinen Mitmenschen isolirt und aus allen sozialen  
Beziehungen herausgelöst wird, unter das selbe „Gesetz der Natur“ fällt und  
„natürliche Rechte“ in genau dem selben Sinne besitzt, wie der einzelne Tiger.  
Vor der Ankunft Freitags waren Robinson Crusoes Recht und Macht  
identisch, so weit er nicht etwa durch die Erinnerung an die sittlichen und  
bürgerlichen Gesetze seines früheren sozialen Daseins beeinflusst wurde. Für  
ihn gab es keinen Grund, warum er Etwas nicht sollte, was ihm beliebte  
und was in dem Bereiche seines natürlichen Vermögens lag. Jedermann  
wird zugeben, daß er ein natürliches Recht darauf hatte, seine Höhle in Besitz  
zu nehmen, Bäume niederzulegen, die seinem Zwecke dienten, Früchte zu  
sammeln, jede wilde Ziege zu seinem Unterhalt zu töten und die die Insel

heimsuchenden Kanibalen in beliebiger Zahl zu erschließen, da sie sonst ihn getödtet und verspeist hätten. Crusoes „natürliche Rechte“ erstreckten sich somit potentiell über die ganze Insel und alles auf ihr Gedeihende. Nach dem Gesetze der Natur, wie es Luesnay definiert, war er der Eigener von Allem auf der Insel, was er sich wünschte und wovon er Besitz ergreifen konnte. Angenommen jedoch, ein anderer Schiffbruch hätte gleichzeitig Will Atkins auf die entgegengesetzte Küste geworfen und Atkins hätte sich dort in Crusoes Art niedergelassen, dann würde das „Gesetz der Natur“ doch sicherlich ihm ganz genau so weit reichende Rechte verliehen haben. Crusoe und Atkins würden, die selbe Ziege von verschiedenen Seiten beschleichend, sich in ganz der selben Lage befinden haben wie die beiden Tiger in dem Dickicht, die den selben Hindu beschlachten, — so weit das Gesetz der Natur in Betracht kommt. Und wenn Jeder auf der Ausübung seiner ganzen natürlichen Rechte bestand, dann blieb ihnen sicherlich nichts übrig, als um die Ziege zu kämpfen. Bei Menschen wie bei Thieren bedeutet extremer und konsequenter Individualismus Vereinzelung und Kriegszustand. Er ist völlig unvereinbar mit dem Frieden und dem Zusammenwirken, die die beiden Grundbedingungen für jede auch noch so vorübergehende Vereinigung sind. Andererseits würden die beiden Menschen, wenn sie den Geboten des allereinfachsten Menschenverstandes gehorchten und eben so denen der natürlichen Theilnahme, sofort darin einig sein, sich zu friedlichem Zusammenwirken mit einander zu verbinden, zu ihrem beiderseitigen Behagen und Schutz. Und Das wäre nur möglich, wenn Jeder der Beiden sich entschloesse, die Ausübung seiner natürlichen Rechte so weit zu beschränken, wie sie für den Anderen einen größeren Schaden einschloffen als für ihn selbst. Das heißt: die beiden Menschen würden in Wirklichkeit auf das Naturrecht verzichten und sich unter ein sittliches und bürgerliches Recht stellen, indem sie die natürlichen Rechte, die kein Unrecht kennen, durch die sittlichen und bürgerlichen Rechte ersetzen, von denen jedes sein entsprechendes Unrecht hat. Das ist meiner Meinung nach die Wurzel der Wahrheit, die den Ausspruch des Paulus von Tharsus, daß „die Sünde kam durch das Gesetz“, von der Paradoxie errettet. Der einsame, einzelne Mensch, der einzig unter dem sogenannten Gesetz der Natur steht, das unverletzbar ist, und der Rechte hat, deren Gegensätze nichts Unrechtes sind, kann nicht sündigen. Unrecht thun wird erst möglich, wenn der Einzelne durch Zusammentreten mit einem Anderen oder mit Anderen zum Zwecke des Friedens oder der gemeinsamen Arbeit stillschweigend oder ausgesprochen verpflichtet wird, gewisse Verhaltensregeln gegen ihn oder sie einzuhalten; jede Verletzung dieser Regeln ist dann ein Unrecht.

Vielleicht hat keiner der politischen Trugschlüsse, die der Lehre von den „natürlichen Rechten“ entsprungen sind, mehr Unheil angerichtet als die Behauptung, alle Menschen hätten ein natürliches Recht auf Freiheit, und

wer sich willig einer Einschränkung dieser Freiheit unterwerfe, die über den Punkt hinausgeht, den die Deduktionen der apriorischen Philosophen festlegen, verdiene den Namen Sklave. Für meinen Verstand ist dieser Trugschluß nur dann faßbar, wenn man ihn als das Ergebnis des Irrthums nimmt, der die natürlichen mit den sittlichen Rechten verwechselt. Zweifellos ist es wahr, daß ein Mann, gleich dem Tiger und jedem anderen Thiere, ein natürliches Recht auf Freiheit hat, wenn wir unter dieser Wendung einzig verstehen: es giebt keinen Grund, warum er nicht thun sollte, was ihm beliebt, so weit er ein bloßes Einzelwesen ist. Das ist aber ein sehr harmloser Satz und kein Despot oder Sklavenbesitzer braucht über ihn zu erschrecken. Wenn aber der Vorkämpfer der Freiheit meint, wie er gewöhnlich thut, das natürliche Recht auf Freiheit biete in sich selbst einen Grund gegen diese oder jene Einschränkung der Freiheiten der Menschen, die ein Gemeinwesen bilden, dann erscheint mir Das eben so sophistisch wie unheilvoll. Denn, wie wir gesehen haben, ist es die nothwendige Bedingung des sozialen Daseins, daß die Menschen einen Theil ihrer Handlungsfreiheit aufgeben, und die Frage des Wieviel ist eine Frage, die sich auf apriorischem Wege unmöglich entscheiden läßt. In dem einen Staate würde es Tyrannie sein, Etwas zu verbieten, was in einem anderen zu gestatten, Wahnsinn wäre. Das Dasein eines Gemeinwesens hängt von dem Gleichgewicht zwischen den beiden Gruppen von Gewalten ab, denen die Einzelheiten, die es bilden, die einzelnen Menschen, gehorchen: zwischen dem natürlichen Recht, das sie von einander treibt, und der persönlichen Theilnahme und gemeinsamen Autorität, die sie anziehen und zusammenhalten. Welche der beiden Gruppen in einem gegebenen Zeitpunkte vorzuherrschen hat, Das muß sicherlich von den äußeren und inneren Umständen abhängen, und außerdem von der Entwicklungsstufe, auf der das Gemeinwesen steht. Der Herzog von Wellington soll das im Kriege geltende Recht definiert haben als „den Willen des Oberkommandeurs für die Zeit, wo er Das ist“ — Das heißt: es bedeutet das Hinwegsetzen aller Rechte, der natürlichen, bürgerlichen, sittlichen, außerhalb der Grenzen, in denen sie der Kommandeur gelten läßt. Und doch kann nur ein Irrer behaupten, daß bei einem Einfall, einem Aufruhr, der die soziale Person, das Gemeinwesen, mit Vernichtung bedroht, dieser zusammengesetzte Mensch nicht so viel natürliches Recht habe, irgend eine Maßnahme zu treffen, die für die Selbsterhaltung wesentlich ist, wie der einzelne Mensch unter dem Gesetze der Natur. Und von diesem äußersten Falle bis zu der unbedeutenderen Frage, ob der Träger der Macht in einem Gemeinwesen das Recht hat oder nicht hat, das „natürliche Recht“ eines Menschen, den Weg vor seinem Hause nicht von Schnee rein zu halten, zu beeinträchtigen, giebt es eine endlose Abstufung in der Wichtigkeit der Fragen, die sich

alle nur durch Anwendung der selben Grundsätze lösen lassen. Selbst wenn man sich die Frage rund herum besieht und die Nachteile einer Freiheitseinschränkung voll in Rechnung zieht, — trägt es nicht zur Wohlfahrt der Gesellschaft zu bestimmter Zeit und unter bestimmten Verhältnissen bei, daß ihre Glieder dem Zwange unterliegen, Dies zu thun oder Jenes nicht zu thun?

Die politischen Trugschlüsse, die der Lehre von den „natürlichen Rechten“ entspringen, sind tausendfältig, aber unter ihnen ist besonders einer, der gegenwärtig Aufmerksamkeit verdient. Das ist die seltsame Ansicht, es sei die logische Folge des „natürlichen Rechtes“ aller Menschen auf eine gegebene Sache, daß die Antheile der Eigenthumsrechte aller Jeter, die darauf Anspruch erheben, gleich seien. Nehmen wir zwei Jungen, Hans und Peter. Ich nehme einen Apfel aus meiner Tasche und sage: „Dieser Apfel gehört ganz Dir, Hans; und, Peter, er gehört auch ganz Dir. Der ganze Apfel gehört Jedem von Euch, und Jeder von Euch hat das Recht, ihn ganz zu essen. Nun, meine Jungen, Ihr dürft ihn essen, so lange Keiner von Euch einen Bruchtheil des Rechtes aufgibt, das ich ihm gegeben habe, und so lange er auch das Recht des Anderen nicht verlegt.“ Die Jungen würden wahrscheinlich etwas verdutzt dreinschauen. Wenn ihr gesunder Menschenverstand und ihre Eßlust stärker wären als ihr Denkvermögen, so würden sie wahrscheinlich vorschlagen, den Apfel zu theilen und ihn Jeder halb zu essen. Dann würde ich zu sagen haben: „Nein. Ihr verlegt meine Bedingungen, die darin bestanden, daß Keiner von Euch einen Theil seines Rechtes auf das Ganze aufgeben sollte. Der Vergleich, den Ihr vorschlagt, bringt es nothwendig mit sich, daß Hans sein Recht auf die eine Hälfte und Peter sein Recht auf die andere Hälfte aufgibt.“ Wahrscheinlich würden meine jungen Freunde, wenn sie von englischer Abkunft wären, einen anderen Weg vorschlagen, um aus dieser Enge herauszukommen, nämlich die Entscheidung durch Kampf. Aber da hätte ich wieder einzuschreiten. Der Ausweg des Kampfes würde leider die Einschränkung der natürlichen Rechte des Besiegten durch den Sieger einschließen, und Das wäre wieder gegen die Abmachung. Der Apfel würde also unter den gegebenen Bedingungen ungeessen bleiben müssen.

So sehen wir wieder einmal, daß die Theorie der „natürlichen Rechte“, d. h. der reine und einfache Individualismus, wenn sie logisch durchgeführt wird, einzig zu logisch gerechtfertigter Wildheit, zu extremer und ungemilderter Selbstsucht wird, die sich mit dem sozialen Dasein nicht vereinigen lassen. Und Das müßte jedem Menschen klar sein, gäbe nicht der Doppelsinn des Wortes „Recht“ den menschlichen Beziehungen, die weder sittlich noch unsittlich sind, sondern, wie Duesnay ganz richtig bemerkt, älter als alle Sittlichkeit, für Viele etwas wie einen sittlichen Schimmer.

London.

Professor Thomas H. Duxley.

## Vor der Getreidemonopoldebatte.

**N**oth lehrt beten, pflegte man früher zu sagen. Sie lehrt auch, sich vereinigen und organisiren. Das sehen wir jetzt. Die Agrarier haben sich den Bund der Landwirthe geschaffen und entwickeln eine sehr energische Agitation auf allen dazu geeigneten Gebieten. Kein billig denkender Mensch wird es ihnen verargen, daß sie mannhaft für ihre Interessen eintreten, — wenn auch viele Gutsbesitzer es den Arbeitern verdacht haben, daß sie das Selbe thaten und noch thun. Man kann auch den Agrariern nicht vorwerfen, daß sie ohne Grund oder aus „Begehrlichkeit“, wie es in der Presse z. B. der Fortschrittspartei zu heißen pflegt, agitiren und Forderungen an die Gesetzgebung stellen. Sie leiden eben wirklich Noth, und die Meisten von ihnen recht bittere Noth. Diese Noth besteht darin, daß bei Vielen von ihnen die Einnahmen von ihren unumgänglichen Ausgaben übertroffen werden und daß sie, wie Das allen Geschäftsleuten geht, die mit einem Betriebsdefizit arbeiten, ihren Bankerott vor Augen sehen.

Nun geht Das leider jetzt aber nicht blos vielen Agrariern, sondern auch sehr vielen anderen Geschäftsleuten in Deutschland so, ja noch mehr, es geht sogar den Landleuten in Europa, Nordamerika und Australien fast allgemein so, und doch findet man in anderen Ländern keinen so heftigen Ansturm einer ökonomischen Partei auf Parlament und Regierung um Gewährung von Subvention und Hilfe, wie es jener der norddeutschen Agrarier, der ostelbischen Rittergutsbesitzer, ist. Da der Wunderglaube bei mir hinter die Würdigung der Kausalität zurücktritt, so habe ich von Hause aus vermuthet, daß die ostelbischen Rittergutsbesitzer nicht nur aus den selben Gründen leiden wie die Produzenten jener genannten drei Erdtheile fast alle und allgemein, sondern daß sie noch aus anderen, speziellen Gründen, also im Großen und Ganzen mehr leiden als die anderen Produzenten, und dieser Ueberzeugung habe ich schon vor Jahren Ausdruck gegeben, als ich eine Anzahl Artikel über „das nahende Ende des landwirthschaftlichen Großbetriebes“ veröffentlichte. Meine pessimistische Anschauung ist damals von mehreren Seiten angegriffen worden, ohne daß ich mich vertheidigt hätte, da ich glaubte, es werde bald ein von Hinterpommern ausgehender und sich bis Hannover, Rußland und Sachsen-Desterreich ausbreitender Rittergutskrach mich dieser Arbeit überheben. Daß ein solcher nun wirklich unmittelbar bevorsteht, darüber belehrt uns der steno-graphische Bericht über die vom preußischen Landwirthschaftsminister im Sommer 1894 veranstalteten Agrarconquete. Die jetzt an die Gesetzgebung gestellten Forderungen der Agrarier gehen von dieser selben Ueberzeugung aus und haben den Zweck, durch mitleidige Hilfe und barmherzige Unterstützung von Seiten ihrer Mitbürger diesen Krach zu verhüten oder zu verzögern, den die Rittergutsbesitzer zu vermeiden nicht mehr genug eigene Kraft haben. Die Ursachen, sowohl die allgemeinen wie die speziell ostelbischen, die den bevorstehenden Krach erklären, sind nicht allgemein be- und anerkannt und ich fürchte, daß nicht alle Leser mit mir über sie einig sein werden, muß aber natürlich bitten, meine Ansicht — bescheiden als persönliche Ansicht, die Niemand, insbesondere auch diese Zeitschrift nicht, engagirt — entwickeln zu dürfen.

Als die Hauptursache des „niedrigen Preises“ fast aller Waaren, nicht

los des Getreides, in den genannten drei Erdtheilen betrachte ich die Demonstrierung des Silbers. Darin sind die Agrarier heute auch meiner Meinung, eben so datiren sie diese Kalamität mit mir von der deutschen Münzordnung, dem deutschen Währungswechsel, der von 1871—1873 vollzogen wurde und zu ähnlichen Maßregeln in vielen anderen Ländern, so in Oesterreich sogar noch vor nur zwei Jahren, führte. Nun hat Deutschland dadurch die anderen Staaten gezwungen oder sie doch veranlaßt, ihm zu folgen; es trägt also die Verantwortung für diese Ursache der niedrigen Preise, und in Deutschland trägt die konservative Partei ebenfalls diese Verantwortung, und zwar um so mehr, als damals ihre volkswirtschaftlichen Schriftsteller, die einander sonst nicht leiden mochten und fast stets mit einander stritten, einmal einig waren und vor dem Währungswechsel warnten. Die konservativen Abgeordneten aber verachteten diese Warnung der Fachreakteure ihrer eigenen Parteipresse, stimmten für die Einführung der Goldwährung und wurden von ihren Wählern deshalb nicht getadelt. Sollte also die Goldwährung Schuld am Elend der ostelbischen Rittergutsbesitzer haben, so ist es eine von diesen Leuten selbst verschuldete Noth, in die sie sich mit Verachtung ihrer eigenen Fachmänner gestürzt haben.

Die zweite Hauptursache liegt — und Das wird allseitig zugegeben — in der Konkurrenz des russischen, amerikanischen und indischen Getreides. Da ist man zu sagen, daß auch die Industrie, und ganz allgemein jede große Produktionsbranche, jetzt durch die Konkurrenz ähnlicher Unternehmungen in anderen Ländern leidet. Außerdem aber sollte man die Agrarier an das Wort erinnern: „Jedem der Reiche nach“. Vor fünfzig Jahren mußten die englischen Agrarier es sich gefallen lassen, daß der englische Kornzoll aufgehoben wurde. Da kamen die deutschen Agrarier mit ihrem Weizen, der auf billigerem Boden gewachsen war als der englische und den billiger bezahlte Arbeiter als die englischen produziert hatten, auf den englischen Markt. Trotz den entrüsteten Protesten der englischen Agrarier verkauften sie dort den deutschen Weizen und steckten vergnügt die englischen Sovereigns ein. Die hätten sie sparen und für unsere heutigen Agrarier auf Zinsen legen sollen, für ihre Söhne oder Enkel, die es nun erleben, daß ihnen von russischen, indischen und amerikanischen Landwirthen eine ganz genau ähnliche Konkurrenz gemacht wird, wie sie ihre Väter den englischen Landwirthen machten. Wenn die Väter Dies gethan, d. h. Geld gespart haben sollten, so würden die heutigen Rittergutsbesitzer Zinsen einzunehmen und nicht abzuzahlen haben und bestehen können.

Kurz und gut: Goldwährung und Konkurrenz sind meiner Ansicht nach die Ursachen einer Bedrängniß — der niedrigen Preise nämlich —, an welcher alle Produzenten aller jener drei Erdtheile, und also auch die ostelbischen Agrarier, leiden. Es giebt auch noch spezielle Bedrängnisse für sie, jedoch, wie ich leider werde nachweisen müssen, sind es solche, woran sie oder ihre Vorfahren selbst schuld sind. Diese speziellen Bedrängnisse beruhen auf dem Prinzip der „Freiheit des Grundbesitzes“ und dem Gebrauch oder Mißbrauch, den sie oder ihre Vorfahren resp. Rechtsvorgänger davon gemacht haben. Hier muß man unterscheiden zwischen Grundbesitzer und Landwirth, obschon in mehr als zwei Dritteln der Fälle beide Funktionen von der selben Person in Ostelbien erfüllt werden. Die Grundbesitzer haben sich zum großen Theil verschuldet, zum vielleicht kleinen Theil

sogar überschuldet. Das ist theilweise bei Erbübernahme auf Grund einer zu hohen Lage oder bei Abfindung vieler Geschwister geschehen. Dazu lag eine gesetzliche Nöthigung vor, weil meist die Erbtheile der Geschwister gleich sein mußten. Aber der Erbe brauchte das Gut nicht zu übernehmen, wenn er Das nur bei tiefer Verschuldung thun konnte. That er es doch, so machte er eine riskirte Spekulation, wenn auch aus respektablen Gründen. Andere Gutsbesitzer haben ein größeres Gut mit einer geringeren Anzahlung — nach Professor Conrad zuweilen von  $\frac{1}{5}$ — $\frac{1}{9}$ , ja nur  $\frac{1}{10}$  des Kaufpreises — gekauft, weil sie auf ein solches Steigen der Grundrente rechneten, wie sie von 1830 bis 1875 und wohl hie und da noch länger, wirklich stattgefunden hat. Sie sind, da seither die Grundrente fällt, Spekulant, die sich verrechnet haben. Die bisher erwähnten zwei Schuldkategorien sind also Spekulationsschulden, und ich füge ihnen nun zwei Kategorien von Scheinschulden hinzu. Es haben auch einige Gutsbesitzer Geld auf Hypothek von den Landschaften aufgenommen, wo sie wenig Zinsen dafür gaben, und haben damit Fonds gekauft, bei denen sie zu gewinnen hofften, sei es an Kurs oder Zins. Das ist vielfach auch eingetroffen. Märkische und pommersche Gutsbesitzer haben Landschaftsgelder ausgeliehen und damit Berlin-Stettiner Eisenbahnactien gekauft. Sie zahlten  $4\frac{1}{2}$ — $5\frac{1}{2}$  Prozent Zinsen und Amortisation, erhielten 7—11 Prozent Dividende, ihre Landschaftsschuld war in 50—60 Jahren getilgt und ihre Eisenbahnactien waren in der selben Zeit auf 280—300 gestiegen. Das Geschäft war gut. Aber neuerlich haben wohl Gutsbesitzer Rumänier und Argentinier, kurz: sogenannte Exotiker, gekauft, die „nothleidend“ wurden. Diese haben an Kapital und Zinsen verloren. Solche Gutsbesitzer sind nichts weiter als waghalsige Spekulant, die sich verrechnet haben, und besitzen nicht den geringsten Anspruch an den Staat, d. h. an die erzwungene Mithätigkeit ihrer Mitbürger.

Auch giebt es Gutsbesitzer, die mit Besorgniß den Preisfall landwirthschaftlicher Produkte beobachteten und den Versuch machten, durch industrielle Thätigkeit auf dem Lande den Ausfall der Landwirthschaft zu decken. Der Eine besaß eine Wasserkraft und baute daran eine große Mühle. Ein Anderer, der viele Waldungen besaß, richtete eine Holzschleiferei, eine Papier- oder Pappfabrik ein. Oder er baute einen Ziegelringofen und eine Tertiärbahn nach der nächsten Eisenbahnstation, oder etwa eine Torfpresse und Förderbahn. Das Geld zu solcher Industrieanlage hat der Gutsbesitzer auf Hypothek genommen. Aber, wenn die Rechnung richtig war, und durchschnittlich wurden neue Industrien ja doch richtig kalkulirt, so bringen jene Industrien mehr, als die Hypothek kostet. Ein solcher Gutsbesitzer hat also auch eine Scheinschuld auf seinem Gute lasten, die ihn aber natürlich nicht drückt, und ein so tüchtiger Mann, wie er, wird seine Mitbürger nicht um Unterstützung angehen, die er nicht gebraucht, obgleich er vielleicht mehr Hypothekenzinsen zahlen muß, als seine Landwirthschaft einbringt.

Man macht den Rittergutsbesitzern zu viel Aufwand zum Vorwurf und behauptet, ihre Verschuldung rühre daher. Ich halte Das für übertrieben. Nebenfalls schränken sie sich seit Jahren fast ganz allgemein sehr ein und wenden ihrer Wirthschaft auch wirklich viel Kraft, Nachdenken und Zeit zu. Freilich hat hie und da Einer einen leichtsinnigen Sohn, der Schulden macht, aber im Allgemeinen wird man von Verschwendung als wesentlichem Verschuldungsgrund



der Rittergutsbesitzer im letzten Duzend von Jahren nicht mehr sprechen dürfen, — noch weniger freilich bei den später zu erwähnenden Pächtern. Die Noth der Zeit hat beide Klassen fleißig und sparsam gemacht, wo sie es nicht schon vorher waren.

Ich sehe nur eine Klasse von Gutsbesitzern, die einen wirklichen Anspruch auf Entschädigung an den Staat erheben dürfte: Das sind jene Besitzer, die selbst oder deren Vorfahren schon 1873 das Gut besaßen und Schulden darauf hatten, die durch die Währungsänderung aus Silberschulden in Goldschulden verwandelt wurden. Diese Goldschulden erfordern jetzt zu ihrer Verzinsung und Tilgung etwa doppelt so viel Metercentner Weizen, als sie erfordern würden, wenn sie eben so noch in Silber verzinst und amortisirt werden dürften, wie sie in Silber unzweifelhaft aufgenommen wurden. Die mögen entschädigt werden, die anderen vier Schuldnertklassen haben keinen Anspruch darauf, so wenig wie Jemand, der ein deutsches oder ausländisches Staatspapier oder eine Aktie bei nur geringer Anzahlung kauft und lombardirt, in der Hoffnung, das Papier werde im Kurse steigen oder eine hohe Dividende geben, und nun etwa findet, daß das Papier im Kurse fällt oder keine Dividende giebt. Eben so wenig verdient ein Gutsbesitzer Mitleid, der mehrere Güter hat, die alle oder von denen einige verschuldet sind. Daß die Getreidepreise und damit die Grundrente in Deutschland fallen würden, haben Sachverständige seit langer Zeit vorhergesagt, ich z. B. habe Das zahlenmäßig von Amerika aus schon 1881 bewiesen.

Die Rittergutsbesitzer haben also, mit alleiniger Ausnahme der vor 1873 verschuldeten, keinerlei berechtigten Anspruch zu erheben.

Wenn die Agrarier, und besonders einige Professoren und Schriftsteller, die sich für jene interessieren, aus der Eintragung von Schulden in die Hypothekbücher der Rittergüter auf eine bedrängte Lage der Rittergutsbesitzer im Allgemeinen oder gar auf deren unverschuldete Noth schließen, so ist Das sehr leichtsinnig. Eine brauchbare Schuldenstatistik, die doch jeder gesetzlichen Fiskalfaktion zu Gunsten der Gutsbesitzer und also auf Kosten der anderen Staatsbürger vorhergehen sollte, muß spezialisiren, muß Schein- und Spekulationsschulden von anderen sondern, kann auch schnell und mit wenig Kosten durch Spezialkommissare gemacht werden, wie ich Das in dem Buch „Das Sinken der Grundrente“ entwickelte, bevor noch die Enquete im landwirthschaftlichen Ministerium stattfand. Trotzdem hat man sich bei ihr begnügt, zu behaupten, daß die Ver- resp. Ueberschuldung notorisch sei! Dadurch habe ich die Ansicht gewonnen, daß viele Agrarier eine genaue Untersuchung der Hypothekenschuldung scheuen, weil diese das Unberechtigte mancher Forderung der Grundbesitzer ergeben würde.

Im Ganzen wird sich wahrscheinlich herausstellen, daß das Prinzip der „Freiheit des Grundbesitzes“, das seit ca. 86 Jahren gesetzlich besteht, so vielfach von einzelnen Besitzern mißbraucht worden ist, daß nun ein großer Theil in Folge dieses Mißbrauches wirthschaftlich zusammenbricht. Allein schon vor drei Menschenaltern haben sehr konservative Schriftsteller, sogar adelige Grundbesitzer, Dies vorausgesagt. Trotzdem sprechen die Agrarier auch heute noch nicht vom Aufgeben dieses nun Schiffbruch leidenden Prinzips, sondern möchten den Verlust auf ihre unschuldigen Mitbürger abwälzen. Die nach meinem Vorschlage gewissenhaft durchgeführte Verschuldungstatistik wird sicher ergeben, daß solche Rittergutsbesitzer, die keinen Mißbrauch mit der „Freiheit des Grundbesitzes“

trieben, d. h. die keine Hypothekenschulden, außer zu Meliorationzwecken, machten und keinen unangemessenen Luxus trieben, zwar jetzt weniger Einnahmen haben als vor zwanzig und dreißig Jahren, in ihrem Besitz aber keineswegs bedröht sind.

In Großbritannien hat man vor vierzig Jahren ca. 105 Millionen Bushels Weizen geerntet. Der Bushel kostete damals 6 s. 10 d. oder 100 Kilo ca. 25 Mark. Der Weizenpreis fiel in dem ersten Austrum der achtziger Jahre auf 5 s. oder ca. 18 Mark pro 100 Kilo und steht heute auf 8—8½ Mark für 100 Kilo. Die Anbaufläche hat sich vermindert, die Jahresernte bis auf 49 Mill. Bushels und der Werth der Weizenfornernte von 36 Mill. Pfund Sterling in der Zeit von 1852—59 auf 32 Mill. Pfund Sterling in 1868/75 und 6 im Jahre 1893, — und doch ist keine Grundbesitzerkrisis in England eingetreten oder vor der Thür. Warum nicht? Der Grund und Boden ist dort nie „frei“ gemacht, d. h. nie hat allgemein und gesetzlich der Gutsbesitzer das Recht gehabt, beliebige Schulden eintragen zu lassen und dadurch sich Lebensannehmlichkeiten zu verschaffen oder seiner Spekulationlust zu fröhnen, — freilich auf Gefahr und Unkosten seiner Kinder oder Enkel. In Deutschland hat nicht ein solcher Preisfall in Getreide und solche Verminderung an Einnahmen aus der Getreideernte stattgefunden wie in England, und noch hat man, durch den Schutz-zoll, in Deutschland Preise, die anderthalbmal höher sind als in England (100 Kilo Weizen kosten ca. 13¾—14 Mark in Berlin und 8½—9 in England), und doch dieser Sturm der Agrarier bei uns, um noch höhere Preise zu erhalten als die jetzigen, die mindestens 50 Prozent über dem natürlichen oder Weltmarktpreise stehen. Hieraus sieht man, daß der niedrige Preis nicht die Nothlage der Grundbesitzer verschuldet hat und daß auch der erhöhte Preis sie nicht auf die Dauer beheben würde. Dies haben Robbertus, Schumacher-Zarcklin und ich im Jahre 1872 eingesehen, als wir in Deutschland sehr hohe Preise hatten und die Rittergüter schnell im Werth stiegen. Damals beantragten wir im Kongreß der Landwirthe die Untersuchung der Lage der Landarbeiter und verlangten Aufschluß darüber, „ob der Grundbesitz bei Höhe und Form seiner Verschuldung“ auf die Dauer prästationsfähig bleiben könne. Wir ahnten damals schon, als die Landwirthschaft „boomte“, daß sie einst „krachen“ würde. Man hat uns damals ausgelacht und jetzt ist der Krach da.

Wie steht es mit den Landwirthen, abgesehen davon, ob sie Grundbesitzer oder Pächter sind? In Folge der Reformation und der Unmöglichkeit, jüngere Söhne im Kloster, Pfarrhaus und auf dem Bischofssitz zu versorgen und dadurch unfähig zur Vermehrung zu machen, zieht der protestantische Adelige Bauernland ein und versorgt die nachgeborenen Söhne mit neu angelegten Vorwerken; diese verheirathen sich ihrerseits, zeugen Kinder, die mit neuen Vorwerken zu versorgen sind; sie legen also auch Bauern, und so geht Das fort, bis in einigen preußischen Provinzen die Könige Das verbieten, da sie sonst mehr adelige Kabetten als bäuerliche Rekruten bekommen würden. Bei der bäuerlichen Ablösung von 1808—16 wird den nichtspannfähigen Kleinbauern, Kossäten, Büdnern, Häuslern, das von ihnen bis dahin benutzte Land zum großen Theil genommen und dem Rittergut oder Vorwerk einverleibt. Nur die spannfähigen Bauern behalten die Hälfte bis zwei Drittel ihres bisherigen Landbesitzes. Die von Land enteigneten „kleinen Leute“ werden „Zustleute“ auf den Rittergütern, erhalten geringen Geld-

lohn, aber Benutzung, nicht Eigenthum, einiger Morgen Landes in den großen Acker-  
schlägen des Gutes und Gewährung von Weide und Futter für etwas Vieh. Noch  
bleibt jede Instenfamilie eine selbst wirthschaftende Landfamilie. Nun steigt seit  
1830 die Grundrente. Der Rittergutsbesitzer erlaubt dem Insten keine Vieh-  
haltung mehr, er entzieht ihm die Benutzung von Land oder schränkt sie ein,  
giebt ihm anfangs täglich etwas Milch, dazu Brottorn; man nennt Das: De-  
putat. Endlich verwandelt er auch das Deputat in Geldlohn. Nun hört die  
Instenfamilie auf, selbst Landwirthschaft und Hauswirthschaft zu treiben, sie  
lebt vom Geldlohn, wie die Familie eines städtischen oder Industriear-  
beiters. Natürlich zieht sie nun dorthin, wo der Geldlohn am Höchsten ist,  
nach Amerika oder in die Stadt. Nur Gebrechliche bleiben zurück. Die Ab-  
ziehenden werden durch Saisonarbeiter ersetzt. Der Geldlohn absorbiert viel  
Geld. Die verkauften Produkte bringen seit 1875 wenig Geld. Die „Freiheit  
des Grundbesitzes“ hat das Land von den seit der Völkerverwanderung darauf an-  
geheffenen Landarbeitern und von der Naturalwirthschaft befreit. Die zurückge-  
bliebenen Arbeiter können nicht die amerikanischen Maschinen bedienen. In  
England sind, trotz fallenden Getreidepreisen, und obgleich das Getreide dort gar  
keinen Zollschutz hat, die alten Landarbeiter geblieben. Ihr Geldlohn blieb  
konstant seit circa 25 Jahren, die Fleischpreise fielen mehr als die Brotpreise,  
beide aber erheblich. Die Landarbeiter nähren sich besser als früher, und die  
Leser der „Labour News“ wissen, daß in diesem Jahre weniger irische Sommer-  
saisonarbeiter in England und Schottland gebraucht wurden als früher, weil  
die englischen Landarbeiter den amerikanischen Selbstbinder lenkten. In Oester-  
reich hat man früher fast keine Bauern gelegt, da sich die jüngeren Söhne der  
adeligen Gutsbesitzer als Kleriker nicht vermehrten und also keiner Vorwerke be-  
dürfteten. Bei der Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse nach 1848 behielten die  
„kleinen Leute“ das von ihnen bisher unter prekären Bedingungen bebauete Land  
als Eigenthum. Die Gutsbesitzer haben von den Bauern und kleinen Leuten so  
gut wie kein Land gewonnen, aber sie haben sie als Nachbarn behalten und die  
liefern ihnen billige und reichliche Landarbeiter. Ich habe von Wien bis Boden-  
bach keinen polnischen oder russischen Wander- oder Saisonarbeiter auf dem  
Lande gesehen. Das Selbe ist in Ungarn der Fall. Geldlohn wird verhältniß-  
mäßig weniger als Deputat, schon in Oesterreich, gegeben, noch viel weniger in  
Ungarn, wo der verheirathete Ochsen- oder Pferdenecht nur 20—24 fl. (31 bis  
38 Mark) Jahreslohn in Geld erhält. Die „kleinen Leute“ arbeiten als Tage-  
löhner auf der „Meierei“ und pachten oft Land von der Herrschaft zu ihrem  
kleinen Landbesitz hinzu. Die Pacht „arbeiten sie ab“. Auf diese Weise wird  
weniger baares Geld für Lohn gebraucht und der Preisfall der Produkte trifft  
die österreichisch-ungarischen Landwirthe viel weniger hart als die norddeutschen.  
In Ungarn fangen intelligente Großgrundbesitzer bereits an, Landparzellen an  
Bauern der angrenzenden Dörfer derart zu verpachten, daß diese ihnen die Hälfte  
der geernteten Produkte als Pacht abgeben. Hierbei ist von Produktionskosten für  
den Grundbesitzer so wenig die Rede wie in einem Theil Argentiniens und im  
Westen Nordamerikas, wo der Farmer mit seinen Familienmitgliedern alle Ar-  
beit verrichtet, höchstens bei der Ernte einen fremden Arbeiter lohnt. Land-  
wirthschaft, die ausschließlich mit Lohnarbeitern betrieben wird, rentirt dort nicht

mehr. Wir „kriechen in die Naturalwirthschaft zurück“, schrieb ich schon vor Jahren. Wie die Grundbesitzer zum Theil an der „Freiheit des Grundbesitzes“ zu Grunde gehen, so wird ein Theil der Landwirthe an der „reinen Geldwirthschaft“ scheitern, — wobei die Landwirthschaft selbst keineswegs aufzuhören braucht; sie wird aber mehr oder weniger naturalwirthschaftlich oder — kommunistisch werden. Im Jahre 1872 begann recht eigentlich die „Älärung“ der Rittergüter von Arbeitern, die, weil die Grundrente stieg, immer mehr Geldlohn und immer weniger Land zur eigenen Bebauung erhielten. Auf der damals in Berlin abgehaltenen „Konferenz ländlicher Arbeitgeber“ haben Schumacher und ich eine Resolution durchgebracht, wonach es Landarbeitern erleichtert werden sollte, eine eigene Landstelle (etwa 4 Morgen) zu erwerben, um das nur durch vererblichen Besitz herstellbare feste Verhältniß von Landarbeitern zum Lande, wie es über tausend Jahre bestanden hat, wieder herzustellen. Allein die Regierung hat unseren Antrag nicht beachtet und die Agrarier beachten ihn auch heute noch nicht. Was sie wollen, ist sehr einfach: das bisherige Recht behalten, nach Belieben Schulden zu machen und das Land, durch Verringerung des Arbeit- und Lohnkontrakts, von den altfässigen deutschen Landarbeitern zu klären, und, sobald das System versagt, d. h. sobald dadurch ihre Ausgaben größer werden als ihre Einnahmen, sich vom Staat ihr Defizit — durch künstliche Erhöhung der Preise — bezahlen lassen.

Zu Ganzen wird man bald begreifen, daß das System des schrankenlosen Individualismus in Grundbesitz und Landwirthschaft jetzt in Norddeutschland einen häßlichen Stoß erhält, so häßlich, daß seine eigensten Vertreter es prinzipiell bereits aufgeben wollen, was durch Staatsmonopol des Getreideimports z. B. doch schon der Fall sein würde; es ist wenigstens der Anfang vom Ende des Individualismus, den zu erleben und von ostpreussischen Agrariern ins Werk gesetzt zu sehen, Herrn Engels eine herzliche Genugthuung bereiten muß.

Uebrigens ist selbst die geldwirthschaftliche Landwirthschaft in Norddeutschland doch nur in Gegenden mit ganz schlechtem Klima und Boden bereits vollkommen unrentabel. Auch darin übertreiben viele Agrarier gröblich. Weizen und Roggen mögen schon hie und da nicht mehr die Produktionskosten bei reiner Geldwirthschaft decken, aber sie sind doch auf keinem Gut die einzigen verkäuflichen Produkte. Haser hat einen guten Preis, fettes Vieh einen sehr guten sogar, Butter und Käse rentiren auch noch, und die Zuckerrüben haben, wo sie gebaut werden, viel Geld gebracht. Auch Weizen- und Roggenpreise können wieder steigen, doch ist es unwahrscheinlich, daß sie bedeutend steigen werden, und es hängt nicht von der deutschen Landwirthschaft ab. Fallen wird ihr Weltmarktpreis aber kaum noch erheblich. Der Kartoffelbau für Brennereizwecke bringt schon wenig, da man die Spiritusproduktion durch Exportprämien unrentabel gemacht hat. Es existirt Ueberproduktion. Diese zieht, auch wegen der Exportprämien, in der Rühenzuckerfabrikation heran. Dies Jahr arbeiten wohl alle Rohzuckerfabriken mit Verlust. In Böhmen fällt für sie keine Dividende ab, sobald Rohzucker 14½ fl. in Aussig kostet, und jetzt steht er dort unter 12 fl. In diesem Jahr erhielt der Grundbesitzer 1,20 fl. für den Metercentner Rüben, für nächstes Jahr wollen die Fabriken nur 70 bis 80 Kreuzer versprechen. Ein Zuckertrach wird dem Spiritustrach folgen, obgleich eine

momentane Steigerung der Zuckerpriese in Aussicht steht, sobald die amerikanischen Raffinerien die Rohzuckerorräthe aufgebraucht haben werden, die sie vor Wiedereinführung des Rohzuckerzollses in der Union (1. October 1894) einfährten, wodurch damals Rohzucker in Russig auf 17 bis 18 fl. stieg. Endlich naht ein Molkereitrag. Die Genossenschaftmolkereien verbuttern mehr Milch als früher die Hofmolkereien. Die Centrifuge gewinnt mehr Butter aus einem Liter Milch als das alte Butterfaß. Die Margarinebutter wird in wachsendem Maße erzeugt, — die Ueberproduktion an Butter und Margarine ist schon sichtbar, damit wird sich der Ertrag der Molkerei vermindern. Bleibt die Fettviehproduktion. Auch bei Ausschluß ausländischen Viehes und Fleisches oder hohem Zoll darauf ist anzunehmen, daß sich, sowie die eben genannten landwirthschaftlichen Industrien unrentabel werden, viele Landwirthe auf Fettvieherzeugung werfen und auch hier eine Ueberproduktion erzeugen werden.

Wir befinden uns, glaube ich, in einer Entwicklung, die auf die Ausgleichung der Grundrente in allen Erdtheilen, so weit dort die selben Produkte erzeugt werden — mit Anrechnung der Transportkosten zu Gunsten der importirenden Länder — hinausläuft; d. h. die in Argentinien neu entstehende Grundrente „erschlägt“, sagte ich schon vor Jahren, will aber jetzt sagen: „vermindert“ die europäische alte Grundrente. Die Agrarier verlangen, daß der Staat, d. h. ihre Mitbürger, sie dauernd für diesen in der Natur unserer Wirthschaftsverhältnisse liegenden Verlust entschädigen. Dergleichen hat auf die Dauer noch kein Staat vermocht: ich glaube nicht, daß es auf die Dauer in Deutschland möglich sein wird. Es wird auf ein neues, verunglückendes und, so lange es wirkt, dem Reich als Ganzem sehr nachtheiliges Experiment hinauslaufen.

Wie Dem auch sei, keine Gesetzgebung wird ein weiteres Sinken der deutschen Grundrente dauernd verhüten, aber andererseits wird auch keine Konkurrenz sie ganz vernichten können, da sie durch Entstehen von Grundrente in überseeischen Ländern herrührt und für lange Zeit mindestens um den Betrag der Transportkosten — *caeteris paribus* — hier höher sein wird als dort, wo sie erst entsteht. Daraus folgt, daß der unverschuldete Grundbesitzer, zumal bei verständiger Rückkehr zu etwas Naturalwirthschaft, sich wird halten können.

Es sind aber jetzt viele Landwirthe da, welche die alte Grundrente noch eine Weile fortzahlen müssen, solche Pächter nämlich, die früher ganz angemessen gepachtet haben, nun aber noch eine Reihe von Jahren eine jetzt zu hohe Pacht zu zahlen kontraktlich verpflichtet sind. Die werden natürlich ruinirt, wenn man nicht ein Pächternothgesetz — wie es in Irland besteht — zu ihren Gunsten macht. Das habe ich in dem Buch „Das Sinken der Grundrente“ vorgeschlagen, aber bei der Enquete haben die Agrarier sich über diesen Vorschlag ausgeschwiegen. Am Erhalten der Pächter hat auch der Staat ein Interesse, da  $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{3}$  der Güter verpachtet sind und kaum in Betrieb erhalten werden können, wenn die jetzigen Pächter ruinirt werden: Das wird aber einem größeren Prozentatz als von selbstwirthschaftenden Gutsbesitzern passieren, da von diesen doch viele erhebliches Vermögen haben und sie nicht jährlich einen fixen Gelbbetrag herauswirthschaften oder zusehen müssen, wie die Pächter. Manche solcher Gutsbesitzer können sich durch Einschränkungen vielleicht retten, die Pächter aber können ihre Pachtzahlungen nicht einschränken.

Man hat mich oft der Schwarzseherei, auch der Uebertreibung, beschuldigt. Vielleicht etwas später, als ich annahm, aber dann auch recht ernsthaft hat sich meist meine Annahme bestätigt; so die von 1873 über das Wachsthum der Sozialdemokratie und die von 1881 über den Preisfall.

Das von mir vor einigen Jahren vorhergesehene „nahebe Ende des landwirthschaftlichen Großbetriebes“ scheint sich doch nun auch zu bewahrheiten und auch auf einen Theil des Großgrundbesitzes auszudehnen. Einige Betriebe und Besitze werden sich halten, einige werden sich sogar vergrößern. Aber gelingt den Agrariern eine gründliche „Sanirung“ nicht, und ich bezweifle, daß sie gelingen wird, so wird Elend über viele Familien kommen, die jetzt Weibachten noch in scheinbar glänzenden Verhältnissen gefeiert haben.

Seit 1879 liegt ein fünfzehnjähriges Experiment hinter uns, die Rittergutsbesitzer — denn um die handelt es sich, da vernünftig wirthschaftende Bauern keine Noth leiden, so weit sie sich bei Kauf und Erbgang nicht unverständig verschuldeten, wozu sie nicht gezwungen waren — bei den sinkenden Weltmarktpreisen leistungsfähig zu machen. Es ist notorisch mißlungen, wie die erneuerten Ansprüche um vermehrte Staatshilfe beweisen. Aber es hat viel gekostet.. Wir haben gehabt: 5 Jahre 1 Mark Zoll, 3 Jahre 3 Mark, 5 Jahre 5 Mark, 2 Jahre 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Mark, durchschnittlich 2,4 Mark Zoll, wovon <sup>2</sup>/<sub>3</sub>—<sup>3</sup>/<sub>4</sub> preiserhöhend gewirkt haben, also etwa 1,7 Mark Preiserhöhung auf rund 75 Millionen Metercentner Brotgetreide, das jährlich in Deutschland konsumirt wurde, macht für 15 Jahre rund 2000 Mill. Mark, die das deutsche Volk hat mehr für Brotgetreide zahlen müssen, als wenn kein Getreidezoll existirt hätte; jährlich 133 Millionen Mark. Man hätte besser gethan, keinen Zoll einzuführen, wie in England und Holland, jährlich 100 Millionen Mark für Preußen anzuleihen und dafür in der Substation jene Güter, große und kleine, um angemessenen Preis anzukaufen, für Staatsrechnung zu verpachten oder in Regie verwalten zu lassen und die bisherigen Besitzer vorzugsweise als Pächter oder Staatsverwalter darauf zu erhalten, ihre Wittwen und die Kinder, bis zur Erlangung der Majorennität, auch noch. Dies ist ein Vorschlag des konservativen österreichischen Ackerbau-ministers Grafen Falkenhayn. Das Volk im Ganzen hätte jährlich 33 Mill. Mark gespart, der Staat besäße jetzt viele Domänen und die bankerotten Gutsbesitzer wären nicht zu Bettlern geworden.

Besser, d. h. billiger für das deutsche Volk und vortheilhafter für Tausende von Rittergutsbesitzern, die so verschuldet sind, daß sie auch durch das eventuelle Getreidemonopol nicht mehr zu retten sind, würde es sein, man machte kein letztes und meiner Ansicht nach verunglückendes Experiment, sondern Reichsregierung und Reichstag beschließen: die Kornzölle von 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Mark werden jährlich um <sup>1</sup>/<sub>2</sub> Mark verringert, in selber Proportion alle Zölle auf Fleisch, Vieh, kurz Nahrungsmittel, und hören nach 7 Jahren ganz auf. Die preußische Regierung und das preußische Parlament ermächtigten jede Provinz, jährlich eine hohe Summe zum Ankauf bankerotter Landgüter jeder Größenkategorie anzuleihen und die gekauften Güter in der vorhin bezeichneten Weise zu verwerthen, mit billiger Rücksicht auf die bankerott gewordenen Besitzer.

Dies wäre nur eine Verringerung und zweckmäßige Vertheilung des Tributes, den das deutsche Volk ohnehin gewissen Grundbesitzern zahlt. Von

einem „Tribut“ des deutschen Volkes an die Großgrundbesitzer des Nordostens wäre dann keine Rede mehr, nothleidende Bauern würden auch berücksichtigt. Mein Vorschlag geht lange nicht so weit wie der des Herrn Eugen Richter, der sagte: „Expropriieren wir die Gesellschaft“, d. h. alle Rittergutsbesitzer. Es würden nur solche Güter vom Staat angekauft werden, die ohnehin sub hasta verkauft werden würden, und deren frühere Besitzer und Kinder würden vor Elend geschützt, was sonst nicht geschieht. Denn selbst, wenn der Antrag Kanitz, so wie er gestellt war, durchginge, würden doch sehr viele Rittergüter verkauft werden müssen, deren Besitzer nur noch von wucherischem Wechselkredit leben,

Den Kanitzschen Vorschlag halte ich für ganz unannehmbar. Jeder Zoll, oder ein Monopol, oder eine Maßregel, die allgemein den Getreidepreis erhöht, kommt dem Grundbesitzer um so mehr zu Gute, verhältnißmäßig und auch absolut, je größer sein Besitz ist, begünstigt also den großen gegenüber dem mittleren und kleinen Besitzer und ermöglicht es ihm, jene auszukaufen. Das geschieht auch schon lange. Auf die Wirkung der Schutzölle hütet man sich aufmerksam zu machen, doch sind die Latifundien von je mehr als 5000 Hektaren in dem östlichen Preußen mit vierzig Jahren von weniger als 1 200 000 Hektare auf über 1 600 000 Hektare gewachsen, man kann sagen, um rund  $\frac{1}{2}$  Million Hektare. Zweitens beträgt schon jetzt der Getreidepreis 50 und mehr Prozent mehr in Preußen, als der Weltmarktpreis ist, dessen sich z. B. England und Holland erfreuen; er beträgt fast doppelt so viel wie der Getreidepreis in Rußland und Amerika. Natürlich vertheuert er die Lebenshaltung der deutschen Industriearbeiter und benachtheiligt schon schwer die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie gegen jene Englands, Amerikas und Rußlands. Und nun bedenke man, was daraus werden soll, wenn der Kanitzsche Antrag durchginge, wonach Weizen in Deutschland 21,6 Mark überall mindestens, in Süddeutschland aber noch mehr, und Roggen mindestens 16,5 Mark je 100 Kilo kosten sollen! Ich denke, Graf Kanitz hat sich gar nicht vergegenwärtigt, daß der Weltmarktpreis für Weizen  $8\frac{1}{4}$  bis  $8\frac{1}{3}$  Mark in England und Holland, in Amerika und Rußland 7—8 Mark, der Roggenpreis  $7\frac{1}{2}$  Mark auf dem Weltmarkt — in Holland — und ca. 5 Mark in Rußland ist. Sogar in Paris kostet Weizen nur 12 Mark und Roggen 9 Mark. (Die auswärtigen Getreidepreise sind meist der Uebersicht der Getreidepreise im November, wie sie die „Kreuz Zeitung“ publizirte, entnommen. Um den 15.—17. Dezember hat eine Veränderung stattgefunden und danach steht Weizen in Paris (14,6) etwas höher, als in Berlin (13,5), aber Roggen, die Hauptbrotf Frucht Deutschlands, in Paris (9,2) niedriger als in Berlin (11,4 Mark Lieferungsqualität). Fällt Graf Kanitz es für möglich, daß Deutschland auch nur einige Jahre fast um das Doppelte höhere Preise für Getreide ertragen kann als Frankreich, zwei- bis dreimal höhere als England, Amerika und Rußland? Das müßte in kurzer Zeit jeden Export von Industriewaaren vernichten und dadurch die deutsche Industrie ruiniren, worauf dann der Ruin der Landwirtschaft gewiß folgen würde. Wer einen Blick auch nur auf diese brutalen Zahlen wirft, wird mir wohl zustimmen, daß wir sausse route machen, wenn wir durch hohe Preise Landwirtschaft und Grundbesitz „sauriren“ wollen, die sich um so mehr verschuldeten, je höher die Preise waren.

Wien.

Dr. Rudolf Meyer.



## Das Dogma vom klassischen Alterthum.

Am Dezember 1890 hat Kaiser Wilhelm II. einen Anlauf genommen, der uns Allen, die wir von der Schädlichkeit, ja von der lächerlichen Nichtswürdigkeit unseres gelehrten Schulwesens tief überzeugt sind, die sehnlichst gewünschte Reform zu verheissen schien. Wir konnten es nicht begreifen, daß die herrschenden Klassen Lateinisch und Griechisch lernen müßten, blos weil einmal Griechisch und Lateinisch redende Völkerstämme irgendwo herrschten and weil sie der Legende nach unsere Muster sein müßten im Denken und im Wollen. Unsere Dichter blenden sich ja nicht, weil ihr ältester und größter Kollege der Sage noch blind war. Unser Gedankengang lehrte uns, daß wir bei der Ueberfülle moderner Bildungsmittel zur Kenntniß des klassischen Alterthums, wenn es ein solches gab, auch ohne alte Sprachen gelangen können, daß aber die Klassizität, d. h. die Vorbildlichkeit des griechischen und römischen Alterthums, wohl am Ausgang des Mittelalters eine Wahrheit war, heute aber eine Lüge ist, von deren toten Symbolen sich die Wissenschaft und die Poesie befreit hat, die Kunst sich zu befreien beginnt.

Der Kaiser war im Sinne der nothwendigen Entwicklung offenbar von Paul Güpfeldt beeinflusst worden, der fast ganz offen über die Werthlosigkeit unserer Lateinschulen geschrieben hatte. Der Kaiser aber verknüpfte mit dem preiswerthen Reformgedanken, wie begreiflich, Staatszwecke. Die neue Schule sollte der Ausbreitung sozialistischer und ähnlicher Gedanken entgegenwirken und besonders im Geschichtsunterricht eine gesteigerte und persönliche Vaterlandsliebe wecken. In der Luft lag dabei schon eine besondere Pflege des Religionsunterrichts.

Minister von Gopfler berief 43 Mitglieder zu der großen Schulkonferenz. Ob nun die Geheimräthe und Philologen dem Gesez der Trägheit gehorchten und darum vor jeder Aenderung zurückschreckten, ob gar — wie es doch möglich ist — die besten Köpfe der Konferenz lieber die Philologen am Ruder lassen als sie, wie schon unter Friedrich Wilhelm dem Vierten, durch Pastoren ersetzt wissen wollten: jedenfalls verlief die Konferenz traurig genug. Bis auf winzige Aenderungsvorschläge lautete das Ergebnis konservativ. Und Minister von Gopfler stürzte.

Vor wenigen Wochen hat der Kaiser in einer Rede darüber geklagt, daß er für die Ausführung seiner Ideen keine brauchbaren Werkzeuge finde. Wir mußten dabei, da uns die Geistesstortur der Jugend mehr am Herzen liegt als die Fehler der großen Politik, an den Ausgang der Schulkonferenz denken. Und wir hätten einen Mann zu kennen geglaubt, der — mit den nöthigen Vollmachten ausgestattet — für die Reformation der mittleren Gelehrtenschulen wohl die richtigen Einsichten und Absichten besäße. Professor



Friedrich Paulsen hat gerade vor zehn Jahren eine dickleibige „Geschichte des gelehrten Unterrichts“ herausgegeben, mit der er die unerschütterliche Unterlage für ein neues Gebäude schuf. Das inhaltreiche Buch ließ sich leicht lesen wie ein Tendenzroman; und dabei waren nur die Lehren der Geschichte radikal, die Vorschläge Paulsens wollten nur zu viel von dem Bestehenden erhalten. Paulsen führte den klaren Nachweis, daß sich auf Grund der Renaissance seit Luther eine selbständige moderne Kultur von der antiken losgelöst habe, und er folgerte aus der Entwicklung dreier Jahrhunderte, „daß der gelehrte Unterricht bei den modernen Völkern sich immer mehr einem Zustand nähern wird, in welchem er aus den Mitteln der eigenen Bildung dieser Völker bestritten werden wird.“ Für den Rückgang der sogenannten humanistischen Erziehung giebt Paulsen ziffermäßige Thatfachen in erdrückender Fülle. In der Schlußbetrachtung führt er aus, daß unser Gymnasium seine alten Ziele eben so wenig erreiche wie seine neuen, daß die ablehnende Haltung der einzelnen gelehrten Zünfte gegen die Reform auf falscher Standeseitelkeit beruhe, und weist auf viele Symptome hin, die verrathen, daß die wirklich wahrnehmbaren Ansprüche an moderne Bildung sich längst nicht mehr mit dem Hochmuth der Lateinschüler decken.

Für uns liegt die Sache einfach so. Die Griechen haben ihren Kindern das Wischen, was sie wußten, auf griechisch beigebracht; denn jede andere Sprache war ihnen barbarisch. Die Römer unterrichteten natürlich auf lateinisch; die höheren Stände brachten ihren Söhnen den Schliß, das *savoir vivre*, den *Pli*, auf griechisch bei, weil sie das Alles den Griechen nachmachten. Wieland übersetzt darum auch in Ciceros Briefen die griechischen Wörter gern mit französischen. Die modernen Völker mußten die Jugend anfangs auf lateinisch unterrichten lassen, so lange nämlich der internationale Wissensstoff einzig und allein in lateinischer Sprache niedergelegt war. Seit der Renaissance hat sich dieser Wissensstoff in ungeahnter Weise vermehrt und ist fast ausnahmslos in modernen Sprachen niedergelegt. Nur wer außer der Wissenschaft noch ihre Geschichte studiren will, braucht ab und zu noch etwas Latein und Griechisch. Was unser Jahrhundert weiß, Das kann jedes Kulturvolk in seiner Sprache lehren, und zwar nur in seiner Sprache. Die alten Sprachen als Vorbedingung für unsere Richter und Aerzte sehen aus wie Lichtscheren neben elektrischen Lampen. Selbst Theologen wünschen mehr nationalökonomische als philologische Bildung. So bleiben die Philologen als die Schulbeherrscher übrig, die um ihrer selbst willen vor Verderben geschützt werden. Der logische Werth der lateinischen Sprache ist längst als Irrthum erkannt. Auf den Gebrauch der Muttersprache wirkt das Latein durchaus schädlich. Ein Deutscher, der fließend Latein spricht und dabei gutes Deutsch schreibt, wie Theodor Mommsen, ist nur in einem einzigen Exemplar vorhanden

und hat — abgesehen von seiner ungeheuren fachwissenschaftlichen Thätigkeit — die Legende von der Vorbildlichkeit Roms am Besten zerstört. Warum sollen unsere Knaben denn immer nur Cicero lesen, wenn Cicero ein Lump und ein Dummkopf war? Und Mommsen hat sein schönes Latein gewiß mit lachendem Behagen bemüht, als er vor Kurzem dem unlateinischen Theodor Fontane mittheilte, die philosophische Fakultät rechne es sich zur Ehre, den ehemaligen Apothekerlehrling als ihren Doktor zu begrüßen.

Als Nachfolger Paulsens hat nun Paul Herrlich den Versuch gemacht, „das Dogma vom klassischen Alterthum“\*) noch gründlicher zu bekämpfen, als der Plan des ersten Buches es gestattete. Der Titel ist ein glücklicher Einfall. Was von Reformen abhält und selbst vorurtheilsfreiere Köpfe oft im Bann der alten Anschauungen hält, Das ist wirklich ein Aberglaube, die Unterwerfung unter das Dogma von einem klassischen Alterthum. Und wie Strauß in seinem Leben Jesu das Dogma dadurch kritisirte, daß er seine Geschichte erzählte, wie Harnack trotz seinen konservativen Bemühungen bitter gehaßt wird, bloß weil er Dogmengeschichte vorträgt, so will Paul Herrlich die zerstörende Kraft der Geschichte wirken lassen. „Die wahre Kritik des Dogmas ist seine Geschichte.“ Leider glaubt auch Herrlich an eine Philosophie der Geschichte im Sinne Hegels. Während aber Strauß den alten Hegel nur bei dem Gerüst seines Werkes mitschaffen läßt, sonst aber die Schulsprache und die Begriffsbewegung immer mehr und mehr überwindet, während Strauß schließlich dem alten Glauben einen neuen gegenüberstellt, ein nüchternes und phantasieloses Bekenntniß allerdings, verliert sich Herrlich in um so größere Unklarheit, als er am Ende seiner Darstellung den Philologen in der Schule wieder durch den Pastor ersetzen will, freilich durch den Pastor einer Religion der Zukunft. Da müßten denn alle Schulreformen warten, bis wir eine neue Religion besäßen. Die armen Kinder von heute.

Um so verdienstlicher ist es, daß Herrlich, der seine Darstellung vom ältesten Christenthum anhebt, immer wieder auf den Gegensatz zwischen Christenthum und Alterthum hinweist. Trotzdem er nun als unverbesserlicher Schüler Hegels jeder Geschichtsperiode Recht giebt, wird es bald deutlich, daß ein ehrlicher Christenglaube und das Dogma vom klassischen Alterthum unvertäglich seien, daß ein gläubiger Christ ohne Heuchelei nicht Alterthumsschwärmer sein könne. Im Zeitalter des Humanismus führte dieser Gegensatz dazu, daß das sittliche Leben der Humanisten in der nichtswürdigsten Weise beschimpft wurde. Hatten die Kirchenväter den Olymp verspottet, wie wir Das etwa aus den Offenbachschen Operetten kennen, so frondirten die Humanisten gegen das Christenthum und wurden darum für schlechte

\*) Leipzig. Verlag von C. F. Hirschfeld. 1894.

Menschen erklärt. Es ist zu bedauern, daß Herrlich im Kampfe gegen das Dogma auch diese verrosteten und vergifteten Waffen nicht verschmäht. Selbst die Krankheit des armen Hutten muß wieder herhalten, als ob durch irgend eine Krankheit etwas Gesundes bewiesen würde.

So steht Herrlich ganz auf der Seite Luthers, der den Religionunterricht in deutscher Sprache für das Um und Auf der Volksbildung hielt, und wendet sich gegen Melancthon, den Lehrer Germaniens, den eigentlichen Vater unserer Gymnasien. Und hier schon verräth sich, daß Herrlich weniger die Klassizität mit seinem Haß verfolgt als das Heidenthum selbst. Daß der Humanismus mit seiner formalen Bildung sich in den Dienst einer jeden Macht stellte, daß Erasmus ein schwacher Charakter war, Das beweist nur, daß Gelehrsamkeit zu allen Zeiten mit Heuchelei und Liebedienerei verbunden sein konnte. Herrlich geht zu weit, wenn er die Gegner neuer lebendiger Symbole schon in den Wiedererweckern des alten Geistes sieht. Damals hatte der Humanismus dem unmenschlichen Mittelalter gegenüber seinen guten Sinn. So belastet Herrlich sein Gepäck in überflüssiger Weise mit einem Haß gegen die Heiden, ohne daß man eigentlich sagen könnte, welche Abart des Christenthums ihn diesen Haß gelehrt hat. Paulsen, der nicht an die Bewegung der Idee glaubt, schildert die Entwicklung der Dinge und kommt so ohne Haß zu dem Ergebnis, daß Wohlthat Plage wurde und daß die Schulform, die einst allein berechtigt war, allmählich ungenügend, ja schädlich geworden ist.

Mit außerordentlicher Belesenheit bringt Herrlich weiter bei, was einerseits Denker und Dichter, andererseits Philologen und andere Schulmänner vom klassischen Alterthum ausgesagt haben. Wir finden nach Montaigne und Lord Bacon auch Descartes unter den Gegnern oder Zweiflern. Insbesondere bei Descartes findet sich schon das befreiende Wort, wir würden durch die genaueste Kenntniß von Platon und Aristoteles nur unsere geschichtlichen Kenntnisse erweitern, nicht unser Wissen. Und die berühmte Lobrede des Märchenerzählers Perrault auf Ludwig den vierzehnten enthielt vor zweihundert Jahren Säse, die noch heute lustig und nützlich zu lesen wären; er stellt seine Gegenwart einfach dem Alterthum als gleichwerthig gegenüber. In der Dezentberkonferenz von 1890 hätte sich doch wenigstens Ein Hofmann von diesem Schlage finden sollen.

Je mehr sich Herrlich in seiner Darstellung dem Ende des vorigen Jahrhunderts nähert, wo die geistige Revolution von England und Frankreich nach Deutschland herüberwirkte und hier in Lessing, Goethe und Schiller — von denen übrigens Keiner den Dokortitel hatte — über die fremde Anregung hinaus Werke reifte, die heute noch lebendiger sind als das ganze übrige Aufklärungszeitalter, — je mehr sich Herrlich der Zeit der deutschen

Klassiker nähert, desto gefährlicher wird ihm der Zwiespalt, in welchem sich unsere Dichter dem Alterthum gegenüber unbewußt befanden. Es ist ja wahr, daß diese Drei dem Dogma vom klassischen Alterthum den begeistertsten Ausdruck gegeben haben, der noch auf unseren Schulen forttönt; Lessing erklärte die Poetik des Aristoteles für eben so unerschütterlich wie die Geometrie der Alten, Goethe ließ seine erste italienische Reise in seinem Leben und Dichten Epoche machen, und Schiller sehnte sich nach den Göttern Griechenlands, nach Griechenland überhaupt, das er zwar nicht kannte, aber billigte. Herrlich, der sich auch gegen Windelmann wie gegen einen schlechten Kerl wendet, überieht, daß Lessing, Goethe und Schiller freier sind, als sie selbst glauben. Lessing verbeugt sich vor Aristoteles und führt Shakespeare zum Siege über Deutschland; Goethe läßt sich den letzten Griechen nennen, aber ihm ist von Helena nur das Gewand werthvoll, die Kunstform; und Das, wonach sich Schiller sehnt, liegt jenseits von Griechenland und jeder Menschengemeinschaft. Darum muß Herrlich wohl oder übel unsere „Klassiker“ auch wieder unter den Bekämpfern des Dogmas anführen und ist da natürlich sehr froh, die Götter seines persönlichen Dogmas, Hegel und Jean Paul, mit herausgerissenen Sägen anreihen zu können.

Von historischem Werth wären auch die zahlreichen Aussprüche der in ihren Kreisen hochgeschätzten Pädagogen und anderen Dogmatiker des Alterthums, wenn Herrlich eben nicht durch die Unklarheit seines Ziels sich verführen ließe, zwei Hasen auf einmal zu verfolgen. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß die Philologen sich hüten, ihr eigenes warmes Nest unwohnlicher zu machen. Die schlechteren Köpfe unter ihnen sind Handlanger der Wissenschaft und überschätzen sie gerade darum bis zur Lächerlichkeit; ihre besten Köpfe fördern wohl die Alterthumswissenschaft, sind also auf dem Gebiete der Geschichte nützlich, werden aber kaum davon zu überzeugen sein, daß ihre ganze Lebensarbeit nur der Theil eines Theilchens ist von Dem, was in seinen großen Zügen ein gebildeter Mensch zu wissen braucht. Gäbe es nicht unsere Gymnasien, die klassische Philologie hätte längst aufgehört, ein so beliebtes Ackerfeld zu sein. Für die gewöhnliche Schriftstellenerklärung ist nach zweitausendjährigem Wühlen und Deuten kaum mehr viel zu thun. Darum ist auch die Philologie längst theils in die Breite gegangen und hat die modernen Sprachen wissenschaftlich untersucht, theils in die Tiefe, wo sie als vergleichende Sprachforschung begann und sich jetzt mit Aufgaben der Phonetik abquält. Philologie ist längst nicht mehr die Theologie des Dogmas vom klassischen Alterthum; sie ist kritisch geworden und hat den Zungen auf der Schulbank nichts mehr zu sagen.

Trotz den mystischen Anwandlungen ist es ein großes Verdienst Herrlich's, daß er seine Geschichte bis zur Dekemberkonferenz von 1890 fort-

geführt hat und daß er einige Gründe des Fehlschlagens, wie die Zusammenstellung der Mitgliederliste, deutlich aufzeigt. Seltsam berührt der Umstand, daß dieser schöne und vielversprechende Anlauf Preußens schließlich gehemmt und unterbrochen wurde durch einen katholischen Geistlichen, den Fürstbischof von Breslau, der mit den fehlerhaftesten aller Schlüsse auf die Versammlung Eindruck gemacht zu haben scheint. Wenn man Alles beim Alten lassen wolle, so könne man irren, doch dieser Irrthum sei unwesentlich, denn unter den Männern aus der alten Schule sei in dieser besten aller Welten Alles aufs Beste gegangen; das Neue aber habe man noch nicht erprobt. Mit dieser echt bischöflichen Schlußfolgerung hätte man allerdings seit 1894 Jahren jeden Fortschritt zurückweisen können, jede Religionenentwicklung und sogar jeden Konzilsbeschluss. Hätte der Herr Fürstbischof Recht, so besäße auch heute noch Niemand außer den Geistlichen die Kunst des Lesens und Schreibens, was vielleicht noch besser wäre als ein Zustand, unter dem alle strebsamen oder gut gestellten jungen Leute modernes Wissen mit dem Werkzeug des Mittelalters aufnehmen müssen. Lieber mit den Fingern essen als mit verrosteten Gabeln und durchlöchernten Löffeln.      Friß Mauthner.



## Fräulein Mimi.

Fräulein Mimi! saß auf einer Gartenbank und träumte. Der Sommer ging zur Neige und sie sollte bald in die Hauptstadt zurückkehren, um die aufreibende Arbeit der Wintersaison wieder zu beginnen.

Sie dachte an ihr vergeudetes Leben.

Sie war siebenzehn Jahre alt, wurde bald achtzehn, und mußte nichts weiter von der Liebe, als daß es die einzig passende Beschäftigung für eine junge Dame von irgend welcher Selbstachtung ist.

Sie hatte häufig — Anstands halber — ihren Freundinnen eingeblutet, daß sie in Diesen oder Jenen verliebt sei, aber Das war nur die schändlichste Unwahrheit; sie verachtete sich selber, denn die Hauptsache hier im Leben ist doch, wahr zu sein, — wahr vor allen Dingen! Ja, wenn man nur den Betreffenden, mit dem man verlobt war, nicht zu küssen brauchte; aber so ein härtiger Mund, der geraucht, oder vielleicht Bier getrunken hatte, — Das war widerlich! Ihren Vater küßte sie natürlich, wenn sie ihm Guten Morgen und Gute Nacht sagte, aber der war in ihren Augen ja auch gar kein Mann, er war nur ihr Vater, und dann hielt sie ihm auch immer die Wade hin.

Sie konnte sehr wohl begreifen, daß man Damen küssen konnte; sie konnte auch wohl begreifen, daß es eine Menge Herren gab, die gern ihren Mund küssen wollten, so roth und weich und klein wie der war. Aber einen Herrn zu küssen, — Das mußte eben so abscheulich sein, wie aus einer Pfeife zu rauchen, und wie Das war, mußte sie. Denn sie hatte oft versucht, eine

von ihres Vaters Pfeifen in den Mund zu nehmen. Sie schmeckten ekelhaft, aber es war doch ein gewisser Reiz dabei, so daß sie es nicht lassen konnte.

Es war ihr zweimal passirt, daß ein Herr sie um einen Kuß gebeten hatte. Man sollte fast glauben, die Herren hielten es für eine Annehmlichkeit für die Damen, von ihnen geküßt zu werden; sonst würden sie wohl ein Wenig zurückhaltender mit ihrem Angebot sein.

Es war übrigens beide Male der selbe Herr gewesen. Und schließlich, wenn sie sich recht besann, war er doch noch einer von denen, deren Klaffe zu ertragen sie sich noch am Leichtesten vorstellen konnte. Er hieß Agel — im Grunde ein hübscher Name — und war Ingenieur, sein Examen war freilich gerade nicht brillant gewesen, aber Das war keine Folge von Dummheit, sondern nur von Trägheit, und dann machte es ja nichts.

Er war groß und kräftig und gewandt und tanzte entzückend. Man lag in seinem Arm und ließ sich nur so tragen! Er hatte einen blonden Bart über das ganze Gesicht, kurz geschnittenes Haar und zwei lachende Augen, denen kaum eine Furcht einzujagen vermochte, wenn man sich auch noch so viel Mühe gab, die Dame zu spielen.

Es war genau ein halbes Jahr her, seit dies schredliche „erste Mal“ stattfand. Es war auf einem Ball beim Obersten Hammersted, und er war ihr Tischnachbar. Das war er während des ganzen Winters gewesen. So pflegt es stets zu sein. Da ist immer ein Herr, mit dem man den ersten Tanz tanzt — ein Better oder ein Freund des Bruders —, Einer, mit dem man immer den Cottillon tanzt, Einer, von dem man im Voraus weiß, daß er einer anderen Dame sein Bouquet bringt, und Einer, mit dem man immer den Tisch-tanz tanzt und mit dem man schließlich so nett vertraut wird.

Es war der letzte Ball in der Saison, in Folge dessen wurde man natürlich beim Champagner ein Bißchen sentimental und sprach davon, daß man sich jetzt so lange nicht mehr sehen würde. Und als sie sich von Tische erhoben hatten — sie hatte gewiß ein Bißchen mehr an dem Wein genippt, als sie hätte thun dürfen —, hatte er sie ohne Weiteres in ein Zimmer geführt, wo außer ihnen Niemand war. Aber Das hatte sie erst bemerkt, als er sich plötzlich über sie beugte und ihr lachend — er lachte stets — in die Augen schaute und sagte: „Fräulein Mimi, bekomme ich nun nicht einen Kuß zum Abschied?“ „Nein, den bekommen Sie ganz gewiß nicht!“ hatte sie schnell geantwortet und war in ein anderes Zimmer gelaufen. Sie war ganz erschrocken, aber Das war ja doch auch keine Manier, so Etwas ganz ohne alle Vorbereitung zu sagen! Er konnte doch nicht verlangen, daß sie plötzlich anfangen sollte, ihn zu küssen.

Hinterher hatte sie ganz ernsthaft zu ihm gesagt; „Ich bin wirklich sehr böse auf Sie.“ Er aber hatte die Augen zusammengekniffen und, ohne zu erröthen, geantwortet: „Das glaube ich nicht.“ So recht in einem impertinenten, überlegenen Ton!

Sie hatte bei sich gedacht, es sei nur gut, daß sie sich fürs Erste nicht wiedersehen würden.

— Und dann war sie hierher aufs Land zu ihrer Freundin Ida gereist, und mit der hatte sie viele vertrauliche Unterhaltungen über alles Mögliche gehabt. Aber Ida war doch so sonderbar, so recht konnte sie doch nicht mit

ihre sympathisiren. So z. B. hatte Ida gesagt, es sei kindisch, zu glauben, daß ein Kuß etwas Häßliches sei; im Gegentheil, es sei etwas sehr Schönes. Und als Mimi sie dann ganz entsezt gefragt hatte, ob sie es denn jemals ausprobiert habe, da hatte Ida ihr nur gerade ins Gesicht gelacht und gesagt: „Es würde mir wohl schwer werden, wenn ich zählen wollte —“

Psui, wenn man daran dachte, was für einen Geschmack die Menschen haben konnten!

— Hier draußen auf dem Lande hatte sie doch sonst, Gott Lob! Ruhe gehabt. Aber dann, eines Tages, war Axel wie eine Bombe ins Haus gefallen, und es stellte sich heraus, daß er ein intimer Freund von Idas Bruder war. Sie hatte ihn kühl und zurückhaltend begrüßt; aber er hatte ihr ohne Weiteres die Hand gegeben und von den schönen, im Winter verlebten Stunden gesprochen, worauf sie sich eifrig abgewandt hatte. Und doch war es auch hier so gegangen, wie es den ganzen Winter ging; sie waren immer zusammen gewesen, weil sie sich so brillant zusammen amüsirten, und dann gestern, — gestern Abend — war das Entsetzliche zum zweiten Male geschehen.

Es war ein großes Diner im Hause gewesen, zu dem die ganze Umgegend mit all ihrem Feriend Besuch geladen war. Es war wirklich sehr amusant und Axel führte Mimi zu Tisch, — selbstverständlich. Sie hatten dagesessen und sich über die „eingeborenen“ Damen amüsirt, die in ausgeschnittenen Kleibern erschienen waren — die Aermsten glaubten in ihrer Unschuld natürlich, daß Das fein sei — und über noch mancherlei Anderes. Und hinterher, als der Kaffee draußen im Gartensaal servirt wurde, war Axel abermals mit ihr verschwunden — sie mußte wohl wieder in Bezug auf den Champagner ein Bißchen unvorsichtig gewesen sein — und ganz unten in der Rußbaumallee hatte er sie wieder um einen Kuß gebeten. Diesmal war sie nicht wieder so bange geworden, denn nun besaß sie ja eine gewisse Routine, aber sie hatte gesagt: „Es kann nicht nützen, daß Sie mich um einen Kuß bitten, denn Sie bekommen ihn doch nicht!“ Und er hatte geantwortet: „Nehmen Sie sich mit Ihren Worten in Acht, Fräulein Mimi, Sie sind unvorsichtig!“

Sollte sie wirklich unvorsichtig gewesen sein? Was konnte er nur gemeint haben? Das hätte sie für ihr Leben gern gewußt! — Und Fräulein Mimi saß da und sann hierüber und über ihr vergeudetes junges Leben nach, das nichts von Liebe wußte.

Da, auf einmal fühlte sie gleichsam einen warmen Hauch hinter sich im Nacken, und ehe sie Zeit hatte, sich umzuwenden, sah sie Axels lachendes Gesicht neben dem ihren, und als sie eben aufschreien wollte, ward ihr der Mund geschlossen, — mit einem Kuß!

Sie war zu sehr verwirrt, um zu schelten; sie zitterte und lachte und weinte und schüttelte sich wie ein verregneter Sperling. Er aber saß ganz ruhig neben ihr auf der Bank und sagte: „Sie waren gestern wirklich sehr unvorsichtig, Fräulein Mimi. Sie sagten, es könne nicht nützen, wenn ich Sie um einen Kuß bäte. Da dachte ich, es sei am Besten, das Bitten zu sparen.“

Kopenhagen.

Peter Hansen.



## Der Meineid.

Immer lauter werden die Klagen über die gewaltige Zahl der alljährlich geleisteten Meineide; immer dringender wird der Ruf nach Abhilfe. Sind die Klagen begründet, kann dem Uebel gesteuert werden, und wie?

Es dürfte bekannt sein, daß die Reichs-Civilprozeßordnung eine allgemeine Vorschrift enthält, nach der jeder Zeuge, also mit anderen Worten Jeder, der nach der Behauptung einer Partei eine für die Entscheidung des Rechtsstreites wesentliche Thatsache zu bekunden vermag, unter Anrufung Gottes die Richtigkeit und Vollständigkeit seiner Aussage zu beschwören hat. Nur in besonderen Ausnahmefällen, z. B. wegen naher Verwandtschaft des Zeugen mit einer Partei, besteht die Eidespflicht nicht. Eine ähnliche Bestimmung enthält die Reichs-Strafprozeßordnung, der zufolge, mit verschwindenden Ausnahmen, jeder Zeuge in der Hauptverhandlung seine Aussage beeidigen muß. Daß auf Grund dieser Vorschriften die Zahl der jährlich geleisteten Zeugeteide eine ganz ungeheure ist, liegt auf der Hand; eine Statistik wird nicht geführt; sie zählen im Deutschen Reiche aber alljährlich zweifellos nach vielen Hunderttausenden. Sogar in Prozessen, deren Objekt nicht das Papier werth ist, das während ihrer Dauer beschrieben wird, werden Duzende von Personen gezwungen, vor Gericht zu erscheinen und unter der feierlichen Form des Eides Zeugniß abzulegen. Mancher von ihnen hat noch niemals vor Gericht gestanden, und schon der Gedanke, einen Eid schwören zu müssen, erregt ihm Grauen. Es gehört nicht gerade zu den Seltenheiten, daß Zeugen sich erbieten, den Streitenden das ganze Streitobjekt zu bezahlen, um sich von der Pflicht der Eidesleistung zu befreien. Aber die Parteien wollen nicht das Geld, sie wollen ihr Recht; sie bestehen auf ihrem Schein, der Eid muß geleistet werden, und weil vielleicht zwei fremde Menschen sich um fünfzig Pfennige streiten, zwingt das Gesetz zahlreiche Unbetheiligte, einen Eid zu leisten, den sie aus freien Stücken und im eigenen Interesse nicht um das Hundertfache jenes Betrages geleistet hätten.

Daß in einem solchen Zwang eine Härte, ja geradezu eine Ungerechtigkeit des Gesetzes liegt, ist klar. Aber die Sache hat noch weit ernstere Seiten. Schon in der Schule haben wir gelernt, daß es etwas Hohes und Heiliges ist um den Eid; dieses Gefühl hält jeden anständigen Menschen davon ab, selbst in wichtigeren Angelegenheiten des Privatlebens eine Behauptung mit einem Schwur zu bekräftigen. Der Fall muß schon ganz außerordentlicher Art sein, bevor man dieses stärkste Mittel zur Bethuerung der Wahrheit anwendet. Können aber solche Gefühle in Dem lebendig bleiben, der sieht, wie das Gesetz Duzende zum Eide zwingt, weil zwei Starrköpfe sich um fünfzig Pfennige streiten?

Mit der vollzogenen ersten Eidesleistung geht denn auch häufig die Scheu verloren. Der Zeuge, der öfter vor den Richter tritt, sagt gelassen die Eidesformel her und ist damit mitunter noch eher zu Ende als der sie ihm vorsprechende Richter. Er, der beim ersten Eide ängstlich erwog, ob auch jegliches seiner Worte genau der Wahrheit entsprach, ob er auch Alles gesagt hat, was er wußte, erzählt jetzt leichten Herzens seine ganze Wissenschaft zur Sache und merkt gar nicht einmal, daß er hier unbewußt ein Bischen übertrieben, dort etwas Bedeutungsvolles zu sagen vergessen hat.



Ein wichtiger Umstand kommt hinzu, der gleichfalls der Ableistung fahrlässiger und insbesondere auch wissentlicher Meineide in hohem Grade förderlich ist: die vollständige Gleichgiltigkeit der meisten — nicht aller — Richter bei der Abnahme von Eiden. Die Schuld liegt gleichfalls im Gesetz; dieses verpflichtet den Richter, jeden Zeugen vor seiner Vereidigung auf die Bedeutung des Eides hinzuweisen. Die Absicht des Gesetzes ist zweifellos die beste: es soll dem Zeugen noch einmal die ganze Bedeutung des Momentes vorgeführt, es soll ihm die heilige Pflicht, die er durch die Eidesleistung übernimmt, klar vor Augen gestellt, er soll auf die Folgen, insbesondere auf die Strafen der Verletzung dieser Pflicht, hingewiesen werden, es soll das eindringliche Wort, die Mahnung des Richters noch im letzten Augenblick einen Falschheid, einen Meineid, verhüten. Aber damit die Worte zum Herzen dringen, müssen sie auch vom Herzen kommen. Wie kann aber ein Richter, der oft zwanzig- bis dreißigmal des Tages sein Sprüchlein von der Bedeutung des Eides herfagen muß, einen Eindruck auf den Hörer erzielen? Sagt er doch selbst nur ungern das schon tausendmal an der selben Stelle mit den selben Worten Gesagte und ist froh, wenn er mit dieser Form zu Ende ist; daß er irgend welche Wirkung mit seinen Worten erziele, ist wenig wahrscheinlich. Das weiß auch der Richter, und oft genug faßt er daher den ihm gesetzlich obliegenden Hinweis auf die Bedeutung des Eides in die nichts sagenden Worte zusammen: Ich weise die Zeugen auf die Bedeutung des Eides hin. Ein alter Vorsitzender pflegte regelmäßig nichts Anderes zu sagen als das Verslein: „Einen Meineid geschworen, heißt: Leib und Seele verloren!“

Wenn nun zu diesen Umständen, welche die Thatsache erklärlich machen, daß ein großer Theil der Zeugen nicht mit der nöthigen Gewissenhaftigkeit und Vorsicht seine eidliche Bekundung abgibt, noch hinzutritt, daß nach herrschender Praxis die wissentliche Abweichung von der Wahrheit selbst in Neben Umständen als Meineid, und die fahrlässig falsche Bekundung auch der unbedeutendsten Dinge als fahrlässiger Falschheid betrachtet und bestraft wird, so muß es Wunder nehmen, daß die Zahl der wegen Verletzung der Eidespflicht Bestraften nicht noch weit größer ist. Thatsächlich würde Das auch der Fall sein, wenn nicht diese nach dem Reichsstrafgesetzbuch zu den schwersten zählenden Delikte in den weitaus meisten Fällen ungesühnt blieben. Welchem Richter ist es nicht schon vorgekommen, daß ihn ein altes junges Mädchen auf die Frage nach ihren Jahren unter dem Eide um einige Lenze belogen hat, oder daß ihm ein in gutem Rufe stehender Zeuge auf die Frage nach seinen Vorstrafen eine solche verschwiegen hat, die er vielleicht vor langen Jahren erlitten, von der aber seine Glaubwürdigkeit in keiner Weise beeinflusst wird? Jeder Richter an Straf- oder Civilprozeß-Abtheilungen größerer Gerichte hat Gelegenheit, tagtäglich objektive Unrichtigkeiten in eidlichen Zeugenaussagen festzustellen. Würden alle diese Fälle, wie das Gesetz es doch eigentlich verlangt, Gegenstand einer Untersuchung werden, unsere Staatsanwaltschaft würde gar nicht die Zeit finden, sich mit der Verfolgung anderer Verbrecher zu befassen. Aber die Widersprüche in Zeugenaussagen sind etwas so Alltägliches für den Richter, daß er nur in besonders gearteten Ausnahmefällen, wenn etwa ein nachweisbares Interesse eines Zeugen am Ausgange der Sache den aus der Thatsache des Widerspruchs mit anderen Zeugenaussagen nothwendig sich ergebenden Verdacht einer Ver-

lezung der Eidespflicht wesentlich bestärkt, die Akten zur Unterzuehung der Staatsanwaltschaft uebergiebt. Doch auch so liegt in der Thatsache, die kein Gerichtskundiger leugnen wird, daB alljaehrlieh eine ungeheure Zahl objektiv unrichtiger eidlicher Aussagen gemacht werden, eine groe Gefahr auch fuer die Schwuendenden. Denn ueber all den Tausenden, die im besten Glauben eine in irgend einem Punkte unrichtige Aussage gemacht haben, haengt das Damoklesschwert strafgerichtlicher Verfolgung wegen Meineides; und wohl jeder Zeuge, der zum ersten Male geschworen hat, fuehlt, auch wenn er sich keines Fehles bewußt ist, dieses Schwert noch geraume Zeit ueber seinem Nacken haengen. Kommt nun gar ein guter Freund, der den Staatsanwalt auf den Widerspruch der Aussage des Einen mit der mehrerer Anderen hinweist, hat einmal die erste verantwortliche Vernehmung wegen Verletzung der Eidespflicht stattgefunden, dann muß der Zeuge mit mancher sorgenvollen Stunde und mancher ruhelosen Nacht vielleicht dafuer buehen, daB ein Nachtwaehter in seiner Gegenwart einen Trunkenbold wegen naechtlicher Ruhestoerung verhaftet hat. Zuechthaus aber, nicht unter einem Jahre, stets verbunden mit dem Verluste der buegerlichen Ehrenrechte, harret Dessen, der vom Richter des wissentlichen Meineides, Gefaengniß bis zu einem Jahre Dessen, der fahrlaeffiger Verletzung der Eidespflicht schuldig befunden wird; allgemeine mildernde Umstaende sind in keinem Falle zugelassen. Wir sind diese Strafandrohungen stets sehr hart erschienen, doppelt hart, wenn man erwaegt, daB dem fahrlaeffigen Falscheide nie, dem wissentlichen Meineide nur meistens eine intensiv verbrecherische Absicht zu Grunde liegt. Worin findet das Gesetz in solch leichten Faellen das besonders Strafwuerdige? In der freventlichen Anrufung Gottes nicht, muehte es doch sonst auch den im Privatverkehr geleisteten Meineid bedrohen; der aber ist voellig straffrei, eben so andere der Gottheit vielleicht noch schoerer hohnsprechende Handlungen. Auch die dem Richter gesagte Luege als solche kann nicht zu der furchtbaren Strafandrohung gefuehrt haben. Giebt doch der Staat dadurch, daB er die unbeeidigte gerichtliche Aussage vor jeder Strafverfolgung freistellt, der einfachen Luege vor Gericht selbst einen Freibrief, von dem leider zum Schaden unserer Rechtspflege durch das kriminalistisch geschulte Verbrechertum ein nur allzu ausgiebiger Gebrauch gemacht wird. Es ist demnach nicht die Schwere des Verbrechens als solche, sondern hauptsaechlich der Abschreckungszweck, der hier, wie wohl an keiner anderen Stelle des Strafgesetzbuches, fuer die hohe Strafandrohung bestimmend mitwirkte. Wir beduerfen sicherer Garantien dafuer, daB die wichtigsten Stuetzen der Rechtspflege, die Zeugenaussagen, wahr sind, daB sie abgegeben werden mit Vorsicht und nach bestem Wissen und Gewissen. Da nun jede Aussage, mag sie in einem Mordprozeß oder in einem Verfahren wegen Uebertretung der Polizeistunde abgegeben werden, heeuidigt werden muß und die Bestimmungen ueber den Meineid die Motive so gut wie ueberhaupt nicht beruecksichtigen, so mueste, wollte man fuer alle Faelle durch ein Gesetz sichere Gewaehr schaffen, die Strafe moeglichst hoch genommen werden. Aber ist es denn, nun in einem Prozeß zweier Bauern die Dorfbewohner zur Wahrheit zu zwingen, erforderlich, alle Maechte des Himmels und der Erde in Bewegung zu setzen? Die Androhung einer erheblichen Geldstrafe wuerde hier genau das selbe Resultat erzielen. Allerdings sind nicht alle Faelle so geartet; oft verlangt der Ernst der

Sache ernstere Garantien. Das mächtigste Mittel zur Erzwingung der Wahrheit muß aber, um nicht, wie jedes andere, durch häufigen Gebrauch seine Wirksamkeit zu verlieren, recht sparsam angewendet werden. Die im Vorverfahren in Strafsachen regelmäßig uneidlich abgegebenen Aussagen legen bereitetes Zeugniß dafür ab, daß nur ausnahmsweise ein starker Druck auf den Zeugen ausgeübt werden muß, um ihn zur Wahrheit anzuhalten. In kaum einem von hundert Fällen, in denen der Zeuge seine anfangs uneidlich abgegebenen Aussagen beschwören soll, ergibt sich, daß er zuerst die Unwahrheit gesagt hat, und wo Dies einmal der Fall ist, da war es von vorn herein klar, daß die Aussage dieses Zeugen mit Rücksicht auf sein Interesse oder seine Persönlichkeit mit Vorsicht aufzunehmen war. Für solche Ausnahmefälle mag dem Richter die Befugniß verbleiben, zur Erzwingung einer wahrheitsgemäßen Aussage den Eid anzuwenden.

Man muß eben unterscheiden. Bei keinem Delikt ist es weniger angebracht, alle Spielarten dem selben Strafgesetze zu unterstellen und den Zeugen, der aus leicht erklärlicher Scham dem Richter eine erlittene Vorstrafe verschweigt, oder das Mädchen, das aus lächerlicher Eitelkeit ihm einige Jahre unterschlägt, unter das selbe Strafgesetz zu bringen mit dem Schwurbanditen, der, um seinen Beutel zu füllen, um einen Unschuldigen ins Zuchthaus zu bringen oder einen Gefinnungsgenossen vor wohlverdienter Strafe zu retten, das Vertrauen, das ihm als Zeugen entgegen gebracht wird, in schmachvollster Weise mißbraucht. Man wird also trennen müssen zwischen Dem, der die Unwahrheit sagt in der Absicht, Recht zum Unrecht zu wenden, und Dem, der, wie Dies tausendfach vorkommt, in Punkten von der Wahrheit abweicht, die zu der zur Entscheidung stehenden Sache durchaus keine Beziehung haben. Den Ersten wird man stets mit empfindlicher Freiheitsstrafe bedrohen, für den Zweiten wird, je nach Lage der Sache, schon eine nicht allzu hohe Geldstrafe genügen. Auch die fahrlässige Verletzung der Zeugenpflicht bleibt mit Strafe bedroht, doch muß dem Richter, insbesondere hier, wenigstens die Möglichkeit gewährt sein, anstatt auf eine Freiheitsstrafe auf eine Geldbuße zu erkennen. Endlich ist jedem Zeugen vor seiner Vernehmung das Maximum der auf Verletzung der Zeugenpflicht angebrohten Strafe bekannt zu geben.

Ich bin überzeugt, daß in allen amtsgerichtlichen Civilprozeßsachen, sowie in Strafsachen, bei denen es sich um Uebertretungen und geringfügige Vergehen handelt, diese Strafandrohungen genügen werden. Behalten wir den Eid für die wichtigsten Prozeßsachen allgemein bei, für minder bedeutende nur da, wo die anderen Zwangsmittel dem Richter nicht ausreichend erscheinen, das Interesse des Zeugen an der Verschleierung der Wahrheit zurückzudrängen, und beseitigen wir ihn in Bagatellsachen ganz. Dann werden die vorhin geschilderten, hauptsächlich auf der Uebersahl der Eide beruhenden Unzuträglichkeiten schwinden, zum Vortheil für die Wahrheitsforschung in wichtigen und ohne Nachtheil für sie in unerheblichen Dingen, zur Erleichterung Dessen, den seine Staatsbürgerpflicht zwingt, jedem Ruße als Zeuge zu folgen, und insbesondere zur Wahrung und Stärkung des Volkabewußtseins, daß der Eid heilig ist und nur da angewendet wird, wo die dringendste Nothwendigkeit es erheischt.

Rechtsanwalt Dr. Poewenstein.



## Dora Hitz.

Wenn man es nicht gedruckt sieht, glaubt man nicht, daß Dora Hitz in Berlin lebt. Der äußerliche Sinn des Sages vom Milieu wird hier wieder einmal arg durchgestrichen. In ein paar Patrizierstädten kann es solche Milieus geben, wie Dora Hitz sie malt, vielleicht in England. Tatsächlich giebt es solche aristokratische Frauen wohl überhaupt nicht. Sie sind vornehm, und wenn Kultur bedeutend machen kann, so sind es die Hitzschen Typen geworden. Sie wäre sicher nicht die Portraitistin für „die genialen Weiber“, von denen der aussterbende pietätvolle Norddeutsche nur mit der gewissen Falte zwischen den Brauen und der pietätlose Moderne nur mit vernissenem Lachen zu reden pflegt, Frauen, die sich noch fürs Ideale begeistern können und in ihrer Jugend schön genannt wurden. Die haben das traditionelle Recht, alles Das zu verachten, was Dora Hitz aus ihren Vorbildern herausieht: Grazie, Geschmack. O diese furchtbare Tradition, die unseren Urgroßvätern so gut stand, die schöne, aber so unreinliche Zeit, da man die Bedeutung eines Kopfes nach der Länge des Haares maß, das ihn umgab. Es steckt heute noch so Etwas in der berliner Luft, das sich begeistert auflehnt gegen Zahnbürste und Nagelscheere, das die Rentabilität öffentlicher Bäder mit dem selben Rechte hindern zu müssen glaubt, mit dem es den Geschmack in der Kunst verbietet. Es ist kein Zufall, daß die starke Kunst eines Liebermann uns ein solches Epigonenthum großziehen konnte; man kam in dem Prinzip, das man mit der Liebe zur Wahrheit schmückte, einem tiefer gefühlten Bedürfnisse nach: geschmacklos zu sein bis zur Genialität. Man behandelte Genie und Geschmack als zwei verschiedene Dinge, die einander nicht angingen, und nannte getrost das Zweite das Sekundäre. In Deutschland leben geschmackvolle Leute wie Klinger und Thoma und lebten einmal Dürer und verschiedene Andere, denen man Genie und Nationalität nicht gut absprechen kann. Freilich beweist Das nicht viel. In Köln zeigte mir neulich ein als kunstliebend bekannter Stadtkämmerer den Prospekt eines neuen künstlerischen Unternehmens, den ich ihm zugeschickt hatte. Um mir die Schädlichkeit dieser modernen Sache zu beweisen, wies er in dem hübschen Druck auf ein Initial, das ihn ganz besonders ärgerte. „Das ist von Dürer!“ sagte ich ernst. Der Kunstliebende aber meinte: „Ach wat, Dürer, oder wie die ganze moderne Kerls heißen möge! . .“

Die Leute des Fräulein Hitz meinen, in dubio sind uns unbedeutende Menschen, die uns nicht geniren, lieber als bedeutende, die uns auf die Füße treten. Es kann sehr viel Schwäche und Kleinheit dabei sein, es liegt Etwas von träger Blasirtheit in dieser deutlichen Absicht, lieber für beschränkt als für geschmacklos zu gelten; aber man lernt in unserer polternden Zeit Motive schätzen, die den Lärm zu vermeiden suchen, und es ist ein sehr feiner, stiller Kreis, in dem man köstliche Genüsse erlebt, wenn man einmal aufgelegt ist, sich die Nerven mit Flaum zu polstern. Sehr modern können diese Typen sein, à la Huysmans, wunderbar harmonische Menschen, denen nichts über die Einheitlichkeit geht, über die gewisse gleichmäßige Befriedigung aller ihrer Ansprüche, denen die Kunst kein Luxus ist, sondern ein natürliches Bedürfnis, Künstler, die auch in das Geringste Kunst hineinzulegen vermögen, die unter

einer häßlichen Farbenstimmung eben so leiden wie Andere unter Familienkatastrophen. Menschen mit sehr feinen Sinnesorganen, sehr wenig dramatisch, langweilig, langweilig wie Hunzmanns. Hier ist Dora Fitz zu Hause; diesen Kreis beherrscht sie bis in alle Details. Sie kennt die Bedürfnisse ihrer Menschen, ihre Gedanken, ihre Posen; sie weiß, wie es bei ihnen aussieht, kennt das Licht, das in diesen Räumen herrscht. Und Das macht sie mit unglaublicher Diskretion in der Behandlung des Nebensächlichen. Sie zeigt nur ein Bisches Tapete, ein Stückchen Sopha, aber dies Stückchen ist so unbedingt echt und distinguirt, daß man sofort das ganze Milieu vor sich hat.

Dora Fitz kann zeichnen; Ludwig von Hofmann übertrifft sie an künstlerischem Wagemuth bei ähnlicher koloristischer Begabung; technisch ist sie ihm über. Eine solche korrekte Ausführung des Zeichnerischen bei den komplizirtesten koloristischen Problemen ist bewundernswerth. Es fehlt ihr der geniale Wurf, der so Etwas hinsetzt, mag es nun genau so herauskommen, wie man es gewollt hat, oder nicht, der den Zufall auszunutzen versteht und sich über das Technische zuweilen etwas voreilig mit der Befürchtung hinwegsetzt, daß das Fertigmalen die glücklich gefundene Wirkung zerstören würde; für Leute, denen nur das impulsive Können Werth hat, gilt Dora Fitz sehr wenig, sie ist ganz und gar raffiniert, nie einfach und harmlos; aber sie besitzt dafür den energischen feinen Spürsinn, sich durch ein Labyrinth von Schwierigkeiten zu dem Ziel durchzuarbeiten, Schritt für Schritt, absolut bewußt, und es ist wunderbar, daß die Stimmung, der Hauch des Natürlichen, aus solcher Arbeit hervorgeht. Das ist Kunst. Sie zeichnet sehr gut, Hände, wie sie sie macht, kann man bei den heutigen Portraitisten suchen; nur Carrière kann Das, ihr nächster Kollege in Frankreich. Und sie weiß, was die Hand bedeutet, zumal die Hand ihrer Leute. . . Sie versteht die natürliche Grazie der Handbewegung, des wichtigsten Ausdruckes, den die stumme Sprache des Körpers besitzt, sie weiß die Hand natürlich und ganz individuell zu placiren; da findet sie immer wieder eine neue Nuance, ohne daß man die Absicht merkt. Man kann aus solchen Bildern viel lernen, sie sind wahre Psychologien der Dame.

Und der Kinder — Auch da ist nur Carrière ihr gleich, der Meister des selben Problems. Amufante, sehr gut gezogene Kinder, mit der Natürlichkeit des angewöhnten, nicht angeprägerten Anstandes, Kinder, die sehr lustig sein können, ohne einen gewissen Tact zu verlieren, mit der entzückenden Linkischeit, die beim Erwachsenen zur Grazie wird, das geschmeidige Material für die Menschen, die uns Dora Fitz nachher in reiferen Jahren zeigt.

Natürlich malt sie keine Männerportraits; Das liegt ihr absolut fern, und Das ist ihr Glück. Sie ist deshalb vielleicht die einzige Malerin, denn sie macht in der That Etwas, das der Mann nicht kann, das selbst die genialen schottischen Frauenmaler nicht zu erschöpfen vermögen: die Darstellung des Neutralen im Weib, des Nestes, der übrig bleibt, wenn man Das, was mit dem Manne zusammenhängt, ausschneidet. Auch Hofmann malt keusche Mädchen und sie sind unbedingt wahr, aber er legt immer die Ahnung des Geschlechtslebens in sie hinein. Dora Fitz rückt das Weib ganz außerhalb des männlichen Bereichs, sie zeigt die Pausen im Geschlechtsleben, das natürlich Egoistische in der Frau, die bereits geliebt hat. Da ist ein Portrait von ihr, eine Frau mit

ihrem Kind auf dem Arm. Das Kind ist wie ein Stück von ihr. Für solche Mütter giebt es keine eigentliche Erotik mehr, ihnen ist der Mann nur das Mittel, ihre höchste Glücksempfindung auszulösen, und er verschwindet ihnen, sobald er seinen Zweck erfüllt hat.

Man wird hier wieder einmal den Tadel bereit haben, daß wir an künstlerische Werke „literarisch“ herantreten und alles Mögliche herauslesen, — einen Tadel, den gerade die Maler gern bereit haben, ganz gleichgiltig, ob man interessante oder uninteressante Dinge herauszieht. Auch Dora Hix gehört zu Denen, die mit Liebermann behaupten, ihr Modell sei ihnen nichts Anderes als ein interessanter Farbfleck, und daß es beim Maler auf nichts Anderes ankomme als auf das gute Auge. Dieser Satz hat, absichtlich oder unbewußt mißverstanden, viel zu den unkünstlerischen Ausschreitungen einer jüngst vergangenen Kunstperiode beigetragen, die ich vorhin anbeutete. Mir liegt nun nichts daran, das gefährliche Problem anzuschneiden, welche Rolle der Stoff in der Kunst zu spielen hat, ich halte für unbestreitbar, daß die gelungene Darstellung eines stofflich indifferenten Vorganges unvergleichlich höher steht als der mißlungene Versuch, rein phantastisch zu wirken. Theoretische Unterschiede zwischen beiden Kunstarten giebt es nicht, das Wie ist immer die Hauptsache, nicht das Was. Nun kann man nicht gut den Gegenbeweis zu der Behauptung aufstellen, daß jemand bei einer Schöpfung nichts gedacht habe, noch weniger nachweisen, was er gedacht hat; auch Das ist gleichgiltig, der Künstler sucht, mit gewissen Mitteln einen bestimmten seelischen Zustand in dem Beschauer zu wiederholen, den er selbst beim Konzipiren des Werkes empfunden hat. Zugegeben wird, daß es auf das Sehen, das individuelle Auge, ankomme; würde auch Das geleugnet, so wären die thörichten Einwände gegen eine sogenannte naturalistische Kunst gerechtfertigt. Es scheint mir nun gleichgiltig, mit welchem Organe der Künstler das Künstlerische wahrnimmt, wenn er es nur darstellt, und es scheint mir bei manchem Künstler Das das Auge zu sein, was bei uns nur ein komplizirter Mechanismus der Reflexion zu vollbringen vermag; oder der Künstler reflektirt so schnell, daß ihm als unmittelbarer Sprung erscheint, was wir nur etappenweise zu erlangen vermögen. Thatsächlich muß jedes Portrait psychologisch wirken, oder es ist eine Photographie; ein guter Künstler giebt seinem Modell das Gesicht, die Bewegung, die Farbe, das Licht, die ihm subjektiv als höchst individuell für das Modell erscheinen, er konzentriert das Sichtbare zu einer Art künstlerischer Formel. Daß er Dies mit seinem Auge vermag, ist sein Glück; müßte er dabei denken, dann verlöre er vielleicht das Harmlose, das er zum Schaffen braucht. Wir aber müssen rekonstruiren, die Formel auflösen, und wie beim Portrait, so bei jedem gemalten Vorgang, und je einfacher der Vorgang, desto größer oft unsere Mühe, zum Genuß zu gelangen. Die größte Kunst ist entschieden die Symphonie reiner Schwingungen, reiner Linien, reiner Farben; Laute des Schmerzes und der Freude, so erhaben, daß irdische Vorgänge nicht mehr als Motoren zu gelten vermögen, reine Sprache der Individualität, die keine Worte mehr braucht; Das, was man jetzt immer noch nur als den zweiten, tiefer liegenden Sinn jedes Kunstwerkes ahnt.

Sehr schön! Aber so lange der Künstler selbst nicht auf die Leiter in den Aether der Empfindung verzichtet, so lange gestatte man uns, sie zu

benutzen und betrachte es als ein Glück, daß malerische Objekte auch psychologisch interessant zu wirken vermögen und daß wir auf diesem Wege zu der Freude gelangen, die der Künstler uns schaffen will. Während es bei der Darstellung auf das Wie ankommt, scheint mir beim Genuß nur die Thatsache, daß man das rechte Genieße gefunden hat, maßgebend. Daß ein Werk hundert denkende Menschen auf hundertfach verschiedene Gedankenwege treibt, scheint mir kein Fehler, weder der Methode noch des Werkes. Beim Portrait hat sich bereits eine gewisse Konvenienz des Betrachtens, eine Ähnlichkeit der Wege, gebildet, vielleicht vermag einmal eine höhere Psychologie auch die Beziehungen zwischen den divergenteren Wegen nachzuweisen.

Es ist eine feine Kontrolle, einen Portraitisten auf anderem Gebiet zu verfolgen. Alle, die nicht Manieristen sind, lassen aus kluger Hygiene zeitweise das Portrait beiseite; Lenbach, das größte Exempel für das scheinbare Gegenteil dieser Ansicht, ist nur eine Bestätigung; der malt eben fast nie „Portraits“; nur dann portraitiert er wirklich, wenn ganz mächtige Individualitäten ihn zwingen, die seinige zurückzudrängen, und Das passiert eben nicht alle Tage. Immer haben Portraitisten das Bedürfnis, sich einmal auf sich zu besinnen, sich selbst vorzunehmen, zu korrigiren. Dora Hitz thut Das meist in ihren Blumen. Auch hier ist sie Frau, unbedingt Frau, ein Mann sieht da ganz anders. Raffaellis Nelken in der diesjährigen Sezessionisten-Ausstellung waren Blumen, wie sie der Mann sieht, mit der ganzen brutalen, positiven Sinnlichkeit des männlichen Egoismus, brünstige, freche Blumen, vor denen man roth werden konnte, so nackt waren sie. Dora Hitz zeigt sie mit dem kühlen, sanft abwehrenden Hauch weiblicher Duldung umhüllt, man scheut sich, solche Blumen zu pflücken, nicht aus Bewunderung oder Reflexion oder sentimentalem Empfinden, sondern aus einem geheimnißvollen Respekt, der einem den Finger auf den Mund drückt.

Vielleicht erinnert man sich noch an die Ausstellung der Malerin bei Schulte. Da war dieses Genre nur durch vortreffliche Arbeiten einer sehr begabten Schülerin vertreten; Dora Hitz selbst hatte nur ein einziges Bild, auf dem Blumen verwandt waren, ausgestellt, und dies schien mir technisch und stofflich das beste. Ein Mädchen mit sanftrothem, sehr vollem Haar, ein Mädchen, das dunkelfarbige Blumen in der Hand trägt, im Grünen. Diese Hand ist ergreifend mit ihrer fahlen grünlichen Blässe, mit den schwermüthigen Blüthen. Ein sehr schönes trauriges Lied ist dies Bild, bei dem man immer stiller wird, je länger man es anhört, vom Ahnen märchenhaften Leidens. Man schämt sich, über solche Werke Etwas zu sagen.

Anders die Schultebesucher. . . . Berliner Stiefel, berliner Nebensarten. Das war ziemlich ekelhaft, man hätte den vornehmen Damen an den Wänden den Arm reichen mögen. Es wird ja schon besser, es lassen sich Leute von Fräulein Hitz malen, sogar mitunter Berliner. Denen haben wir zu danken, denn denen schulden wir schließlich, daß sie hier bleibt. Denen werden wir auch zu danken haben, wenn Berlin, das Berlin, dem heute so viele Hoffnungen entgegengebracht werden, etwas reinlicher wird in Worten und Werken.

Julius Meier-Graefe.



## Billiges Geld.

**B**ereits vor Sylvester schwamm bekanntlich die bürgerliche Welt in einem unübersehbaren Geldüberfluß, der aber mit dem neuen Jahr einen so überraschend hohen Stand erreicht hat, daß die ältesten Geschäftsleute noch nichts Aehnliches erlebt haben wollen. In den ersten Jahren nach dem wiener Krach mußte man froh sein, sich Diskonten zu  $1\frac{1}{2}$  Prozent hinzulegen, und selbst England versuchte, noch einige Zinsen bei uns mit abzupflücken; allein Das war die Dürre nach einer kurz vorhergegangenen überschwänglichen Fruchtbarkeit. Heute stehen wir nicht nur nicht in einer solchen Reaktion, sondern umgekehrt: der ganze Börsenaufschwung, an dem sich unser Publikum sein redlich Theil genommen hat, entspringt gerade jenem Geldüberfluß. Deshalb ist es vielleicht auch richtiger, diesen auf seine Vergänglichkeit oder Haltbarkeit zu prüfen, als den Narrheiten oder Weisheiten des kaufenden Publikums nachzugehen.

Die hamburger Handelskammer hat in ihrem diesmaligen Bericht versucht, auch über die Ursachen der unerhörten Geldflüssigkeit Einiges zu sagen. Sie führte da u. A. höchst zutreffend die außerordentliche Niedrigkeit der Waarenpreise an, denn sobald man für solche Massenartikel wie Getreide, Baumwolle, Eisenwaaren zc. zc. nur einen geringen Theil der früheren Sätze bezahlen muß, ist es klar, daß Ansammlungen ihren bisher alljährlichen Zwecken entzogen werden. Aber den Hauptfaktor unseres billigen Geldstandes hat der Bericht nicht recht festgestellt; Das ist der krisenhafte Zustand in der Union, die augenblickliche Bedürfnislosigkeit dieses ungeheuren Bezugslandes, die wahrscheinlich der ganzen Marktlage den Stempel aufdrückt. Die Vereinigten Staaten haben ihre Krise von vor zwei Jahren bei Weitem nicht so rasch überwunden, wie man gehofft hatte. Sie selbst kaufen wenig, da der Nordamerikaner in prekären Zeiten spart; und falls sie kaufen wollen, so verhüllt ihnen das Ausland ein stärkeres Mißtrauen keineswegs. Dieses Anzweifeln der Solidität geht von England aus, wo ein sehr lebhaftes Interesse für den transatlantischen Handel vorhanden ist, während auf unsere Kaufleute sich jenes englische Mißtrauen erst überträgt. Es fehlen also in der Folge auch Wechsel, die der Bankier diskontiren kann, wirkliche Waaren-Wechsel in Pfund, Schilling und Pence, nicht die großen Banktrassirungen in runden Summen. Diese unbehagliche Stimmung setzt sich aber auch auf dem Effektenmarkt fort, denn da die Einnahmen der Bahnen nur langsame Besserungen zeigen, kauft Europa amerikanische Papiere nur sehr wenig, schickt aber davon nach drüben noch sehr viel. Beispielsweise haben in der zweiten Dezemberwoche 54 Bahnen der Union nur 0,12 Prozent mehr als im Vorjahre eingenommen; gewiß eine sehr geringfügige Steigerung.

Es fragt sich nun, wie lange dieser Zustand anhalten wird, und sehr erfahrene Geschäftsleute zweifeln an dessen baldigem Ende. Demnach wäre für die Börse noch manche Chance vorhanden, denn die Reichen werfen sich in Ermangelung von Wechseln mit ganzem Kapitalgewicht auf die Rentenpapiere und das Publikum stürzt sich, in hellem Schrecken vor den theuer gewordenen Konsols und Prioritäten, Hals über Kopf in zärtliche Beziehungen zu unseren Industriepapieren. Eines Tages aber wird Amerika wieder bezugsfähig und dann ändert sich das Bild natürlich. Es ist nämlich wichtig, daß die selben Erfahrenen, die von den



heutigen Zuständen eine ziemlich lange Dauer befürchten, andererseits nicht im Mindesten daran zweifeln, daß die Union einst ihre alte Kaufkraft wieder beweisen wird. Dann schlägt aber der Diskont von  $1\frac{1}{2}$  Prozent auch in einen solchen von 3 und 4 Prozent um und alle Gebiete haben mit ganz neuen Faktoren zu rechnen. Die Börse auf eine solche Eventualität aufmerksam zu machen, wäre überflüssig, die Spekulation in Deutschland ist gar nicht stürmisch in der Hauffe, schon weil Wien dabei die Zügel an sich gerissen hat. Unser Publikum? Es kauft seit Monaten Industripapiere, empfindet nicht den mindesten Argwohn, obwohl die Banken sich von Empfehlungen stärker als sonst zurückhalten, und hält sich noch für solide, weil jene Werthe fast sämmtlich effektiv bezogen werden. Sogar die Presse, die dem öffentlichen Verwarnungswesen als Weilenzeiger dienen soll, hat heute wenig Einfluß, ihre Redakteure könnten sich laut Wunsch der Börsenmenge zu den schwungvollsten Abmahnungen erheben, was ja kluger Weise auch zuweilen geschieht —: es hilft Alles nicht.

Vielleicht ist aber den Regirungen noch mit Erfolg zu predigen; ihre Anschauungen über den Geldmarkt können, je nach dem Maße ihrer Gründlichkeit, viel Unheil heraufbeschwören oder verhüten. Wie sich unsere Konfolskurve heute vertheuert haben, bei uns, die wir gegenüber Frankreich und England kaum wohlhabend zu nennen sind, werden doch die Konversionen von der Tagesordnung nicht gut abzusehen sein. An einer Konversion der 4prozentigen Konfols in  $3\frac{1}{2}$ prozentige würde Herr Miquel jährlich 18 Millionen Mark ersparen, bei einer Umwandlung sogleich in 3prozentige — was nach den Kursen nicht allzu fern läge — sogar 30 Millionen Mark. Das sind Summen, die dem preussischen Finanzminister eine hohe Achtung abzwängen, und wenn er bisher jede Absicht einer Konversion dementirt hat, so geschah Dies gewiß vor Allem in der Erwägung, daß zahllose wichtige Stiftungen Geld in 4prozentigen Konfols angelegt haben, mit diesen Anstalten also ganz veränderte Vereinbarungen getroffen werden müssen. Ferner haben sehr einflußreiche Kreise, die früher gar nicht mitzureden wagten, thatsächlich diese 4prozentigen Papiere liegen, während z. B. Herr Witte bei seinen sehr rücksichtslosen Konversionen sich nicht einmal darum zu kümmern brauchte, ob davon etwa das Vermögen des Zaren betroffen werden konnte.

Wie gesagt: die Konversionsabsichten bei uns sind dementirt worden, damit hat aber Herr Miquel noch lange nicht erklärt, daß er sich zu einer solchen Maßnahme nicht schließlich wie von selbst treiben lassen wird. Das Wichtige ist hier der Widerstand gegen die Chancen der sich immer mehr ausgleichenden Kurse der verschiedenen Konfols. Sobald unsere Minister und deren Geheime Rätthe der Ueberzeugung leben, daß der billige Geldstand von heute normal ist, wäre auch eine Zins-Umwandlung nur die Frage einer verhältnißmäßig kurzen Zeit. Es würde indessen höchst anerkennenswerth sein, wenn unsere Regierenden auch die andere Möglichkeit sorgfältigst studirten, nämlich eine eventuelle Steigerung des Geldsatzes, besonders in Verbindung mit einer Erholung in der Union. Bei einem Diskont von 4 Prozent (heute  $1\frac{1}{2}$  Prozent) könnten  $3\frac{1}{2}$ prozentige Konfols, die jetzt nahezu 105 stehen, auch einmal auf 92 zurückgehen; was dann, falls die Konversion durchgeführt wäre? Dann würde der Staat allerdings den richtigen Augenblick erfaßt haben, aber der kleine Rentner, ein Stand, auf den man nicht einfach hinabsehen darf, hätte ungefähr das Ge-

fühl eines Ausgeraubten. Und, noch schlimmer, bei einer Konversion gar in 3prozentige könnte die Mehrzahl der mittleren Besitzer ihr Geld verlangen und aus einer Anlage herausgehen, bei deren Verzinsung sie nicht mehr bestehen zu können glaubt. Während das Publikum jetzt Industriewerthe kauft, weil es keine zu hoch notirten Renten erwerben mag, wird es sich dann jenen schwankenden Gebieten aus dem noch weit plausibleren Grunde zuwenden, daß der Staat selbst sie aus ihrer bisherigen Anlage verdränge. Argentinier und Portugiesen werden es zwar nicht mehr sein, sondern „Sicherheiten“ eben von anderen Namen, die einstweilen noch nicht zu Schaden gekommen sind. Man wird sich bei den neuen Verschärfungen auch vor Termingeschäften hüten; New-York, die wildeste Spekulationsbörse der Welt, hat überhaupt keine Abschlüsse auf Lieferung, — alle diese unsoliden Thätigkeiten sind eben in der Form zu umgehen. Und dann erst die Fluth der Industripapiere, die ja bereits heute stark genug angeschwollen ist! Glaubte man doch, daß mit dem Ende des alten Jahres die neuen Prospekte so ziemlich aufhören würden, und siehe da: diese ersten vierzehn Tage gaben den Inseratentheilen schon genug Stoff.

Diese Haltung des deutschen Publikums, die von dem Geldstande aufs Nachdrücklichste beeinflusst bleibt, ist das eigentliche Zeichen, unter dem die Börse steht. Gegen diese Erscheinung treten Haussse oder Baissse unserer Spekulation, die ja heute doch nur jaghaft nach Wien schießt, völlig zurück. Und wenn z. B. die Enthüllungen im Börsen-Handels-Verein ein großes Aufsehen machten, so geschah Dies nicht wegen der großen Verluste, die zu erleiden waren, sondern wegen der Art des Uebels selbst. Kein Mensch an der berliner Börse, vielleicht mit Ausnahme der politischen Redakteure, welche die Burgstraße zu ihrer „gründlichen“ Information besuchen, hat den verstorbenen Direktor Seckel für etwas Anderes als für einen riesigen Spekulanten gehalten. Ganz gleich, ob man ihn für sehr reich ansah — man weiß ja, wie solche Reichthümer zerfließen —, so ist es doch für eine gewisse Fühllosigkeit bezeichnend, daß man gerade solche Herren als Direktoren von Maklerbanken duldet und wieder wählt. Die Maklerbanken, deren Wesen als Schutzadresse für die einzelnen übernehmenden Vermittler hier bereits geschildert worden ist, sind in Berlin gar nicht zu entbehren. Aber ihr Hauptwerth liegt in der täglichen strengen Kontrolle, die der Direktor so ausüben muß, daß kein Makler so leicht noch nachmittags Geschäfte in der Schwebe haben darf. Und nun diese regelmäßigen, ungemessenen Engagements der Direktoren selbst! Es ist richtig, daß, wenn der Verstorbene nicht in einer Maklerbank gewesen wäre, die berliner Börse angesichts der dann zu erleidenden Verluste eine Deroute erlebt hätte; es ist auch richtig, daß diese Banken eben eine Art Versicherung gegen unerledigt bleibende Börsen-Verluste darstellen. Dennoch ist die Enthüllung hier eine arge, sie versetzt Vielem, was bisher als achtungswürdig, ja als überlegt galt, einen Stoß und könnte der Börsenquete endlich einen vernünftigen Stoff geben.

Im Uebrigen scheint es ganz sicher, daß in unseren Regierungskreisen wieder für die Börse etwas besseres Wetter geworden ist; man wird Das bei den Reichstagsdebatten z. B. über das Termingeschäft wahrscheinlich schon merken. Herrn Diquel, der gegen eine starke Strömung im Allgemeinen nicht gern Etwas unternimmt, gebührt keinerlei Verdienst an diesem Witterungswechsel. Plu to.



Berlin, den 19. Januar 1895.

## Flöhhaß.

Vor acht Tagen wurde hier des Jubiläums gedacht, das in diesem Jahr den Froschmäufeler erwartet, das prachtvoll grobianische Lehrbuch der Politik. Wer nicht etwa an der Datenkrankheit leidet und an bestimmten Tagen bestimmte — vielleicht wohl eigens erlesene — Erinnerungen austrant, ohne lange zu fragen, ob die Stimmung da ist und ob die Zeitumstände günstig sind, Der pflegt wichtige Jubiläen in der Stille zu feiern, ganz für sich allein, und zu versuchen, obs ihm gelingt, in den Geist des Werkes und der Zeit sich zu versetzen, denen die Gedenkfeier gilt. Und wie es da so geht: man will ein Buch lesen und liest schließlich viele Bücher; vom wackeren Wittenberger Georg Rollenhagen, der den Meister Martin als Frosch Elmartz einführt und alle hellen Geister der Reformation aus den Winkeln lockt, klettert man weiter zurück, steigt ins Narrenschiff, segelt mit Sebastian Brand, der uns den Heiligen Grobianus bescheerte und die rabelaisische Kunst in Deutschland akklimatisirte, über Schlaraffenland nach Narragonien, und landet am Ende beim Straßburger Johann Fischart, dem stärksten Dichter der literarischen Renaissance. Solche Reise ist nicht nur billig, sie ist auch lehrreich und sie kann noch ganz besonders unterhaltfam werden, wenn der Reisende aus der Heimath recht viele und recht ausführliche Briefe erhält und so in die Lage kommt, zwei zeitlich getrennte Epochen einander vergleichen zu können. Das giebt dann einen pikanten Genuß, wie der fein mag, aus der panaegirischen Wogenwelt sich in die dumpfe Sticlucht modernen

Parteigekänktes zu träumen. Man sitzt vielleicht über Fischarts Flöhhaß und freut sich der frechen Derbheit, mit der darin der Krieg der Weiber gegen die Flöhe zwar nicht ausgefochten, aber doch ein gutes Stück vorwärts geführt wird, — und Bogen um Bogen fallen nun die stenographischen Berichte über die Reichstagsverhandlungen neben das alte Buch; die Neugier meldet sich, der Schmöcker bleibt liegen und man kehrt erst zu ihm zurück, wenn man das Allerneueste aus der Reichsfrühstückshalle genossen hat. So entsteht, aus den Literaturen von 1573 und 1895, ein allerliebstes Durcheinander und allmählich dämmert dem eifrigen Leser, der seine Aufmerksamkeit so zwischen zwei Jahrhunderte vertheilt sieht, die Ahnung auf, daß im Grunde die beiden Geschichten einander ganz merkwürdig ähnlich sind und daß eigentlich nur die Tonart der beiden Druckfachen nicht so recht zusammenstimmen will. Er liest weiter und die Ähnlichkeit tritt in immer festeren Konturen hervor und schließlich passirt's ihm, daß er Fischarts lustige Flohnamen fast unbewußt auf die stenographirte Geschichte überträgt und von einem lustigen Rechtsstreit zwischen den Abgeordneten Nimmerruh, Hintenpieß, Keistapp und den Ministern Zwickfie, Zopffieck und Springinsbröckel zu phantafiren beginnt. Ist er mit dem ganzen Stoß endlich fertig geworden und von der Jubiläumssahrt ins Land der nüchternen Wirklichkeit zurückgekehrt, dann überlegt er noch, etwas verkatert, ob die Tonart, die ihn vorher so beunruhigte, denn ein an sich Gegebenes ist, ob sie nicht vielmehr von der Art des Trommelfelles abhängt, das sie auffängt, und er kommt zu dem Resultat, dem hamletischen, daß an und für sich nichts weder komisch noch tragisch ist, daß erst das Denken es dazu macht und daß nichts ihn hindert, die Umsturzreden der Paradedribunen genau so komisch zu nehmen wie die nur scheinbar amüsanteren Flohdebatten im Fischartreichstag. Wirklich: es war ungerecht, an den Vergleich mit dem Froschmäufeler zu erinnern, der immerhin doch ein ernsthaftes, wenn auch durch Geschwägigkeit ein Bischen geschwollenes Lehrbuch ist; um den in der Wahl Geweihten nicht Unrecht zu thun, muß man ihr Fünffrühstückswerk der lustigen Flöhhaß vergleichen.

Ein Kanadier, der von der deutschen Geschichte und den deutschen Wirthschaftsverhältnissen etwa so viel weiß wie ein vor die politische Front kommandirter Infanterist, würde, nachdem er die Berichte über das Pentamerone — der Nieberdingtag bleibt als

totes Rennen außerhalb der Betrachtung — gelesen hätte, ganz sicher ausrufen: Welch ein paradiesisch glückliches Land! Die Minister sind sämmtlich edel, hilfreich und gut und ertragen geduldig jeden freien und kühnen Angriff; die Offiziere, Beamten und Bürger folgen, wenn sie ein Weib zur Ehe erkiesen, einzig der treibenden Stimme des Herzens und lassen in schnöden Mammonsdiensft sich niemals verlocken; die Richter leben in einem Zustand idealer Unabhängigkeit, sind menschenkundige, feine Köpfe, die sorgfältig die individuellen Fälle zu sondern verstehen und vor Allem darauf halten, der Freiheit ihr Recht zu wahren, daß sie aus der schwerfällig kriechenden Raupe Themis als ein fröhlich flatternder Falter zum Licht emporsteigen kann; das Bürgerthum ist in allen seinen Schichten kerngesund, es stößt jeden Unreinen rücksichtslos aus und sorgt für die Armen und Elenden in echt christlichem Mitleidensgeist; denn Christen sind sie Alle, die Minister, die Offiziere, Beamten, Edelinge und Bürger, Christen in Christi innerstem Sinn, und es kränkt sie in tiefster Seele, wenn Einer in Worten und Werken an christlicher Sitte zum Sünder wird, die der Krieger, der Landmann, der Fabrikant und der Kaufherr als sein Allerheiligstes ehrt. Und in dieses vor allen anderen glückselige Land sittsamer Tugend, wo es keine Tücke giebt und keine Niedertracht, keine ausbeutende Willkür und keine unfromme Raubgier, und wo in ruhiger Stetigkeit Alles zum Besten Aller gefügt wird, hat sich ein frecher Hornissenschwarm eingenistet, wüstes Gesindel, dem nichts heilig ist, das alles Schönste und Hehrste begeistert und dem schattenlosen Paradiesesglück wüsten Untergang droht. So würde der Kanadier denken, so würde er sprechen und würde gar nicht begreifen, wie man noch lange darüber streiten kann, ob gelinde oder gewaltfame Mittel den Schwarm rascher vertreiben können, der über das selige Land gekommen ist, — kein Mensch weiß, woher; jedes Mittel, würde er meinen, sei in solcher Gefahr recht und willkommen. Und er hätte, wenn er lesen kann und durch die fünf Drahthestungen sich hindurchgelesen hat, gar nicht unklug gedacht und gesprochen, ganz im Sinn der Abgeordneten und der Minister. Ein Deutscher aber, oder auch nur ein Europäer, der mit offenem Auge die Geschichte und die Wirthschaftsentwicklung beobachtet hat und dem der Kanadier nun seine Eindrücke schildern wollte, würde ihm erwidern: Lieber fremder Herr aus Kanada, die Leute, deren appetitliche Frühshoppenreden Sie eben eingeschluckt haben, sind Klassen-

vertreter, sind Vertreter eben der besitzenden Klassen, die in ihrem nicht immer sauber und sauer erworbenen Besitz sich bedroht sehen; sie sind nicht die Ankläger, sondern die Angeklagten, die von dem alten Forensenrecht Gebrauch machen, ihre dreimal heilige Unschuld zu betheuern, und denen nur die eigene Dreistigkeit und die rüde Ungeschicklichkeit ihrer Gegner die Möglichkeit schafft, als Staatsanwälte ein rhetorisches Rad zu schlagen; glauben Sie diesen Leuten nicht auf ihr Wort, denn sie sind in einem weltgeschichtlichen Rechtsstreit nur eine Partei; glauben Sie mir, dem am Streit nicht Beteiligten: ich bin hier geboren, habe hier gelebt und kann Ihnen sagen, daß von der Leber weg und ganz aus einer derben, begrenzten, aber ehrlich geglaubten Anschauung heraus nur Einer geredet hat, während der fünf langen Tage, der vergnügte und gar nicht fürchterliche Sattler aus Niederbayern; der allein gab sich ganz echt, im fleißig gebürsteten Arbeiterkittel, alle Anderen erschienen in parlamentarischer Maskengarderobe.

Ganz im Ernst: die Rede des Sattlers Ignaz Auer schlägt für jeden unbefangenen Blick alle übrigen Reden maujetot und die Sozialdemokratie kann es getrost wagen, das ganze Stenogrammenbündel, wie sie jetzt thut, zur Agitation in Massenauflagen zu vertreiben. Die Thatsache, die in Privatgesprächen willig zugegeben wird, sollte doch zum Nachdenken stimmen; da ist ein Bauernengel, der in Birnbach und Neuburg die katholische Volksschule besuchte, mit dreizehn Jahren in die Lehre kam und nun gescheiter und namentlich wirksamere spricht als Minister, Oberpräsidenten, Wirkliche Geheime Rätthe, Oberlandesrichter und Millionäre. Warum spricht er gescheiter? Weil er nur von Dingen spricht, die er wirklich kennt, die er mit eigenen Augen gesehen, am eigenen Leibe erfahren hat. Warum spricht er wirksamere? Weil er nicht tüncht und nicht färbt, keine bequemen Kompromisse macht und keine Schönheitspflasterchen aufspappt, weil er die Dinge beim rechten Namen nennt, eine Klage keck eine Klage heißt und den ehrenwerthen Bourgeois Rolet einen Schuft. Daneben kommen ein paar Uebertreibungen und Utopistereien gar nicht in Betracht; man freut sich der kernigen Kraft der Sprache, die von dem lauen Gelispel ringsum so vortheilhaft absticht, und man muß auch nach ruhiger Ueberlegung zugeben, daß Alles, was der Mann an kritischen Einwänden gegen die bürgerliche Gesellschaft vorgebracht hat, unantastbare Wahrheit ist. Darin, in dieser Wahrheit, und in dem dreisten Muth, sie rückhaltlos

gegen Jedermann auszusprechen, beruht die ungeheuerere propagandistische Macht der sozialdemokratischen Bewegung. Von diesem Punkt aus allein könnte sie wirksam bekämpft werden, wenn man Wahrheit gegen Wahrheit setzte, die zahllos vorhandenen Schäden offen eingestände und den zornigen Kritikern sagte: dieses Haus ist vielfach ganz miserabel eingerichtet, Das geben wir zu, aber es braucht deshalb doch nicht gleich niedgerissen zu werden; wir wollen vielmehr in gemeinsamer Arbeit versuchen, den fressenden Schwamm auszutreiben und das gründlich gereinigte Haus, so weit die Natur und die Art der Baustelle es erlaubt, wohnlich für Alle zu machen. Solche rechtzeitige Preisgabe verlorener Posten, die doch die einfachste Taktik empfiehlt, ist aber nicht nach dem Sinne der Leute, die aus der Volksvertretung einen vergnüglichen Lebensberuf gemacht haben; sie halten sich noch bei der verspäteten Ansicht auf, man dürfe den Massen die Mißstände nicht enthüllen — als ob im Zeitalter der Volksschulen, Wahlen und Zeitungen die Mißstände den Klassen verborgen blieben! —, sie möchten jede Fußbreite des ererbten Bodens bewahren, mitsammt den staubigen Kellern und schmierigen Winkeln, und sie werden, wie vor ihnen alle Vertreter sinkender Kulturepochen, in ihrer rückständigen und senilen Anschauung so lange verharren, bis es für die Gesellschaft, denen sie Stützen sein wollen, plötzlich Zwölz geschlagen hat und der schlimme Gespensterreigen zu spuken beginnt. Deshalb schlägt sie Herr Ignaz Auer, der menschenverständige Durchschnittsarbeiter, deshalb steht der Betrachter entsetzt vor der völligen Verblendung, die niemals vorher so graß und so schreckhaft erschien wie während des Pentamerone; und deshalb — und auch, weil es sich um die Verathung eines Gesetzes handelt, das für die ganze Entwicklung der deutschen Geschichte unheilvoll entscheidend werden kann und vielleicht werden wird — ist es nöthig, den einzelnen Akten und Szenen der Staatstragikomoedie aufmerksam nachzuspüren.

Die Arbeit ist nicht ganz leicht und sie muß darum sorgfältig vertheilt werden. Eine Entscheidung steht bevor, die von unvergleichlich größerer Bedeutung noch ist als eine Politik unkluger Handelsverträge und gefährlicher Tarifbindungen, und die Zeit ist offenbar nicht mehr fern, wo es nöthig sein wird, alle ernsthaften und einsichtigen Männer im deutschen Land zu entschlossenem Kampf gegen eine Regierung aufzurufen, die der wichtigsten und drängendsten Aufgabe fremd und verständnißlos gegenübersteht; wie nahe diese Zeit ist, Das wird die

Betrachtung der Ansichten zeigen, die vom Bundesrathstische aus verkündet worden sind. Aber auch die Herren Abgeordneten mögen nicht wännen, daß die Frühschoppengemüthlichkeit fortwähren wird; jeder Einzelne von ihnen, von den Mildern wie von den Wilden, wird mit dem Votum, das er diesmal abgiebt, ohne Ermatten verfolgt werden, bis zu den Wahlen und bis zu den Wählern. Das bescheidene Maß von Freiheit, das in der Kunst, in der Literatur, in der Kritik öffentlicher Zustände den Deutschen von heute noch geblieben ist, ein Maß, so klein und so eng, daß Luther und Lessing es mit starrem Entsetzen sehen würden, werden wir uns nicht nehmen lassen, ohne uns gegen den Versuch mit allen Kräften zu wehren, und wir werden nicht ruhig zusehen, wie das Gebäude, zu dessen Erhaltung wir beitragen, in seinen Grundlagen gefährdet wird, ohne die Unwissenheit, die Lüge, die Heuchelei derb zu packen und furchtlos zu enthüllen, wo wir sie bei der Minirarbeit finden. Einstweilen wird es genügen, wenn man aus dem riesigen Papierhaufen ein paar Stichproben wählt und dabei namentlich solche greift, die von berühmten Erhaltern des Staates herrühren.

Der nächste Redner nach Herrn Auer war der Freiherr von Stumm; der nächste und Der zugleich, der ihm am Nächsten kam. Auch er glaubt augenscheinlich fest und innig an Das, was er sagt — an Das wenigstens, was er nach unten sagt —, auch er ist eine starke und durchaus sympathische Persönlichkeit, ein Mann und nicht der Papierfeger eines Parteiprogrammes. Er hat ein großes Industrieunternehmen geschaffen, er leitet es mit fester Hand, sorgt für das leibliche Wohl seiner Arbeiter, sucht dabei seinen Vortheil und ist ein Mensch, der mit gegebenen Thatsachen rechnet und deshalb, wenn er gestern einem zum Rücktritt rüstenden Kanzler gesagt hat, er werde laut für ihn seine Stimme erheben, morgen das Wort scheu im Busen verbirgt, weil er inzwischen eingesehen hat, daß es unwirksam und für den Sprecher selbst schädlich sein würde. Ein solcher Mann kann ein großer Unternehmer und Kaufherr sein und durch Fleiß und Geschicklichkeit den Nationalwohlstand mehren; als politische Erscheinung kann er sehr leicht unheilvoll wirken, weil er mit seinen ausgedehnten Geschäften unter allen Umständen auf die Gunst der Machthaber angewiesen ist und, wenn ein Unglück uns eine frivole Regierung bescheerte, gezwungen wäre, mit einem Barbaresken-Tribut sie zu bestechen, damit sie nicht mit noch schlimmeren Uebeln seine Geschäfte



bedroht; als soziale Erscheinung hat er die natürliche Begrenztheit seiner Interessentklasse und meint, ein moderner Staat mit allgemeinem Wahlrecht und allgemeiner Wehrpflicht ließe sich einrichten wie eine patriarchalische Fabrik, wo Einer nur für die Kosten und für das Risiko einsteht und wo dem abhängigen Arbeiter, bei guter Verpflegung, durch Dekret mitgetheilt wird, wie er zu denken, was er zu lesen und wann er zu heirathen hat. Der Begriff der Klasse scheint dem Freiherrn von Stumm noch nicht aufgegangen zu sein und dennoch wurzeln seine bis ins Groteske ragenden Irrthümer gerade in diesem Begriff. Er sagt sich: Ich bin doch ein guter Herr, thue wissentlich Keinem Unrecht, will nur das Beste meiner Leute, und wie ich handeln Krupp und Hehl und Boch; da ist es doch unerhört, daß die Sozialdemokraten uns als Schinder und Ausbeuter täglich in den großen Sack werfen. Er vergißt dabei, was die Klasse, der er angehört, im Schinden und Ausbeuten geleistet hat, er vergißt, daß es auch Klassenerbfinden giebt, die sich bis ins vierte Glied oft gerade an den Unschuldigen rächen. Er sagt ferner: In meiner Fabrik gehts doch gut, ich werfe jeden Sozialdemokraten aufs Pflaster und schaffe meinen Betrieben Ruhe und Frieden, — warum solls denn im Reich nicht eben so gehen? Auf diesem Wege kommt er zu den ernsthaft nicht diskutirbaren Vorschlägen des Grafen Hoensbroech, die als ein wichtiges Symptom einer weit verbreiteten Verblendung hier mitgetheilt werden mußten, und vergißt dabei, daß im Reich nicht Einer und auch nicht eine Oligarchie Kosten und Risiko trägt und daß, wenn die Mehrheit den Ausschlag geben soll, Herr Auer ganz sicher die Interessen von sehr viel mehr Menschen vertritt als er, als Herr von Stumm. Und beim Vorwärtsschreiten nach falscher Richtung kommt er gar zu der ungeheuerlichen Behauptung, die bürgerliche Gesellschaft stoße unfittliche Mitglieder aus, — die Gesellschaft, die dem Koburger Herzog ein Denkmal errichtet und Lesseps, den Schwindler und Schurken, als ein beglückendes Weltwunder preißt. Hier ist die Grenze, wo Herr von Stumm nicht mehr den Anspruch auf ernste Beachtung erheben darf; wenn er nicht weiß, was rings um ihn geschieht, wie Ehebruch, Maitressenwirthschaft, frecher Nepotismus, Streberei und Schacherei so lange herrschen und thronen, bis ein Zufall sie einmal zum öffentlichen Aergerniß macht, dann wird es nöthig werden, ihm und seinen Genossen die oft sehr berühmten Namen der adeligen

und der bourgeoisen Sünder laut in die Ohren zu schreien. Und hier ist auch der Punkt, wo Herr von Stumm seiner eigenen Klasse gefährlich wird; ein Mann, der für das Nächste und Allernächste so stockblind ist, kann keinen Glauben verlangen, wenn er eine ihm ferner liegende Welt kritisiert, und er schafft, durch solche Blindheit oder durch solches Totschweigen und Bertuschen, selbst den offenkundigsten Uebertreibungen der Gegner gläubiges Vertrauen.

In einer Anschauung trifft Herr von Stumm mit dem Grafen zu Limburg-Stürum zusammen, der am nächsten Tage sprach: beide Herren wollen von einem berechtigten Kern der sozialdemokratischen Bewegung nichts wissen und Herr von Stumm nennt das Wort, das bekanntlich vom Fürsten Bismarck stammt, rund und nett: „eine absolut hohle Redensart“; beide Herren behaupten auch — und ihnen gefellt sich noch Herr von Bennigsen —, daß alle anderen Parteien viel mehr für die Arbeiter gethan haben als die Sozialdemokraten, die sich deshalb eigentlich nicht eine Arbeiterpartei nennen dürfen. Die Logik, durch die ein so erstaunliches Resultat gewonnen wird, ist höchst einfach: die Sozialdemokraten haben gegen soziale Schutzgesetze gestimmt, folglich vertreten sie nicht die Arbeiterinteressen; daß sie dagegen gestimmt haben, weil sie mehr verlangen und mehr erreichen werden und daß selbst das Bischen, was bis jetzt erreicht worden ist, ausschließlich ihnen zu danken ist, davon wird nicht gesprochen, obgleich Bismarck vor zehn Jahren im Reichstag gesagt hat: „Wenn es keine Sozialdemokratie gäbe und wenn nicht eine Menge Leute sich vor ihr fürchteten, würden die mäßigen Fortschritte, die wir überhaupt in der Sozialreform bisher gemacht haben, auch noch nicht existiren.“ Warum hat denn Herr von Stumm nebst Genossen nicht vor dem Eintritt der Sozialdemokratie in die Weltgeschichte an Wohlfahrteinrichtungen gedacht? Ganz einfach, weil besitzenden und herrschenden Klassen neue, lästige Ansprüche von altersher immer nur abzutrogen waren und weil diese Ansprüche immer hundertfach überspannt werden mußten, um nur Etwas davon zu erreichen. Mit solchen Käppereien sollte man wirklich unter Erwachsenen nicht mehr kostbare Zeit vertrödeln und man sollte auch über den berechtigten Kern der Sozialdemokratie nicht mehr streiten. Was will denn der ernsthafte Sozialismus? Nichts Anderes als: daß beim Beginn des Kampfes ums Dasein alle Menschen gleich ausgerüstet seien, an Vermögen und Wissen, und daß so eine

wirkliche Auslese der Besten und Kräftigsten möglich wird. Dieses Ziel ist nicht nur berechtigt, es ist ideal, — und die entscheidende Frage ist nur, ob es auch erreichbar ist. Für die Beantwortung dieser Frage aber wird dadurch nichts gewonnen, daß man an dem Ziel selbst herummäfelt und dabei höchstens die eigene Unkenntniß offenbart; in der Kritik ist die Sozialdemokratie der bürgerlichen Gesellschaft sehr weit überlegen, — schon darum, weil sie mit deutlich erkennbaren und mählich verfallenden Zuständen zu thun hat, während die Gegner mit verschwimmenden Nebelbildern wirthschaften müssen.

Im Uebrigen hat der Graf zu Limburg-Stirum augenscheinlich ein Gefühl dafür, daß die konservative Partei jetzt vor einer der aller-schwersten und verhängnißvollsten Verantwortlichkeiten steht. Die außerordentliche Schwierigkeit, den wirthschaftlichen Anschauungen dieser Partei Anhänger zu verschaffen, rührt im letzten Grunde daher, daß sie politisch vielfach Meinungen vertreten hat, die sehr ehrenwerth sind und auch einmal sehr nützlich waren, die heute aber — man mag es bejauchzen oder bejammern — nicht mehr zu halten sind, und daß viele gebildete Leute jede Maßregel ablehnen, die ein so rückständiges und die Entwicklung hemmendes Element stützen und festigen könnte. Auf die Unterstützung der gebildeten Leute aber ist schließlich jede Partei angewiesen. Wenn die Konservativen jetzt wiederum die hohe und dankbare Pflicht versäumen, die Sache der unumgänglich nothwendigen Freiheit und die Interessen der Ärmsten zu wahren, wenn sie, in kurzsichtig ermessener Taktik, der sogenannten Umsturzvorlage in irgend einer Form zustimmen, anstatt aus der klugen und muthigen Haltung der ihnen benachbarten Zeitung „Das Volk“ zu lernen, dann rechtfertigen sie die Schauer geschichten ihrer Gegner, dann galvanisiren sie muthwillig den kaum noch zuckenden Liberalismus und dann mögen sie, wenn bald vielleicht wieder der Caprivivind weht, ohne gebildete Helfer aus anderen Ständen um ihr Lebensrecht zittern. Es ist heute höchst konservativ, die bröckelnden Trümmer des großkapitalistischen Klassenstaates abzutragen und in natürlichere und reinlichere Zustände zurückzukehren, und eine Partei, die ohne Blinzeln und Bücken an diese Arbeit geht, den Robbertus mehr als den Freiherrn von Stumm im Herzen, ist unüberwindlich, — selbst wenn sie hohe Getreidepreise verlangt. Die Entscheidung bleibt abzuwarten; jedenfalls soll es dem Grafen Limburg unvergessen sein, daß er als der Einzige die Kritik des Herrn Auer als im Wesentlichen durchaus berechtigt anerkannt hat.

Nach ihm trat Herr von Bennigsen auf den Plan und nun sank das Niveau rasch in der Richtung nach Phrasien. Herr von Bennigsen erwies sich wieder einmal als der große Schleiermacher, der Abgründe mit parfümirten Guirlanden verdeckt und aus tausend schön stilisirten Halbheiten und Unklarheiten eine lustige Brücke ins Land der Wunder schlägt; er hat auch, wie der andere Schleiermacher, eine romantische Jugendsünde zu verbergen, nicht die Lucindenbriefe, aber sein Verhältniß zum Welfenhaufe. Und an dieser Stelle kann man den ganzen Mann erkennen. Herr Vebel wirft ihm vor, er habe zuerst dem König von Hannover und dann dem König von Preußen den Treueid geschworen; ja, sagt Herr von Bennigsen, wenn der König Georg mir gefolgt wäre, dann säßen die Welfen heute noch auf dem Thron; Herr Vebel könnte antworten: wenn die Hohenzollern meine Politik machten, hätte ich auch gar nichts gegen sie einzuwenden und ich bin sogar so bescheiden, daß ich schon den arlosen Grafen unterstützt habe; aber ein Treueid, dachte ich immer, bindet nach Ihrer Anschauung für jeden Weg und für jeden Fall. Das Beispiel ist typisch für die Art der Beredsamkeit des Herrn von Bennigsen: ein Prachtgebäude ist rhetorisch kunstvoll gethürmt, nur ein Stein liegt locker da, ohne Mörtel, und wenn man den herauszieht, stürzt der ganze Bau krachend zusammen. Drei kurze Beispiele nur aus seiner letzten Rede. Er sagt: in Deutschland hat die Monarchie die festesten Wurzeln, sie ist so tief gegründet wie nirgends sonst in Europa — und man erwartet nun die Folgerung: hier bedarf sie polizeilichen und inquisitorischen Schutzes weniger als sonst irgendwo, aber der Redner fährt fort —: und hier muß sie deshalb kräftiger als überall geschützt werden. Er erzählt, in den üblichen tönenden und konjunktivischen Allgemeinheiten, wie die Arbeiterklasse die Bühne der Weltgeschichte betrat, wie sie wuchs und groß wurde; Das weiß heutzutage jeder Abiturient, aber im Reichstage wirkt es wie ein Wehen aus hohen Lüften; die Hauptsache, Das, worauf es allein ankommt — warum die Arbeiter aufmarschirten und warum ihre Bewegung so wüste Formen annahm —, bleibt unerwähnt, denn Herr von Bennigsen ist der Vertreter maßvoller Großkapitalisten und hält es für taktisch falsch, offen zu sagen, daß die großindustrielle und großkapitalistische Entwicklung, die den Menschen zur leblosen Maschine macht, die moderne soziale Bewegung geschaffen hat und daß die Arbeiter, als sie mit allen verfügbaren Mitteln

ihre Ansprüche förderten, im Stande der Nothwehr waren und deshalb auch für ihre Ausschreitungen mildes Gericht fordern dürfen. Herr von Bennigsen hält sich an die Form, die seine satte Gemäßigkeit ärgert, und bedenkt nicht, daß Neues niemals gemäßigt ist, daß die Nationalliberalen von heute einst rohe und wilde Demokraten und Tyrannenmörder waren und daß wir im Stadium einer verzärtlichten Zimperlichkeit angelangt sind, die das sicherste Zeichen des Niederganges ist. Und schließlich erfreut und begeistert er seine Hörer noch gar mit der Entdeckung, daß Revolutionen dann stets nur siegreich waren, wenn die Militärmacht versagte, und er beruft sich ausdrücklich auf geschichtskundige Herren, die etwa noch im hohen Hause sitzen. Vielleicht weiß er, daß diese Spezies da nicht mehr vertreten ist; jeder Kenner der Geschichte wird ihm sagen, daß seine Entdeckung grundfalsch ist, einfach aus dem Blauen herniedergeholt, daß die Stuarts und Ludwig XVI. über ihr Heer geboten und daß die rein militärische Defabristenverschwörung ein klägliches Ende nahm. Das Heer mag manchmal bei Straßenaufständen eine entscheidende Rolle spielen; bei wirklichen Revolutionen hat es noch nie die Entscheidung gebracht. Wann Revolutionen siegreich sind, Das mag Herr von Bennigsen bei Taine nachlesen: wenn die Oberschichten das Selbstvertrauen verloren haben und die letzte Zuflucht in hastigen Gewaltmaßregeln suchen, wenn sie ängstlich die Schwächen und Mängel und Mißstände verbergen und wenn ihre berufenen Führer keine Ahnung mehr von dem Zustand des Hauses haben, dessen erstes Stockwerk sie bewohnen. Dann erst, wenn die Menge der Unzufriedenen — und die Unzufriedenheit bewegt, trotz dem Freiherrn von Stumm, die Welt — zu dem Glauben gelangt, daß in dem Hause nur noch ein Hause von Schönfärbern und Selbstzüchtlingen lebt, der mit Pflasterchenkleberei darüber hinwegtäuschen will, daß er das ganze Gebäude nur für das eigene Behagen eingerichtet hat, — dann erst wendet die Menge von den wohlmeinenden Bennigsen sich zu den berberen Auer, deren Glauben an eine irdische Glückseligkeit sie vielleicht nicht theilt, deren unerschrockener Freimuth in der Periode der schwächlichen Leisetreterei aber besticht, dann erst drohen Revolutionen und dann sind sie bisher noch immer siegreich gewesen. Dann aber waren auch immer die Geschniegelten an dem Umsturz mitschuldig, die in süßen Konjunktiven schwelgten, einen Totfranken noch zur Parade pomadisirten und für die Zerfetzungszeichen kein armes Wörtchen

fanden. Diese gejalbten Pathetiker waren genau so klug und so weitſichtig wie die Braven, die ſich baß entſetzten, als Johann Fiſchart vor dreihundert Jahren mit Keulen auf die „unzähligen ſandammeerigen und ſternamhimmeligen Mißbräuche“ ſeiner Zeit einſchlug.

\* \* \*

Die Fünffrühſtücksredner ſollten ſämmtlich, da eben wieder zwei Männer aus Straßburg im Reiche ſchalten und walten, die luſtige Flöh- haß leſen. Da ſind die Weiber von frechen Flöhen geplagt, die ſie zwicken und zwacken und denen ſie deſhalb einen hochnothpeinlichen Prozeß anhängen. Der Rechtsſtreit kommt nicht zu Ende, ſo wenig wie der Hader der Bürgerlichkeit mit der Sozialdemokratie, weil die Weiber und die Bürgervertreter der Sache nicht auf den Grund gehen. Es kommt nämlich gar nicht darauf an, ob die Flöhe etwas ſtärker oder ſchwächer ſtechen und ob ein Reglement die Grenze bezeichnet, bis zu der ſie krabbeln dürfen, ſondern ganz allein darauf, wie ſie am Beſten wegzuschaffen ſind. Mit dem Seuchengeſetz nach dem Rezept des Herrn Stumm geht es nicht, denn ſo ein Floh legt ſeine Eier unter den Müll, in die Sägeſpäne und in die Ritzen der Dielen, und wenn man die Elternſchaar kaum erſt ausgetrieben hat, kriecht plötzlich die junge Brut aus den Larven. Gegen Flöhe iſt Reinlichkeit noch immer das ſicherſte Mittel. Schafft den Müll weg, ſcheuert die Dielen, füllt die Ritzen, lüftet fleißig die Bettwäſche und die Gewänder und nehmt jeden Morgen ein tüchtiges Bad, — dann finden die Stecher und Zwacker zum Niſten bei Euch keine wohnliche Stätte. Jedes Flohbüchlein aber, das mitunter viel lehrreicher, als alle Parlamentsſtenogramme iſt, kann Euch ſagen, daß der Druck auf den einmal eingebohrten Floh, und namentlich auch das Kratzen der wunden Stelle, das juckende Uebel immer verſchärft und faſt regelmäßig zu raſchem Brand und zur Eiterung führt.



## Natürliche und politische Rechte.

### II.

Die Leser meines Aufsatzes in der letzten Nummer der „Zukunft“ werden denken, ich hätte über den natürlichen Rechten „Fortschritt und Armuth“ ganz vergessen. Das ist aber nicht der Fall. Was ich dort gesagt habe, ist nur als eine Art Einleitung zu diesem Buche zu betrachten, und zwar namentlich zu dem ersten Kapitel des siebenten Buches, das die theoretische Begründung der praktischen Maßnahme enthält, die sein Verfasser befürwortet.

Nach Henry George ist die Gesellschaft sehr krank und er schlägt nun eine Behandlungsweise vor, die sich ausdrücklich auf strikte Folgerungen aus den Grundsätzen der absoluten sozialen Phynologie gründet. Ob das Heilmittel dazu angethan ist, die vorhergesagte Wirkung zu haben oder nicht, ist eine Frage, die ich jetzt nicht erörtern werde. Aber man wird zugeben, daß es drastisch ist. Es besteht nämlich in nichts Anderem als in der Vertreibung aller einzelnen Landbesitzer und in der Einziehung Dessen, was viele Jahrhunderte hindurch ihr unbezweifeltes Eigenthum gewesen ist und noch ist. Die Maßnahme ist von ganz der selben Art, wie die Einziehung der Zinsen alles Geldes sein würde, das Arbeiter in Sparkassen liegen haben, wenn man sie mit der Begründung anordnete, daß der Zins als Wucher den Grundsätzen der absoluten Ethik widerspreche, — mit einer Begründung also, die, wie man sich erinnern muß, durch die päpstliche Unfehlbarkeit gestützt worden ist und vielleicht noch immer gestützt wird; und diese Autorität ist doch der von Philosophen dieser Art mindestens gleich an Gewicht. Sicherlich ist die Medizin eine starke. Nun gebe ich demüthig zu, daß man wohl Bittersalz auf die Empfehlung der ersten besten alten Frau nehmen kann, die dieses Mittel gegen Kopfschmerz und Uebelkeit empfiehlt; aber ein vernünftiger Mensch würde doch dringend verlangen, deutlich verständliche Gründe zu hören oder sich auf eine außerordentlich zuverlässige Autorität stützen zu können, ehe er wagen würde, mit dem gleichen leichten Herzen Krottonöl oder Brechweinstein einzunehmen. Das Mittel könnte allerdings seinem argen Kopfschmerz ein Ende bereiten, — aber wie, wenn es zugleich auch seinem Leben ein Ende bereitete? So ist es mindestens möglich, daß die Enteignung des Landbesitzes wohl dem Stand der Dinge, der gegen die Grundsätze der absoluten Sozialethik verstößt, ein Ende bereiten würde, daß sie zugleich aber auch die Gesellschaft zerstörte, deren Heilung sie bewirken wollte. Daher haben wir meiner Meinung nach erst zuzusehen, ob Georges „absolute“ Grundsätze „absolut“ wahr sind, ehe wir auf Grund selbst der logischsten Folgerungen daraus handeln.

In dem Kapitel, auf das ich verwiesen habe, beginnt der Verfasser mit der Stellung der Frage: „Was bildet die rechtmäßige Grundlage des

Eigentums?“ In dem folgenden Auszug habe ich gewissenhaft versucht, die wesentlichen Punkte seiner Antwort darzulegen.

1. Alle Menschen haben gleiche Rechte.

Die Gesetze der Natur sind die Verordnungen des Schöpfers. In ihnen ist kein anderes Recht anerkannt als das Recht der Arbeit; und in ihnen steht ausführlich und klar das gleiche Recht aller Menschen auf die Benutzung und den Genuß der Natur geschrieben: sie sollen sich mit ihrer Arbeit an sie wenden und ihren Lohn dafür erhalten und besitzen. Da die Natur nur der Arbeit schenkt, ist also die Aufwendung von Arbeit der einzige Rechtstitel auf ausschließlichen Besitz. (S. 237.)

2. Es gibt nur eine einzige Begründung für einen Rechtstitel auf Eigentum: nämlich diejenige, daß ein Mensch ein Recht hat auf sich selbst, auf den Gebrauch seiner eigenen Kräfte, auf den Genuß der Früchte seiner eigenen Anstrengung, also auf Alles, was er macht oder erzeugt.

3. Das Recht auf Das, was er erzeugt, ist dem Erzeuger kraft des natürlichen Rechtes eingeboren. Es ist auch ein „Grundgesetz der Natur, daß an die Anstrengung des Menschen der Genuß der Natur gebunden sein soll.“

4. Der Boden ist eine freiwillige Gabe der Natur, nicht eine Sache, die durch Arbeit erzeugt wird; alle Menschen haben also gleiche Rechte darauf. Diese Rechte sind unveräußerlich, da die heute lebenden Menschen nicht durch Vertrag die Rechte ihrer Nachfolger verkaufen können. Jedes Kind, das auf die Welt kommt, hat ein eben so gutes Recht auf Ländereien wie deren gegenwärtige Besitzer, von denen es seines Antheils beraubt wird.

Dies ist meiner Meinung nach eine vollständige, wenn auch kurze Inhaltsangabe von Georges Gedankengang. Und ich z. B. bin ganz bereit, zuzugestehen, daß, wenn er sich halten läßt, es um so besser ist, je eher die Grundlagen unseres gegenwärtigen Gemeinwesens umgestürzt und durch Etwas ersetzt werden, das Einwänden weniger zugänglich ist. Aber selbst Henry George wird mir zugeben, daß Das ein ernstes Unterfangen ist und sich keineswegs mit leichtem Herzen unternehmen läßt, und noch weniger mit der oberflächlichen geistigen Fähigkeit, die einem leichten Kopfe entspringt. Der Sozialphilosoph, der seinen Hebel ohne die allerzwingendste Berechtigung ansetzt, obwohl er weiß, daß er soziale Kämpfe heraufbeschwören könne, kommt der Grenze gefährlich nahe, die Mißgriffe von Verbrechen scheidet.

Die verschiedenen Bestandtheile des Satzes, den ich unter 1. angeführt habe, hätten sich fast Wort für Wort den Schriften der Rousseauisten und Phyllokraten entnehmen lassen. Aber es ist eines der bemerkenswerthesten Merkmale der apriorischen Spekulation, daß verschiedene Philosophen, die wörtlich von den selben Voraussetzungen ausgehen, doch oft zu entgegengesetzten Schlüssen gelangen. Die Phyllokraten haben das Recht und die Nothwendigkeit, den Privatbesitz am Boden aufrecht zu erhalten, aus den Grund-



sagen abgeleitet, die sie mit George theilen, — und zwar in eben so gutem Glauben und nach meiner Meinung mit besseren Gründen als die sind, aus denen George die abscheuliche Ungerechtigkeit des Privatbesitzes am Boden und die dringende Nothwendigkeit seiner Abschaffung ableitet. Die Frage der Gleichheit der Menschen ist schon genügend erörtert worden. Wenn es, wie ich behaupte, Etwas wie eine natürliche Gleichheit der Menschen gar nicht giebt, dann ist naturgemäß jede Beweisführung, die sich darauf stützt, werthlos. Aus der Thatfache, daß die Menschen nicht gleich sind, ist nicht wohl zu schließen, sie hätten „gleiche Rechte auf die Benutzung und den Genuß der Natur“.

Kaum verlassen wir diesen Punkt, da tritt uns die umfassende Behauptung entgegen, „die Aufwendung von Arbeit sei der einzige Rechtstitel auf ausschließlichen Besitz“. So weit stimmt George mit den Physiokraten überein, die eben so den Eigenthumsanspruch auf die geleistete Arbeit gründen. Sehen wir uns die Gründe an, mit denen George die Behauptung stützt. Die folgenden Fragen und Antworten klären uns über diesen Punkt auf.

Was bildet die rechtmäßige Grundlage des Eigenthums? Was setzt den Menschen in den Stand, von einem Dinge mit Recht zu sagen: „Es ist mein“? Ist Das nicht in erster Linie das Recht des Menschen auf sich selbst, auf den Gebrauch seiner eigenen Kräfte, auf den Genuß der Früchte seiner eigenen Anstrengungen? (S. 236.)

Auf der selben Seite erfahren wir, daß das Recht auf Alles, was menschliche Arbeit schafft, „sich ableitet von dem ursprünglichen Erzeuger, dem es eingepflanzt ist durch das Gesetz der Natur“. Da wären wir ja wieder auf dem Boden des „Gesetzes der Natur“ und bei den „natürlichen Rechten,“ nach denen, wie wir gesehen haben, ein Mensch das Recht hat, Das zu behalten, was er zu behaupten stark genug ist, mag er es nun erzeugt haben oder nicht. Aber das „Gesetz der Natur“ giebt nicht den mindesten Grund an die Hand, warum nicht ein anderer Mensch, der stärker ist, dem ersten Besitzer seinen Besitz wegnehmen sollte.

Wie ich schon genügend gezeigt habe, giebt es zwischen den natürlichen Rechten des einsamen Einzelnen und den sittlichen oder bürgerlichen Rechten des Menschen, der mit Anderen in eine Gemeinschaft eingetreten ist, auch nicht die mindeste Verbindung. Mit Recht kann Jemand sagen, es sei nur „der Gebrauch seiner eigenen Kräfte“, wenn er einen Anderen niederschlägt und ihm seine Mahlzeit wegnimmt, und es sei nur „der Genuß der Früchte seiner eigenen Arbeit“, wenn er sich daran macht, jene Mahlzeit zu verzehren. Soll hier die Behauptung vertreten werden, der Mensch, der sich zu Anderen gesellt habe, behalte jene „natürlichen Rechte“?

Aber nehmen wir einmal an, nicht nur sei Arbeit der einzige Rechtstitel auf ausschließlichen Besitz, sondern die Begründung dieses Rechtstitels

liege in dem Recht des Menschen auf sich selbst; in dem Recht auf sich selbst sei aber — ein Bischen sophistisch — das Recht auf den Gebrauch der eigenen Kräfte und auf den Genuß der Früchte der eigenen Arbeit eingeschlossen. Wenn wir versuchen, diese beiden Sätze zugleich zu glauben, so gerathen wir in noch schlimmere Verlegenheit als je bisher. Wenn Arbeit der einzige Rechtstitel auf ausschließlichen Besitz ist, wenn z. B. nach George es überhaupt keinen ausschließlichen Besitz an bebautem Lande geben kann, einzig und allein darum, weil es nicht das Erzeugniß von Arbeit ist, — wie in aller Welt kommt da der Mensch zu einem „Recht auf sich selbst“? Ich habe den Zweigen der Naturgeschichte, die sich genauer mit dem Menschen beschäftigen, lange und eifrig Aufmerksamkeit gewidmet, aber ich bin da niemals auch nur dem geringfügigsten Grunde zu der Annahme begegnet, man habe je von einem Menschen gehört, der sich selbst gemacht habe oder der sich durch seine eigene Arbeit mit den Kräften ausgestattet habe, die er gebraucht. Ich habe oft genug von Männern gehört, von denen man sagte, sie seien self-made men, aber ich habe diesen Ausdruck des selfmaking immer als ein Bild aufgefaßt, und zwar als ein sehr thörichtes, insofern als die Leute, die man selfmade nennt, von der Natur gewöhnlich mit besonders kostbaren Gaben und ausnahmsweise günstigen Verhältnissen beschenkt worden sind. Gewiß kann man mit Recht sagen, Jemand, der eifrig lernt und ernst danach strebt, das Rechte zu thun, verwende wirklich Mühe auf sich und erfülle insofern die nothwendigen Bedingungen für den Besitz an sich selbst, wie sie in „Fortschritt und Armuth“ niedergelegt sind. Aber könnten andererseits nicht seine Lehrer aus ganz dem selben Grunde auf die Früchte ihrer Arbeit an ihm Anspruch erheben? Könnte nicht die Mutter, die ihn nicht nur geboren, sondern die ein halbes Duzend Jahre Tag und Nacht ihn versorgt hat, die ihn genährt und gekleidet, ihn in Krankheit gepflegt, ihn die Anfangsgründe der Civilisation gelehrt hat, — könnte sie nicht füglich auf dieses wunderbare Eigenthumsrecht Anspruch erheben, das sich auf Arbeit stützt?

Giebt es einen logischen Weg aus der folgenden Gedankenklemme? Die Aufwendung von Arbeit auf die Produktion ist der einzige Rechtstitel auf ausschließlichen Besitz. Kein unverdientes Geschenk der Natur kann der Gegenstand solchen Privateigenthums sein. Also kann Niemand den ausschließlichen Besitz an sich selbst haben, ausgenommen insoweit er das Produkt der Aufwendung seiner eigenen Arbeit ist und nicht ein unverdientes Geschenk der Natur. Aber nur einen sehr kleinen Theil von ihm kann man in gewissem Sinne das Erzeugniß seiner eigenen Arbeit nennen. Sicherlich sind die physischen und geistigen Bestrebungen und Fähigkeiten des Menschen, die vielfach von der Vererbung abhängen, „ein unverdientes Geschenk der Natur“. Wenn sie Jemandem gehören, so müssen sie also der ganzen Menschheit ge-

hören, die damit gewissermaßen Etwas wie ein kollektiver Eklaveneigner wird, die Gesamtheit der Eigner aller Einzelnen. Vieles, was in jedem Menschen von der Pflege abhängt, die er während seiner Kindheit genossen hat, ist das Eigenthum seiner Mutter oder Derer, die ihre Stelle vertraten. Ein anderer, kleinerer Theil gehört Denen, die ihn ausgebildet haben. Was dann noch bleibt, ist sein Eigenthum. So wird aus dem Rechte des Menschen auf sich selbst, auf seine Kräfte und alle Früchte seiner Arbeit, das der Verfasser von „Fortschritt und Armuth“ seinem System zu Grunde legt, wenn wir einen anderen grundlegenden Satz des selben Autors bis in seine logischen Folgerungen verfolgen, ein Recht auf einen bloßen Bruchtheil seines Selbst und auf den Bruchtheil der Kräfte, die diesem Bruchtheil von ihm ausschließlich gehören. Sicherlich würde ein größerer Weiser als Salomo dazu gehören, um die verschiedenen Besitz-Antheile der Menschheit im Allgemeinen, der Mutter und der Erzieher an dem Kinde zu bestimmen. Und was dann noch bliebe, wenn diese Gläubiger befriedigt wären, in Form eines Rechtes auf sich selbst, Das würde kaum groß genug sein, die sichere Grundlage für irgend Etwas zu bilden, — ganz zu schweigen vom Eigenthum.

Wenn meine Leser keinen besseren Weg durch diesen alle Logik verhöhnenden Irrgarten wissen, dann müssen wir den Versuch aufgeben, die beiden grundlegenden Sätze des Systems, über das wir sprechen, in Einklang zu bringen: den ersten, Arbeit sei der „einzige“ Rechtstitel auf ausschließlichen Besitz, und den zweiten, die Begründung dieses Rechtstitels liege in dem Recht des Menschen auf sich selbst. Mir scheint dieser Sozialphilosoph Folgendes zu meinen: der Mensch ist der ausschließliche Besitzer von sich selbst und von den Fähigkeiten, mit denen ihn die Natur begabt hat; in Folge Dessen ist er der ausschließliche Besitzer von Allem, was durch die Anwendung dieser Fähigkeiten in der Form der Arbeit erzeugt wird. Andererseits besitzt der Mensch nur seine Fähigkeiten ausschließlich und kann somit auch nur der ausschließliche Besitzer Dessen werden, was sie erzeugen. Im Wesentlichen ist Dies, wie ich bemerkt habe, die Stellung, welche die Pythiofraten eingenommen haben, und sie ist, mag sie nun richtig oder falsch sein, jedenfalls verständlich. Aber es ist mir nicht ersichtlich, wie Jemand, der Das in Frage stellt, es beweisen will. Die Behauptung, der Mensch sei der ausschließliche Besitzer der eigenen Person, ist, selbst wenn man sie im Sinne der einfachsten Eigenschaft nimmt, sicherlich nicht intuitiv wahr, wie es z. B. der Satz sein soll, daß zwei gerade Linien niemals einen Raum einschließen. Die ganze alte römische Welt würde laut dagegen Einspruch erhoben haben. Für die Römer waren die Kinder eines Mannes, die erwachsenen wie die nichterwachsenen, genau wie seine Eklaven, ganz und gar nicht die ausschließlichen Besitzer ihrer eigenen Person. Ihr Vater konnte mit ihnen

machen, was er wollte. Eben so wenig hat meines Wissens in irgend einem Theile der modernen Welt ein ganz kleines Kind den vollen Besitz seiner Person und das absolute Recht auf die Nutznießung seiner eigenen Fähigkeiten. Ferner hat nach meinem besten Wissen der erwachsene Mensch in keinem Lande und in keinem Volke je den ausschließlichen Besitz der eigenen Person gehabt und hat ihn auch heute noch nicht. Der Staat macht unausbleibliche Ansprüche auf ihn, in Bezug auf die Ausübung der verschiedenen militärischen oder bürgerlichen Thätigkeiten und auf einen größeren oder kleineren Theil der Früchte seiner Anstrengungen, in Gestalt von Abgaben und Steuern, zur Erhaltung der Maschinerie der äußeren Vertheidigung und des inneren Schutzes. In Wirklichkeit hängt, wie ich bereits ausgeführt habe, das ganze Bestehen der Gesellschaft von der Thatsache ab, daß jedes Glied von ihr stillschweigend zugiebt, daß es nicht der ausschließliche Besitzer seiner Person ist und daß es den Anspruch des Gemeinwesens, deren Theil es ist, in gewissem Maße als sein Herr auftreten zu dürfen, anerkennt. Das Axiom, daß der Mensch ein Recht auf sich selbst habe, ist, in dem Sinne, wie es in „Fortschritt und Armuth“ gebraucht wird, eine grundlose Annahme der selben Art wie die Behauptung, alle Menschen seien frei und gleich.

Trotzdem ist es der größte Fehler, voreilig anzunehmen, Ansichten seien werthlos, weil sie schlecht gestützt werden. Der Grundsatz, „die Aufwendung von Arbeit auf die Erzeugung ist der einzige Rechtstitel auf ausschließlichen Besitz“, hat viel für sich, wenn man nur für die Worte: „ist der einzige“ die anderen einsetzt: „ist mit Nutzen zu betrachten als ein“. Und außerdem ist es interessant, seine logischen Konsequenzen zu verfolgen, ohne daß man diese Aenderung vornimmt; denn wir werden finden, daß dann das Ergebnis von dem, zu dem „Fortschritt und Armuth“ kommt, ganz wunderbar abweicht. Es wird da für unvereinbar erklärt mit dem ausschließlichen oder Einzel-Besitz am Boden. Nach meiner Meinung aber spricht es sich für den Privatbesitz am Boden in genau der selben Ausdehnung aus wie für den Privatbesitz an irgend etwas Anderem.

Sehen wir zu, was „Fortschritt und Armuth“ darüber zu sagen hat:

Was die Erkenntniß der Ungerechtigkeit des Privatbesitzes am Boden am Meisten verhindert, ist die Gewohnheit, Alles, was zum Gegenstand des Besitzes gemacht wird, zusammenzuwerfen als Eigenthum. . . . . Es besteht ein thatsächlicher und natürlicher Unterschied zwischen den Dingen, die Arbeitsprodukte sind, und denen, die unverdiente Naturgaben sind, oder, um die volkswirtschaftlichen Ausdrücke zu gebrauchen, zwischen Reichthum und Boden. Diese beiden Dinge sind ihrem Wesen und ihren Beziehungen nach himmelweit verschieden, und sie unter dem Namen Eigenthum in eine Klasse werfen, heißt alles Denken verwirren, wenn wir uns mit dem Recht oder Unrecht des Eigenthums beschäftigen.

Die wesentliche Eigenart der einen Klasse von Dingen ist, daß sie Arbeit verkörpern, durch menschliche Anstrengung ins Dasein gebracht werden, daß ihr Vorhandensein oder Nichtvorhandensein, ihre Zunahme und ihre Verminderung, vom Menschen abhängen. Die wesentliche Eigenart der anderen Klasse von Dingen ist, daß sie keine Arbeit verkörpern, daß sie vorhanden sind ohne die Aufwendung menschlicher Arbeit, ohne daß der Mensch dabei ins Spiel kommt. Sie sind das Feld oder die Umwelt, auf dem oder in der der Mensch sich befindet, das Lagerhaus, aus dem seine Bedürfnisse bestritten werden, das Rohmaterial, auf das, und die Kräfte, mit denen seine Arbeit für Alle wirken kann. (S. 238.)

Diese zweite Art des Eigenthums ist der Grund und Boden, die erste besteht aus allen anderen Gütern, die den Besitz der Menschen bilden. Diese sollen „durch menschliche Anstrengung ins Dasein gerufen werden, so daß ihr Vorhandensein oder Nichtvorhandensein, ihre Zunahme oder Verminderung, von dem Menschen abhängen“. Das ist eine Ausdrucksweise, die in gewöhnlicher Sprache wohl verzeihlich ist, die aber einen schreienden Unsinn darstellt, sobald man sie als wissenschaftlichen Satz auffaßt, aus dem die ernstesten praktischen Folgerungen sich ableiten lassen müssen. Kann man von irgend Etwas der Wahrheit gemäß sagen, es sei „ins Dasein gerufen worden durch menschliche Anstrengung“? Sehen wir uns eines der frühesten und einfachsten Erzeugnisse menschlicher Arbeit an, ein Feuersteinwerkzeug. Seine früheste Beschaffenheit war wahrscheinlich ein natürlicher Flintstein, wie er sich in jeder Kaltebene findet, an der einen Seite gerundet, an der anderen grob geschärft, und bequem für die Hand des Wilden, der ihn aufnahm. Erwarb er nun damit ein Eigenthumsrecht auf seinen Fund oder nicht? Sicherlich verwendete er keine Arbeit darauf, außer der, mit der er von ihm Besitz ergriff. Der Stein war ein „unverdientes Geschenk der Natur“, genau so wie der Boden, auf dem er lag. Das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Kieseln, ihre Zunahme oder Verminderung, hängt in keiner Weise vom Menschen ab. Sie sind unabhängig von ihm vorhanden, ihre Menge ist genau begrenzt und kein Mensch kann durch Grübeln einen weiteren Kiesel zu denen fügen, die schon vorhanden sind. Wenn die Besitzergreifung ein Eigenthumsrecht auf die eine Sache geben konnte, warum nicht auf die andere? Aber nehmen wir einmal an, sie verleihe kein solches. Sehen wir den Fall, einem unserer Ahnen fiel es bei, ein paar Schläge mit einem anderen Stein würden das dünne Ende des Steines zu einer schärferen Kante behauen und ihn zu einem handlicheren Werkzeug oder einer handlicheren Waffe machen. Nehmen wir an, er gab dem Stein dieses halbe Duzend Schläge, nun „verkörpert er Arbeit“, und man kann also von ihm sagen, er sei „durch menschliche Arbeit ins Dasein gerufen worden“. Durch die weisevolle Ausführung dieses halben Duzends Schläge ist Das, was vorher das gemeinsame Eigenthum aller

Menschen war, nunmehr Privateigenthum geworden, das von dem „Gesetz der Natur“ einem einzelnen Menschen absolut verliehen worden ist. Mit der stufenweise fortschreitenden Verbesserung der Kunst der Kieselbearbeitung schritt das Werkzeug von dem rohen, kaum veränderten Kiesel fort zu der ausgedehnt ebenmäßigen und feinen Art, Lanze oder Pfeilspitze einer folgenden Epoche und zu den noch vollendeteren geschliffenen Arten einer noch späteren Zeit. Die Arbeitsmenge, die sich in jedem Werkzeug verkörperte, wuchs also stetig mit der Zeit im Verhältniß zu der Menge des rohen Kiesels. Aber dieser war immer vorhanden. Die Behauptung, die vollendetsten und künstlichsten Werkzeuge seien „durch menschliche Anstrengung ins Dasein gerufen“, wird zum groben Irrthum, wenn sie uns dazu führt, zu vergessen, daß ohne die besonderen physischen Eigenheiten des Kiesels, die doch vorzugsweise „das unverdiente Geschenk der Natur“ sind, jede noch so große Menge menschlicher Anstrengung weggeworfen sein würde.

Was für diesen außerordentlich einfachen Fall wahr ist, ist für Alles wahr, was als hervorgebracht durch menschlichen Fleiß gilt. In allen diesen Dingen giebt es Etwas, ein Bündel natürlicher Eigenheiten und Fähigkeiten, die ganz unabhängig von jeder menschlichen Anstrengung existiren, und Etwas, ein Formgeben und Verändern dieses Bündels, das die Wirkung der menschlichen Anstrengung ist. Einzig das relative Verhältniß dieser beiden variiert. Jemand, der einen Stein wirft, leistet damit ein Quantum Arbeit, das verbraucht ist, wenn das Geschloß seinen Gegenstand trifft, und der Stein kehrt dann zu seiner früheren Verfassung als reines Geschenk der Natur zurück. Jemand, der von dem selben Stein Etwas abschneidet und aus dem Stück ein Medaillon arbeitet, legt dauernd ein außerordentlich großes Quantum Arbeit in ihm nieder. In dem einen Falle ist das „unverdiente Geschenk“ ein Maximum, in dem anderen ein Minimum, aber die Grundlage ist in beiden Fällen eine Gabe der Natur.

„Fortschritt und Armuth“ führt uns das Beispiel der Stahlfeder ausführlich vor. Aber der Verfasser überieht die offenkundige Thatsache, daß das Eisenerz, dessen Dasein die unablässige Vorbedingung für die Feder ist, ein unverdientes Naturgeschenk darstellt. Das wohlbekanntes Beispiel der Unruhe eines Chronometers würde das Maximum der hineingelegten Arbeit und das Minimum des „unverdienten Geschenkes“ noch besser gezeigt haben.

Besteht nun irgend welcher wirkliche Unterschied in dieser Hinsicht zwischen dem Grund und Boden und anderen Dingen? In Oberegypten habe ich mit einem Fuß auf Boden gestanden, der eine reiche grüne Ernte trug, und mit dem anderen auf der Wüste, die unfruchtbar ist wie ein gemauerter Fußboden und hunderte von Meilen sich westwärts erstreckt, ohne auch nur ein einziges Grashälutchen zu tragen. Die grüne Ernte reichte

thatsächlich so weit, wie das schlammige Nilwasser durch die Arbeit des Bewässerers gebracht worden war. Sicherlich „schloß“ hier das kultivirte Land „Arbeit ein“ und hatte eben so wenig ein von menschlicher Arbeitsleistung unabhängiges Dasein wie die Stahlfeder oder die Uhrfeder.

Ich bezweifle, ob im Naturzustand zehn englische Quadratmeilen der Oberfläche der Kaltebenen von Suffex so viel Ausbeute liefern würden, daß sie einen einzigen Wilden ein Jahr lang erhalten könnten. Aber Dank der darauf verwendeten Arbeit trägt die selbe Fläche thatsächlich in einer oder der anderen Weise dem Ackerbauern die Mittel zur Ernährung vieler Menschen. Wenn Arbeit die Grundlage des Anspruchs auf Privateigenthum ist, — unter welchem Vorwand ist der Grund und Boden auch in diesem Falle unter einen anderen Gesichtspunkt zu stellen als die Stahlfeder? Der selbe Grund ist stichhaltig für den reichsten Boden im Westen Nordamerikas oder im Süden Rußlands. So lange sich solches Land im Naturzustand befindet, braucht der jagende Wilde eine ungeheure Fläche, um mit ihrer Durchschweifung sich einen kargen Lebensunterhalt zu gewinnen. Die darauf verwendete Arbeit ist ein wichtiger Faktor für die Hervorbringung seiner reichen Ernten.

Behalten wir diese einfachen und auf der Hand liegenden Wahrheiten im Kopfe, so läßt sich der Werth der folgenden Beweisführung rasch würdigen:

Das Recht auf den ausschließlichen Besitz menschlicher Produkte ist klar. Ganz gleich, durch wie viele Hände Etwas gegangen ist: am Anfang der Kette gab es menschliche Arbeit. Jemand, der es durch seine Anstrengung erzeugt hatte, hatte einen klaren Rechtstitel darauf der ganzen Menschheit gegenüber und dieser Rechtstitel konnte mit Zug und Recht durch Kauf oder Schenkung auf Andere übergehen. (S. 242.)

Lassen wir Das auf sich beruhen und gehen wir zu dem nächsten

Satze über:

Am Anfang welcher Kette von Uebertragungen oder Schenkungen ist ein gleicher Rechtstitel auf einen Theil des materiellen Alls nachzuweisen?

Nun sind aber doch sicher alle „menschlichen Erzeugnisse“, vom rohesten Kieselwerkzeug bis zum feinsten Chronometer, „Theile des materiellen Alls?“ Wir haben gesehen, daß der Mensch keine Kiesel machen kann. Er kann auch kein Eisen, Gold, Sodium oder Silikon machen, das in den Bau der Uhr oder der Feder eingefügt wird. Selbst seine vollkommenste Kunst ist nur ein Bewegen von Theilen des materiellen Alls, mit denen ihn die Natur mindestens so unverdient versorgt wie mit Land.

Was wird damit aus dem nächsten Theil dieser Ausführung?

Auf angebrachte Verbesserungen läßt sich ein solcher ursprünglicher Rechtstitel nachweisen, aber er ist ein Rechtstitel einzig auf die Verbesserungen und nicht auf das Land selbst. Wenn ich einen Wald lichte, einen Sumpf ableite, einen Morast auffülle, so ist Alles, auf was ich

Rechtsanspruch habe, der Werth, den das Betreffende durch diese Anstrengungen erhält. Sie geben mir kein Recht auf das Land selbst, keinen größeren Anspruch als den auf meinen gleichen Anteil an dem Werthe, den es durch das Wachsen der Gemeinschaft erhält, wie jedes andere Mitglied der Gemeinschaft.

Mit genau der selben Logik könnte ich zu dem Verfertiger des Chronometers sagen: „Das Gold und das Eisen dieser Uhr und all das sonstige Material, aus dem sie gebaut ist, sind Theile des materiellen Alls und also das Eigenthum der ganzen Menschheit. Allerdings hat Deine Geschicklichkeit und Deine Arbeit einen wunderbaren Mechanismus daraus gemacht; aber Das sind nur Verbesserungen. Du hast einen vollen Rechtsanspruch auf diese Verbesserungen, aber kein Recht auf das Gold und das Eisen; diese gehören der Menschheit.“ Der Uhrmacher würde die ihm gestellte Aufgabe wahrscheinlich für eben so schwer halten wie die, die einst Sphyloä gestellt wurde, als man ihn beschied, er habe wohl ein Recht auf sein Pfund Fleisch, dürfe aber beim Herausschneiden keinen Tropfen Bluts vergießen. Er könnte geltend machen, daß die „Verbesserungen“ für alle praktischen Zwecke eben der Chronometer sind, während das unverdiente Geschenk der Natur in der Gestalt des Rohmaterials vergleichsweise unbedeutend ist. Für den gewöhnlichen Verstand scheint in diesem Satze ein guter Theil gesunder Logik zu liegen, aber nicht für unseren Sozialphilosophen, der sagt:

Aber da wird man einwenden: „Es giebt Verbesserungen, die mit der Zeit untrennbar von dem Grund und Boden selbst werden.“ Ganz recht; dann vermischet sich der Anspruch auf die Verbesserungen mit dem Anspruch auf den Boden: das individuelle Recht verliert sich im allgemeinen Recht. Das Größere verschlingt das Kleinere, nicht das Kleinere das Größere. Die Natur entspringt nicht dem Menschen, sondern der Mensch der Natur und in den Schoß der Natur müssen alle seine Werke wieder zurückkehren. (S. 243.)

Was für eine Antwort gehört sich auf solches Zeug als Buchhells berühmte, wenn auch unhöfliche Einßilbigkeit: „Quatsch!“

Es ist eine der besondern Eigenheiten der apriorischen Richtung, daß sie die absolute Wahrheit irgend welches gemeinhin geltenden Satzes, der sich zu dem Zwecke deduktiven Gedankenketterns eignet, voraussetzt. Aber Jeder, der mit den Dingen selbst vertraut ist und nicht nur damit, was mehr oder weniger treffend über sie gesagt wird, weiß, daß die am Weitesten angenommenen Sätze, selbst in vielen Zweigen der Naturwissenschaften, nur annähernd wahr sind und daß, ehe man an einen von ihnen eine Kette von Deduktionen von ungewöhnlichem Gewicht hängt, es höchst nothwendig ist, ihn von Neuem zu prüfen, um zu sehen, ob er auch die Last tragen wird, oder vielmehr, ob er für den neuen Zweck, zu dem er benützt wird, auch genau genug formulirt



ist. Zu gewöhnlichem Gebrauche ist ein Fußmaß ein genauer Maßstab, aber daraus folgt noch nicht, daß es genügt, um die genaue Länge der Basis einer trigonometrischen Vermessung zu bestimmen.

Zu diesem Punkte des Landbesizes stimmt George im Wesentlichen überein mit den Physiokraten, die den Ackerbau für die einzige wirklich produktive Industrie erklärten, weil der Boden allein Nahrungstoffe erzeugt, mit denen die Menschen ihr Dasein fristen können. Im Groben ist Das richtig, und es wäre pedantisch, dagegen Einwände zu erheben. Sobald man aber solch einen Satz als Haken benutzt, um daran Deduktionen aufzuhängen, die auf schwere praktische Folgen hinauslaufen, dann wird es nothwendig, den Satz gründlich einer neuen Prüfung zu unterwerfen. Und eine genaue Kenntniß der wirklichen Verhältnisse setzt den Betrachter in den Stand, zu bemerken, daß der Satz in jedem anderen als dem alltäglichen Sinne nicht wahr ist. In streng wissenschaftlichem Sinne ist der Boden in keinem höheren Maße der Erzeuger als Luft, Wasser und Sonnenschein. Er ist sogar als Vorbedingung für diese Erzeugung weniger wichtig als sie. Denn die Nahrungspflanzen, die die Erzeuger -- und die einzigen Erzeuger -- von solchen Nahrungstoffen sind, die diesen Namen mit Recht tragen, können unmöglich ohne Luft, Wasser und Sonnenschein auskommen, aber recht wohl ohne Boden. Es wäre möglich, Nahrungspflanzen aufwachsen zu lassen, von denen kein Theil je mit dem Boden in Berührung gekommen wäre. Andererseits kann der reichste Boden hinsichtlich der ökonomischen Produktion so unfruchtbar wie die Wüste sein: wenn nämlich ein üppiger Pflanzenwuchs sich auf ihm breit macht, der keine Nahrungstoffe erzeugt, die den menschlichen Bedürfnissen angepaßt sind. Das „unverdiente Geschenk der Natur“ in Gestalt von hundert Morgen tropischer Waldung bietet dem Wilden keinen höheren Nutzen als die gleiche Fläche eines Stechginsterstaates.

Bisher sind wir einzig mit den elf Seiten -- und nicht einmal sehr großen Seiten -- beschäftigt gewesen, die das erste Kapitel des siebenten Buches von „Fortschritt und Armuth“ bilden. Aber es sind noch mehr Trugschlüsse als Seiten zu verzeichnen und ich bin noch nicht mit ihnen fertig. Ich habe sogar, wie sich Das für einen guten Wirth scheidt, Einiges von dem Besten für zuletzt aufgehoben. Da ist noch etwas Hübsches:

Der Allmächtige, der die Erde für den Menschen geschaffen hat und den Menschen für die Erde, hat sie all den Geschlechtern der Menschenkinder zum Erbe gegeben, durch eine Verordnung, die da geschrieben steht in der Beschaffenheit der Dinge und die keine menschliche Handlung aufhalten kann und auf die kein Gebot Einfluß hat. (S. 240.)

Man sollte meinen, der Urheber dieser tapferen Worte sei selbst der Erblasser gewesen, der uns diese Dinge zum Erbe gab; so zuversichtlich

spricht er davon. Hochtönende, aber leere Redensarten mögen das Werkzeug eines Wahlredners sein; aber was soll man von ihnen sagen, wenn sie im Munde eines berühmten Denkers erscheinen? Und was ist das praktische Ergebniß dieser schönen Worte?

Obgleich diese Rechtsansprüche Geschlechter und Geschlechter hindurch nicht geltend gemacht worden sind, so hat doch das ärmste Kind, das heute in London geboren wird, auf die Ländereien des Herzogs von Westminster genau so viel Anspruch wie dessen ältester Sohn. Obgleich das souveraine Volk des Staates New-York seine Zustimmung giebt zu dem Landbesitz der Familie Astor, so hat doch das schwächste Kind, das in dem schmutzigsten Zimmer des elendesten Miethhauses schreiend auf die Welt kommt, in diesem Augenblicke ein gleiches Recht mit jenen Millionären. Und man beraubt es, wenn man dieses Recht leugnet. (S. 240.)

Landbesitzer können keinen gerechten Anspruch auf Entschädigung erheben, sollte die Gesellschaft beschließen, ihr Recht wieder aufzunehmen. (Fortschritt und Armuth, Vorrede S. 7.)

Wer wäre nicht stolz auf eine solche Rednergabe? Wessen Herz würde nicht hoch schlagen bei dem Beifallssturm, der diesen aufstachelnden Worten folgen müßte, wenn sie an bedürftige und unwissende Menschen gerichtet würden? Wie sollte das Ohr des erregten Redners im Stande sein, unter diesem Beifall ein Geheul wie von hungrigen Wölfen zu vernehmen? Warum sollte er daran denken, daß seine aufstachelnden Worte zu dem Schlusse führen, der doch wahrlich einfach genug ist: schön, wenn uns diese Dinge so gut gehören wie Jenen und wenn wir die Stärkeren sind, warum nehmen wir uns nicht das Unfere, und zwar sofort? Ist die Beraubung von Räubern vielleicht Unrecht? Ob nun das Gesetz Aufreizungen dieser Art gestattet oder nicht, so viel ist sicher - : ehe man sich zu solchen Extremen versteigt, ist es, wie ich schon vorhin andeutete, wünschenswerth, daß man sich des Bodens, auf dem man steht, ordentlich versichert. Vor vielen Jahren habe ich einmal von einem Engländer gehört, der ausgegangen war, um sich das Kolosseum in Rom bei Mondenschein zu beschauen. Er war vor den Dieben gewarnt worden, die den Platz unsicher machten, und war auf seiner Hut. Da stürmte in Eile ein Mann an ihm vorüber; der Engländer drehte sich um und bemerkte eine Uhr in dessen Hand. Ohne große Umstände schlägt der Engländer, ein starker Mann, den Burschen nieder, nimmt ihm die Uhr ab und macht sich aus dem Staube, - für den Fall, daß der Sterk noch Helfer in der Nähe haben sollte. Und siehe da, als er geborgen daheim in seinem Hotelzimmer ist, findet er, daß er zwei Uhren hat.

Ich bin der Meinung nicht abgeneigt, daß Staaten, die Georges Vorschläge befolgen würden, sich bald, auf Grund von Georges eigenen Prin-

zipien, in der Lage des Briten befinden würden, der allzu rasch mit der Faust bei der Hand war; denn nach George überträgt jene Schenkungsurkunde, die er irgendwo in seiner Arbeitstube in einer Zinnkapsel aufheben sollte, den Grund und Boden auf „all die Geschlechter der Menschenkinder“. Daraus folgt, daß das neugeborene Londoner Kind keinen größeren Anspruch auf den Landbesitz des Herzogs von Westminster und das New-Yorker Kind keinen größeren Anspruch auf den Landbesitz der Familie Astor hat als das Kind der nordamerikanischen Indianerin, des australischen Eingeborenen und des Hottentotten. Eigenthum des Gemeinwesens, jawohl! Welches größere Recht hat ein Gemeinwesen, vom Dorfe bis hinauf zum Volke, auf den Einzelbesitz des Bodens als der einzelne Mensch?

Die natürliche Gerechtigkeit kann kein Recht des einzelnen (Gemeinwesens von Menschen) auf den Besitz oder Genuß des Bodens anerkennen, das nicht in gleichem Maße das Recht aller (ihrer) Mitmenschen ist.

Macht es einen Unterschied in der Geltung dieses Satzes, wenn ich die Wörter in Klammer für die wirklich im Texte stehenden Wörter „Menschen“ und „seiner“ einsetze? So wird die freundige Aussicht für die Armen und Bedürftigen zum großen rhetorischen Phantasiegebilde, -- und bloße Täuschung hat ihnen ihre Beifallsrufe abgeloct. Man stelle sich nur einmal die Wirkung einer nüchternen und wahrhaften Darlegung Dessen vor, was der Rhetor wirklich meinte oder doch nach seinen eigenen Grundsätzen meinen sollte; z. B. in einem Stückchen wie dem folgenden:

Meine freien und gleichen Landsleute, es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß nicht nur der Herzog von Westminster und die Familie Astor, sondern Jedermann, der ein Stück Grund und Boden besitzt von tausend Quadratmeilen bis zum Umfang einer Tischdecke, und der da, aller Gleichheit ins Gesicht schlagend, leugnet, daß jedes arme Kind ein gleiches Recht darauf habe, ein Räuber ist. (Lauter, anhaltender Beifall; das Publikum, besonders die Bedürftigen, erheben sich und schwenken die Hüte.) Aber, meine Freunde, es ist eben so meine Pflicht, Euch darauf aufmerksam zu machen, daß weder das arme Kind noch die Familie Astor noch der Herzog von Westminster mehr Recht auf den Boden haben als der erste beste Neger, dem Ihr begegnet, die Eskimos im Norden dieses großen Erdtheils, oder der Feuerländer an seinem Südbende. Ehe Ihr daher Eure Stärke gebraucht, um Eure Rechte zu vertreten und diesen usurpatorischen Herzögen und räuberischen Astors ihr Land zu nehmen, müßt Ihr Euch gegenwärtig halten, daß Ihr den Gewinn, den Euch dieses Unternehmen bringt, zu theilen habt mit den vierhundert und so und so viel Millionen Chinesen, den hundert und fünfzig Millionen Hindus, den . . . (lautes, langanhaltendes Zischen. Das Publikum, besonders die Bedürftigen, erheben sich und werfen alles Bewegliche, was zur Hand ist, nach dem Redner).

London.

Professor Thomas H. Suxlen.



## Die Krisis in Ungarn.

**A**lles, was bis jetzt die ausländischen Blätter über die ungarische Krisis — die, während ich diese Zeilen schreibe, noch nicht abgeschlossen ist — und über deren Ursachen mitgetheilt haben, beruht auf Kombinationen; Sicheres wußte bisher Niemand zu sagen. Nur Folgendes ist Thatsache: die beiden Häuser des ungarischen Reichstages haben drei mit einander verbundene Kirchenvorlagen angenommen und der König hat diese Vorlagen sanktionirt. Daraus wäre die logische Folgerung zu ziehen, daß das Ministerium Weyerle einen großen Triumph gefeiert hat und daß es das Vertrauen der Mehrheit des Parlaments nebst dem der Krone besitzt; diese logische Folgerung aber blieb unerfüllt: das Ministerium Weyerle mußte vielmehr zurücktreten, weil die Krone dem Kabinet gegenüber einen Mangel an Vertrauen durchblicken ließ.

Nun bemüht man sich im In- und Auslande, zu erforschen, warum die Krone dem Kabinet ihr Vertrauen entzogen haben mag. Dafür werden besonders drei Gründe angeführt; man sagt, die Krise sei das Werk der Reaktion, die bereits seit zwei Jahren in Oesterreich sich fühlbar macht und nun die Zeit für gekommen erachtet, um sich auch in Ungarn auszubreiten. Diese Ansicht beruht auf der falschen Auffassung, daß in Ungarn eine clerikale und reaktionäre Regierung möglich wäre, wenn nicht vorher das parlamentarische System mit der Wurzel beseitigt werden würde. Diese Auffassung ist grundfalsch; die ungeheure Mehrheit der ungarischen Wähler ist liberal gesinnt; eine clerikal-reaktionäre ungarische Regierung könnte nur im Gegensatz zum parlamentarischen System und zur öffentlichen Meinung des Landes — also auf absolutistischem Wege — entstehen. Auch ist die Ansicht, daß die Krisis ein Werk der clerikalen Reaktion gewesen sei, nur eine Folge der Unkenntniß unserer ungarischen Verhältnisse.

Eine andere Ansicht, der wir sehr häufig in den ausländischen Blättern begegnen, will die Krise dem Umstande zuschreiben, daß die Magnaten den König überzeugt hätten, das Inslebentreten der sanktionirten Vorlagen würde auf große Schwierigkeiten stoßen und die Ruhe des Landes gefährden; deshalb wolle der Monarch jetzt verhindern, daß die Kirchengesetze im Wege der ministeriellen Verordnung in kurzer Zeit eingeführt werden; Das solle vielmehr erst dann geschehen, wenn das Schicksal der unerledigten beiden Vorlagen über die Religionsfreiheit und die Rezeption der Juden entschieden sein wird. Diese beiden Vorlagen aber sollen vorläufig ad acta gelegt werden, bis eine Beruhigung der Gemüther bei der Opposition und den Rumänen eintreten wird; im Interesse dieser Beruhigung wolle der König einen Kabinettswechsel vollziehen, da es einer neuen Regierung leichter gelingen kann, die Aufregung zu beruhigen, als der, die die Aufregung hervorgerufen hat.

Schließlich will ich auch eine dritte Ansicht über die vermeintlichen Ursachen der Krisis verzeichnen, wonach das Ministerium Weyerle zurücktreten mußte, weil die Krone kein Vertrauen zu einer Regierung haben könne, die auf die Krone durch die Kossuth-Demonstrationen einen Druck ausüben wollte und die auch sonst nur durch die indirekte Unterstützung einer Fraktion der äußersten Linken bestehen kann. Diese Unterstützung aber ist für den dualistischen Ausgleich vom Jahre 1867 nicht ohne Gefahr, weil das Kabinet genöthigt war,

der Propaganda der Kossuthianer gegenüber die Augen zu schließen, so daß bei den nächsten Wahlen die Folgen der Propaganda deutlich zu Tage getreten wären.

In diesen drei Ansichten über die Ursachen der Krisis kann Manches zutreffend sein; den wahren Grund aber, der das Kabinet Weyerle trotz dem von ihm erreichten Siege zu Falle brachte, enthalten sie nicht.

Die gegenwärtige Krisis ist nur ein Symptom des großen Kampfes zwischen dem ungarischen Adel und dem in der Entwicklung begriffenen, bereits erstarkten ungarischen Bürgertum. Zum Verständniß dieses Kampfes müssen wir auf die Geschichte Ungarns im neunzehnten Jahrhundert zurückblicken. In dessen erster Hälfte hatte Ungarn zwei bedeutende Männer: den Grafen Stefan Szeghenyi und Ludwig Kossuth. Szeghenyi erweckte im Jahre 1825 die Ungarn aus ihrer lethargie; man meinte damals vielfach, die Ungarn hätten ihre Rolle in Europa ausgespielt und ihre Sprache sei nicht kulturfähig; deshalb sollten die Ungarn germanisirt und Ungarn sollte in den Rahmen der Kulturstaaten eingefügt werden. Szeghenyi bewies, daß die öffentliche Meinung in Europa sich hierin geirrt hatte; er stellte ein Programm auf, wonach Ungarn die Quellen seines Reichthums eröffnen sollte; Ungarn sollte vor Allem volkswirtschaftlich gedeihen, auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Industrie, der Kunst vorwärts schreiten. Szeghenyi gründete eine ungarische Akademie der Wissenschaften, drängte zur Errichtung eines Nationaltheaters u. s. w. Er meinte, wenn Ungarn reich und die Magyaren ein Kulturvolk sein würden, dann würde sich der Ausbau des ungarischen modernen Staates von selbst ergeben; bis dahin aber solle nur eine allmähliche Umwandlung des feudalen Staatswesens in ein modernes stattfinden, um jede gewaltsame Erschütterung im Innern zu vermeiden. Diesem Programm gegenüber standen die liberalen und doktrinären ungarischen Politiker, die für ihre Partei Kossuth als Redner, als Publizisten und Agitator benutzten. Die Liberalen wollten vor Allem den feudalen Staat in einem modernen Freiheitstaat umgestalten und erst nach der Umgestaltung Szeghenyis Programm durchführen.

Im Jahre 1848 wurde der Streit zu Gunsten der Liberalen und Kossuths entschieden; dann kam der Freiheitkampf, der Absolutismus und Ungarns passiver Widerstand, — schließlich die Erlösung nach dem Sieg der Preußen bei Sadowa. Der Ausgleich vom Jahre 1867 kam zu Stande; aber die Mehrheit der Magyaren war mit dem Ausgleich nicht zufrieden.

Graf Julius Andrássy, damals Ministerpräsident, hatte die schwere Aufgabe, im neuen Parlament eine Mehrheit für den Ausgleich zu schaffen. Die Furcht vor Kossuth bewog die Magnaten, bei den Reichstagswahlen riesige Summen zu opfern, und nur dadurch erhielt die Deakpartei die Mehrheit im ungarischen Abgeordnetenhaus. Vor fünfundsiebzig Jahren waren die Magnaten und der Landadel in Ungarn allmächtig, denn das ungarische Bürgertum in den Städten war erst in der Bildung begriffen; außer in Pest-Ofen und in einigen wenigen Städten gab es in Ungarn nur große Bauernstädte, wie Debreczin und Szegedin. Mit dem Aufblühen des Handels und der Industrie bildete sich im Lande ein Bürgerstand, der aus einem Bruchtheil der verarmten, aber arbeitenden Gentry, aus Industriellen, aus Kaufleuten, aus Fachmännern auf den Gebieten der Wissenschaft, Professoren u. s. w. besteht und besonders hier in Budapest zu einem Faktor im Staate herangewachsen ist, mit dem jede Regierung rechnen

muß. Dieser neue Faktor im Staate hat im Lande die bis jetzt zerstreuten radikal-demokratischen Elemente des Landabels an sich herangezogen und die Fahne der Freiheit ausgesteckt mit dem Losungswort: vor Allem Freiheit auf allen Gebieten und erst in zweiter Reihe die Erfüllung der magyarischen nationalen Wünsche. Die Vertreter dieser Richtung waren Wekerle, Szilagyi, Hieronymi. Sie gelangten zur Macht und betrieben die unveränderte Annahme der Kirchenvorlagen, als Zeichen ihres radikal angehauchten Liberalismus; auch befolgten sie bei dem Verkehr mit der Krone eine ganz neue Taktik.

Bevor Dr. Wekerle Ministerpräsident wurde, war er in Wien, und namentlich in den Hofkreisen, sehr populär. Man bewunderte die Genialität, womit er die Finanzen Ungarns und also der ganzen Monarchie ordnete und Ungarn aus den finanziellen Wirren zu einem Budget ohne Defizit führte. Als Wekerle aber Ministerpräsident wurde und sich dann auch als „politischen Staatsmann“ zeigen mußte, da entstand in Hofkreisen ein allgemeines Befremden. Man erkannte dort mit Schrecken, daß Wekerle der Vertreter eines neuen Faktors im Staate, des ungarischen Bürgerthums — im Bunde mit den Radikalen —, sei. Dieser neue Faktor war den Hofkreisen unbekannt; während sie seit Jahrhunderten wissen, wie man mit den Magnaten und der Gentry umzugehen hat, um das Ziel zu erreichen, das der wiener Hof sich gesteckt hat, machten die wiener Herren die Wahrnehmung, daß Dr. Wekerle und Genossen bei Hofe ganz anders voringen als früher die Magnaten und ihre Freunde. Die Taktik der Andrássys und Tiszas bestand darin, daß sie viel verlangten, aber dem Wunsche der Krone entsprechende Konzessionen machten und schließlich mit den Forderungen ein Kompromiß zu Wege brachten. Nicht so Dr. Wekerle. Er und seine Genossen gaben nicht ein Jota von Dem auf, was sie verlangten, und wiesen von vorn herein jedes Kompromiß mit dem Gegner schroff zurück. Statt sich vor dem wiener Hofe zu bücken und sich von ihm einschüchtern zu lassen, haben sie selbst den Hof eingeschüchtert dadurch, daß sie den Kossuth-Kultus gewähren ließen, ohne ihm Einhalt zu thun. Diese Taktik erwies sich als richtig, denn die Kirchenvorlagen wurden vom König sanktionirt, was mit der Taktik des Nachgebens wahrscheinlich nicht erreicht worden wäre. Zugleich aber erkannten die Hofkreise die Gefahr, die ihnen von diesem neuen Faktor im Staate droht: daher sollte Wekerle fallen und einem liberalen Magnaten Platz machen, der sich der alten Kampfesweise der Tiszas und Genossen bedient.

Die sogenannten altkonservativen Magnaten, die einst das unbedingte Vertrauen der Krone genossen, sind ausgestorben (mit geringen Ausnahmen) und im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre hat sich eine neue Gruppe von konservativ-liberalen Magnaten um den Thron geschaart, die zu dem verstorbenen Kronprinzen Rudolf in intimen Verhältnissen standen und auch nach seinem Tode die Hinstlinge des Monarchen blieben. Diese jüngeren Magnaten befinden sich theils in der Diplomatie, theils im gemeinsamen Ministerium und im ungarischen Parlament. An ihrer Spitze steht Szöggényi, Botschafter in Berlin, Kallan, gemeinsamer Finanzminister, Khuen-Hedervary, der Banus von Kroatien, dann die beiden Söhne Andrássys und Stefan Tisza, der Sohn des früheren Ministerpräsidenten Koloman Tisza. Zu dieser Gruppe von Staatsmännern gehört auch Graf Albert Apponyi, der Führer der Nationalpartei, — wenn er

auch für den Augenblick sich von den Genossen getrennt hat. Diese junge Garde besitzt das vollste Vertrauen des Königs; sie ist dynastisch gesinnt und möchte die Entwicklung des ungarischen Staates in einer konservativ-liberalen Richtung vollziehen und dem radikalen Liberalismus des Bürgerthums (im Bunde mit den Kossuthianern) entgegentreten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß jetzt — entweder sogleich oder später — die junge Garde den Sieg davon tragen wird. Die Krone wird ihr stets zum Siege verhelfen; wenn es anders nicht möglich ist, wird die liberale Partei, die sich überlebt hat, durch die Verschmelzung der auf dem Boden des 1867er Ausgleichs stehenden Parteien gänzlich umgestaltet werden; Deckerle, Szilagyi und Genossen werden austreten müssen und die Regierungspartei erhält dann einen Magnaten mehr entsprechende konservativ-nationale und gemäßigt liberale Richtung. Mit anderen Worten: es wird dafür gesorgt werden, daß dem Vorwärtsdrängen des Bürgerthums und des Radikalismus durch die neuen Institutionen ein Damm entgegengesetzt wird, damit die ungarische Aristokratie und vornehme Gentry die Leitung der ungarischen Nation nicht verliert.

Es wird vermuthlich nicht lange währen, bis Szöghenyi, Botschafter in Berlin, an Stelle des regierungsmüden Grafen Kalnoky Minister sein wird, damit die Ungarn — ohne Parteiunterschied — die auswärtige Politik unterstützen und sich auch solche Dinge vom ungarischen Minister des Aeußeren gefallen lassen, die sie von einem Nicht-Magyarern kaum dulden würden. Szöghenyi, Kallay, Khuen-Hedervary, Apponyi dürften in naher Zukunft ein liberales, echt ungarisches, aber strenges Regime einzuführen versuchen, das, sich auf den dualistischen Ausgleich stützend, bestrebt sein wird, das Bürgerthum in Schranken zu halten und die äußerste Linke möglichst zu vernichten. Ob die junge Garde ihr Ziel auch thatsächlich und für die Dauer erreichen wird, mag vorläufig dahingestellt bleiben. Jedenfalls wird sie — so lange der Friede in Europa nicht gestört wird — für geraume Zeit sich am Ruder erhalten. Unterdessen aber wird das Bürgerthum noch mehr erstarken, so daß, wenn es wieder zur Macht gelangt, der Versuch nicht so leicht gelingen wird, es ein zweites Mal zu verdrängen. Was vor einem Jahrhundert in Frankreich geschehen ist, wird auch, wenn auch hoffentlich in milderer Form, in Ungarn geschehen. Damals fragte Sieyès: Qu'est-ce que le tiers-état? Und er antwortete: Rien! Et cependant il devrait être tout. Die Entwicklung hat diese Ansicht bestätigt. Auf die selbe Frage wird auch in Ungarn die Geschichte in nicht zu ferner Zeit wohl die selbe Antwort geben.

Budapest.

Graf Nikolaus Bethlen.



## Die Opfer des Kampfes ums Dasein.\*)

Man hat einen wichtigen Gegensatz zwischen Sozialismus und Darwinismus darin finden wollen, daß der Darwinismus zeige, wie die ungeheure Mehrzahl aller zur Welt gekommenen Individuen — Menschen, Thiere und Pflanzen — zu unterliegen bestimmt ist, weil der Kampf ums Dasein nur von einer kleinen Minderzahl siegreich bestanden wird, während der Sozialismus behauptet, daß Alle diesen Kampf beständen, ohne daß ein Einziger zu unterliegen brauche. Darauf ist zunächst zu erwidern, daß das zahlenmäßige Verhältniß der Opfer zu den Siegern im Daseinskampfe immer günstiger wird, je höher eine Art in der Reihe der Lebewesen steht. Dieses Gesetz einer Abnahme des Mißverhältnisses zwischen „Berufenen“ und „Ausernählten“ gilt auch für verschiedene Arten innerhalb der selben natürlichen Ordnung. So produziren alle Pflanzen alljährlich eine ungeheure Menge von Samen, aus der nur wenige Individuen zur Entwicklung kommen; in der Thierwelt ist die Zahl der reproduzirten Individuen geringer, die Zahl der Überlebenden unter ihnen dagegen relativ sehr groß; schließlich ist beim Menschengeschlecht die Zahl der Nachkommen, die der Einzelne erzeugen kann, sehr gering, die Proportion der Überlebenden zur Zahl der Erzeugten dagegen sehr beträchtlich. Dazu kommt ferner, daß in der ganzen organischen Welt die am Tiefsten stehenden, am Einfachsten organisierten Rassen die größte Fähigkeit der Reproduktion besitzen, aber die geringste Widerstandsfähigkeit. Ein Pilz produziert Millionen von Sporen und hat eine sehr geringe Lebensdauer, während ein Palmbaum alle Jahre nur wenig Samen hervorbringt, aber ein Jahrhundert alt wird. Ein Fisch produziert viele tausend Eier, während der Elefant oder der Chimpanze nur eine geringe Nachkommenschaft giebt, aber ein hohes Alter erreicht. Beim Menschengeschlecht besitzen die Naturvölker eine große Fruchtbarkeit, sind aber kurzlebig, während die Kulturvölker eine geringe Geburtsziffer besitzen, aber langlebig sind. Auch auf dem rein biologischen Gebiet ergibt sich also, daß die relative Zahl Derer, die den Daseinskampf bestehen, zunimmt, je höher eine Art in der organischen Reihe oder innerhalb ihrer Gattung steht.

Das eiserne Gesetz des Kampfes ums Dasein bedingt also eine um so beträchtlichere Einschränkung der Fekundität, die ihm zum Opfer fällt, je höher die Organisation sich entwickelt und vervollkommnet. Es wäre demnach ein Irrthum, wenn man dem Sozialismus ohne Weiteres das Gesetz der natürlichen Auslese — den Angelpunkt der Darwinischen Theorie —, wie es unter den niedrig organisierten Lebewesen gilt, entgegenhalten wollte, ohne an die fortschreitende Milde rung seiner Wirkung zu denken, wie sie uns auf höheren Stufen der Organisation entgegentritt, auch innerhalb der verschiedenen Menschenrassen. Gerade weil der Sozialismus eine höhere Stufe der Menschheitentwicklung darstellt, gilt ihm gegenüber, der eine weitere Milde rung der Selektion herbeiführen wird, nicht eine so grobe und flache Interpretation der Selektionstheorie.

Diese Theorie, und besonders ihr Zertrüß, ist von den Gegnern des Sozialismus gemißbraucht worden zur Begründung der individualistischen Forderung

\*) Ein Abschnitt aus Ferris neuem Werke „Sozialismus und moderne Wissenschaft“, das bei Georg D. Wigand in Leipzig nächstens erscheint.



unbeschränkter Konkurrenz, die oft nichts Anderes ist als eine civilisirte Form der Anthropophagie und die Hobbes' Satz homo homini lupus als Fundament der jetzigen sozialen Lage betrachtet, — einen Satz, den Hobbes selbst zur Kennzeichnung des von ihm vorausgesetzten Urzustandes der Menschen, vor dem Abschluß des Gesellschaftsvertrages, gebrauchte. Aber wenn ein wissenschaftliches Prinzip gemißbraucht wird, ist Das noch kein Beweis gegen seine Richtigkeit, vielmehr soll der Mißbrauch dazu anspornen, seinen Inhalt, die Grenzen seiner Gültigkeit und das Gebiet seiner praktischen Anwendung, genauer festzustellen. Ich habe schon in meinem Buche über Sozialismus und Verbrechen darauf hingewiesen, daß der Kampf ums Dasein ein dem Leben der Menschheit immanentes Gesetz ist, daß aber die Art seiner Wirkung sich beständig ändert und milder wird. Ich denke auch heute noch so, im Gegensatz zu manchen Sozialisten, die Einwände der Darwinisten dadurch zu entkräften verjuchten, daß sie die Anwendbarkeit und Wirksamkeit der Darwinischen Auslese in der menschlichen Gesellschaft unter der Herrschaft der vom Sozialismus erstrebten Zustände bestritten. Wie sollte denn auch ein Gesetz, das die ganze Lebewelt, von der Bakterie bis zum höchsten Säugethier, unbedingt beherrscht, kraftlos vor dem Menschen zu Boden fallen, der doch nur ein in die unendliche Kette des Lebens unlösbar eingefügter Ring ist? Ich war und bin der Ueberzeugung, daß der Kampf ums Dasein ein unzertrennliches Element des Lebens und damit auch der menschlichen Entwicklung ist, daß aber dieses Gesetz trotz seiner Beständigkeit allmählich seinen Inhalt ändert und eine mildere Form annimmt.

In primitiven Zuständen ist der Daseinskampf unter Menschen kaum verschieden von dem unter den übrigen Lebewesen. Er ist der brutale Kampf um das tägliche Brot und den Gewinn des Weibes, da Hunger und Liebe den Bau der Welt zusammenhalten, und wird fast allein mit kräftigen Muskeln ausgefochten. Später gesellt sich der Kampf um das politische Uebergewicht hinzu (in Klasse, Stamm, Dorf, Gemeinde, Staat u. s. w.), und dabei kommt neben der Muskulatur immer mehr das Gehirn zur Geltung. In der historischen Zeit kommt in der griechisch-lateinischen Welt der Kampf um die bürgerliche Gleichheit dazu; sie wird errungen, aber der Kampf ruht nicht, denn leben heißt kämpfen; die mittelalterliche Welt kämpft dann für die religiöse Gleichheit, die sie erringt, ohne nun stehen zu bleiben. Das achtzehnte Jahrhundert beginnt den Kampf um die politische Gleichheit. Aber auch die Erklämpfung dieses Preises bringt nicht Ruhe und Stillstand für die Menschheit; jetzt kämpft sie für die wirtschaftliche Gleichheit; alle Zeichen weisen Den, der sie verstehen will, mit unbedingter Gewißheit darauf hin, daß auch dieser Kampf zum Siege führen wird und daß an seine Stelle neue Aufgaben treten werden für Die, die nach uns kommen. Der allmählichen Veränderung des Zieles und der Ideale dieser Kämpfe entspricht eine beständige Milderung der Kampfweise, die — anfangs brutal und rein körperlich — immer schonender und geistiger wird, trotz manchen atavistischen Rückfällen oder krankhaften Neigungen in Gewaltthaten Einzelner gegen die Gesellschaft und in der Unterdrückung Einzelner durch die Gesellschaft.

Der Sozialismus kann also, ohne jeden Verstoß gegen das Darwinische Gesetz von dem Triumph der Bestangepaßten im Konkurrenzkampfe, versichern, daß allen Menschen die Bedingungen einer menschlichen Existenz garantirt werden

müssen, denn jenes Gesetz findet eine besondere Anwendung und Deutung, wenn seine Wirkung auf vorgezeichneten Stufen der menschlichen Entwicklung in Frage kommt, zum Unterschiede von seiner Gestaltung in primitiven oder vormenschlichen Stadien. Ja, eine wissenschaftliche Vertiefung des Sozialismus zeigt, daß er nicht ausschließt und nicht ausschließen kann, daß es im Daseinskampfe auch Ueberwundene giebt. Diese Thatfache ist von hoher Bedeutung für die Beziehungen zwischen Verbrechertum und sozialer Organisation; diejenigen Sozialisten, die das Gesetz des Daseinskampfes für die Menschheit nicht unbedingt gelten lassen wollen, behaupten folgerichtig, daß das Verbrechen (eine abnorme und antisoziale Form des Kampfes, dessen normale und soziale Form die Arbeit ist) einmal ganz aus der Welt verschwinden wird; sie halten deshalb den Sozialismus und die Lehren der kriminellen Anthropologie für unvereinbar; diese Lehre vom geborenen Verbrecher selbst ist aber nur eine Anwendung und Fortführung des Darwinismus.

Die positive Strafrechtslehre hat es vor Allem mit dem heutigen Leben zu thun und hier hat sie sich unleugbar verdient gemacht durch Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden auf die Erscheinung des Verbrechertums, mit denen sie die Absurdität der heutigen Strafrechtssysteme nachweist, die sich auf den Begriffen der Schuld und der Willensfreiheit aufbauen und praktisch in den Zellengefängnissen gipfeln, die ich zu den Ungeheuerlichkeiten des neunzehnten Jahrhunderts zähle; an die Stelle dieser verfehlten Methode will die positive Schule die einfache Isolierung der in Folge angeborener oder erworbenener, vorübergehender oder anhaltender Anomalien antisozial gewordenen Individuen setzen.

Wenn man nun glaubt, daß in einer sozialistischen Gesellschaft alle und jede Form von Verbrechen verschwinden wird, so ist Das eine einem sentimentalen Optimismus entspringende Annahme, nicht das Ergebnis einer streng wissenschaftlichen Untersuchung. Die positive kriminalistische Schule zeigt, daß das Verbrechen ein natürliches soziales Phänomen ist, wie der Selbstmord und die Geistesstörungen, das ursächlich bedingt ist durch das Zusammenwirken einer abnormen körperlichen und geistigen Veranlagung mit abnormen Verhältnissen des natürlichen und des sozialen Milieus. Physische, anthropologische und soziale Faktoren wirken stets untrennbar mit und neben einander bei der Determinierung eines jeden Verbrechens, vom leichtesten bis zum schwersten, ganz wie bei jeder anderen Handlung eines Menschen; nur in dem Maße der Wirkung der einzelnen ursächlichen Kategorien auf jeden Verbrecher und jedes Verbrechen giebt es Unterschiede. So ist bei einem durch Eifersucht oder durch eine Sinnesstörung motivierten Morde die stärkste Wirkung durch den individuellen, anthropologischen Faktor gegeben, ohne daß deshalb die Bedeutung des natürlichen und sozialen Milieus ganz auszuschließen wäre. Bei Verbrechen gegen das Eigentum dagegen oder auch bei Vergehen gegen die Person von Seiten aufrührerischer Massen ist der stärkere Faktor der soziale, ohne daß deshalb physische oder anthropologische Faktoren ganz aus dem Spiele blieben.

Die selben Erwägungen sind — um die im Namen des Darwinismus erhobenen Einwände gegen den Sozialismus weiter zu erörtern — in Bezug auf die Volkskrankheiten anzustellen. Jede Krankheit, mag sie akut oder chronisch, ansteckend oder nicht ansteckend sein, ist das Ergebnis eines an-

thypologischen Faktors, der Veranlagung des Individuums, und der Einflüsse des physischen und sozialen Milieus; die Tragweite dieser einzelnen Faktoren ist bei jeder einzelnen Krankheit eine andere; Lungenschwindsucht oder Herzfehler sind z. B. Krankheiten, die zumeist von der besonderen körperlichen Veranlagung abhängen, aber unter Mitwirkung äußerer Faktoren; dagegen hängen Cholera, Typhus, Malaria oder Pellagra vor Allem von der physischen und sozialen Beschaffenheit der Umgebung ab. Deshalb verfallen der Schwindsucht auch wohlhabende, gut genährte, in gesunden Wohnungen lebende Personen, während Pellagra und Cholera ihre Opfer meist aus einem elenden, armfälligen Milieu fortkraffen.

Es ist klar, daß, wenn ein sozialistisches Regime durch das Kollektiv-eigentum jedem Menschen eine menschenwürdige Existenz sichert, diejenigen Krankheiten bedeutend abnehmen und vielleicht verschwinden werden, die einem ungesunden Milieu, ungenügender Ernährung und daraus entstehender Intoxikation entspringen, zumal bei weiterem Fortschritt der hygienischen Wissenschaft und Technik; dagegen wird keine soziale Reform Krankheiten in Folge von Verletzungen, Geistesstörungen, Lungentzündungen u. s. w. aus der Welt schaffen.

Ähnliches gilt von den Verbrechen; wenn das Elend und die ungeredhten Verschiedenheiten der wirtschaftlichen Lage verschwunden sind, so werden sicher durch den Ausfall der von chronischem und akutem Hunger gegebenen Antriebe, durch den indirekten wohlthätigen Einfluß einer besseren Ernährung auf Leib und Seele und durch die Unmöglichkeit des Mißbrauchs der Gewalt und des Reichthums die (vorwiegend als Gelegenheitverbrechen aufzufassenden) Straftthaten bis zum Verschwinden abnehmen, die heute in erster Linie durch die sozialen Verhältnisse hervorgerufen werden. Was aber nicht verschwinden wird, Das sind Thaten wie Sittlichkeitsverbrechen in Folge geschlechtlicher Perversion, Mordthaten Epileptischer, Diebstähle psychopathisch Degenerirter u. s. w. In gleicher Weise wird zwar der Sozialismus in Folge einer ausgebehnteren und gründlicheren Volksbildung die Analphabeten zum Verschwinden bringen und jedes Talent wird sich frei entwickeln und bethätigen können, aber eine Vererbung krankhafter Anlagen wird auch in dem sozialistischem Regime Idioten und Schwachsinnige hervorbringen; andererseits werden allerdings die angeborenen Entartungsformen (konstitutionelle Schwäche, Neurosen, Psychosen, Verbrechernaturen) einen günstigen Einfluß erfahren durch die vorbeugende und mildernde Wirkung einer besseren sozialen und wirtschaftlichen Ordnung und unter dem gleichzeitigen Einflusse der immer tiefer eindringenden biologischen Forschung, welche die Vererbung der Krankheiten auf dem Wege der Zeugung allmählich zu verhindern wissen wird.

Das will also sagen, daß auch unter einem sozialistischem Regime, wenn auch in viel geringerer Menge, immer im Kampfe ums Dasein Besiegte in Gestalt von Schwachen, Kranken, Geistes- und Nervenkranken, Verbrechern und Selbstmördern, existiren werden und daß somit der Sozialismus das Gesetz des Kampfes ums Dasein und seine Folgen nicht leugnen will und kann. Aber er wird den ungeheuren Vortheil mit sich führen, durch die Beseitigung des physischen und moralischen Elends der Massen viele Quellen der epidemischen und endemischen Formen physischer und moralischer Entartung zu verschließen.

Auch dann noch wird der Kampf ums Dasein die beständige Triebkraft des sozialen Lebens bleiben, aber er wird immer weniger brutale, mehr vergeistigte und humane Formen annehmen und seine Ziele werden immer höhere Ideale sein.

Es ist aber auch eine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß in der Natur und in der Gesellschaft einzig und allein das Gesetz des Kampfes walte, wie es eine Uebertreibung ist, wenn man seine Geltung in der Menschenwelt vollständig bestreiten will. Die ganze Wahrheit ist, daß auch für die Menschheit ewig das Gesetz des Kampfes ums Dasein mit immer humaneren Mitteln und für immer höhere Ideale gilt, aber neben und über diesem Gesetze steht als wirksamste Triebkraft der sozialen Entwicklung das Gesetz der Solidarität und gemeinsamen Arbeit der Einzelnen. Schon in den Thiergesellschaften zeigt sich im Kampfe mit feindlichen Arten oder Naturereignissen eine wechselseitige Hilfe, die sich in der Menschheit, schon von den primitivsten Zuständen an, höher entwickelt, besonders wo Sicherheit und Fülle der Nahrung und andere günstige Existenzbedingungen den friedlichen industriellen Typus entstehen lassen. Der Kriegertypus herrscht hingegen unter primitiven Verhältnissen, in Folge unsicherer und karger Existenzbedingungen und bei halb civilisirten oder verfallenden Völkern, vor und strebt übrigens auch, wie Spencer gezeigt hat, beständig in den industriellen Typus überzugehen. Mit dem Fortschritt der menschlichen Kultur und mit der wachsenden Theilung der Arbeit, die eine engere Verknüpfung der Volkstheile erfordert, tritt neben den stets milder werdenden Kampf die neue Macht der Solidarität und Arbeitsgemeinschaft und erwirbt eine stets kräftigere und weiter greifende Bedeutung. Und dieser ganze Prozeß vollzieht sich — Das ist das von Marx angegebene Verhältniß, dessen Ergründung seine große wissenschaftliche That ist — nach Maßgabe der Sicherheit oder Unsicherheit der Existenzbedingungen, vor Allem der Ernährung.

Das Leben einzelner Individuen, Gruppen von Individuen und ganzen Gemeinschaften, läßt stets erkennen, daß, wenn die Nahrung, die materielle Grundlage des Daseins, gesichert ist, das Gesetz der Interessengemeinschaft über das der Konkurrenz und des Kampfes herrscht, — und umgekehrt. Im wilden Zustande sind Kindesmord und Vätermord nicht nur erlaubte, sondern sogar gebotene und durch den Glauben sanktionirte Thaten, wenn ein Mann auf einer an Lebensmitteln armen Insel lebt, wie z. B. in Polynesien; sie werden dagegen unsittlich und verbrecherisch auf Kontinenten mit reichen und sicheren Existenzmitteln. So führt auch heute noch die Unsicherheit des täglichen Brotes, in der die ungeheure Mehrheit lebt, zu einer rohen und brutalen Führung des Kampfes ums Dasein oder der „freien Konkurrenz“, wie der Individualismus diese Form des Kampfes dann nennt. Sobald aber durch das Kollektiveigenthum einem Jeden die Existenzbedingungen gesichert sind, wird, Das ist zweifellos, das Gesetz der Interessengemeinschaft zur Herrschaft kommen. Die Erscheinung, die sich heute im Kleinen und als Ausnahme zeigt, daß nämlich Harmonie und gegenseitiges Wohlwollen in einer Familie einkehren, wenn die Geschäfte gut gehen und das tägliche Brot sicher ist, während mit der Noth Streit und Kampf ihren Einzug halten, zeigt sich auch im Großen in der ganzen Gesellschaft und wird als konstante Regel in der zukünftigen besseren Ordnung bestätigt werden.

Rom.

Professor Enrico Ferri.



## Die Novelle zur Strafprozeßordnung.

**D**er am 25. August 1894 in der „Zukunft“ veröffentlichte Auffatz „Die Reform des Strafprozesses“ greift nur einige Punkte des Regierungsentwurfes heraus, so daß das Bild, das dem Leser geboten ist, in mancher Beziehung ergänzungsbedürftig erscheint; Einzelnes, was der Verfasser ausführt, dürfte auch einer anderen Beleuchtung fähig sein. Darin stimme ich mit ihm überein — und dieser Satz mag an der Spitze der nachfolgenden Erörterungen erscheinen —, daß unser jetziges Strafverfahren in mehr als einer Beziehung reformbedürftig ist, daß ich aber, eben so wie er, hoffe und wünsche, der jetzt ausgearbeitete Entwurf möge nicht Gesetz werden.

Wenn so oft über die Urtheile der Strafgerichte geklagt worden ist, daß das preussische Justizministerium sich schließlich veranlaßt sah, die besprochene Novelle auszuarbeiten, so darf man zur richtigen Würdigung der Klagen vor Allem nicht unterlassen, unter der Zahl der Klagenden eine sorgfältige Sichtung vorzunehmen, und zwar mindestens in drei Gruppen: in die erste gehören Die, welche Rechtsunsicherheit durch Verurtheilung Unschuldiger behaupten; in die zweite Die, welche Rechtsunsicherheit durch schwankende und zuweilen nicht volksthümliche Auslegung der Gesetze bei ihrer Anwendung auf eine festgestellte That bemängeln; die dritte Gruppe aber würden Die ausmachen, die es für zeitgemäß, gebildet, human oder wie die Schlagworte sonst heißen, halten, daß sie bei jeder Verurtheilung ohne Wahl und ohne jede Sachkenntniß über die staatliche Straf Gewalt und ihre Organe im Allgemeinen losziehen, dabei aber stets, sobald sie glauben, daß ihre eigene werthe Person Gegenstand einer strafbaren Handlung gewesen sei, für ihre Zwecke einen Spezialkriminalkommissar mit einigen Polizisten, einen Spezialstaatsanwalt und einen Spezialuntersuchungsrichter verlangen, den Justizminister für ihre Anzeigen und Anträge als erste Instanz in Anspruch nehmen und sich wie wüthend geberden, daß ein kaum Verdächtiger nicht schon in Ketten und Banden liegt oder ein Verurtheilter so gering bestraft worden ist. Auf die Klagen und Beschwerden dieser Leute, deren Zahl leider sehr groß ist, hat man nur allzu eifrig gehört, zumal ihnen ein Theil der Tagespresse zu Gebote steht, der es für eine Kulturaufgabe hält, unter der Fahne der „Humanität“ unter allen Umständen gegen die Strafrechtspflege zu Felde zu ziehen. Für die Ehrlichkeit solcher Personen mag eine private Aeußerung eines dazugehörigen Juristen und Parlamentariers als charakteristisch hier stehen, er wisse wohl, daß die Einführung der Berufung eine Verschlechterung der Strafrechtspflege bedeute, da sie aber eine volksthümliche Forderung sei, müsse er als Politiker dafür stimmen!

Die Klagen der mittleren Gruppe sind, wenn man zunächst Das

abgezogen hat, was nicht auf Rechnung der Auslegung, sondern der in den letzten Jahrzehnten beliebt gewordenen Abfassung der Gesetze gehört, im Uebrigen nicht unberechtigt, nur darf man sie nicht, wie es häufig geschieht, zur Begründung der Forderung einer Reform des Strafverfahrens, namentlich einer Wiedereinführung der Berufung, heranziehen. Auch sollte man nicht, wie fast immer der Fall, die Vorwürfe gegen die unrichtige Stelle, die Strafkammern der Landgerichte, richten. Gerade da, wo Rechtsprüche vorgekommen sind, die in den breitesten Schichten der Bevölkerung überrascht und Mißtrauen gegen die Rechtsprechung hervorgerufen haben, sind die unteren Instanzen berühmten Mustern, Entscheidungen der oberen Instanz, gefolgt. Zwar hat vor nicht langer Zeit ein Richter des höchsten Gerichtshofes, als er gegen die Berufung zu Felde zog, dabei gelegentlich so ungefähr gemeint: quod licet Jovi, dem Reichsgericht, non licet bovi, dem Amtsrichter, indem er in seiner Schrift ausführte, es sei bedenklich, wenn die unteren Instanzen jeden Ausspruch des Reichsgerichtes im einzelnen Fall alsbald auch ihrerseits anwendeten, ihn zum Prinzip erheben und verallgemeinerten; er übersieht aber dabei, daß der höchste Gerichtshof in Strafsachen nur konkrete Verletzungen des Rechtes berücksichtigen kann, daß also seine Entscheidung des Einzelfalles durch die Auslegung des Rechtes gefunden wird und daß diese Auslegung, auch in ihrer Anwendung auf den Einzelfall, naturgemäß prinzipielle Bedeutung für gleiche Thatbestände in Anspruch nehmen muß. Es wäre ja unmöglich, in der Revisionsinstanz eine Auslegung des Rechtes zu geben, die nur für diesen Fall Geltung hätte; — was für diesen galt, muß auch für gleichwerthige andere Fälle Rechens sein; Das ist Gleichheit vor dem Gesetz! Daß aber etwa Aussprüche des höchsten Gerichtshofes von den unteren Instanzen gewohnheitmäßig mißverstanden würden, hat wohl nicht gesagt sein sollen, denn eine irgendwie erhebliche Zahl solcher Mißverständnisse müßte wohl erst noch nachgewiesen werden. Damit die Klagen über die durch schwankende und nicht volksthümliche Auslegung der Gesetze hervorgerufene Rechtsunsicherheit, so weit sie hiernach berechtigt sind, verstummen, sind freilich ganz andere Reformen erforderlich als eine Abänderung der Strafprozeßordnung im Sinne einer Vermehrung der Instanzen.

Die Beschwerden der ersten Gruppe, wenn sie in vollem Umfang berechtigt sind, nöthigen dagegen unmittelbar zu einer Aenderung des bestehenden Strafverfahrens. Sie gehen aber nur von der äußeren Erscheinung aus, ohne deren Ursachen gründlich zu erforschen. Ein objektiv ungerechtes Strafurtheil kann nur dann dem Gericht zur Schuld gereichen, wenn dieses die vorhandenen Beweise unrichtig gewürdigt hat, nicht aber dann, wenn zwar die Zeugenaussagen die getroffene Feststellung rechtfertigten, diese Aus-

sagen aber falsch waren. Wenn man die erweislich vorgekommenen objektiv ungerichten Urtheile betrachtet, so bilden diejenigen, welche auf — wie sich nachträglich herausgestellt hat — unzuverlässigen Zeugenaussagen beruhen, die erdrückende Mehrheit, diejenigen aber, welche auf falschen Schlüssen aus den beigebrachten Beweisen beruhen, bilden dagegen eine sehr schwache Minderheit.

Der Entwurf der Novelle hat deshalb mit vollem Recht den Versuch gemacht, durch Verweisung der Aburtheilung der Meineide von den Schwurgerichten an die Strafammern die Bestrafung dieses Verbrechens mehr sicher zu stellen, als Dies bisher der Fall war, um auf diese Weise indirekt die Zahl der Meineide zu verringern. Wer wirklich ein Interesse an gerechten Strafurtheilen hat, Der gebe uns doch auch die Mittel, daß wir gerechte Urtheile fällen können; die wesentlichste Voraussetzung für ein solches ist aber die unbedingt sichere Zuverlässigkeit der Zeugenaussagen. So lange sich aber der Meineidige sagen darf, im schlimmsten Fall komme ich vor das Schwurgericht und werde vielleicht freigesprochen, so lange wird auch die Zahl der Meineide mehr zu- als abnehmen und dieser Zustand wird zur Irreführung des Richters und damit zu unrichtigen Urtheilen führen.

Der Vorschlag des Entwurfes, daß die Zeugen schon im Vorverfahren, nach ihrer ersten richterlichen Vernehmung, beeidigt werden sollen, will dem Meineid direkt vorbeugen, und ich vermag der abfälligen Beurtheilung, die dieser Vorschlag hier früher gefunden hat, nicht beizustimmen, wenngleich ich zugebe, daß ihm auch gewisse Bedenken entgegenstehen. Was mir den Gedanken sympathisch macht, ist die Thatfache, daß die Zeugen einer Strafthat, je früher sie vernommen werden, desto unbefangener ihre Wahrnehmungen aussagen und daß es deshalb zu empfehlen ist, wenn sie in diesem Zeitpunkt auch durch den Eidschwur gebunden werden. Je mehr Zeit vergeht, desto mehr verliert die Aussage an ihrer Zuverlässigkeit, theils dadurch, daß der Zeitablauf die Erinnerung trübt, theils dadurch, daß die Zeugen häufig unter einander ihre Wahrnehmungen austauschen und daß sich dann leicht das selbst Gesehene mit dem von Anderen Erzählten vermischt, endlich, und nicht zum Wenigsten, dadurch, daß später auf die Zeugen eingewirkt wird, sei es von Seiten des Verletzten, in weit stärkerem Maße aber von Seiten des Beschuldigten und seiner Angehörigen und Freunde. Bei den ersten Vernehmungen wissen die Zeugen auch vielfach nicht, welche Bedeutung ihre Bekundungen für die Untersuchung haben, und sie erzählen deshalb leichter, namentlich über Indizien, aber die sie aussagen können, als später, wenn ihnen bekannt geworden ist, worauf es ankommt. Dann richten sie ihre Aussage mehr nach ihrer Parteinahme in der Sache für den Verletzten oder den Beschuldigten ein. Der Werth dieser ersten Vernehmungen wird sich aber wesentlich erhöhen, wenn die Zeugen wissen, daß sie beeidigt werden. Jetzt halten, bei der unbeeidigten

Vernehmung im Vorverfahren, zwar auch viele Zeugen mit der Wahrheit zurück, namentlich aber solche, die allen Kriminaluntersuchungen gegenüber überhaupt mit Vorliebe den Standpunkt des Nichtwissens einnehmen; ein Theil davon würde bei alsbaldiger Beeidigung aber jedenfalls mehr aussagen. Drei Bedenken lassen sich allerdings gegen die Beeidigung im Vorverfahren geltend machen. Bedenklich ist die alsbaldige Beeidigung des Geschädigten. Bei Gefahr im Verzuge, z. B. wenn der durch das Verbrechen Verletzte im Sterben liegt, muß die Beeidigung freilich alsbald geschehen; in anderen Fällen sollte sie aber besser wenigstens bis an den Schluß der Ermittlungen verschoben werden. Die Geschädigten, namentlich, wenn sie selbst, z. B. bei Körperverletzungen, nicht ganz unschuldig an der Sache sind, und im ersten Aerger oder Schrecken über das Geschehene, sind häufig maßlos in ihrer Darstellung, mindestens übertreiben sie oft in der ersten Zeit nach der That. Wenn sie nachher ruhiger werden, modifiziren sie Manches, namentlich aber dann, wenn man mit Hilfe der anderweit gewonnenen Beweise ihre Darstellung auf das richtige Maß zurückführen kann. Es wäre deshalb gefährlich, wollte man auch die Geschädigten in allen Fällen bei der ersten Vernehmung beeidigen.

Die alsbaldige Beeidigung bei der ersten Vernehmung kann aber auch dann gefährlich werden, wenn die Anzeige auf einem Komplott des Verletzten oder des angeblich Verletzten und seiner Freunde beruht. Hier kann durch unwahre oder stark übertriebene Aussagen leicht in Folge der Beeidigung der Schein eines dringenden Verdachtes erregt werden, der zu einer ungerechtfertigten Verhaftung und, da man voraussichtlich in Zukunft die Untersuchungen nicht so weit ausdehnen wird, sobald man eine anscheinend genügende Anzahl beeidigter Aussagen hat, auch zu ungerechten Urtheilen führen. Endlich ist zu berücksichtigen, daß demnächst die Beeidigungen zu einer Zeit stattfinden müssen, wo der Richter oft noch gar nicht mit Sicherheit zu übersehen in der Lage sein wird, ob ein Zeuge wirklich als solcher zu gebrauchen, ob er nicht vielleicht in irgend einer Weise bei der That betheilig ist, obgleich noch kein Verdacht in dieser Beziehung auf ihm ruht. Gar nicht selten verwandelt sich im Laufe der Untersuchung ein Zeuge in einen Angeklagten, — und wie dann, wenn er zuvor beeidigt worden ist!

Die Gesetzgebung muß mit allen Mitteln den Meineiden, insbesondere den falschen Zeugeneiden im Strafverfahren, entgegen treten, das Ueberhandnehmen solcher Fälschungen wenigstens einzudämmen suchen, will sie die Strafrechtspflege nicht schweren Gefahren preisgeben.

Der Schwerpunkt des Entwurfes liegt in der Wiedereinführung der so oft und von so Vielen begehrten Berufung gegen die Urtheile der Strafkammern. Daß die Berufung eine Einrichtung von nur zweifelhaftem Werth ist, erkennt auch der Verfasser des früher hier veröffentlichten



Auffages an; ich stimme ihm aber auch darin bei — wenn auch zum Theil aus anderen Gründen —, daß durch wesentliche Aenderungen des Verfahrens, die der Entwurf neben der Berufung vorschlägt, das Verfahren überhaupt, und namentlich auch die Stellung des Angeklagten, erheblich verschlechtert werden. Der Umfang der Beweisaufnahme soll in Zukunft vom richterlichen Ermessen abhängig gemacht werden können, sofern nicht die Verhandlung vor dem Reichsgericht oder einem Schwurgericht stattfindet. Das ist der bedenklichste Vorschlag, den der Entwurf enthält, — er ist unannehmbar. Zugegeben, daß mit dem Recht der eigenen Zeugenladung und dem Anspruch des Angeklagten, daß die geladenen und erschienenen Zeugen auch vernommen werden mußten, zuweilen Unfug getrieben sein mag: immer war es noch besser, daß der Angeklagte mit unnöthigen Zeugen und unerheblichen Fragen an sie die Verhandlungen aufhielt, als wenn ihm demnächst von Rechtes wegen die Vertheidigung abgeschnitten werden kann; im praktischen Erfolg kann jener Vorschlag wirklich dahin führen, und ohne daß man dem Gericht, das die Sache nach bestem Ermessen für ausreichend aufgeklärt hielt, daraus einen Vorwurf machen darf. Doppelt gefährlich kann diese Neuerung werden, weil sie für die erste und die zweite Instanz geplant ist, so daß der Angeklagte vielleicht in keiner Instanz die Vernehmung der Zeugen, die er für erheblich hält, oder über die Punkte, die er für erheblich hält, durchzusetzen in der Lage ist. Aber selbst angenommen, daß durch solche Beschränkung der Beweisaufnahme niemals ein materieller Schaden entstehen würde: die Novelle verfolgt doch die Tendenz, das Vertrauen in die Rechtsprechung der Strafgerichte zu heben, und diese Bestimmung ist gerade geeignet, wenn, wie nicht anders zu erwarten ist, auch ausgiebiger Gebrauch davon gemacht wird, das Vertrauen in die Rechtsprechung schwer zu erschüttern. Was nützt neben einer solchen Bestimmung das Geschenk einer zweiten Instanz!

Eine fortschreitende Entwicklung der Strafrechtspflege muß dahin drängen, die Aufgaben der Polizei und des Gerichtes im Vorverfahren anders als bisher abzugrenzen. Der Polizei gehört die ermittelnde, recherchirende Thätigkeit, Beobachtungen, Befragungen, Feststellungen aller Art; die Vernehmungen sollten so weit wie möglich dem Richter vorbehalten bleiben. Wenn man den Gedanken consequent verfolgt, daß die Verdicigung der Zeugen bei ihrer ersten richterlichen Vernehmung im Vorverfahren eingeführt wird, so sollte man erwarten, daß der Entwurf auch Gewicht auf richterliche Handlungen im Vorverfahren legen würde. Dem ist aber nicht so. Indem der Entwurf die Zuständigkeit der Schöffengerichte so ungeheuer erweitert, daß der Schwerpunkt der Rechtsprechung erster Instanz auch in Vergehenssachen in Zukunft bei ihnen ist, hat er für alle diese Sachen die richterliche Thätigkeit im Vorverfahren fast beseitigt. Denn in Schöffensachen giebt es keine Voruntersuchung

und die Anwälte, denen die Bearbeitung der Schöffensachen zukommt, pflegen sich zur Aufklärung dieser Sachen fast ausschließlich der Polizeiorgane, Gendarmen, Polizeikommissare, Ortsvorsteher u. s. w. zu bedienen. Man behauptet doch ja nicht, daß die Vergehen auch jetzt durchweg die gleiche Behandlung erfahren oder daß sie im Weg der Ueberweisung auch jetzt alle an die Schöffengerichte gelangen. Abgesehen davon, daß einige der in Zukunft den Schöffengerichten zugewiesenen Sachen überhaupt zur Zuständigkeit der Strafkammern gehörten und nie an die Schöffengerichte kommen konnten, wurden komplizirtere Fälle, z. B. eine gemeinschaftliche oder gefährliche Körperverletzung, ein Jagdvergehen und Vergleichen, kaum jemals den Schöffengerichten überwiesen. Vor Allem war aber in allen den Fällen, die vom ersten Entwurf neu den Schöffengerichten zugewiesen sind, die richterliche Voruntersuchung zulässig und es wurde bei schwierigen Fällen auch regelmäßig Voruntersuchung geführt. Der Wegfall der Möglichkeit einer Voruntersuchung in diesen Sachen ist nicht nur eine erhebliche Verschlechterung des Verfahrens überhaupt, sondern auch namentlich eine Schädigung der Interessen des Angeklagten. In der Voruntersuchung hatte der Angeeschuldigte die Möglichkeit, sich zu verteidigen und das Material anzugeben, das ihm zu seiner Bertheidigung dienlich schien; jetzt wird es vorkommen, daß der Angeklagte in der Hauptverhandlung erscheint, ohne recht zu wissen, was man ihm zur Last legt, deshalb ohne jede Vorbereitung, — und das Gericht kann den Umfang der Beweisaufnahme bestimmen! Komplizirte Fälle gemeinschaftlicher Körperverletzung, wie sie auf Kirniesen auf dem Lande und, namentlich nächtlicher Weise, in den Industriebezirken an der Tagesordnung sind, und andere schwierige Sachen würden in der Hand des Anwalts und ohne die Möglichkeit einer Voruntersuchung stets unaufgeklärt bleiben, und wenn es zur Anklage kommt, entweder regelmäßig mit Freisprechung endigen oder es würde sich der bedauerliche Fall häufig ereignen, daß der zufällig Abgefasste, vielleicht minder Schuldige, verurtheilt wird, während seine Mitthäter, vielleicht die Hauptschuldigen, leer ausgehen. Wenn ich nicht irre, so wurde z. B. vor Kurzem davon geredet und darüber geschrieben, der zunehmenden Höheit müsse entgegengetreten werden; glaubte der Entwurf Das durch Zuweisung der Körperverletzungen an die Schöffengerichte und die damit verbundene Verschlechterung des Verfahrens zu erreichen? Hier sind durch den Bundesrath inzwischen auch Abänderungen des ersten Entwurfes vorgenommen, welche die beabsichtigte Erweiterung der schöffengerichtlichen Zuständigkeit wieder etwas einschränken.

Zahre lang hieß es, der Einführung der Berufung stehe der Kostenpunkt hindernd entgegen; der Entwurf hat es fertig gebracht, die sehnüchthig harrende Welt der Angeklagten mit der Berufung zu beschenken, ohne erheblichen Mehraufwand an Kosten. An Landrichtern wird so beträchtlich erspart,

daß der geringe Mehrbedarf an Oberlandesgerichtsräthen und Amtsrichtern dadurch fast gedeckt ist; das Verfahren ist in vielen Punkten vereinfacht, es kann in Zukunft, abgesehen von dem Reichsgericht und den Schwurgerichten, ohne den entfernt wohnenden Angeklagten, in der Berufungsinstanz überhaupt ohne den Angeklagten und nach dem Ermessen des Gerichts ohne unmittelbare Vernehmung von Zeugen, verhandelt werden. Bei Licht besehen, drängt sich aber unwillkürlich der bekannte Ausspruch auf, daß billig nicht auch immer gut ist. Berufungsgerichte gegen die Urtheile der Strafkammern sollen die Oberlandesgerichte sein, für entfernt liegende Landgerichte können auch Strafsenate bei Landgerichten gebildet werden. Von der letzten Maßregel wird man keinen zu ausgedehnten Gebrauch machen dürfen; denn sonst würde das Prinzip, daß das Berufungsgericht das höhere Gericht über dem Landgericht sein müsse, das Prinzip, für das die Begründung des Entwurfes so warnu eintritt, nur auf dem Papier stehen. Macht man aber nur in beschränktem Umfang von der Bildung der Strafsenate bei den Landgerichten Gebrauch, dann tritt ein anderer, nicht zu unterschätzender Mißstand in die Erscheinung, daß die Bezirke der regelmäßigen Berufungsgerichte viel zu groß sind. Die ganze Gerichtsorganisation paßt nicht zur Einführung der Berufung. Hätte man am ersten Oktober 1879 die Berufung beibehalten, so würde man schwerlich die kleineren Appellationsgerichtsbezirke durch die großen Oberlandesgerichtsbezirke (man denke an Breslau, Königsberg, Köln) ersetzt haben. Die Berufungsgerichte gerathen dadurch in ein Dilemma, entweder, wie es das Gesetz als zulässig vorsieht, frischweg ohne Angeklagten und ohne geladene Zeugen zu verhandeln, oder den Prozeßbetheiligten die Unannehmlichkeiten der großen Bezirke in der empfindlichsten Weise fühlbar zu machen. Im ersten Fall würde das Verfahren in der Berufungsinstanz jeder Garantie einer objektiv gerechten Rechtsprechung entbehren. Das Prinzip der Mündlichkeit mit seinen Vortheilen wäre über Bord geworfen; bestenfalls würde das Berufungsgericht auf Grund von Protokollen urtheilen, die durch das Zeugenverhör seitens ersuchter, bei der Sache nicht weiter beteiligter und deshalb das Beweisthema mechanisch abfragender Richter gewonnen sind, meist dagegen würde die zweite Instanz ihr Urtheil auf Grund der in der Hauptverhandlung erster Instanz niedergeschriebenen, auf ihren Inhalt nicht kontrolirten, den Betheiligten nicht vorgelesenen und von ihnen nicht genehmigten Zeugenaussagen, denen Niemand volle Beweiskraft zuschreiben kann, abgeben müssen. Wenn aber die Berufungsgerichte häufig die Ladung von Zeugen anordnen, dann wird diese zu einer erheblichen Belästigung des Publikums sich gestalten. Zum Landgericht können die Zeugen regelmäßig in einem oder in zwei Tagen hin und wieder zurück kommen, zum Oberlandesgericht würde in manchen Bezirken für einen großen Theil der Gerichtseingefessenen die Reise zwei, auch drei Tage in

Anspruch nehmen, trotz den Senaten bei den Landgerichten. Die entstehenden Kosten können den gering bemittelten Angeklagten wirthschaftlich vernichten. Bei den großen Bezirken wird nur der wohlhabende Angeklagte in der Lage sein, vor dem Berufungsgericht zu erscheinen, der gering bemittelte oder ganz arme bleibt zu Hause. Der Entwurf legt ja überhaupt keinen großen Werth auf das Erscheinen des Angeklagten in der Hauptverhandlung; die Mehrzahl der Praktiker hat sich aber daran gewöhnt, den Menschen auch zu sehen, über den geurtheilt werden soll, und die Angeklagten wissen selbst, daß die persönliche Anwesenheit vor Gericht unter Umständen von großem Vortheil für sie ist. Der Aermere, der die Reise nach dem Sitz des Berufungsgerichts und den Aufenthalt daselbst nicht oder nicht ohne große Opfer zu bestreiten im Stande ist, wird deshalb häufig von dem Rechtsmittel keinen Gebrauch machen, da er sich davon keinen Erfolg verspricht, weil er selbst nicht reisen und auch keinen Vertheidiger bezahlen kann.

Zum Schluß noch eine Bemerkung zu der geplanten Aenderung bei der Wiederaufnahme des Verfahrens, die in Zukunft, abgesehen von seltenen formellen Ursachen, zur Voraussetzung haben soll, daß durch das neue Vorbringen die Unschuld des Verurtheilten nachgewiesen sein soll. Abgesehen davon, daß damit die Wiederaufnahme des Verfahrens zu einem für den Verurtheilten ziemlich werthlosen Rechtsmittel wird, kommt der Richter in die unerträgliche Lage, einen Verurtheilten, der nicht mehr überführt erscheint, und der deshalb im ordentlichen Verfahren unzweifelhaft freigesprochen würde, verurtheilt zu lassen, weil seine volle Unschuld nicht dargethan ist. Der Unterschied zwischen nicht überführt und nachgewiesenermaßen unschuldig liegt auf der Hand; wer nicht mehr überführt ist, Dem muß die Wiederaufnahme des Verfahrens zu Theil werden, -- allerdings sollte dabei sorgfältiger, als es bisher vielfach geschieht, unterschieden werden, ob wirklich die neuen Thatfachen und Beweise den früher angenommenen Schuldbeweis erschüttert haben, oder ob dabei auch die durch den Zeitablauf natürliche Abschwächung des Schuldbeweises ihre Wirkung geäußert hat. Diese Unterscheidung mag schwierig sein, sie muß jedoch einmal gemacht werden.

Dem Entwurf stehen im Ganzen so wesentliche Bedenken entgegen, daß es im Interesse der Strafrechtspflege läge, wenn er nicht Gesetz würde.

\* \* \*



## Die serbische Anleihe.

Die geriebensten Finanzmänner müssen sich gestehen, daß sie diesmal mehr Glück als Verstand gehabt haben. Das waren Sorgen, als vor nun vielen Monaten die serbische Regierung die vertrauliche Erklärung abgab, daß ihr die Zinsenlast über den Kopf wachse! Und nun erst, da eine unbefangene rechnerische Untersuchung erwies, wie hierbei nichts übertrieben war. Serbien konnte thatsächlich so viele Coupons nicht mehr einlösen, wie es nach Lage der Anleihen alljährlich zu zahlen hatte, und wenn auch die Banken sich bald überzeugten, daß die rasch einander ablösenden Ministerien jedesmal bei ihren Partei-anhängern als höchst milde Steuereintreiber erschienen, so ließ sich doch der effektive Ausfall damit nicht wegleugnen. Was thun? Es kamen Zeiten, wo eine Zinsreduktion nahezu unabwendbar erschien, denn eine Konversion von fünf zu vier Prozent konnte man doch eine solche Prozedur unmöglich nennen, so lange fünfprozentige Goldserben noch 60 oder 70 notiren (Rumänen stehen 98 Prozent). Schlimmeres hätte kaum kommen können, und selbst die starke Aufwärtsbewegung von heute würde vor einem derartigen Ueberfall den Athem verloren haben. Daß die Banken Alles aufboten, um das von ihnen trotzdem befürchtete Ereigniß zu hintertreiben, ist selbstverständlich. Die Berliner Handelsgesellschaft gewann sich, wie Dies hier schon einmal geschildert wurde, die Ottomanbank zur unfreiwilligen Theilhaberin und die Länderbank scheint an ihrer Kette sogar so heftig gefaßelt zu haben, daß das Gerücht von ihrem Rücktritt aus den serbischen Geschäften noch jetzt grassirt. Als ob Das so leicht ginge!

Wichtig für die Verhandlungen, die ja heute noch keineswegs abgeschlossen sind, war der Umstand, daß die Entscheidung in Paris lag. Dadurch machten sich die Herren in Belgrad Hoffnung auf ein größeres Anlehen, wofür bei uns nicht leicht Geld zu haben war. Andererseits hatte man aber auch bei den Franzosen eine tiefe Mißstimmung zu beseitigen, da die willkürliche Aufhebung der getrennt geführten serbischen Eisenbahnkasse schon vor Jahren die französischen Besitzer in Harnisch gebracht hatte. Dafür konnte jetzt nur eine fremde Administration entschädigen, und diese, so bereitwillig sie sich den einheimischen Formen anpassen wollte, bildete nicht allein den Gegenstand von königlichen Ansprüchen und Andeutungen, sondern auch von politischen Parteiungen, die den ganzen Plan als noch viel unmöglicher erscheinen ließen. Einmischung fremder Interessenten in die Angelegenheiten des Landes, — welcher prachtvolle Stoff für jede Opposition! Da kam den Banken ein Helfer in der Noth, an den zu denken bisher keine begründete Ursache vorlag: der Geldmarkt. Sobald da einmal der räthselhafte Ueberfluß eintrat, konnte man auch ganz andere Pläne machen. Man konnte dem sehr ehrenwerthen Finanzminister Petrovic, dem ja ein frisches Anlehen am Herzen liegt, die Zinsreduktion derjenigen Obligationen (Agrarbons 2c. 2c.) nachgeben, die noch in den Portefeuilles der Banken ruhen, also die Oeffentlichkeit noch gar nicht unsicher gemacht haben. Diese leidige Zinsmälerei erhält den tröstlichen Namen: Unifizirung; d. h. eine Anzahl verschiedener Anlehen werden zu 4prozentigen Goldobligationen vereinigt und dann neu emittirt. Da hierbei vielleicht noch über zwanzig Millionen unterlaufen, die erst jetzt nach

Belgrad abgeführt werden, so dürfte es sich um ungefähr hundert Millionen Francs handeln, die zu siebenzig oder mehr Prozent zur Zeichnung gelangen.

Die Summe und der Preis der Anleihe werden übrigens noch erwogen und sind bisher noch nicht öffentlich bekannt geworden. Und nun kommt die wahrscheinlich zutreffende Rechnung der kontrahirenden Bankiers. Diese sagen sich nämlich: „Was sind in den jetzigen Tagen, wo Jeder dem Anderen die Anlagen gleichsam aus der Hand reißt und wo auch der französische Markt mitzuarbeiten hat, hundert Millionen? Sobald die fremde Administration definitiv gesichert ist, werden sich die Zinsliebhaber auf das Papier stürzen, wir verkaufen nicht zu rasch aus und werden einen sehr hübschen Theil erst abgeben, wenn die neuen Fonds zehn und fünfzehn Prozent im Werthe gestiegen sind. Auf diese Weise gleichen wir auch den Schaben aus, der unseren Bilanzen aus der Unfinanzierung des Zinsfußes erwächst.“ Diese Rechnung kann zutreffen. Man hat heute wirklich Hunger nach Papieren, besonders nach höher rentirenden, und Serbien hat dem Publikum gegenüber bisher noch immer seine Pflichten erfüllt, obgleich es sich zu diesem Zwecke das Geld oft erst leihen mußte. Das haben in der ersten Phase ihrer Regenerierung aber auch Länder wie Ungarn gethan und sind dabei gesund geworden. Die Fremden-Kontrolle wird sofort ein großes Vertrauen hervorrufen, da nunmehr die Verwaltung zum ersten Male umfangen auftreten kann. Endlich kommt auch der Name der Ottomanbank in Betracht. Die feinsten Firmen Frankreichs sind in deren Aufsichtsrathe vertreten und Das wird bei dem neuen Kredit, der einem Lande gegeben werden soll, kaum außer Betracht bleiben. Besser wäre es natürlich, wenn auch der Crédit Lyonnais, Frankreichs ausgebreitetstes Kommissiongeschäft, mit von der Partie wäre, allein Dies ist doch etwas unwahrscheinlich.

Sollte der Plan gelingen, so wäre damit natürlich nur die äußere Schwierigkeit gelöst; die innere betrifft die Fähigkeit Serbiens, sich wirklich zu reorganisiren. Das hängt jedoch nicht allein von einer tüchtigen Kontrolle nach westlichen Mustern ab, sondern wesentlich auch von dem Aufhören der erbitterten Parteien. Ist hierzu keine Aussicht vorhanden, so würde ein auf achtzig Prozent steigender Kurs für vierprozentige Goldserben nur die allgemeine Gelb-  
abundanz ausdrücken, aber keineswegs die wirkliche Kreditwürdigkeit des Staates Alexanders des Kleinen. Man darf neugierig sein, wie die bevorstehenden Jahresberichte der beteiligten Banken diese Angelegenheit darstellen oder auch nur streifen werden. In der Kunst, mit wenigen Worten wenig zu sagen, haben es bekanntlich die Leitungen fast aller Aktiengesellschaften sehr weit gebracht. Die gewaltigsten Unternehmungen veröffentlichen die kleinsten Rückblicke, während z. B. irgend eine Trambahngesellschaft im Elsaß ihre Verluste vom verflohenen Jahre mit rührender Weitläufigkeit erzählt. Eine effektive Lösung der serbischen Finanzverwickelung würde für die Börse Beträchtliches zu bedeuten haben, wenn der allgemeine Kurs-Ausschwung nicht schon hoch genug flöge. Im Uebrigen wartet die Groß-Spekulation jetzt begierig auf einen Wahlsieg Crispis und eine dann mögliche Erholung der italienischen Rente. Das wäre allerdings noch ein ganz anderer Treffer als die Mohnenwäsche eines Balkanstaates. Pluto.



## Die Nibelungen.

**N**am die Wiege der arischen Völker schwebt das Bild eines hellen Helden, eines im offenen Kampf Unbesiegbaren, der stark und zugleich doch auch gütig ist. In einer Zeit, die nur den Kampf um die Nahrung des Leibes, um Schätze und Ruhm und um den Besitz des Weibes kennt, kann eine spiritualisirte Vorstellung nicht die Urzelle der Poesie befruchten; derb und deutlich muß das Idealbild sein, das den dumpfen Sinnen der Kinder-völkheiten sich einprägen soll. So entsteht, am Ausgang der Barbarei, die sich nur für das Kriegsglück roher Gewaltthäter entflamnte, das lichte Bild des Milden und Mächtigen, dessen Speer den Sieg sichert und dessen heischende Hand dann den Frieden gebietet. Er darf kein Gott sein, sonst wäre er den Menschengenossen allzu sehr ins Weite und Hohe entrückt. Doch er darf auch das Menschenschicksal nicht leiden, darf nicht altern, nicht ~~wählich~~ verfallen, nicht das krause Gelock und die harten Zähne verlieren und mit durchfurchtem Fell als ein bröckelnder Greis dem Grabe entgegen wanken. Er muß früh sterben, in sprossender Jugendkraft; und er muß den Tod eines Edlen sterben, den Tod des geruhig Vertrauenden, den Verräther-tüde dahinjrafft. Einem Naturvolk, dem in moralisirender Anschauung die Muskelkraft als die höchste Tugend erscheint, muß die Hinterlist mehr als jedes robustere Laster verhaßt sein, weil sie den Starken dem Schwachen zur Beute giebt. Deshalb wird der Held, der nicht wie ein Gott ewig leben und nicht wie ein Mensch hinfällig werden darf, zum Unverwundbaren, der an einer Stelle nur sterblich ist, und die packende Tragik seines Geschickes wird erfüllt, da an dieser einen Stelle ihn die Tücke trifft. Im Helden-sang sind, nach dem Wort Ludwigs Uhland, nur die beiden großen Gruppen der Treuen und Untreuen zu unterscheiden. Wenn der Treueste, der im Heldenlied auch immer der Stärkste ist, vom untreuen Schwächling gefällt ist, dann ist der gräßlichste Trevel geschehen, dann geht ein Wehgeschrei durch die grausam gleichmüthige Natur und die von so furchtbarem Anblick Betroffenen versuchen, stammelnd das erduldete Leid poetisch zu gestalten. Alle natürlich entstandene Poesie, die noch nicht Literatur geworden ist, entspringt dem Wunsch, mit den augenfälligen Erfahrungen der Alltäglichkeit, und besonders mit schreckhaft schmerzlichen, auf einem höher gelegenen Felde sich auseinanderzusetzen. Ein kindliches Volk sieht Helden fallen, die es vorher für unüberwindlich hielt, und es sucht, da der Glaube an Zufälligkeiten, der mit der Skepsis erst sich als ein ruchloser Zerstörer einstellt, ihm noch fremd ist, andere, das Bedürfnis nach Gerechtigkeit mehr befriedigende Erklärung. Ist das Volk eines, das List und schlaue Verschlagenheit bewundert, dann spinnt es ein Intriguenspiel und läßt den Listenreichtum der Götter, die

seinem Idealbedürfniß angepaßt sind, über Sieg und Fall frei entscheiden; dann wird Odysseus der volksthümliche Held und Achilles bleibt eine blendende Episode. Lenkt der Volkssinstinct die Bewunderung auf geraden männlichen Muth, dann geht Alles hübsch menschlich ab und die Hinterlist mordet die froh vertrauende Kraft; dann wird Siegfried der Held und durch die Zeiten ertönt das Lied von dem Starken und Milben, der den Sieg brachte und mit dessen frühem Scheiden der Friede wich.

Die Mythen wandeln sich mit der Wandlung der Zeit. Die Götter sind zu Heroen geworden; sie vermenschlichen sich mehr und mehr und allgemach meldet sich auch das Bedürfniß nach einer reicheren Handlung; ganz natürlich: das äußere Leben ist reicher und bunter geworden und der erwachende Geist, dem nur die Volkslieder einstweilen Nahrung bieten, sehnt sich nach Abwechslung. Die ersten Poeten spüren das Bedürfniß und mühen sich um seine Befriedigung. Sie thun, was im Garten Eden der Schöpfer einst that, sie geben dem Helden eine Gefährtin. Damit bietet sich ihnen gleich die bequeme Möglichkeit, den Knoten straffer zu schürzen und nach Belieben zu lösen; die Frau weint, wenn der Mann in den Kampf zieht, sie wird von Freiern umdrängt, während er fern ist, sie hält die Treue oder wählt einen feinen Duhlen, sie wird dem Helden die kraftvolle Helferin oder stiftet ihm, in argloser Sorge, Unheil und Verderben. Dieses neue Element, der Eintritt der Frau in die Geschichte und Sage, hat den Mythos um manche Gänge und Nischen erweitert, in denen aufregende und rührende Bilder zu schauen sind. Andere Motive gliedern sich an, Sagen und Märchen und Anekdoten, und am Ende entsteht ein buntes Gebäude, das zwar nicht organisch geworden ist, dessen einzelne Theile auf den fernem Betrachter aber doch beinahe künstlerisch wirken, wie schön verwitternde Ruinen aus einer Fabelzeit. An einem einzigen Bau, der unter dem Sonnenhimmel des Griechenlandes gethürmt wurde, sind die Linien beinahe in alter Reine erhalten geblieben; alle anderen Volksepen zeigen Brüche und Risse und, zwischen prangenden Säulen, ein morsches Gebälk. Das Nibelungenlied hat eine höhere Einheit als die Ilias, deren Gestalten feiner und mannigfacher vermenschlicht sind, aber es ist in seinen einzelnen Stücken noch ungleichartiger und hinterläßt in viel stärkerem Maße den Eindruck des unorganisch Gefügten. Vielleicht, weil die Sagenkreise, in denen es sich bewegt, weiter reichen und künstlicher verschlungen sind; was bedeutet der Streit der Griechen und Troer neben einem Mythengeranke, das vom höchsten Norden, wo Djaus und Wodan in kalten Götterburgen haufen, bis zum Herrensiß Ermanarichs und zum Erobererthron Attilas reicht, von Friggas feuchter Kälte bis zur wüsten Wollust der merovingischen Fredegunde und Brunnhilde, vom arktischen Frieden bis in die schwüle Treibhausluft rascher Reichsgründungen und jäh



wechselnder Machtverschiebungen? Die Aufgabe, aus diesem Geranke einen Kranz zu winden, war für einen Einzelnen zu schwer; viele Hände mußten sich vereinen, viele Sinne mußten komponiren und kombiniren, — und so kam wohl ein Gewinde, nicht aber ein nach einem Plan und Geschmack kunstvoll getönter Kranz zu Stande. „Das mittelhochdeutsche Epos“, sagt Wilhelm Scherer, „macht den Eindruck einer alten Kirche, an der mehrere Baumeister gearbeitet haben, von denen einige die Intentionen ihrer Vorgänger sorgsam weiter zu führen suchten, andere willkürlich ihrem Kopfe folgten; kleinere Geister haben Bilder und Schnörkel und Nebenbauten angebracht und über das Ganze hat die Ferne der Zeiten das gleichmäßige Grau des Alters gesponnen.“ Der einfache Mythos, der um die Wiege der arischen Völker schwebte, hatte sich während dieser Bauarbeit zu einem an Handlung und Abwechslung reichen Heldenfang umgewandelt.

Dennoch bleibt die höhere Einheit bewahrt. Die sittliche Einheit: der Schuld folgt die Strafe, der bösen That die grausame Rache. Die Einheit der Motive: die Treue gegen das Geschlecht stößt mit der Treue gegen den Einzelnen, den einzig geliebten Mann, in hartem Anprall zusammen. Und die Einheit der Hauptstimmung: aus der wirren Polyphonie löst sich ein Ton, ein beherrschender, der in tiefen Noten doch sogar das schrille Hunnengefiedel überklingt. Dieser Ton, der die Stimmung giebt, ist nicht leicht zu bestimmen; seine Klangfarbe wird man noch am Besten erkennen, wenn man zusieht, wie er auf ein empfindliches Gehör wirkt. Goethe schrieb einmal über das Nibelungenlied: „Riesenmäßig. Die Motive durchaus sind grundheidnisch. Keine Spur von einer waltenden Gottheit. Der christliche Kultus ohne den mindesten Einfluß. Helden und Heldinnen gehen eigentlich nur in die Kirche, um Händel anzufangen. Alles ist derb und tüchtig von Hause aus. Dabei von der größten Roheit und Härte. In Absicht auf Lokalität große Düsternheit.“ Man merkt, wie der Verstand hier das widerstrebende Empfinden zur Bewunderung gezwungen, wie die hartkantige Rauheit dieser überlebensgroßen Gestalten den menschlichsten Dichter abgestoßen hat. Sein helles Gehör vernahm den stimmenden Ton, aber dieser Ton klang ihm fremd und beleidigend. Mit dem blonden Helden hätte er sich vielleicht befreundet, aber der finstere Tronjer schreckte ihn, der schwächlich brutale Burgundenkönig mit seinem wüsten Mannengefolge bot der feinen Menschlichkeit keinen Reiz und unter den schlimmen Frauen fand der Zärtliche, der vom Ewig-Weiblichen die Erlösung erhoffte, sich erst gar nicht zurecht. Ein altgermanischer Ton aus der düsteren Enge einer fanatischen Pflichtauffassung traf und verletzte das Ohr des verfeinert Modernen und der Erwecker der Iphigenie wehrte sich gegen eine fremde und feindliche Welt. Die Nibelungenmotive lagen weitab von den Idealen einer goethisch heiteren Kunst. Die Weise



Geschlecht von Demokraten und Nationalisten heranwuchs. Aber die Zeit war erfüllt und die Epoche der Klassenkämpfe, die durch die Daten 1789, 1830 und 1848 bezeichnet ist, hätte eine revolutionäre Dichtung geboren, auch wenn dem genialischen Lord der Kanalkatarrh nebst dem darauf folgenden chronischen Weltschmerz erspart worden wäre.

In deutschen Norden wurde der Klassenkampf einstweilen noch von einer stärkeren und allgemeineren Regung zurückgedrängt. Hier hatte der Morse gehaust, hier war eine nationale Schmach zu rächen und aus den Trümmern der Staat Friedrichs zu retten, ehe an eine Auseinandersetzung der Stände und Klassen zu denken war, — und hier entzündete die revolutionäre Erhitzung zunächst furchtbare patriotische Fieber. Fichte und Arndt und Jahn riefen das Volk zur Erhebung, Achim von Arnim fand packende Töne zornigen Schmerzes, Körner wurde als Sänger und Held gefeiert und de la Motte Fouqué lockte mit trotzigem Ruf zu fröhlichem Jagen; selbst Goethe, auf dessen mächtiger Leier die patriotische Saite fehlte, hielt es für anständig, durch das Festspiel vom Erwachen des Epimenides den Sturz des Mannes zu feiern, an dessen Sieg er, unbekümmert um nationale Sorgen, so fest und innig geglaubt hatte. Die Anderen aber, die leidenschaftlichen Patrioten, duldeten es nicht länger in der genährigten Zone der antiken Stoffe; sie wollten deutsch sein, ganz deutsch, und germanisches Heldenthum nur noch verherrlichen. Der Baron de la Motte suchte Sigurd, den Drachentöter, und Kleist, der mit berben Vorussenfäusten vergeblich um Penthesileens Amazonenreize geworben hatte, wagte mit besserem Glück nun vor der Strahlburg und im Teutoburger Walde den Kampf. Die Wuth wich, als sich an die preussischen Fahnen wieder der Sieg zu ketten begann und als die Episode der hundert Tage zerronnen war, aber die zornige Grundstimmung klang noch lange nach und das nationale Sehnen, dem der Wiener Friede und die schweren Tage der Metternichtigkeit die Erfüllung nicht gebracht hatten, wurde wieder lebendig, da um das Jahr 1840 hellere Sterne am deutschen Himmel aufgingen und der Traum von der Einigung der zerstückelten Stämme den Unterthanen des jungen Preußenkönigs oft schon greifbare Wirklichkeit zu werden schien.

Damals, nach dem romantischen Intermezzo, schwebten die Waggeschalen der Dichtung einen Augenblick in gleicher Höhe: die eine mit Explosivstoffen für die kommenden politischen und sozialen Kämpfe bepackt, die andere ganz mit streitbarem Nationalpathos angefüllt. Die Enttäuschungen, die auf den glanzvollen Beginn einer von hoffender Liebe begrüßten Regentenlaufbahn folgten, und die wetterwendischen Launen eines schwachen und eigenmächtigen Herrschers brachten die Entscheidung: die Söhne des jungen Deutschlands verzweifelten an der Zukunft des Vaterlandes und traten als Sänger und Kämpfer in die Reihen der für ihre Gleichberechtigung kämpfenden Klassen ein.

von Weimar mußte erst verklungen sein, das Bedürfniß neuer kämpfender Klassen, die mit den behaglich im Grünen ruhenden Feudalherren den Kampf um ihr Daseinsrecht wagen wollten, mußte an die Stelle der abgeklärten Klassikerruhe erst die wild tobende Mittelalterlichkeit heraufgeführt haben, in romantischem Nachtpuz, ehe die Sinne wieder für das dumpfe Drommetengeschmetter aus Norden empfänglich wurden. Den Sturmmarsch des Bürgerthums gegen den Feudalstaat konnten nur kriegerische Klänge besüßeln; deshalb beschworen in Frankreich die neuen Varden die Schatten romanischer Renaissancehelden, deshalb tasteten derbftnochige Norddeutsche sich zu den Duellen der altgermanischen Dichtung zurück.

Geistig oder gesellschaftlich deklassirte Junker — die allen Revolutionen die fähigsten und die gefährlichsten Führer geliefert haben — waren als Pfadfinder vorausgeschritten. Lord Byron, der kokette Gigant, der zwischen künstlich geschichteten Riesenblöcken seine wundervollen Maskeraden veranstaltete, als eleganter Jongleur im Fitterstaat auftrat oder auf der Leiter seiner literarischen Erinnerungen sink zu den höchsten Problemen emporkletterte, — nur um der eflen Wirklichkeit eines welkenden Klassendaseins zu entfliehen; Alfred de Musset, dessen von alkoholischen und venerischen Genüssen zerrüttete Nerven aus der verzußerten Erbärmlichkeit der bourgeoisen Lutschbeutelperiode sich in den blutdunstenden Glanz der Kondottieretage zurückzehrten; Heinrich von Kleist, der im Gleichmuth nur die Tugend der Athleten sah, der die feine Menschlichkeit der Griechenhelden verstand und den dennoch ein hitziges Temperament in die Anbetung einer fast barbarischen Brutalität hineinbeßte; Heinrich Heine, der so gern ein heiterer Hellene sein wollte und im Innersten doch immer ein Palaestiner aus der Gegend von Nazareth blieb und dessen käßchenhaftes Genie bei dem Saltomortale vom Sinai auf den Olymp am Ende wirklich das Genick brach —: sie Alle, der britische, der französische, der preußische und der jüdische Junker, waren Deklassirte, sie Alle wurden die Boten und Ständer des drohenden Sturmes. Sie hatten im Ständestaat der Geister ihre Maste verloren und zogen nun aus, mit Leyer und Schwert, in einer neuen Welt die neue Heimath und die neue Weltanschauung aufzusuchen. Nur an dem Stärksten von ihnen konnte Goethe, den an Byron wohl zunächst die graziösen Lordmanieren bestachen, sich noch rechtschaffen ärgern: an Heinrich Kleist, der ihm wie ein von der Natur schön intentionirter, aber von einer unheilbaren Krankheit ergriffener Körper erschien; ganz sicher aber hätte er sich an Allen geärgert, wenn er die Entwicklung bis zum Ende erlebt hätte. Die Revolutionäre von gestern hassen immer die Revolutionäre von morgen und der aristokratische Weltbürger und Heroenbewunderer hätte den Abscheu und Schauder gewiß nicht verborgen, als aus dem Samen der Junker ein

Geschlecht von Demokraten und Nationalisten heranzuwuchs. Aber die Zeit war erfüllt und die Epoche der Klassenkämpfe, die durch die Daten 1789, 1830 und 1848 bezeichnet ist, hätte eine revolutionäre Dichtung geboren, auch wenn dem genialischen Lord der Kanalkatarth nebst dem darauf folgenden chronischen Welterschmerz erspart worden wäre.

Im deutschen Norden wurde der Klassenkampf einstweilen noch von einer stärkeren und allgemeineren Regung zurückgedrängt. Hier hatte der Störse gehaust, hier war eine nationale Schmach zu rächen und aus den Trümmern der Staat Friedrichs zu retten, ehe an eine Auseinandersetzung der Stände und Klassen zu denken war, — und hier entzündete die revolutionäre Erhitzung zunächst furchtbare patriotische Fieber. Fichte und Arndt und Jahn riefen das Volk zur Erhebung, Achim von Arnim fand packende Töne zornigen Schmerzes, Körner wurde als Sänger und Held gefeiert und de la Motte Fouqué lockte mit trozigem Ruf zu fröhlichem Jagen; selbst Goethe, auf dessen mächtiger Leier die patriotische Saite fehlte, hielt es für anständig, durch das Festspiel vom Erwachen des Epimenides den Sturz des Mannes zu feiern, an dessen Sieg er, unbekümmert um nationale Sorgen, so fest und innig geglaubt hatte. Die Anderen aber, die leidenschaftlichen Patrioten, duldeten es nicht länger in der gemäßigten Zone der antiken Stoffe; sie wollten deutsch sein, ganz deutsch, und germanisches Heldenthum nur noch verherrlichen. Der Baron de la Motte suchte Sigurd, den Drachentöter, und Kleist, der mit derben Borussiafäusten vergeblich um Penthesileens Amazonenreize geworben hatte, wagte mit besserem Glück nun vor der Strahlburg und im Tentoburger Walde den Kampf. Die Wuth wich, als sich an die preussischen Fahnen wieder der Sieg zu fetten begann und als die Episode der hundert Tage zeronnen war, aber die zornige Grundstimmung klang noch lange nach und das nationale Sehnen, dem der Wiener Friede und die schweren Tage der Metternichtigkeit die Erfüllung nicht gebracht hatten, wurde wieder lebendig, da um das Jahr 1840 hellere Sterne am deutschen Himmel aufgingen und der Traum von der Einigung der zerstückelten Stämme den Unterthanen des jungen Preußenkönigs oft schon greifbare Wirklichkeit zu werden schien.

Damals, nach dem romantischen Intermezzo, schwebten die Wagschalen der Dichtung einen Augenblick in gleicher Höhe: die eine mit Explosivstoffen für die kommenden politischen und sozialen Kämpfe bepackt, die andere ganz mit streitbarem Nationalpathos angefüllt. Die Enttäuschungen, die auf den glanzvollen Beginn einer von hoffender Liebe begrüßten Regentenlaufbahn folgten, und die wetterwendischen Launen eines schwachen und eigenjinnigen Herrschers brachten die Entscheidung: die Söhne des jungen Deutschlands verzweifelten an der Zukunft des Vaterlandes und traten als Sänger und Kämpfer in die Reihen der für ihre Gleichberechtigung kämpfenden Klassen ein.

Seitdem ist den Deutschen kein Nationaldrama von bleibender Bedeutung mehr geschaffen worden, — denn die patriotischen Terminuspekulationen der neuen Kaupachs zählen nicht mit; wohl aber haben die Dichter, die vor den vierziger Jahren die erste Prägung erhalten hatten, an den Riesenstoffen der germanischen Volksgeschichte noch lange die Kräfte geübt, — nun nicht mehr, um dem nationalen Sehnen die Zunge zu lösen und einen niedergetretenen Stamm zu neuen Thaten zu spornen, sondern um in der weiten Sagenwelt nach Menschlichkeiten zu spähen und in den Mythentlüften bergende Schlupflöcher für politische, soziale und philosophische Ideen zu suchen.

Bald nach den Freiheitkriegen, die nur die Freiheit vom fremden Tyrannen brachten, hatte die germanistische Philologie kräftig die jungen Glieder geregt. Kurz nach einander erschienen: der erste Band der *Monumenta Germaniae historica*, Lachmanns Ausgabe und Simrocks Uebersetzung des Nibelungenliedes; bald darauf begann Gervinus die Geschichte der deutschen Nationalliteratur und Jakob Grimm führte in die Ursprünge der germanischen Dichtung zurück. Das junge, um 1810 geborene Geschlecht fand in diesen neu erschlossenen Schätzen ein wichtiges Bildungsmoment und für etwa sich regende Poetenwünsche einen Tummelplatz, in dessen fruchtbarem Erbreich bisher nur Kaupach ein Bischen herumgestochert hatte. Auf dem Olymp wuchsen nur den Epigonen noch mühsam dahinkümmernde Pflänzchen, — vielleicht war dem Lande der Nornen und Alben ein reicherer Pflanzenflor abzurufen. Das neue Stoffgebiet war jedenfalls riesengroß: das Versinken einer alten und das Aufdämmern einer neuen Götterwelt; der harte Zusammenprall verschiedener Kulturen; demüthiger Christglaube, der das schwelgende Heidenthum überwindet; die Wahl zwischen dem Glück der Liebe und goldig gleißender Macht; eine entscheidende Sittlichkeitwende; der Kampf zwischen sinnlichen und übersinnlichen Mächten; die erste Stufe im immer noch währenden Krieg der Geschlechter —: die Fülle der Gesichte erschien unendlich und jedes trug vertraute Germanenzüge und war in den feineren Linien doch undeutlich genug, um jedem Dichter noch die Möglichkeit zu geben, seine besondere „Idee“ in die verschwimmenden Umrisse hinein-zupinseln. Die Idee war so ziemlich die Hauptsache für eine Zeit, deren Luft ganz vom Hegelbacillus verseucht war. Für die Bacchanalien der Idee aber gab es gar keinen besseren Hintergrund als die flimmernde Nebellandschaft der germanischen Mythen, die zugleich auch national, politisch und sozial interessant geworden waren, weil sie auf einer frühen Stufe das Werden des Stammes, des Glaubens, des Staates und der Stände andeuteten.

Ein Mann, dem die ganze grimme Teutonenvuth des unter dem Korsenjoche Geborenen im Geblüt kochte und der dennoch der Erbe und Fortpflanzer der französischen Spätromantiker geworden war, ein durch eine

Art sozialpoetischer generatio aequivoca den Muffet, Chateaubriand und der Sand nahe Verwandter, musterte zuerst mit messendem Blick die massige, klüftige Welt. In ihm kam die jähe Wendung, die sich während der vierziger Jahre im Denken der Dichter vollzog, zu stärkstem und merkwürdigstem Ausdruck. Er war auf seine besondere Weise auch ein Deklassirter: ein Musiker, dessen Musik dem speißbürgerlichen Zeitgeschmack nicht behagte, und ein überhitzter Patriot, den die schäbige Nichtsnutzigkeit der deutschen Zustände ins Lager der Aufrührer trieb. Richard Wagner, dessen Verhältniß zu Hegels räthselreicher Ideenunendlichkeit Nietzsche mit glitzerndem Hohn enthüllt hat, fand, als er um 1848 zum ersten Male den Nibelungenstoff beschnüffelte, das Terrain zunächst für einen politischen Vorstoß geeignet: hier war Algermanien, hier konnte die Freiheit begraben sein. So entstand der frühe Entwurf, in dem die Götter die Freiheit, die Seele der Nibelungen, mit dem Ringe geraubt haben, den nun der schuppige Bauch des Drachen ihnen behüten muß. So wurde Siegfried, der einst riesenheitere Tölpel, zum Brecher alter Verträge, zum ungesetlich gezeugten Vertreter des Ungesetlichen, der die geheiligten Autoritäten verachtet und der alten Moral die Götterdämmerung heraufführt, und in Brünnhildens, des freien Weibes, irdischem Abschiedsgruß klang Etwas mit wie ein Echo aus dem kommunistischen Manifest. Später, als dem Flüchtling Wagner von Comte und Schopenhauer Allerlei ins Hirn gerauscht war und sein helles Gehör die ersten Regungen der kränklich verkümmerten ame moderne vernahm, wurde das revolutionäre Gedicht ins Philosophisch-Psychologische vertieft: Wotan wurde der Held — eine Zeit lang sollte er sogar der Titelheld sein —, in seiner zerzerreten Seele lag der Konflikt, zwischen dem Durst nach goldig gleißender Macht und dem Drang nach still beglückender Liebe wogte der Kampf, und Brünnhilde mußte nun die Vernichtung der Welt und der Gattung sängen. Wagner kam, so lange er lebte und sann, von dem Rheingold nicht wieder los, er hatte sich in dem abgründigen Gelände verankert und man könnte eine ganze Elitegeistesgeschichte des letzten Halbjahrhunderts aus den Etappen ablesen, die von Siegfried, dem Revolutionär, ihn bis zu der Stelle führten, wo der Hort ihm zum Gral wurde und der reine Thor den glorreichsten Thron bestieg, weil er im Nichtwollen ein Held gewesen war und im Brennpunkt der Gattung, im drängenden Trieb zur Paarung, die Skopzenkraft des Widerstandes gefunden hatte.

Zwei Monate vor Richard Wagner war Friedrich Hebbel, der Friesensproß, geboren worden, dessen vor fünfunddreißig Jahren vollendetes Trauerspiel von den Nibelungen, zum Schimpf und zur Schmach neudeutscher Kunstgessittung, jetzt erst, jetzt endlich, in Berlin aufgeführt worden ist. Man hat über Wagner gewiselt, weil er in Atlashosen Walkürenritte schrieb; bei Hebbel steckte der tragikomische Gegensatz nicht in den Hosen; er war schlimmer

bran als der allzu weibliche Titan von Bayreuth: er war ein hysterischer Riese und ein Theateroptiker mit der blickblanken Dialektik eines unter dem Hegelzeichen Gezeugten. Der Schwabensischer hat ganz richtig von ihm gesagt: „Seine Phantasie ist durch und durch auf das innerlich Verwickelte gerichtet und dem Einfältigen so fremd, daß ein klaffender Bruch zum Vorschein kommen muß, wo er sich in antiken oder mittelalterlichen Lebensformen bewegt; da wird er also nothwendig im übeln Sinne modern.“ Aber Vischer hat nicht gefühlt, warum es diesen in den Nerven kranken Reden so mächtig zu antiken und mittelalterlichen Lebensformen zog. Zwar, um Lebensformen bekümmerte er sich spottwenig; seine Tischlerfamilie trinkt Thee, seine Judith könnte in der Heimath der Madame Bovary zu Hause sein und sein Sonnenkönig ist ein mit den feinsten Kulturstämmen geglätteter Renommist, viel manierlicher als in manchen modernen Staat mancher Kriegsminister, der einstweilen doch die Welt noch nicht erobert hat. Was ihn zur Antike und ins Mittelalter zog, war nicht die neugierige Sucht, in entlegenen Lebensformen zu stöbern, ihn lockte, den zeitlos Dahindämmernden, auch nicht die politische Lust, einen Klassenkampf mit schmetternder Schlachtmusik anzufeuern: ihn zog der immer erneuerte Drang des Schwachen zum Starken und des Verdüsterten nach der Helle in das Stoffgebiet der Kraft und des Redensringens. Da wurde er denn freilich fast immer „im übeln Sinne modern“, machte aus schlichten Helben maulgewaltige Prahler und zerbeizte durch ein scharflaugiges Raisonnement alle heitere Ursprünglichkeit alter Sagenstoffe. Er hatte, nur eben als ein ganz großer Dichter, den Dumasfehler, allen Gestalten den Hebbelgeist auf die Zunge zu legen, und damit zerstückelte er oft die Einheit seiner bis an das Shakespearemaß hinaufreichenden Menschenschöpfungen. Aber wie Ibsen, der Dichter moraliklimatischer Umwandlungen, mußte auch Hebbel, der Dichter des konträren Empfindens und der ängstlich erwogenen Kraftunterschiede, an den Nibelungenstoff gerathen; und wie Ibsen in der „Nordischen Heerfahrt“ den weisen Gott des christlichen Wikingers als ein großes Sittlichkeitssymbol der in frechem Jauchzen sterbenden Heidenheit gegenüberstellt, mußte Hebbel, in dem der Familiensinn sehr lebendig war und der in seinen Dramen wirklich verwandte Menschen erschaffen konnte, in den Familienkonflikt sein Sinnen einbohren und in das für ihn auch persönlich besonders interessante Stärkeverhältniß zwischen Mann und Weib. Den altarischen Sagenstoff, dessen lachender Held Siegfried-Baldur ist, hat er zerstört; das Bemühen der ersten Poeten aber, die dem Helden die Gefährtin gaben, hat er erst zum Ende geführt und auf dem Hintergrund einer mythischen Welt den Herbstkampf der Geschlechter in cornelianischen Riesenfresken gemalt. M. H.





Berlin, den 26. Januar 1895.

## Das Zarthum Deutschland.

Drei Monate sind eben vergangen, seit in Liebenberg außer anderem jagdbarem Wild auch ein Reichskanzler auf die Strecke geliefert wurde. Drei Monate: die Zeit ist nicht lang und es wäre unter gewöhnlichen Umständen ungerecht, schon beim ersten Quartalschluß über die Männer der neuen Regierung ein Urtheil zu fällen. Leider sind die Umstände jetzt durchaus nicht gewöhnlich; die grollende Unzufriedenheit ist im Deutschen Reich schon sehr viel weiter vorgedrungen, als schwerhörige Herren zu ahnen scheinen, viel Zeit ist, da jeder neue Tag uns eine — kleine oder große, aber niemals erfreuliche — Ueberraschung bringt, überhaupt nicht mehr zu verlieren, Entscheidungen von unabsehbarer Bedeutung stehen bevor und es würde nur den Mangel an einfachstem Pflichtgefühl beweisen, wenn das Urtheil noch länger vertagt werden sollte. Ein Aufschub ist auch gar nicht nöthig, denn die Regierung, die in Deutschland jetzt schaltet, hat rascher als jemals irgend eine andere ihre Weltanschauung enthüllt und gleich in den ersten Wochen ihres Zufallsdaseins gezeigt, was wir von ihr zu hoffen, was zu fürchten haben. Diese Erkenntniß wird weder durch die, wie man zugeben muß, sehr geschickt arrangirten Preßtreibereien noch durch die holden Illusionen einer Schaar von Berufspolitikern aufgehalten; die Exercitien der Presse erregen nur noch herzhafteste Heiterkeit und die Illusionäre verschleucht man schnell mit der Erinnerung an die blinde Fahnenfolge, die sie Jahre lang dem General von Caprivi geleistet haben; Leute, die es für konservativ hielten, den früheren Kanzler zur

Veröffentlichung des Uriaabriefes zu beglückwünschen — wie es bekanntlich in der Kreuzzeitung und in ähnlichen Blättern geschah —, können, wenn sie vertrauensvoll nun vor dem jetzigen Kanzler dienern, eben so wenig Beachtung verlangen wie tintenschmierige Lanzenknechte, die, ohne Glauben an irgend eine Sache, ihre Dienste da immer anbieten, wo die reichlichste Löhnung zu hoffen ist. Die Zeiten sind wirklich zu ernst geworden, als daß man bei solchen Erbärmlichkeiten noch lange verweilen dürfte; die politische Lage erscheint so hoffnungslos traurig wie niemals vorher im Deutschen Reich, — und von ihrer Betrachtung darf man sich deshalb durch kein noch so kunstvoll inszenirtes Zwischenspiel abbringen lassen.

An solchen Zwischenspielen hat es ja nicht gefehlt. Zuerst wurde ein lange und eifrig in allen officiösen Blättern beschwagter Plan Wirklichkeit. Fürst Chlodwig zu Hohenlohe weilte vier oder fünf Stunden in Friedrichsruh und ließ dann durch einen Leibkosaken verkünden, er sei mit dem Ergebnis des Besuches höchlich zufrieden. Es ist anzunehmen, daß auch Fürst Bismarck damit zufrieden war, denn der Besuch eines lebenswürdigen Gentleman kann doch nur freundliche Eindrücke hinterlassen. Die politische Wirkung aber, die an manchen Stellen wohl erhofft worden war, versagte völlig und sie würde auch dann versagen, wenn der weiter gesponnene Klatsch Wirklichkeit werden sollte, wenn also Fürst Bismarck sich auf die schmale Brücke des Staatsrathes verlocken ließe oder wenn sein ältester Sohn wieder beamtet würde. Man muß das deutsche Volk doch nicht für so dumm halten, daß es die Absicht der allzu hastigen Beflissenheit nicht merkt, die sich jetzt um die Familie des alten Kanzlers drängt. Wie lange ist es denn her, seit der Verkehr des Fürsten Bismarck amtlich ausspionirt wurde und ängstliche Rechnungsträger zittern mußten, sich in die Nähe des Sachsenwaldes zu wagen? Das war ein Boykott, nach allen Regeln der Kunst, und es ließe sich eine hübsche Liste von Leuten aufstellen, die gerüffelt oder kalt gestellt wurden, weil sie sich sträflicher Intimitäten vermessen hatten. Wie lange ist es her, seit Graf Bismarck-Schönhausen auf seinen Spaziergängen durch die berliner Straßen von Vigilanten verfolgt wurde, — im Auftrag von Herren, die heute noch herrlich in hohen Aemtern sitzen? Solche Vorgänge werden doch weniger schnell vergessen, als die Kurzsichtigkeit wähnt. Allen Versuchen, das volksthümliche Ansehen Bismarcks für den neueren Kurs auszumünzen,

kann man einfach mit dem Hinweis auf den Erlaß begegnen, der im Juli 1892 veröffentlicht wurde; darin hieß es, die Annäherung zwischen dem Kaiser und seinem früheren Kanzler könne niemals so weit gehen, „daß die öffentliche Meinung das Recht zur Annahme erhalte, Fürst Bismarck hätte wieder auf die Leitung der Geschäfte irgend welchen Einfluß gewonnen;“ Das war „nach Vortrag bei Sr. Majestät“ niedergeschrieben. Die Annäherung ist inzwischen erfolgt, aber nicht die geringste Thatsache spricht dafür, daß der Kaiser seine Ansicht geändert hat, eine politische Verbindung ist nicht hergestellt worden und es wäre aus mehr als einem Grunde wunderbar, wenn sie in nächster Zeit hergestellt werden könnte. Einstweilen liegt für den unbefangenen Betrachter die Sache offenbar so: die Männer, die heute den Gang der Politik bestimmen, waren im Jahre 1892 sämmtlich in hohen amtlichen Stellungen; sie haben in den Vorgängen dieser Zeit nicht die Veranlassung zum Einspruch oder zum Rücktritt gefunden, sie sind also, Jeder nach dem Pflichtenmaß seiner damaligen Stellung, für diese Vorgänge mithaftbar; und es fällt uns nicht im Traum ein, sie heute als die Vertreter einer bismärckischen Politik gelten zu lassen, — die ja nicht darin besteht, unter veränderten Verhältnissen schablonenhaft zu wiederholen, was Bismarck früher einmal, vielleicht irrend, gethan hat, sondern darin, zu handeln, wie der Bismarck der besten Zeit rebus sie stantibus handeln würde. Es ist sicher sehr schön, daß dem Winter des Mißvergnügens jetzt glorreicher Gnadensommer gefolgt ist und die ausgesuchtesten Höflichkeiten für den Verwehnten von vorgestern aufgewendet werden; aber man sollte sich doch hüten, private Vorgänge, die außer den Betheiligten Niemand zu beurtheilen hat, zu politischen Ereignissen aufzubauschen und durch eine Häufung von Superlativen das Staunen der Zuschauer noch zu steigern. Die klimatischen Schwankungen sind nachgerade schon unangenehm genug bemerkbar; daß Graf Kanig-Podangen im September 1894 aus der Tischgesellschaft des Kaisers entfernt wurde und fünf Monate später in den Staatsrath berufen werden soll, Das wird, wie manche andere Zumuthung, geduldig hingenommen; wenn aber Bismarck für die Rolle des Gottes hinter dem Vorhang in Aussicht genommen wird, des im Geheimen mächtigen Inspirators geschäftiger Tempeldiener, und wenn unvorsichtige Leute bereits ausplaudern, man werde den festlichen Lärm, der dem achtzigsten Geburtstag des alten Kanzlers vorausgehen wird,

benützen, um unter dem Zeichen der Sozialistenvernichtung und mit Bismarcks Hilfe einen neuen Reichstag wählen zu lassen, — dann könnte diese fein erfonnene Berechnung schließlich doch schlimm enttäuschende Brüche geben. Man kann Bismarck herzlich lieben und selbst in ihrer ganz menschlichen Begrenzung seine Persönlichkeit aufrichtig bewundern und es dennoch entschieden ablehnen, ihm eine Flotte oder gar ein Sozialistengesetz zum Angebinde zu machen.

Auch das zweite Intermezzo ging spurlos vorüber. Herr Casimir-Périer legte plötzlich das Amt des Präsidenten der französischen Republik nieder und sofort wurde von unseren offiziösen Orchestern die schöne Weise gespielt: Seht Ihr, auch dieser ausgezeichnete Mann ist nicht mehr im Stande, ohne verschärfte Machtmittel auszukommen, und er geht lieber, als vortrefflicher Patriot, als daß er den Sozialistenschrecken noch weiter wachsen und riesenstark werden lasse; wollt Ihr unthätig warten, bis es auch bei uns dahin kommt? Abermals ein sehr hübsch erfonnenes Plänchen, das leider nur abermals zu Schanden wurde. Was in Frankreich geschieht, kann uns zunächst ganz gleichgiltig sein; wenn wir ein Hundertstel der Redefreiheit hätten, die in Frankreich selbstverständliches Recht jedes Bürgers ist, dann könnte man sich allenfalls ernstlich über neue Strafverschärfungen unterhalten; bis dahin wird man klug daran thun, jeden Vergleich zu meiden und nicht immer wieder an die beinahe beschämende Thatsache zu erinnern, daß im Deutschen Reich eine wüthige Paragraphenkur versucht werden soll, weil in Frankreich Bomben geworfen worden sind und weil dort ein Bäckerlehrling einen Würdenträger erstochen hat. Als Herr Casimir-Périer sein Amt antrat, wurde hier gesagt, es handle sich um den vielleicht letzten Versuch zur Erhaltung der großkapitalistischen Bourgeoisrepublik, die nun ihren besten Mann ins große Treffen schicke. Dieser Beste hat sich als eine prahlerische Null gezeigt, als einen Maulhelden von der neuen, bourgeoisen Art, die wir bei uns auch schon am Werke sehen. In der Botschaft vom dritten Juli hat Herr Casimir-Périer gesagt, er fühle sich als den Herrn der Geschichte Frankreichs und er werde von den Rechten, die ihm die Verfassung verleihe, kein einziges beschränken oder verfälschen lassen. Jetzt ist er gegangen, ohne auch nur mit einem einzigen dieser Rechte den Versuch gewagt zu haben; er ist gegangen, — angeblich, weil er angegriffen worden ist. Solche kindische Empfindlichkeit regt sich fast immer da allein, wo die Angreifer

eine Wunde oder doch nicht ganz reinliche Stelle getroffen haben; Herr Casimir P erier war der Freund des schimpflich verurtheilten Herrn Balhaut und des offenbar nicht grundlos verdächtigten Herrn Mannal: da liegt die Vermuthung doch recht nahe, daß dieser scheinbar beste Kämpfe des Großkapitalismus, ganz wie Herr Crispi, Gründe hatte, weitergehende Enthüllungen zu scheuen. Jedenfalls hat er bewiesen, daß von dem Geist seines Großvaters nichts mehr in ihm lebendig war, denn dieser Casimir der Erste begriff die Gefahren einer rücksichtslos nur den eigenen Vortheil wahren Geldherrschaft und er hat, nach Guizots Erzählung, noch auf dem Totenbette geahnt, daß die jetzige Form des Privateigenthumes bald einer höheren, sittlicheren und dem Zweck der sozialen Auslese besser dienenden Besitzvertheilung Platz machen müsse. An diesem Punkt aber scheiden sich heute die Geister; wer nicht einsieht, daß auch der kapitalistische Zukunftstaat völlig unmöglich ist, wer den für die Mittelst nde und für das rasch wachsende Proletariat unerträglichen Zustand, trotz den Wetterzeichen in allen nach bourgeois Mode eingerichteten Ländern, gewaltsam erhalten und jede ernste Kritik knebeln will, Der ist, mag er sonst noch so Großes geschaffen haben, für die fortschreitende Entwicklung ganz und gar unbrauchbar und er kann mit seiner halsstarrigen Brutalität nur revolutionirend wirken. Die Franzosen haben Herrn Casimir-P erier mit verächtlichem Fußtritt bei Seite gestoßen und einen neuen Mann gewählt, von dem die Zeitungsleute zwar nicht das Geringste wissen, aber viel berichten, nur leider die Hauptsache nicht: daß nämlich Herr Felix Faure als erster Vertreter des ganzmodernen Parvenuthumes an die Stelle gelangt, die bisher ängstlich dem republikanischen Patriziat vorbehalten wurde. Wir können seelenruhig abwarten, wie der Versuch verläuft. Aber mit Lobeshymnen auf Herrn Casimir-P erier, den Erhalter des Staates, soll man uns gef lligt verschonen; das Beispiel dieses Jammermannes zeigt nur, daß die Erben vieler Millionen heute nicht mehr geeignet sind, die dringenden sozialen Reformaufgaben zu bewältigen, und daß die lautesten Prahler, die vorher mit ihrer Kraft gar nicht genug renommiren konnten, schließlich, wenn es zu Thaten kommen soll, in ein Mausloch kriechen. Diese Lehren sind gerade jetzt wichtiger als alles Geschwätz über die friedliche Wirkung von Kneipabenden im Kanzlerhause — das leider auch die Pre bediensteten nicht meiden, trotzdem darin für den ganzen Stand

ihrer Berufsgenossen der Strick gedreht wird —, viel wichtiger auch als freches Schimpfen über eine Obstruktion und als verschämte und unverschämte Drohungen, die ringsum nur schallende Heiterkeit wecken können.

Das Bemühen, durch allerlei Raketen und Schwärmer die Aufmerksamkeit nach anderen Richtungen zu lenken, wird auch fernerhin hoffentlich ohne Erfolg bleiben. Es mag langweilig sein, Wochen hindurch Betrachtungen über das selbe Gesetz lesen zu müssen — es ist auch nicht kurzweilig, immer wieder darüber zu schreiben —, aber die Aufgabe des Publizisten ist nicht, die Leser um jeden Preis zu unterhalten und zu amüsiren, sondern, wo eine ernste Frage von vielleicht verhängnißvoller Bedeutung der Antwort harrt, unverdroffen nach Klarheit und Wahrheit zu suchen. Wenn dadurch die Einsicht in das Wesen der bevorstehenden Entscheidung verbreitet wird und wenn namentlich auch die deutschen Gelehrten erkennen lernen, welche Gefahren ihr freies Forschen bedrohen, dann ist der Zweck dieses Bestrebens erreicht, dann werden uns Nachfahren der Göttinger Sieben erstehen und die Wissenschaft, die im Reichstag heute kaum noch namhafte Vertreter hat, wird gegen die Bureaokratie der Amtsstuben und Parlamente ihre Stimme erheben. Vorläufig wird es nöthig sein, die Weltanschauung der Männer zu prüfen, die neue Machtmittel fordern, und die Treppe hinaufzuklettern, die von den Volksvertretern zu den Bundesrathen führt, — schon um zu sehen, ob damit auch eine Erhöhung des geistigen Niveaus verbunden sein wird.

Zunächst mußte es auffallen, daß von den Bundesrathen nur solche sprachen, die der preussischen Regierung angehören. Wenn man sich erinnert, daß auch von den Abgeordneten ausschließlich Preußen für die sogenannte Umsturzvorlage eingetreten sind, dann ist man beinahe versucht, Herrn Sigl beizustimmen, der in seiner durchaus nicht lächerlichen Rede meinte, die Preußen sollten doch ein spezielles Gesetz geben, falls sie eines brauchten; die anderen Bundesstaaten könnten mit den vorhandenen Strafgesetzen ganz gut auskommen. Die Gefahr, die darin liegt, aus den besonderen Verhältnissen Preußens die — wirkliche oder angeblühte — Nothwendigkeit neuer Gesetze abzuleiten, deren belästigende Wirkung später im ganzen Reich fühlbar werden muß, scheint bisher noch nicht beachtet worden zu sein und es wird sich empfehlen, sie durch Erörterungen in den deutschen Landtagen klarer erkennbar zu machen. Auch im preussischen Landtag sollte man einen

Minister um seine Meinung befragen, der sich im Reichstag leider ganz schweigsam verhalten hat. Herr Miquel ist auf nationaloekonomischem Gebiet wohl gründlicher als seine Kollegen gebildet und er hat außerdem noch den Vorzug intimer Bekanntschaft mit den Verkündern von Umsturzplänen vor ihnen voraus. In seinem berühmten Brief an Karl Marx liest man die Sätze:

„Kommunist und Atheist, will ich wie Sie die Diktatur der Arbeiterklasse; meine Mittel wähle ich nach der Zweckmäßigkeit; ich bin bereit, die Grundbedingungen der bürgerlichen Produktion zu vernichten; der partikulare Terrorismus, die lokale Anarchie, muß erstrebt werden. Den individuellen Haß, die Rachlust des Bauern gegen den Wucher, die Erbitterung des Tagelöhners gegen den Herrn, muß man ausbeuten; die revolutionäre Wuth muß auf die Spitze getrieben werden.“

Daß ein unerfahrener und überhitzter Schwärmer im Sturm und Drang der Jugendeselei solche Dinge von sich giebt, kann man gewiß begreifen; aber gerade deshalb, weil mans begreifen kann, wäre es interessant, zu erfahren, welche Gründe jetzt den gereiften und excellenten Herrn Miquel bestimmen, seinen Namen unter einen Gesetzesentwurf zu schreiben, der annähernd ähnliche Neußerungen mit langjährigen Zuchthausstrafen bedroht und uns damit die Möglichkeit raubt, daß auch künftig aus Organisatoren von Bauernaufständen kraftvolle Erhalter und kluge Minister des Staates erwachsen. Kein vernünftiger Mensch kann Herrn Miquel die Sinnesänderung vorwerfen; nicht ganz leicht aber wird man verstehen, daß er mit der vollen Wucht entehrender und vernichtender Strafen Leute treffen will, die heute so denken, wie er selbst früher dachte. Der preußische Finanzminister hat während der letzten Jahre mehr als einmal offiziell die Vertretung von Gesetzen übernommen, die er innerlich nicht billigen konnte; es ist wünschenswerth, daß er diesmal sein Innerstes erschließt, bevor noch sein Aufrührerbrief vom „Vorwärts“ zum täglichen Leitmotto erkoren wird. Vielleicht wird dann auch die Erörterung endlich auf die Höhe ernsthafter sozialpolitischer Erwägungen gebracht, von der die regirenden Männer sich bisher schüchtern ferngehalten haben.

Schon der Kontrastwirkung wegen scheint es angebracht, vom Finanzminister sich gleich zum Minister des Inneren zu wenden. Ein schrofferer Gegensatz ist nicht leicht zu erfinden: Herr Miquel ganz modern, Herr von Köller ganz altpommerische Schule aus der Vormärzzeit; Herr Miquel in alle Sättel gerecht, sehr belefen, mit dem


allen Anempfindern eigenen Hang zur Gelehrjamkeitmiene, dabei immer noch mit einem Stich ins Phantastische, wie in den sonnigen Disfontotagen, wo beim Herrn von Hanfemann die Losung hieß: nach Tisch spricht Miquel, — Herr von Köller ganz und gar junkerhaft, mit der Siegesficherheit des Mannes, der „die Sache schon machen“ wird, schneidig und doch jovial, derb zupackend und doch immer ein Bißchen salopp, mit den Händen in den Hosentaschen. Man muß sich nur einen Augenblick in die Lage eines Menschen versetzen, der plötzlich auf den heute vielleicht schwierigsten und an Verantwortung reichsten Posten berufen wird und der nun ein Gesetz von unermesslicher Tragweite zu vertreten hat, um die frohgemuthe Behaglichkeit des Herrn von Köller richtig zu würdigen. Nur eine ganz besondere, in mancher Thätigkeitsphäre sehr nützliche Gattung des ostelbischen Junkerthumes bringt Das fertig; diese Gattung konnte sich unter dem Einfluß des geistreichen und geschmackvollen Grafen Mirbach im Reichstag schon lange nicht mehr recht austoben und am Bundesrathstische war unter Bismarck diese Nuance unmöglich; Herr von Puttkamer, den man jetzt gern zum Vergleich heranzieht, war von ganz anderem Schlage: sehr elegant, sehr verbindlich, immer in sorgfältig soignirter Geistes-toilette — er hätte nie, wie Herr von Köller, beim Reden beide Hände in die Abgründe der Unausprechlichen versenkt —, und mit einem feinen, blanken und spitzen Wig ausgestattet. Herrn von Köller plagen augenscheinlich weder Strupel noch Zweifel und von faustischem Drang wittert kein Hauch um seine behäbige Gestalt; wenn ihm Jemand von Evolution oder Selektion reden wollte, würde er wahrscheinlich antworten: Ach was, das Alles ist so modernes Blech, ich werde die Sache schon machen. Und es scheint, daß er wirklich die Sache machen wird; er wurde ja nur berufen, um als ein im Agrarfeldzug nicht Engagirter und doch unzweifelhaft agrarisch Gefünnter die konservative Partei der Regierung zurückzugewinnen; nebenbei soll er freilich auch noch Minister des Innern sein. Daß er dieses Amt ausfüllen würde, glaubte wohl Niemand, am Wenigsten der alte Herr, der ihn in Straßburg an der Arbeit gesehen hatte; aber die Depesche des Kaisers enthielt, nach der Blättermeldung, die Worte: „Köller mitbringen!“ — also wurde Köller, dessen Berufung lange vor der des Fürsten Hohenlohe erwogen war, mitgebracht. Der Vorgang ist typisch für die Art, wie jetzt regirt wird: zuerst wird die Landwirtschaft,



ohne zwingenden Grund, schwer geschädigt und dann wird, um die Unwilligen zu versöhnen, das für die soziale Entwicklung wichtigste Amt geopfert. Es ist wirklich ein Opfer: man muß nur hören, wie in den Kreisen der höheren Verwaltungsbeamten über Herrn von Köller geurtheilt wird; da wird ihm vorgeworfen, daß er „nicht einmal“ das dritte Staatsexamen gemacht habe und den feineren Formen der Verwaltung fremd gegenüberstehe. An den Werth der Examina werden nun zwar nicht bureaukratisch gedrückte Menschen nicht blind glauben, immerhin aber ist es schlimm, wenn ein Minister in seinem eigenen Ressort das nöthige Ansehen entbehren muß. Wer die Reichstagsreden des Herrn von Köller gelesen hat, Der wird zwar nicht an dem guten Willen und dem muthigen Selbstvertrauen dieses Herrn zweifeln, sehr entschieden aber an seiner Befähigung für das Amt, dem er jetzt vorstehen soll. Man müßte jedes tadelnden Wörtchens gegen die Herren Caprivi und Marschall sich noch nachträglich schämen, wenn man dem Standpunkt des Herrn von Köller die allerschärfste Verurtheilung ersparte.

Der Minister begann damit, daß er die Frage, ob man auf dem Boden des gemeinen Rechtes oder mit einem Ausnahmegesetz vorgehen solle, als eine „doktrinäre Streitigkeit“ bezeichnete. Nun sind Fremdwörter ja ganz schön, nur muß man sich auch über ihren Sinn verständigen und da werden in diesem besonderen Falle sehr viele Leute der Meinung sein, daß der Streit, der Herrn von Köller doktrinär scheint, in ganz außerordentlich hohem Grade eine praktische Bedeutung hat. Die Aeußerung des Ministers bewegt sich auf dem selben Niveau wie die auch schon ausgesprochene Ansicht, die Umsturzvorlage sei zwar unbrauchbar, aber die Regierung dürfe von dem guten Wege nicht abgeschreckt werden; ins Medizinische übersetzt, würde Das etwa heißen: der Arzt giebt das Gift zwar dem falschen Opfer, da er aber doch einmal die Anwendung von Giften lernen müsse, dürfe man ihn auch nicht abschrecken. Dann kam der geehrte Herr auf die Beziehungen zwischen der Sozialdemokratie und dem Anarchismus und dabei bewies er, daß er von den wirklichen Verhältnissen eben so wenig eine Ahnung hat wie die Herren von Bennigsen und von Stumm. Den „Sozialist“ — den kaum irgend Jemand jemals gesehen hat, der aber während des Pentamerone die wichtigste Rolle spielte — brauchen die Sozialdemokraten gar nicht erst „abzuschütteln“, wie der Minister meint, denn dieses Blatt ist ausdrücklich gegründet

worden, um mit allen Mitteln, auch mit den schmächtigsten, die Sozialdemokratie zu bekämpfen. Daß der Anarchismus in Deutschland nicht fortkommen kann, ist geradezu ein Verdienst der Sozialdemokratie, wie es auch ihr Verdienst war, daß die Hungerrevolte vom Jahr 1890 nicht ernstere Folgen hatte. Wenn man über diese Dinge öffentlich reden will, muß man wissen, daß Anarchismus und Sozialdemokratie sich wie Feuer und Wasser von einander scheiden, daß die Sozialdemokraten an Gewaltthätigkeiten oder gar an die Zerstörung von Produktionsmitteln heute nicht mehr denken, sondern von einer wirtschaftlichen Evolution das Heil erhoffen und daß sie in aufrichtigem und erbittertem Kampf gegen die aberwitzigen Propagandisten der That stehen. Der Versuch, sie auf gewaltsame Renommistereien festzunageln, sollte eigentlich nur von Leuten unternommen werden, die jeden Anspruch des Proletariates, auch den vollauf berechtigten, zurückweisen möchten und die, in naiver Unkenntniß der wirklichen Verhältnisse, sich einbilden, die sozialistische Bewegung, die heute alle auf großkapitalistischer Wirthschaftsstufe angelangten Länder umfaßt, könne mit feinkalibrigen Gewehren noch aus der Welt geschafft werden. Das ist eine Anschauung, mit der ernsthaft nicht mehr zu verhandeln ist, die leider aber das ganze Denken des Herrn von Köller zu beherrschen scheint.

 Was er an Citaten vorgebracht hat, um die Nothwendigkeit des neuen Gesetzes zu beweisen, kann die Gegner nur in ihrem entschlossenen Widerstande bestärken. Ein paar Beispiele. Auf dem Parteitag in Halle hat ein Sozialdemokrat gesagt: „Wenn Jemand aus Noth ein Stück Brot stiehlt, so kann uns Das noch nicht bestimmen, den Mann von uns zu weisen.“ Für Herrn von Köller ist Das eine „Glorifikation des Diebstahls“. Ja, solche Glorifikationen von Verbrechen kann er schließlich auch in den Evangelien finden, da kann er über die Reichen die allerhärtesten Urtheile lesen, in beschimpfenden Ausdrücken, und auch der ihn empörenden Auffassung begegnen, daß vor Gott alle Sterblichen gleich sind, daß also der Fürstenmord nach göttlichem und natürlichem Recht keine schlimmere Schandthat ist als die Ermordung des Aermsten und Schwächsten. Merkwürdig ist bei Alledem nur Eines: daß in einem kultivirten Lande über diese Dinge überhaupt noch geredet werden kann. Weiß der Minister denn gar nichts von den Bestrebungen der modernen Kriminalistik, die das soziale Moment zum Angelpunkt der Strafrechtspflege machen will, und ahnt er nicht,

wie seine Reden auf alle Gebildeten im ganzen Reich wirken müssen? Er verliest, als ein ganz besonders gefährliches Machwerk, ein Gedicht, das so lautet:

Seht der Reichen freches Walten,  
 Wie sie übermüthig schalten  
 Mit des Volkes Gut und Blut!  
 Seht, wie ihre feilen Knechte  
 Treten unsre Menschenrechte  
 In den Staub voll Uebermuth!  
 Laßt uns bessere Zeit bereiten,  
 Laßt uns unermüdlich streiten  
 Für die Wahrheit und das Recht;  
 Lüg' und Tücke muß erliegen,  
 Vorwärts stets zu neuen Siegen,  
 Bis kein Herr mehr und kein Knecht!

Und er fügt hinzu: „Und so Etwas darf unter die Abonnenten des Blattes verbreitet werden!“ Diese Pfefferkuchenpoesie also, deren kindisch verzückerter Harmlosigkeit mit der wirklich revolutionären Dichtung der Follen und Herwegh, Prug und Sallet, den Vergleich nicht aushält, soll schon „den öffentlichen Frieden gefährden“. Und ein Roman soll das Unerhörteste leisten, weil „darin der Gedanke glorifizirt wird: wenn ich nur im Genuß gelebt habe, dann kommt es nicht darauf an, Selbstmörder zu sein und aus der Welt zu scheiden“. Herr von Köller wird wahrscheinlich nicht wenig erstaunt sein, wenn er erfährt, daß im königlichen Schauspielhause seit manchem Jahr ein Stück aufgeführt wird, worin der Kronprinz eines uns befreundeten Landes seine eigene Stiefmutter mit verliebten Anträgen bestürmt und die ruchlose Ansicht ausdrückt, ein Augenblick, verlebt im Paradiese, sei mit dem Tode nicht zu theuer bezahlt; mit diesem Paradiese ist, wie Herr von Köller glauben darf, hier die zärtliche Hingabe der Stiefmutter gemeint. „Und so Etwas darf vor den Abonnenten des Hoftheaters aufgeführt werden!“ Hoffentlich aber begreifen nun endlich auch die deutschen Dichter, was ihnen bevorsteht, wenn die Umsturzvorlage wirklich ins Leben tritt. Und damit es auch die Männer der Wissenschaft begreifen, sei ihnen noch ein letztes Beispiel mitgetheilt. Im „Sozialist“ war zu lesen:

„Falls Christus thatsächlich Gott gewesen wäre und den Juden gestattete, ihn zu töden, so ist er mit seiner Zustimmung gestorben, indem er, obgleich völlig im Stande, es unterließ, sich zu schützen oder zu vertheidigen; er wäre demnach ein Selbstmörder gewesen.“

Daran knüpft Herr von Köller den Ruf:

„Nun, meine Herren, wende ich mich hinaus mit meinen Ausführungen an das ganze deutsche Volk und das ganze deutsche Land. Will das deutsche Volk sich in solcher Weise seine heiligsten, theuersten Güter, die Religion, bewerfen und beschimpfen lassen?“

Montesquieu, den Herr von Köller nicht zu kennen braucht, sagt im *Esprit des lois*, zwölftes Buch, viertes Kapitel: *Le mal est venu de cette idée qu'il faut venger la Divinité. Mais il faut faire honorer la Divinité, et ne la venger jamais.* Das wurde in einem katholischen Lande geschrieben und gedruckt, ehe an Strauß und Renan zu denken war und ehe Darwin und Haecel auf die Vorstellung von der Genesis entscheidenden Einfluß geübt hatten. Und Luther, den Herr von Köller doch kennen sollte, schrieb vor bald vierhundert Jahren: „Ueber die Seele kann und will Gott Niemand regiren lassen denn sich selbst allein. Das wollen wir so klar machen, daß mans greifen solle, auf daß unsere Junker, die Fürsten und Bischöfe, sehen, was sie für Narren sind, wenn sie die Leute mit ihren Gesetzen und Geboten zwingen wollen, sonst oder so zu glauben.“ Soll heute, wo gegen die christliche Weltanschauung, die urdemokratische, sflavenmoralische, die als ein fremdes Element einst in das germanische Leben drang, von großen Gelehrten ein ernster Kampf geführt wird, jede Kritik des Evangelieninhaltes gewaltsam unterdrückt werden? Dann wird sich für den „Antichrist“ Friedrichs Nietsche auch bald ein Staatsanwalt finden; dann aber wird es auch Zeit sein, die Schriften des anderen großen Friedrichs, des Preußenkönigs, nach verbotener Frucht zu durchforschen. Was das Anarchistenblatt in vergrößertem Stil vorbringt, ist nichts als ein uraltes Rationalistenargument, das sogar David Strauß nicht verschmäht hat. Und diese Sätze, in denen nicht die Spur einer Beschimpfung, auch der allerleisesten nur, zu entdecken ist, diese Sätze, die nur beweisen, daß ihr Verfasser den Heiland nicht begriffen hat, der seine Lehre bis zum Ende auch leben wollte — nennt Herr von Köller: Das, „was nach meiner Meinung Alledem, was ich gelesen habe, die Krone aufsetzt.“ Danach wird man den Werth und die Fürchterlichkeit seiner anderen Citate ermessen können. Wenn man bis zum Jahre 1871 zurückgreift, die albernsten und unbekanntesten Blätter herbeischleppt und dennoch nichts Anderes zu Tage zu fördern vermag als höchstens eine Aufwärmung der abgetafelten

Selbstmordshypothese, dann soll die Ueberfülle der vorhandenen Strafgesetze nicht ausreichen, um die in der Verfassung Preußens verbürgte Freiheit der Rede niederzuhalten? Das mag man Kindern weismachen und Greisen, die es sehr schneidig finden, wenn Herr von Köller mit lächelnder Geringschätzung vom „Herrn“ Marx und vom „Herrn“ Lassalle spricht. Die Anderen werden denken, daß ein Minister des Innern, der nicht sehr ernsthaft den Herrn Marx und den Herrn Lassalle durchgearbeitet hat, heute nur noch wie eine komische Versteinigung wirken könnte und daß der geehrte Herr, anstatt in der „Schandliteratur“ herumzustöbern, besser thäte, dem Stande der wissenschaftlichen Forschung auf allen Gebieten um ein Beträchtliches näher zu kommen. So, wie er jetzt vor uns steht, wirkt er auf ernste Betrachter, denen joviales Draufgängerthum und schmunzelnde Sicherheit beim parlamentarischen Firtlesanz nicht genügt, beinahe beleidigend und er wird sich nicht wundern dürfen, wenn beim Scheiden seines Kabinettschefs von allen Seiten der Ruf erschallt: „Köller mitnehmen!“

Jedes Verdienst aber wird man dem munteren Herrn aus Pommern nicht absprechen dürfen. Erstens hat er in der kurzen Zeit seiner Amtsthätigkeit bereits Schule gemacht. Der Kriegsminister, Herr Bronsart von Schellendorff, ein ungewöhnlich begabter und weltmännisch gebildeter Soldat, scheint schon geneigt, das große Muster seines Civilkollegen ins Militärische zu übersetzen. Er glaubt offenbar, daß Leute, die Wachtposten an Pulvermagazinen angreifen, Sozialdemokraten sind; den sozialdemokratischen Abgeordneten aber sagt er: „Von Ihnen sieht auch nicht ein Einziger so aus, als wenn er Lust hätte, ein Pulvermagazin zu erbrechen, wenn ein Grenadier mit aufgepflanztem Seitengewehr davor steht;“ ohne den zweiten Konditionalsatz könnte Das wie eine Anerkennung klingen, so aber, wie es gesprochen wurde, ist es unzweifelhaft eine schwere Beleidigung, denn es soll ausdrücken: Ihr könnt zwar Andere zu Verbrechen anstiften, seid aber selbst zu feig, Eure Haut zu wagen. Männer, die ihre irrende Ueberzeugung in langjähriger Gefängnißhaft und in Verfolgungen jeder Art tapfer bewahrt haben, müssen durch solche Insinuationen einigermassen erbittert werden; und da Einer von ihnen dieser Erbitterung Ausdruck giebt — in Formen, die dem Präsidenten unantastbar erscheinen —, sagt der Kriegsminister: „Ihre Angriffe erreichen mich gar nicht, die fallen weit vor mir nieder, sie berühren noch

nicht einmal die Spitze meines Stiefels. Ich brauche nicht einmal eine symbolische Abwehrbewegung zu machen, die möglicher Weise falsch gedeutet werden könnte.“ Nach dieser Aeußerung sah Herr von Lebewow sich veranlaßt, einen Zwischenrufer zurechtzuweisen, weil er „den Ton hier im Hause herunterbringe.“ Man muß solche Dinge dem vergänglichen Eintagsdasein in den Zeitungen entreißen, um an greifbaren Beispielen zu zeigen, wie weit wir bereits gelangt sind. Wenn Herr von Bronsart Männern gegenüber, die nach Recht und Pflicht ihre Schuldigkeit thun, solche Töne anschlägt und wenn er die Erwähnung der erweislich wahren Thatsache, daß viele Offiziere durch die Macht der Verhältnisse zu Geldheirathen gezwungen werden, schon wie einen unerhörten Schimpf hinnimmt, dann muß er wohl für den Standpunkt gewonnen sein, dessen Vertreter den Unterthanenverstand in Grabesruhe einsargen möchten. Zwar pfeifen die Späßen es von den Dächern, daß die Zukunft ganzer Familien auf die Heirathausichten eines Sohnes begründet wird, daß Eltern und Geschwister darben und knausern, um dem Stammhalter die besseren Ehechancen des Kavalleristen gewähren zu können, — aber ausgesprochen darf Das nicht werden, sonst wird, im Kampf für Christenthum, Sitte und Ordnung, mit Flintenkugeln und „symbolischen Abwehrbewegungen“ gedroht. Wäre es nicht doch vielleicht besser, wenn man versuchte, das widrige Institut der Geldheirathen, die tausendfach verdammenwerther sind als jedes von der Leidenschaft geknüpfte Konkubinats, aus der bürgerlichen Welt zu schaffen, ehe es alle Sittlichkeitbegriffe zerfrißt und uns ein Geschlecht von verkümmerten Angstkindern bescheert? Herr von Bronsart wird sicher wissen, daß Inzucht und Gattinnenwahl nach finanzieller Berechnung jeden Militäradel der Degenerirung rasch näher bringen muß; er wird auch darüber sich nicht täuschen, daß man im Reich für den messerscharfen Preußenton sehr empfindlich ist, und er sollte deshalb den historischen Sinn für das neu werdende, der ihm wohl nicht fremd ist, eifriger pflegen als die ehrenwerthe, aber etwas enge Auffassung, die nur bis zu der Spitze des Stiefels reicht.

Die Bekanntschaft mit diesen Stiefelspitzen ist nicht die einzige Freude, die wir Herrn von Köller verdanken. Er hat sich auch dadurch ein wesentliches Verdienst erworben, daß er deutlicher gezeigt hat, wohin der Weg führt, als die milde Bureausratenweisheit des Justizministers, der ein unbegrenztes Vertrauen in den klugen Takt

aller Richter und Staatsanwälte verlangt, und die kurze Vorlesung des Reichskanzlers es vermochte. Hätten nur diese beiden Herren gesprochen, dann könnte man wähen, das Gesetz, für das bis zur Stunde im ganzen Reich noch kein unabhängiger Mann von Namen eingetreten ist, sei die harmloseste Sache von der Welt. Besonders der Fürst zu Hohenlohe, der, in einer vorher aufgezeichneten Rede, von einer „maßvollen Grundlage“, von „giftigen Waffen der Gewalt“ und von dem „Glauben, der Allen heilig ist“ spricht — als ob diese drei Begriffe irgendwo existirten —, scheint allen Ernstes anzunehmen, daß der Entwurf, an dem er Stiefvatersstelle vertritt, sich nur „gegen das internationale und das soziale Verbrechertum“ richtet; deshalb lehnt er ein Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie als „nicht rathsam“ ab und wird sich mit einer Verkürzung des jetzt geforderten „Mindestmaßes“ nicht begnügen. Wir werden unter dem Fürsten Hohenlohe also kein Sozialistengesetz haben; wir werden aber den Fürsten Hohenlohe wohl nicht lange mehr sehen, denn das Mindestmaß wird er nicht erlangen. Daß er es nicht erlangen wird, dafür mag er sich bei seinem Waggongenossen von der Fahrt nach der Kanzlerbürde bedanken, der mit einer Entschlossenheit, als handelte sich um das Eingeständniß des Verkehrs mit Lockspizeln, von dem verschleierten Bilde die süß duftenden Hüllen entfernt hat. Ihm müssen alle Deutschen, die ernstlich die Zukunft und also die ruhige Entwicklung ihres Vaterlandes sichern wollen, von Herzen dankbar sein, denn er hat sie durch ein Tintenmeer zu dem Aussichtspunkt geführt, der den freien Rundblick gestattet. Der Zug nach dem Osten beginnt und eine Regierung, die, unorganisch entstanden, ohne organischen Zusammenhang mit dem natürlich Gezeugten in einer absterbenden Gedankenwelt lebt, bemüht sich, in bestem Glauben, die kräftig sich regende Zeit in ihr schweißfeuchtes Greisenbett zu zwingen. Das Prokrustespatent ist bisher nur in Rußland ausgenützt worden, wo es einstweilen noch den dumpfsinnigen Wünschen der schläfrigen Volkheit entspricht. Der Versuch, nach den bewährten Grundsätzen Philipps des Zweiten und Alexanders des Dritten das Deutsche Reich zu regiren, kann nur gelingen, wenn dem muthigen Selbstvertrauen des Herrn von Köller und den immer bereiten Schönfärbekünsten des Herrn von Voetticher sich noch sehr viel mächtigere Rede und Tiren gefallen.



## Das Räthsel des Lebens.\*)

Was das Leben sei: Das ist eine Lebensfrage für uns; ihre Beantwortung hat nicht blos höchste wissenschaftliche Wichtigkeit, sondern sie erscheint auch maßgebend für unser Thun und Lassen. Nun ist unser Erkennen zunächst ein Erleben, ein unmittelbares Innewerden unser selbst und Dessen, was in uns vorgeht; daraus erschließen wir Grund, Bedingungen und Zweck unseres Daseins. Wenn wir einen Vorsatz ausführen, so erleben wir uns selbst als Ursache der Wirkungen, die wir hervorbringen, und der Vorsatz war das Ziel unseres Handelns; wir bilden danach die Kausalität- und Zweckbegriffe und betrachten ihnen gemäß der Erfahrungen der Außenwelt, die wir aus unseren Empfindungen erschließen; wenn wir einsehen, daß wir deren Ursache nicht sind, daß sie uns sich aufdrängen auch gegen unseren Willen, so erfolgern wir daraus thätige Kräfte außer uns, als die Bedingung der Vorgänge in uns.

Nicht Dinge außer uns, sondern wir selbst sind uns das unmittelbar Gewisse; daß wir leben, fühlen, denken, ist das Untrügliche. Wie erleben wir uns selbst? Als ein einheitliches Selbstgefühl in der Mannichfaltigkeit unserer Empfindungen, Willensregungen, Vorstellungen: indem wir uns als Ich erfassen, uns dadurch in die Geistigkeit versetzen, erkennen wir auch das Einheitband aller inneren Vorgänge, durch das sie die unserigen sind, als dauernd in ihrem Wechsel; und so ist uns das Lebendige in dieser Selbstbetrachtung ein Einheitliches und Bleibendes in der Fülle und dem Wandel von Vorgängen in uns und an uns. Wir sind aber Selbstgefühl und Selbstbewußtsein nur dadurch, daß wir durch eigene Thätigkeit, durch Selbstbestimmung, unser inne werden, und wir könnten nicht zu uns selbst kommen, uns nicht zu dieser Subjektivität erheben, uns als Ich nicht selbst setzen, wenn wir nicht real, nicht seiend wären.

Von diesem unseren Inneren blicken wir auf das Äußere: wir sind lebendig als ein Organismus, der durch Selbstbildung aus dem Einfachen sich entwickelt, in vielfacher Gliederung sich unterscheidet, aber alles Besondere auf einander bezieht, in beständigem Stoffwechsel sich erhält und fortgestaltet; und in diesem Leibe besitzen wir das Organ unseres Zusammenhanges mit der Außenwelt: ihre Bewegungen werden mittels der Sinneswerkzeuge und des Gehirns in Empfindungen, in die Lebensakte unserer Innerlichkeit umgesetzt und unsere Willensregungen werden durch ihre Bewegungen geäußert,

\*) Wenige Tage vor seinem raschen Tode sandte Moriz Carriere mir diesen Aufsatz, den er „am Liebsten in der ‚Zukunft‘ veröffentlicht sehen“ wollte. Die Auseinandersetzung mit Du Bois-Reymond, die ihm „von entscheidender Wichtigkeit schien“, ist vielleicht die letzte Arbeit seines reichen Lebens gewesen. M. S.



die in den Mechanismus der Außenwelt eingreifen. So ist das Lebendige nicht für sich allein, sondern es ist eingegliedert in den Weltzusammenhang, und wir dürfen wohl sagen: das Anorganische ist um des Lebendigen willen, damit er Rast habe, um sich einen Leib zu gestalten, und all die Kräfte und Bewegungen der anorganischen Natur wären so gut wie gar nicht da, wenn sie nicht von fühlenden Wesen empfunden und genossen würden.

Das Leben ist ein Urphänomen; dem Leblosen würde man es so wenig klar machen wie dem blind Geborenen das Licht; es will eben erlebt sein. Von unserer eigenen Erfahrung aus können wir die Lebensvorgänge in anderer Weise verstehen, können uns auch in die einfacheren Zustände der niederen Thiere, ja der Zellen, versetzen, die wir ja als Monaden in uns tragen; Selbstbildung, Bewegung, Stoffaufnahme und Stoffausscheidung kommen auch ihnen zu. Zum Begriff des Lebens aber werden wir immer von uns gelangen, zumal wohl das Niedere aus dem Höheren, aber nicht das Vollkommenere aus dem Unvollkommeneren zu erklären ist.

Gehen wir philosophisch von innen nach außen, so nimmt die Naturforschung den Weg von außen nach innen. Sie betrachtet die chemischen Elemente, die im Organismus vorkommen, vornehmlich die neuen, in der anorganischen Natur nicht vorkommenden Verbindungen; sie untersucht die physikalischen Gesetze und Bedingungen der Wärmeerzeugung, der elektrischen Ströme in Nerven und Muskeln, der Art und Weise, wie Bewegungen zu Spannkraften werden und diese wieder sich in Bewegungen wandeln. Doch bei Alledem hat der Forscher die Theile in der Hand, aber das innere Band fehlt, das einheitlich ordnende Prinzip in der Fülle des Mannichfaltigen, das den Organismus vom Anorganismus Unterscheidende. Man sah es in der Lebenskraft. Zu ihr bekannte sich einer der führenden Geister unseres Jahrhunderts, Johannes Müller, in seiner Physiologie. Ohne sie schien ihm der Wunderbau der Sinnes- und Bewegungsverzeuge, der Athmungs-, Verdauungs- und Generationapparate, nicht verständlich. Die Herstellung kranker und verstümmelter Glieder, wie die innig zusammenhängende Entwicklung im Werdeprouß des im Stoffwechsel sich stets neubildenden Leibes, wie die egoistische Energie der Sinnesorgane, die auf verschiedene Einwirkungen doch die reine Empfindung des Lichtes und des Tones bedingen: dies Alles machte ihm die Annahme der Lebenskraft nothwendig. „Kein Wunder“, sagt Du Bois-Reymond zur Entschuldigung des verehrten Meisters, „daß Müller in diesen Gedankenwegen sich sicher fühlte, da er darauf nicht bloß mit eigentlichen Fachgenossen wie Rudolf Wagner, sondern auch mit Meistern im naturwissenschaftlichen Denken wie Liebig und Wöhler zusammentraf, von denen der Letzte doch unlängst durch die Synthese des Harnstoffes gezeigt hatte, daß die chemischen Erzeugnisse des Thierkörpers auch außerhalb des

Vereines der Lebenskraft im Laboratorium nachgeahmt werden können.“ Nun, gerade dadurch erwiesen sich Liebig und Wöhler als Meister im Denken, daß sie unterschieden zwischen Erzeugnissen des Organismus, welche ihre Kunst nach Kenntniß der Bestandtheile auch herstellen lernte, von dem Organismus selbst, von der lebendigen Zelle, die sich zum vielgliedrigen Leibe bildet, der empfindet und im Menschen zum freien Willen und schöpferischen Denken kommt. Gerade weil sie den Organismus in seiner Selbstthätigkeit erkannten, fiel es ihnen nicht ein, einen solchen machen zu wollen.

„Jüngere Männer, besonders physikalisch geschult und mit besseren Einsichten in die Grundprinzipien der theoretischen Naturforschung, als sie Müller auf seinem Bildungsgang erreichbar gewesen war“, sollen das Unhaltbare in seinen Glaubenssätzen durchschaut, und einer von ihnen — Du Bois-Reymond selbst — soll seinen Vitalismus bei aller Verehrung für den Meister mit rücksichtsloser Schärfe bekämpft und seine Blößen aufgedeckt haben. Die Bemerkung, die ich in Bezug auf das Denken von Liebig und Wöhler machte, scheint mir doch für diese mehr als für ihren Kritiker zu sprechen, und was ich eben nach Müller vorgetragen habe, Das sind doch keine Glaubenssätze, sondern Erfahrungssätze. Die Organismen sind da innerhalb der anorganischen Natur, und für ihre Entstehung, ihre Fortpflanzung, ihre Leistungen eigenthümlicher Art forderte Müller wie Liebig und Wöhler eine Ursache, — eine Ursache, welche den Leistungen gewachsen ist. Man hat diese Ursache die Lebenskraft genannt. Und da scheint mir, daß eine allgemeine Lebenskraft nicht geeignet ist, die große Verschiedenheit der Lebewesen hervorzubringen, sondern daß an deren Stelle individuelle Bildungsprinzipien der Organisationskräfte zu setzen sind, die eingegliedert in den Weltzusammenhang mittels der anorganischen Kräfte, welche die chemischen Elemente bilden, nicht gegen deren Natur und Gesetze, sondern solchen gemäß den Organismus aufbauen und von ihm ihr Wesen entnehmen.

Du Bois-Reymond hat am 28. Juni 1894 in der Berliner Akademie der Wissenschaften eine Rede gegen den sogenannten Neovitalismus gehalten, die mich zu dieser Gegenrede veranlaßt, — in voller dankbarer Anerkennung der großen Beiträge, die der berühmte Forscher und glänzende Sprecher für die Erkenntniß der elektrischen Strömungen und so vieler anderen Bedingungen der Lebensvorgänge geliefert hat. Er ist verwundert, daß ein Neovitalismus aufwächst, wo er doch den alten Vitalismus vor vierzig Jahren beseitigt habe. Er will im Unterschied von früheren Gegnern der Lebenskraft die erste falsche Voraussetzung, den Grundirrtum ihrer Anhänger, aufgedeckt haben, „die falsche Auffassung des Begriffs der Kraft.“ Wir hören: „Die Kraft ist nichts Wirkliches, nicht ein mit dem materiellen Substrat zusammengefügt, die Materie, wie sie unseren Sinnen erscheint, ausmachendes Wesen,

welches auch von der Materie getrennt selbständig fortbestehen kann. Sie ist nichts als eine zur scheinbaren Befriedigung unseres Kausalbedürfnisses eingebilbete Ursache von Veränderungen, welche selber das einzig Wirkliche sind, das wir wahrnehmen. Um nach fast einem halben Jahrhundert das Gleichniß zu wiederholen: Die Atome sind nicht wie ein Fuhrwerk, davor die Kräfte als Pferde nun angespannt, dann davon abgeschirrt werden können; ihre Eigenschaften sind von Ewigkeit, unveräußerlich, unübertragbar.“ Ich antworte: Wer in aller Welt hat denn tote Stoffe und daran angespannte Bewegungskräfte angenommen? Veränderungen sollen das allein Wirkliche sein? Sind sie denn möglich ohne sich verändernde Wesenheiten? So wenig wie es Bewegung giebt ohne ein Bewegtes, „sich und Andere Bewegendes“. Das Urigewisse, unmittelbar Erlebte, sind unsere Empfindungen; für sie setzen wir nach dem Kausalgesetz in uns etwas Wirkliches, Außerliches, das sie bedingt. Dies Wirkliche wirkt, sonst könnten wir es nicht spüren, empfinden, es ist also thätige Kraft! Das Sein, wie wir es in uns erleben, ist Thätigkeit, sich selbst bestimmende Thätigkeit; das All ist ein System von Kräften, Das beweist uns die allseitige Beziehung, durch die eine Wechselwirkung und ein Zusammengang möglich wird, wie wir Dies gerade im Organismus finden. Da ist von trägen Wagen und munteren Pferden keine Rede, sondern von thätigen Kraftcentren, die erst den räumlich ausgedehnten Stoff oder die Materie bedingen, und diese ergeben sich damit als ein Phänomen der Kraft, ein Anschauungsbild in uns, gebildet im Zusammenwirken objektiver Kräfte außer uns und der subjektiven Kraft in uns.

Das Erste im Begriff des Lebens, wodurch alle Erfahrung erst möglich wird, ist die dauernde Einheit im Wechsel und in der Mannichfaltigkeit des Vielen; wir erleben sie thatsächlich; sollte es nicht vielmehr „ein Grundfehler“ sein, sie außer Acht zu lassen? Wie ist denn das Selbstgefühl zu erklären als Ergebnis vieler fühlloser Stoffe? Auch ich sage mit Helmholtz: „Das erste Prinzip der Naturforschung ist, daß wir die Natur begreiflich vorstellen müssen, da es sonst keinen Sinn hätte, sie erforschen zu wollen.“ Gefühl, Bewußtsein, ohne ein Reales, Wesenhaftes, sind aber undenkbar; Selbstgefühl, Selbstbewußtsein, erleben sich aber und erfahren wir ja nicht als eine auseinanderliegende Vielheit, sondern als eine in sich seiende Einheit. Und aus dieser erschließen wir die Centralmonade, die der Subjektivität, des ihrer selbst Innewerdens fähige Kraft, welche als Organisationprinzip andere objektive Kräfte, in deren System sie eingegliedert ist, gemäß deren eigenen Gesetzen an sich heranzieht und mittels ihrer den Organismus im fortwährenden Werdeflusse gestaltet.

Den grundlegenden Unterschied anorganischer oder kristallinischer und organischer Gebilde findet Du Bois-Reymond darin: daß bei den toten

Körpern die Materie im statischen Gleichgewichte, sei es nun stabil, indifferent oder labil, in dem Lebewesen im dynamischen Gleichgewichte sich befindet. „Dynamisches Gleichgewicht hat Willem Smaasen den Zustand der Elektrizität in einer Querscheibe eines von einem stationären Strom durchflossenen Leiters genannt, die bei der Querscheibe von der einen Seite her so viel Elektrizität erhält, wie sie nach der anderen Seite hin abgibt. In diesem Sinne kann man auch vom dynamischen Gleichgewichte des Wassers in einer Querscheibe eines Flusses reden, welcher weder steigt noch fällt. Die Materie in dem Lebewesen erhält sich eben so, indem deren Substanz in fortwährendem Wechsel begriffen ist.“ Ich sehe nicht, wie dieser allgemeine Ausdruck des Stoffwechsels gegen die Vitalisten sprechen sollte, er erklärt ja nicht, sondern drückt eine Thatsache aus, welche für uns wie für Du Bois-Reymond vorhanden ist, nur daß der Wasserwechsel in einem Trog, wo eben so viel zufließt, wie unten fortgeht, den Trog so gut wie der Stoffwechsel in uns den Organismus mit seinem Athmungs- und Verdauungssystem und seinem Blutumlauf voraussetzt. Ob dieser wunderbare vielgliedrige Organismus nur blinde Stoffpartikelchen ohne Sinn und Zweck bilde und in ihnen auch ein einheitliches Selbstgefühl erregen könne? Das ist die Frage, die ich stelle, wenn ich mir die Welt begrifflich vorstellen will.

Ein ernstes Bedenken erweckt auch für Du Bois-Reymond die Zweckmäßigkeit der organischen Natur, — „angesichts der beim ersten Blick sinnfälligen Unmöglichkeit, die Entstehung der organischen Natur mechanisch zu erklären, wie sie schon Panaetios und Cicero durch die Ungereimtheit der Annahme versinnlichten, daß durch Ausschüttung eines Schrifkastens ein Gedicht zu Stande komme“. So sei der Stand der Dinge bis zu Müllers Tod gewesen; dann sei Darwin gekommen, und seine Lehre von der natürlichen Zuchtwahl schien in verführerischer Darstellung vollauf genügend, um die Zweckmäßigkeit der bestehenden Organismen verständlich zu machen. „So war der Vitalismus aus seiner mächtigsten Verschanzung vertrieben und in die Flucht geschlagen.“ Allerdings, die Materialisten jubelten, aber wir Anderen machten unsere Bedenken geltend und behaupteten, daß gerade die Entwicklung, welche nun, nachdem Hegel sie längst zum Prinzip der Philosophie gemacht hatte, auch die Naturforscher zum Schlagwort erkoren, sich von der bloßen Veränderung unterscheidet; ihr Begriff setzt einen Ausgangspunkt und ein Ziel voraus, sie entfaltet das ideell Angelegte im Trieb und Keime und der ausgebildete Organismus ist ihr erreichtes Ziel, und als solches der leitende Zweck der Lebenshätigkeit.

Und so sieht denn auch Du Bois-Reymond den Vitalismus wieder auftauchen, und nach dem, wie man meinen sollte, endgiltigen Sturz droht er wieder selbst in den biologischen Wissenschaften festen Fuß zu fassen. Zu-

nächst in der Morphologie, wo ja eben der Aufbau der Gestalt ein Organisationsprinzip zu fordern scheint, — wo man die Zelle nicht mehr mit Schwamm für einen imbibitionsfähigen Krystall halte, sondern mehr und mehr als mit einem einzelligen Thier gleichwerthig ansehe, wie Das in Virchow's Zellularpathologie und in dessen Wort gipfle: *omnis cellula e cellula*. In die Zelle werden Lebenskräfte gelegt, um in deren Innerem allerlei Prozesse anzuregen und die Beziehungen zur Umgebung zu beherrschen. Daß Pflüger, Driesch, O. Hertwig und andere Naturforscher auch in der Entwicklungsgeschichte experimentiren und durch Eingriffe mechanischer und chemischer Art den Gang der Entwicklung verändern, scheint mir nicht gegen, sondern für die Lebenskraft oder vielmehr für das individuelle Organisationsprinzip zu zeugen, das auch jenen Eingriffen sich gewachsen weiß, indem es ihren Einfluß erfährt, aber sich behauptet; und eine Zelle ist auf chemischem oder mechanischem Wege noch nicht gemacht worden. An die Stelle des *Sages*: *omne animal ex ovo* ist eben jenes Wort Virchow's getreten: *omne animal e cellula*. Und woher die erste Zelle?

Doch ehe wir darauf antworten, überrascht uns Du Bois-Reymond mit der Erklärung: seitdem die darwinistische Lehre ihren Triumphzug gehalten habe, verfliege der Kausch. Der Dank für seine befreiende That sei noch zu laut gewesen, als der Botaniker Albert Weigand seine und Anderer Einwendungen zusammengestellt habe; aber neuerdings werden sowohl die natürliche Auslese der durch Varietätenbildung entstandenen Zweckmäßigkeiten wie die Vererbung erworbener Vorzüge von den berufensten Ergründern dieses schwierigen Problems in Zweifel gezogen. Das Erste von Spencer in England, das Andere von Weismann in Deutschland, und so kann Diersch den Ausspruch wagen: der Darwinismus sei nichts gewesen als eine leichtgläubig hingegenommene blendende Täuschung, und der Redner schickt sich an, zu erwägen, was für eine Weltanschauung dann dem Naturforscher übrig bleibe. Ich glaube, Dies erwähnen zu sollen, weil trotz allen Bedenken von philosophischer Seite unter uns gerade die Tagesblätter fortwährend von dem materialistisch gewandten Darwinismus wie von einer sicher begründeten Wahrheit reden; aber ich bemerke zugleich: die Descendenztheorie, die Ansicht von einer zusammenhängenden Entwicklung aller Lebewesen, von einem Emporgang der höheren Organismen aus den niederen, wie Kant und Goethe sie wollten, wird damit nicht beseitigt; aber die Fortbildung wird nicht von außen gemacht, sondern innere Triebkräfte gestalten sie, der Kampf ums Dasein, die natürliche Zuchtwahl, die Vererbung fand hilfreiche Bedingungen und der Lebensgrund der Welt waltet darin.

Du Bois-Reymond giebt unter den vielen Kundgebungen für die Lebenskraft der Rektoratsrede des Professors Rindfleisch in Würzburg eine hervor-

ragende Stelle; dieser sieht die Lebenskraft in Verbindung mit einem Lebensstoffe, wohl den von der Organisationkraft zu neuen Verbindungen geordneten chemischen Elementen. Er bespricht die „Biologie als selbständige Grundwissenschaft“ von Driesch, der die Teleologie heranziehe und ein Jenseitiges für die Naturforschung betone, indem er sich auf Kant berufe, der es für ungereimt hält, die organisierten Wesen nach bloß mechanischen Prinzipien erklären zu wollen, weil da kein Newton entstehen werde, der die Erzeugung eines Grashalmes aus Naturgesetzen, die keine Absicht geordnet habe, einmal begreiflich mache. Aber Kant, sagt der Redner, sei auf naturwissenschaftlichem Gebiet nicht unfehlbar. Er ist es überhaupt nicht, noch hat er es je sein wollen.

Weit hinaus über die Schüchternheit des genannten Revovitalisten geht Bunge, der Professor der physiologischen Chemie in Basel. Dieser eröffnet sein Lehrbuch über seine Wissenschaft mit einer Einleitung, in welcher er sagt: „Wenn die Gegner des Vitalismus behaupten, daß in den lebenden Wesen durchaus keine anderen Faktoren wirksam seien als einzig und allein die Kräfte und Stoffe der unbelebten Natur, so muß ich diese Lehre bestreiten. Daß wir an den lebenden Wesen nichts Anderes erkennen, Das liegt einfach daran, daß wir zur Beobachtung der belebten und der unbelebten Natur immer nur ein und die selben Sinnesorgane benutzen, welche gar nichts Anderes perzipieren als einen beschränkten Kreis von Bewegungsvorgängen. Zu erwarten, daß wir mit den selben Sinnen in der belebten Natur etwas Anderes entdecken könnten als in der unbelebten, Das wäre allerdings nur Gedankenlosigkeit. Aber wir besitzen zu jeder Beobachtung der belebten Natur einen Sinn mehr, es ist der innere Sinn zur Beobachtung der Zustände und Vorgänge des Bewußtseins. Der tiefste, der unmittelbarste Einblick, den wir gewinnen in unser innerstes Wesen, zeigt uns etwas ganz Anderes, zeigt uns Qualitäten der verschiedensten Art, zeigt uns Dinge, die nicht räumlich geordnet sind, zeigt uns Vorgänge, die nichts mit einem Mechanismus zu thun haben. Daß die physiologische Forschung mit dem komplizirtesten Organismus, mit dem menschlichen, beginnt, rechtfertigt sich aus dem Grunde: daß dieser der einzige ist, bei dessen Erforschung wir nicht bloß auf unsere Sinne angewiesen sind, in dessen innerstes Wesen wir gleichzeitig noch von einer anderen Seite her eindringen, — durch die Selbstbeobachtung, den inneren Sinn, um der von außen vordringenden Physik die Hand zu reichen.“

„Ich muß gestehen, daß es mir unmöglich ist, mit dieser Auseinandersetzung einen Sinn zu verbinden —“, sagt Du Bois-Reymond. Aber ist er denn nicht selbst lebendig und hat er nicht sein Lebensgefühl, das er nicht mit Augen außer sich sieht, aber in sich spürt? Und erfährt er sich nicht als Ich und ist er damit nicht seiner Selbstbestimmung inne? Und sind nicht Denken, Wollen, Phantasie, untrennbar verbunden, wenn er einen Voratz ausführt?

Das sind zwar nicht Dinge, aber doch Vorgänge, deren Faktoren nicht räumlich auseinanderliegen, sondern innerlich ineinander sind. Wir fühlen unsere Innerlichkeit, und Das giebt sich in Mienen und Geberden äußerlich kund, also in Bewegungen, die wir sinnlich wahrnehmen, und aus sinnlicher Wahrnehmung solcher Bewegungen in Geberden und Handlungen bei Anderen schließen wir auf ähnliche Stimmungen oder Willensregungen wie bei uns selbst. Von unserer Innerlichkeit aus also können wir das Wesen des Lebens erfassen und so der Physik in die Hand arbeiten, welche die äußeren Bewegungen erforscht.

„In der Aktivität, da steckt das Räthsel des Lebens drin“ — sagt Bunge, und Du Bois-Reymond fügt hinzu: „Gewiß, und diese Aktivität, Herrn Virchows immanente Bewegung, ist eben Das, was vorher als dynamisches Gleichgewicht in den Lebewesen und als der grundlegende Unterschied zwischen ihnen und den toten Körpern bezeichnet wurde, also etwas ganz physikalisch Vorstellbares. Herr Bunge übersieht, daß diese Aktivität Nahrungstoff, Wasser, Luft und Wärme, die integrierenden Reize der älteren Physiologie, voraussetzt, daß sie aufhört, wenn diese fehlen, daß folglich, was er Aktivität nennt, nichts ist als ein durch den von ihm verschmähten Chemismus unterhaltener Stoffwechsel, wodurch potenzielle zu kinetischer Energie umgewandelt wird.“ Gewiß, kann auch ich hinzufügen, denn alle die chemischen Elemente sind thätige Kräfte, und ohne sie ist der Organismus nicht möglich, so wenig wie ein Haus ohne Bausteine, Holz und Eisen; nur daß diese das Haus so wenig machen wie Wasserstoff und Sauerstoff das einheitliche Selbstgefühl, den Willen, hervorbringen und sich von selbst zum menschlichen Leibe formen. Wenn wir keine Wirkung ohne vor ihr gewachsene Ursache annehmen wollen, so bedürfen wir der Centralmonade, und rerum cognoscere causas ist das Motto der Wissenschaft. Und so bekennet denn trotz Alledem auch der Redner: „Es ist klar, wir stehen nach wie vor gegenüber jenen unüberwundenen Räthseln: der ersten Entstehung des Organismus, ihrer Zweckmäßigkeit, der Schöpfungsgeschichte mit ihren Abenteuer.“ Ich habe früher schon gesagt: die Welträthsel sind gelöst im Weltprinzip, und es kommt also darauf an, daß wir das Weltprinzip so denken, daß die Lösung uns möglich erscheint. Wie Bewegungen zu Empfindungen werden und Vorstellungen und Willensentschlüsse zu Bewegungen, dies Räthsel z. B. lösen wir fortwährend mit unserem Sehen und Hören, in unserem Gehen und Handeln. Die Lösung wird vorstellbar, wenn es dies eine Wesen in uns ist, das den Leib organisiert, ißt und trinkt, fühlt, will und denkt; Das ist die Seele, die zwar eine neumodische Psychologie ohne Psyche zu leugnen sucht, die aber die Physiologie doch noch nicht ersetzen konnte, — die Seele, welche ich eben an der Stelle der Lebenskraft setze.

Du Bois-Reymond hält es der schöpferischen Allmacht für unwürdig, erst eine leblose Welt, dann Lebewesen hervorzubringen, wieder zu vernichten und neu zu schaffen; wäre es nicht praktischer, statt wiederholter Eingriffe in die Naturgesetze ein für alle mal den Keim des Lebens in die Erde zu legen, so vorgerichtet, daß daraus die heutige organische Natur werden kann? Er schließt: „Der göttlichen Allmacht allein würdig ist, sich zu denken, daß sie in urvor-denklicher Zeit durch einen Schöpfungsakt die ganze Materie so geschaffen habe, daß nach den ihr mitgegebenen unverbrüchlichen Gesetzen da, wo die Bedingungen für Entstehen und Fortbestehen von Lebewesen vorhanden waren, beispielsweise hier auf Erden, einfachste Lebewesen entstanden, aus denen ohne weitere Nachhilfe der heutigen organischen Natur, von einer Urbazille bis zum Palmenwalde, von einem Urmikrokokkos bis zu Suleimas holden Geberden, bis zu Newtons Gehirn ward. So kämen wir mit einem Schöpfungsakte aus und ließen ohne alten und neuen Vitalismus die organische Natur rein mechanisch entstehen. Man kann noch einen Schritt darüber hinausgehen, aber dann freilich aus dem Supranaturalismus heraus in den Materialismus, indem man sich denkt, daß die unendliche Materie mit ihren heutigen Eigenschaften von Ewigkeit her im unendlichen Raum sich bewegte.“

Daß der Materialismus und bloße Mechanismus unfähig ist, das Fühlen und Denken, die Freiheit und Sittlichkeit, diese Urthat-sachen, zu erklären, hat ja aber Du Bois-Reymond früher zugegeben. Dem gegenüber liegt im Geist des schaffenden Gottes doch der Schöpfungsplan, und wenn nun zu den Bedingungen des Lebens die individuelle Lebenskeime und Seelenkräfte mit gehören, ist dann der Vitalismus beseitigt oder bestätigt?

Und es giebt noch eine dritte Lösung. Die Natur trägt nirgends die Signatur des Gemachten, alles Organische, Geistige kennzeichnet sich durch Selbstbildung, Selbstbestimmung; und die durchgehende Wechselbeziehung und Wechselwirkung aller Kräfte wie der Zusammenhang aller Weltgesetze weist uns nicht auf eine Vielheit, sondern auf eine ursprüngliche Einheit, auf die Urkraft hin, die sich zum System der Kräfte selbst entfaltet und bestimmt, indem sie der Lebensquelle freien Lauf läßt, aber sich nicht zur Ruhe setzt, sondern fortwährend in der Welt thätig bleibt; und wie wir über dem Naturmechanismus ein geistiges Reich der Freiheit und Wahrheit, des Guten und Schönen, aufbauen, so ist Gott in sich Naturkraft und selbstbewußter Wille der Liebe, in und über Allem in sich lebendig. Naturalismus und Idealismus, Pantheismus und Theismus, sind mannichfaltige Ansichten der reinen Wirklichkeit, sie wären nicht da, große Denker hätten sie nicht aufgestellt, wenn sie keine Wahrheit enthielten. Suchen wir die ganze Wahrheit, nicht in ihrer äußerlichen Verbindung, sondern in einer Entwid-elung, die das Berechtigte jeder Weltanschauung im Weltprinzip anerkennt und bekennt.





## Ein Bäckerei-Monopol.

Als um die Mitte der fünfziger Jahre die mitteleuropäischen Landwirthe über ihre Lage zu klagen begannen, da hatte man für ihre Klagen nur ein mitleidiges Lächeln, denn es war ja eine bekannte Thatsache, daß die Landwirthe immer klagten. Schien die Sonne, so klagten sie, daß die Wiesen verdorren, und regnete es, so klagten sie, daß das Getreide nicht reifen könne. War die Ernte eine gesegnete, so klagten sie über niedrige Fruchtpreise, und standen die Getreidepreise hoch, so klagten sie über den ungenügenden Ausfall der Ernte. Diese idyllischen Zustände sind längst vorüber. Die Landwirthe klagten immerfort und klagten immer lauter und schließlich brach sich die Ueberzeugung allgemein Bahn, daß die Klagen der Landwirthe leider nur zu begründet seien, weil die Lage der mitteleuropäischen Landwirthe durch die Verbesserung der Verkehrsmittel in der That eine immer bedenklichere wurde. Anfänglich — um die Mitte der fünfziger Jahre —, als man die Eisenbahnen nach dem Osten vorzuschieben begann, da begann das Getreide aus jenen östlichen Ländern, aus Ungarn, Serbien, Rumänien, Galizien und dem südlichen Rußland, auf den mittel- und westeuropäischen Markt zu strömen und die dortigen Preise zu drücken. Später kamen die überseeischen Länder, Nord-Amerika in erster Reihe und sodann Indien, und warfen immer steigende Mengen ihres billigen Getreides auf den europäischen Markt und drückten die Getreidepreise auf einen bis dahin unerhörten Tiefstand herab und schließlich wurde es auch dem blödesten Auge klar, daß hier ein effektiver Nothstand vorliege und daß irgend Etwas geschehen müsse, um die heimische Landwirthschaft gegen die gerabezu ruinöse Konkurrenz des Auslandes dauern und wirksam zu schützen.

Der erste Schritt nach dieser Richtung hin wurde in den achtziger Jahren unternommen und bestand in der Schaffung von Einfuhrzöllen auf Getreide. Indessen haben Getreidezölle ihre Bedenken. Einmal sind sie unpopulär, weil ihnen gegenüber immer geltend gemacht wird, daß sie das Brot des kleinen Mannes, speziell also des Arbeiters, vertheuern. Zum Zweiten wird eingewendet, daß sie, streng genommen, nur dem großen Grundbesitzer zu Gute kommen, weil nur dieser größere Getreidemengen regelmäßig zum Verkaufe bringt und somit aus dem höher gehaltenen Getreidepreise Nutzen zieht, während der Bauer, der regelmäßig den größeren Theil seiner Ernte im Laufe des Jahres in der eigenen Wirthschaft verbraucht und nur geringe Getreidequantitäten verkauft, durch die höheren oder niedrigeren Getreidepreise wenig oder fast gar nicht berührt wird.

Ein zweiter Vorschlag, der speziell von den Bimetallisten ausgeht, zielt gegen die heutige Goldwährung. Durch den plötzlichen und unvermittelten Uebergang einer Reihe von Kulturstaaten zur Goldwährung sei eine ganz ungeheuerer Nachfrage nach Gold zu Währungszwecken hervorgerufen und der Preis dieses Metalles natürlich in die Höhe getrieben worden. Auf diese Weise erhalte der Landwirth für sein Getreide wenig Gold, müsse aber seine Steuern, seine Schuldzinsen und seine Arbeitslöhne, die er früher in dem billigeren Silber bezahlen konnte, im gleichen Nominalbetrage in Gold zahlen, so daß er nothwendig dem Ruin entgegengetrieben werde. Eine Abhilfe sei möglich, wenn die Welt oder doch die wichtigsten Kulturstaaten sich für den Uebergang zur Doppelwährung

entscheiden und die Silberprägung freigegeben würden. Die Folge hiervon wäre nämlich, daß ungeheuerer Quantitäten von Silber zu den Prägestätten strömen würden; dadurch würde die Menge des zirkulirenden Geldes bedeutend vergrößert und sein Werth mähte sinken, d. h. die Waarenpreise würden steigen. Der Landwirth bekäme für sein Getreide mehr Geld, er könnte dann seine Steuern, seine Schulzinsen und seine Arbeitlöhne mit Leichtigkeit bezahlen und wäre geborgen. Ich gestehe, daß ich speziell diesem Vorschlage sehr sympathisch gegenüberstehe, weil ich den plötzlichen Uebergang so vieler Staaten zur Goldwährung für einen Mißgriff halte, wie er größer und verhängnißvoller kaum begangen werden konnte. Leider hat dieser Vorschlag wenig Aussicht auf baldige Verwirklichung, einmal, weil die betreffenden Staaten bisher nur eine geringe Neigung zeigen, von der kaum angenommenen Goldwährung abzulassen, und zweitens, weil — so wie die Dinge heute liegen — kein Staat der Welt die Kraft besäße, für sich allein die Doppelwährung, selbst wenn er sie bei sich einführen wollte, auf die Dauer aufrecht zu erhalten. Das mühsam erworbene Gold würde ihm in der kürzesten Zeit von den Goldwährungsländern entzogen werden und das Silber würde ihm von allen Seiten zuströmen.

Ein dritter Vorschlag, den arg bedrängten Landwirthern aufzuhelfen, wird — und zwar meines Wissens zum ersten Male — in drei kleinen Schriftchen gemacht, die mir von ihrem Verfasser kürzlich zugesendet wurden. \*) Der Vorschlag zielt dahin, das Bäckergewerbe zu verstaatlichen, also das Bäckerei-Monopol einzuführen, und zwar namentlich auch, um den Staat in die Lage zu versetzen, den Landwirthern für ihr Getreide annehmbare Preise zu bieten. Der Vorschlag scheint mir — ganz abgesehen von den Motiven, die für das Bäckerei-Monopol angeführt werden — schon aus dem äußeren Grunde beachtenswerth, weil er nicht von einem Theoretiker, sondern von einem Manne ausgeht, der selbst Mühlen- und Bäckereibesitzer ist, der mitten im praktischen Leben steht, der also die einschlägigen Verhältnisse genau kennt und demgemäß auch zu beurtheilen im Stande ist.

Die Ziele, die Herr Tüll, der Verfasser dieser drei Schriften, durch die Verstaatlichung des Bäckergewerbes erreichen will, sind die nachstehenden vier: erstens sollen die im Bäckergewerbe bisher bestehenden sanitären, technischen und wirtschaftlichen Uebelstände beseitigt werden, zweitens soll der Staat als Besitzer des Bäckerei-Monopoles in die Lage versetzt werden, den Landwirthern einen angemessenen, d. h. die Produktionskosten lohnenden Preis für ihr Getreide zu bezahlen,

\*) 1. B. Tüll, Kunstmühlen- und Bäckereibesitzer in Brud a. d. Mur (in Steiermark): „Das Jahr 1910. Ein Vorschlag zur Verbesserung der allgemeinen Verhältnisse.“ Verlag von Hermann Winkler, Buchhandlung für Vereins- und Volksliteratur. Wien.

2. Tüll: „Der Bauer und sein Getreide.“ Graz, 1892. Verlag von Robert Withalm & Comp.

3. Tüll: „Die Umwandlung des Getreides in Brot mit Berücksichtigung der Armen-Verpflegung im Frieden und im Kriege.“ Graz, 1894. Im Selbstverlage des Verfassers.

drittens soll dem Publikum ein besseres und billigeres Brot geboten werden, und

viertens würde durch die Verstaatlichung und Monopolisirung des Bäckergewerbes dem Staate überdies eine bedeutende Einnahmequelle erschlossen, die es ermöglichen würde, andere, drückendere Steuern aufzuheben oder doch um namhafte Beträge zu ernähigen.

Die vielfach im Bäckergewerbe herrschenden Uebelstände sind nach Herrn Till auf den Umstand zurückzuführen, daß an diesem Gewerbe die ungeheueren technischen und wirthschaftlichen Fortschritte der Neuzeit fast spurlos vorübergegangen sind und daß dieses Gewerbe heute kaum rationeller betrieben wird als vor tausend oder mehr Jahren. Das Bäckergewerbe ist heute noch fast ausschließlich Handwerk, das zumeist im Kleinen, in ungenügenden (vielfach unterirdischen) Lokalitäten betrieben wird und in dem ziemlich alle Operationen mit der menschlichen Hand vorgenommen werden. Die Lokalitäten sprechen in unzähligen Fällen allen Anforderungen der Hygiene geradezu Hohn, sie sind schlecht ventilirt und erleuchtet und starren von Ungeziefer und Schmutz. Die Bäckergehilfen leiden, theils in Folge des Aufenthaltes in diesen ungesunden Räumen, theils in Folge der Ueberanstrengung bei der Arbeit, vielfach an ekelhaften oder ansteckenden Krankheiten, so daß das Gebäck häufig in der denkbar unappetitlichsten und sanitätswidrighsten Weise hergestellt wird. Diese Uebelstände sind übrigens nicht neu, sondern durch Enqueten und durch die Berichte der Gewerbe-Inspektoren in den verschiedenen Ländern wiederholt sichergestellt und weiteren Kreisen bekannt gemacht worden. Beiläufig bemerkt, sind übrigens — nach Till — auch die Mühlen noch weit davon entfernt, ein ganz reines und tabelloses Mehl zu liefern.

Wenn möglich noch ärger und schreiender sind die wirthschaftlichen Uebelstände im Bäckergewerbe. Sie bestehen in den unverantwortlich hohen Backspesen, die ihrerseits wieder eine nothwendige Folge der Zerplitterung des Bäckergewerbes in durchgehends kleine und irrationell eingerichtete Betriebe sind. Herr Till beziffert diese Backspesen (nach den Angaben eines wiener Bäckermeisters) pro 100 Kilo Mehl, jedoch ausschließlich des Mehlpriees

bei dem gewöhnlichen Roggenbrot auf . . . . . 12 fl. 20 Kr.

bei Weißbrot (den bekannten wiener Kaisersemmeln, den wiener Kipfeln u. Dgl.) auf . . . . . 35 " 80 "

Rechnet man nun den Mehlpriees noch hinzu, so ergeben sich folgende Ziffern:

Bei einem Roggenpriees von ungefähr 7 fl. 30 Kr. (für

100 Kilo Roggen) kosten 100 Kilo Roggenmehl . . . 11 fl. — Kr.

die vorerwähnten Kosten der Verbackung mit . . . . . 12 " 20 "

hinguzurechnet, ergibt Dies einen Betrag von . . . . . 23 fl. 20 Kr.

und da 100 Kilo Roggenmehl ungefähr 140 Kilo fertiges Roggenbrot ergeben, so muß der Bäcker, wenn er auf seine Kosten kommen will, das Kilo Roggenbrot mit ungefähr 16 Kr. (eine Kleinigkeit darüber) verkaufen. Bei den kleinen Weißbroten (Semmeln, Kipfeln u. Dgl.) stellen sich die Kosten, wie folgt:

100 Kilo Weizenmehl kosten ungefähr . . . . . 14 fl. 20 Kr.

hierzu die oben berechneten Backspesen mit . . . . . 35 " 80 "

ergibt in Summa . . . . . 50 fl. — Kr.

Und da 100 Kilo Weizenmehl ungefähr 128 Kilo Semmeln ergeben, so kann eine solche nicht mehr als 50 Gramm wiegen und muß mit 2 Kr. verkauft werden, wie es bekanntlich auch thatsächlich der Fall ist. Würde die Bäckerei rationell, d. h. nach den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung und im Großen (aber zur Vermeidung überflüssiger Transportkosten nicht in gar zu großem Maßstabe) und unter Anwendung von Maschinen betrieben, so könnten — wie Herr Till behauptet — jene exorbitanten Backspesen beim Roggenbrot von 12 fl. 20 Kr. auf ungefähr 3 fl. und bei den kleinen Weißbrötchen von 35 fl. 80 Kr. auf ungefähr 12 fl. (pro 100 Kilo Mehl) ermäßigt werden. Ueberdies bekäme das Publikum ein reinlich hergestelltes und gesundes Brot zu essen und die Arbeiter wären der anstrengenden und aufreibenden Arbeit mit der Hand und in ungefunten und dämpfen Räumen enthoben.

In diesen enormen Backspesen steckt das Geheimniß der heutigen Brotmisere und stecken gleichzeitig die Mittel, um der Nothlage der Landwirthe abzuhelfen. Aus der enormen Höhe der Backspesen ergibt sich aber — wie Herr Till mit Recht hervorhebt — noch ein Weiteres. Zunächst folgt hieraus, welsch verschwindend kleinen Einfluß der Getreidepreis auf die Brotpreise hat und wie verfehlt es ist, zu glauben, daß ein Sinken der Getreidepreise eine Verbilligung des Brotes zur Folge haben werde. Selbst wenn man dem Bäcker das Mehl gratis ins Haus liefern würde, wenn also der Landwirth gar nichts für sein Getreide erhielt, würden — wie Herr Till folgerichtig bemerkt — nach der vorhergehenden Berechnung die aus 100 Kilo Weizenmehl hergestellten Kaisersemeln noch immer nahezu 36 fl., die wiener Kipfel sogar noch immer circa 75 fl. oder mehr kosten. Von dem heutigen Preise der Kaisersemmel pro 2 Kr. entfallen nach Till rund  $1\frac{1}{2}$  Kr. auf die Backspesen und nur  $\frac{1}{2}$  Kr. auf das Mehl. Eben so trügerisch und eitel ist nach dem Gesagten die Erwartung, daß durch Errichtung neuer Bäckereien, also durch eine Steigerung der Konkurrenz im Bäckergewerbe, die Brotpreise zum Weichen gebracht werden könnten. Ganz abgesehen davon, daß die Bäcker allerorts ein stillschweigendes Kartell haben und an den herkömmlichen Preisen festhalten. Was dem Bäckergewerbe noththut, ist nach Till durchaus nicht eine Vermehrung der Konkurrenz, sondern gerade umgekehrt eine Verminderung, der Ausschluß der Konkurrenz und die Zusammenfassung der vielen zersplitterten kleinen Betriebe in monopolisirte größere und rationell eingerichtete Etablissements.

Auf Grund der vorstehenden Erwägungen gelangt Herr Till zu der Forderung, daß das Bäckergewerbe verstaatlicht und in den Händen des Staates monopolisirt werden solle. Im Einzelnen gestalten sich seine Vorschläge so:

1. Der Staat bestimmt jedes Jahr nach der Ernte die Getreidepreise mit Rücksicht auf den Ausfall der Ernte im Inlande, mit Rücksicht auf die Steuern und die Produktionskosten des Landwirthes, jedoch ohne Rücksicht auf den Ausfall der Ernte im Auslande.
2. Der Staat übernimmt von den Landwirthen (oder, wenn die Ernte regelmäßig größer ist als der Inlandsbedarf, von den kleineren Grundbesitzern) die gesammte Ernte zu den festgesetzten Preisen.
3. Der Staat läßt das Getreide in den inländischen Mühlen zu vereinbarten Preisen vermahlen; er besorgt die Umwandlung des Getreides in Brot in

- allen Städten und Märkten und leitet ausschließlich den Mehlverkauf. (Das Backen im Hause kann selbstverständlich und soll demgemäß auch Niemandem verwehrt sein, doch erwartet Herr Tüll, daß die Bauern auf dem platten Lande — wo die Errichtung der staatlichen Backhäuser mit Rücksicht auf die zerstreut lebende Bevölkerung wenigstens im Anfange schwer durchführbar wäre — sich mehr und mehr daran gewöhnen werden, ihren Brotbedarf aus dem staatlichen Backhause in der nächsten Stadt einzukaufen, statt das Brot im eigenen Hause mangelhaft selbst herzustellen.)
4. Der Staat berechnet und stellt den Brotpreis derart fest, daß der resultierende Gewinn sich auf ungefähr einen Gulden pro Kopf der Bevölkerung und Jahr beziffert.
  5. Wenn das erforderliche Getreidequantum im Inlande nicht produziert wird, so kauft der Staat den fehlenden Betrag zu möglichst billigen Preisen im Auslande.
  6. Der Handel mit Getreide und Mehl hört auf; die Eisenbahnen und Schifffahrtunternehmungen dürfen kein Getreide für Private (abgesehen von Transito-Sendungen) befördern.
  7. Die private Broterzeugung für den Verkauf hört auf; die bisherigen Bäcker werden voll entschädigt oder, so weit es thunlich ist, in den staatlichen Bäckereien verwendet und angestellt.
  8. Der Mehl- und Broterzeugung ist die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit zuzuwenden: es sind staatliche Müller- und Bäckerschulen, sowie staatliche Versuchsanstalten zu errichten, denen die Aufgabe zufällt, die beiden Gewerbe eingehend zu studiren und jeden von der Wissenschaft entdeckten Fortschritt für die Praxis sofort zu verwerten.

Die staatlichen Backhäuser sollen, wie Herr Tüll verlangt, speziell in den größeren Städten derart vertheilt werden, daß jedes einen bestimmten (etwa 20000—30000 Köpfe umfassenden) Bezirk zu versorgen hat, um die überflüssigen Transportkosten des Brotes zu vermeiden. Denn das Brot ist, wie Herr Tüll richtig bemerkt, keine Handelswaare, sondern eine fertige Speise, die in nächster Nähe des Konsumenten erzeugt werden soll und die überdies keinen weiten Transport verträgt; die kleinen Weißbrote (Semmeln, Kipfel u. Dgl.) werden bekanntlich in kurzer Zeit trocken und hart, die größeren Roggenbrote schimmeln leicht, wenn sie bei feuchtem Wetter weiter transportirt werden, oder erfrieren in der Kälte und werden ungenießbar. Aus diesem Grunde verlangt Herr Tüll, daß die staatlichen Backhäuser zwar größer als die heutigen, handwerksmäßig betriebenen Bäckereien und groß genug angelegt werden sollen, um den maschinellen Betrieb zu ermöglichen, allein sie sollen keine Riesenetablissements sein, deren eines etwa im Stande wäre, den ganzen Brotbedarf einer modernen Großstadt zu decken, weil der Transport der (voluminösen und gewichtigen) Brotwaare einen unverhältnismäßigen Kostenaufwand verursacht und die Brotwaare selbst — wie eben erwähnt wurde — während des Transportes leicht Schaden erleidet oder doch an Qualität verliert.

Der wesentlichste Punkt des Tüllschen Programms, der die meiste Anfechtung seitens der Anhänger der „liberalen“ Richtung in der Nationalökonomie erfahren wird, ist unstreitig der, daß der Getreidehandel — oder, präziser aus-

gedrückt: „die Spekulation in Getreide“ — aufhören und daß der Staat den Landwirthen für ihr Getreide einen Preis zahlen soll, der in erster Reihe nicht durch das Verhältniß von Angebot und Nachfrage (oder, wie man zu sagen pflegt, „durch die Lage des Weltmarktes“), sondern durch die Produktionskosten bestimmt wird. Damit ist jedoch die Frage berührt, die zu den bestrittensten auf dem gesammten Gebiete der heutigen Nationalökonomie gehört.

Zu dem eisernen Inventar der landläufigen (manchesterlichen) Nationalökonomie gehört bekanntlich der Satz, daß es wirtschaftlich sei, jeden Nutzeffekt, den man erzielen will, mit dem relativ geringsten Opfer (an Arbeit oder Geld) zu erkaufen. Hieraus wurde dann die Schlussfolgerung gezogen, daß alle Schutzmaßnahmen für die heimische Industrie verwerflich seien, weil es unwirtschaftlich sei, eine Waare im Inlande mit einem größeren Aufwande herzustellen, wenn man sie billiger, d. h. mit einem geringeren Opfer, aus dem Auslande beziehen kann. Der Satz klang recht bestechend und plausibel, wenn es sich um eine künftige Produktion, d. h. um eine Industrie handelte, die bisher im Lande noch nicht vorhanden war, die also erst neu eingeführt werden sollte. Die Dinge werden aber geradezu auf den Kopf gestellt, wenn man diese Lehre auf die Landwirtschaft, also auf eine uralte Produktion, anwenden will. So lange die Transport- und Verkehrsmittel noch nicht so vervollkommenet waren wie heutzutage, war es unmöglich, das Getreide auf weitere Strecken zu transportiren, es war also nicht bloß wirtschaftlich, sondern es war unbedingt nothwendig, den heimischen Boden — mochte er nun mehr oder weniger fruchtbar sein — zu bestellen und ihm die Getreidemenge abzurufen, die zur Ernährung der heimischen Bevölkerung erforderlich war. Nun kamen die Verbesserungen der Kommunikationsanstalten und der Kaufmann findet, daß es möglich sei, das Getreide aus den überseeischen Produktionsländern billiger auf den westeuropäischen Markt zu liefern, als es der dortige Produzent herzustellen vermag. Und nun soll es mit einem Schlage unwirtschaftlich geworden sein, die heimische Scholle zu bebauen, weil — vielleicht gar nur vorübergehend — der amerikanische Weizen um ein paar Groschen billiger geworden ist als der europäische? In unserer heutigen individualistisch organisirten Volkswirtschaft betrachtet es nämlich jeder Konsument als sein angeborenes und unantastbares Menschenrecht, die Waare dort zu kaufen, wo sie am Billigsten ist, er wird daher, wenn der amerikanische Weizen um ein paar Groschen billiger ist als der europäische, den amerikanischen Weizen kaufen und den europäischen stehen lassen. Und wenn der europäische Landwirth seinen Weizen verkaufen will, so muß er ihn eben so billig hergeben wie sein amerikanischer Konkurrent, — ob er darüber zu Grunde geht oder nicht, ist dem Konsumenten vollständig gleichgiltig. Da entsteht denn doch die Frage, ob der Konsument thatächlich ein derartiges angeborenes und unantastbares Recht hat, oder ob man dem Handel die Befugniß einräumen darf, den Preis einer Waare unter die dem inländischen Produzenten nothwendiger Weise auflaufenden Kosten herunter zu drücken, selbst auf die Gefahr hin, daß der ganze betreffende Produktionszweig zum Stocken gebracht und die ganze Klasse der darin beschäftigten Produzenten dem Ruin entgegengetrieben wird.

Die Frage beantwortet sich leicht, wenn man sich das betreffende Volk als ein kommunistisch organisirtes Gemeinwesen vorstellt, wenn man sich also

den Vorgang etwa nach Utopien versezt denkt. Nehmen wir an, die Utopier würden erfahren, daß irgend ein fremdes Land einen Artikel mit einem geringeren Arbeitsaufwande herstellen könne als sie selbst. Wenn nun die Utopier die Frage in Erwägung ziehen würden, ob sie den fraglichen Artikel aus dem Auslande beziehen sollen oder nicht, so müßten sie sich vorher über zwei Vorfragen klar geworden sein. Erstens über die Frage, womit sie den gewünschten Artikel bezahlen wollen; und zweitens über die Frage, wohin sie die Arbeitskräfte dirigiren wollen, die bisher in der Produktion der betreffenden Waare verwendet waren. Die Antwort ergibt sich von selbst. Waren in der Produktion dieses Artikels bisher nur verhältnißmäßig wenige Menschen, sagen wir nur ein paar hundert Utopier, beschäftigt, so wird es keine besondere Schwierigkeit verursachen, diese wenigen hundert Utopier in der Landwirthschaft unterzubringen oder sie sonst in den verschiedenen Industrien zu vertheilen. Und eben so wird es den Utopiern nicht schwer fallen, jährlich ein paar Meterzentner desjenigen Artikels mehr zu erzeugen, der vom Auslande als Bezahlung der in Rebe stehenden Waare gewünscht und genommen wird. Nun denke man sich aber, daß die Utopier in Erfahrung bringen, die Vereinigten Staaten von Nordamerika könnten das Getreide mit einem geringeren Arbeitsaufwande herstellen als sie selbst, — ob sie wohl auf den geradezu wahnwitzigen Gedanken verfallen würden, den Ackerbau bei sich gänzlich einzustellen und das Getreide im Wege des Tauschhandels von den Nordamerikanern zu beziehen? Erstens war bisher etwa die Hälfte oder zwei Drittheile der Bevölkerung Utopiens in der Landwirthschaft beschäftigt, es würde also sofort klar, daß es absolut undenkbar ist, die Millionen der bisherigen Ackerbauer in den übrigen Produktionszweigen unterzubringen und nutzbringend zu beschäftigen. Zum Zweiten würde es klar, daß es eben so unmdglich ist, die industrielle Produktion mit einem Schlage derart zu vergrößern, daß mit dem so erzeugten Mehrprodukt an Fabrikaten das Ganze zur Ernährung der Bevölkerung von Utopien erforderliche Quantum von Brotgetreide bezahlt werden könnte. Zum Dritten endlich würde durch die Einstellung des Ackerbaues in Utopien ein derartiger Ausfall in der Getreideproduktion hervorgerufen und das nordamerikanische Getreide müßte derart im Preise steigen, daß die Utopier erst recht außer Stande wären, das ausländische Getreide mit ihren Industrieerzeugnissen zu bezahlen. Mit einem Worte: die Utopier — wenn sie nur einigermaßen vernünftig zu denken vermögen — müßten vor der Tollheit eines derartigen Gedankens entsezt zurückprallen, sie müßten sich sagen, daß es für sie (für ihre Volkswirtschaft) vollständig gleichgiltig ist, ob die Nordamerikaner den Meterzentner Weizen mit einem größeren oder kleineren Arbeitsaufwande herzustellen vermögen als sie selbst, und müßten demgemäß nothwendig zu dem Resultate gelangen, daß ihnen gar kein anderer Ausweg übrig bleibe, als ihre Felder ohne jede Rücksicht auf die nordamerikanische Getreideproduktion nach wie vor ruhig weiter zu bestellen.

Nun, was den Utopiern Recht ist, Das, meine ich, muß auch den Deutschen, den Franzosen oder den Oesterreichern billig sein. Wir müssen also — wenn wir nicht unsere ganze Volkswirtschaft in Verwirrung bringen und unendliches Weh über Millionen unserer Mitmenschen muthwillig heraufbeschwören wollen — gleichfalls unsere Felder nach wie vor ruhig weiter bestellen, ohne Rücksicht

darauf, mit welchem Arbeit- und Zeitaufwand die Nordmerikaner ihren Weizen produziren. Da wir aber nicht unter der utopischen Verfassung leben und nicht einfach so und so viele Bürger abkommandiren können, welche die Felder bestellen sollen, sondern unseren europäischen Boden durch sogenannte Grundeigenthümer bestellen lassen, die durch ihr Privatinteresse veranlaßt werden, den Grund und Boden rationell zu bearbeiten, so müssen wir dafür sorgen, daß den Grundeigenthümern ihre Arbeit gebührend gelohnt werde, und Dies kann nur in der Weise geschehen, daß die Landwirthe für ihr Getreide einen die Kosten und die Anstrengung lohnenden Preis erzielen. Ob Dies durch entsprechende Einfuhrzölle auf Getreide oder in der Weise geschieht, wie es Herr Till vorschlägt, daß der Staat den Landwirthen die gesammte Ernte zu einem entsprechenden Preise abnimmt, kann den Landwirthen gleichgiltig sein; für das Publikum ist begreiflicher Weise der von Till vorgeschlagene Modus der günstigere, weil ja durch das Bäckerei-Monopol das Brot nicht theurer, sondern umgekehrt billiger und besser werden soll. Selbstverständlich ist es, daß gewisse Kontrolle- und Vorsichtsmaßregeln getroffen werden müßten, um zu verhindern, daß die Landwirthe etwa unter der Hand billiges ausländisches Getreide kaufen und es dann theurer an die staatlichen Backhäuser als von ihnen geerntetes Getreide verkaufen. Was Herr Till hier für das Getreide fordert, ist übrigens — beiläufig bemerkt — durchaus nicht Etwas, das ganz neu wäre. In den Ländern des Tabakmonopoles übernimmt bekanntlich auch der Staat die im Lande von den Tabakbauern erzielte Tabakernte zu festgesetzten Preisen, und eben so muß, wo (wie in der Schweiz) das Spiritus-Handelsmonopol eingeführt ist, die Staatsverwaltung den gesammten im Lande erzeugten Spiritus zu bestimmten Preisen übernehmen. Die Furcht vor dem Neuen braucht also bei der Prüfung dieses Planes nicht mitzurathen.

Daß der Vorschlag des Herrn Till im Handumdrehen verwirklicht werden sollte, ist wohl kaum anzunehmen, allein der Gedanke scheint mir im höchsten Grade bemerkenswerth. Volkswirtschaftliche Monopole, d. h. Monopole, die keinen fiskalischen, sondern den Zweck verfolgen, der Gesamtheit zu nützen, sind bekanntlich keine Seltenheit; die Regalität der Post, des Telegraphen und des Telephons sowie die Verstaatlichung der Eisenbahnen sind die bekanntesten Beispiele dieser Art. Das von der Schweiz geplante Zündhölzchen-Monopol verfolgt in gleicher Weise einen eminent volkswirtschaftlichen Zweck, nämlich der Phosphornekrose unter den in den Zündhölzchenfabriken beschäftigten Arbeitern entgegenzuwirken, und in ähnlicher Weise ist das in Deutschland und Oesterreich-Ungarn geplante Spiritus-Monopol kein rein fiskalisches, sondern die Absicht dieses Planes geht dahin, einerseits dem Staate ein Einkommen zu sichern und andererseits dadurch Ordnung in die Spiritusindustrie zu bringen, daß die Produktion dem Bedarfe angepaßt wird. Unter solchen Umständen ist der Gedanke, ein weiteres volkswirtschaftliches Monopol zu schaffen, durch das den Landwirthen aufgeholfen und dem Publikum ein gesünderes, besseres und billigeres Brot geliefert werden soll, jedenfalls kein unerhörtes und er darf, wie mir scheint, nicht kurzweg von der Hand gewiesen werden.

Czernowiz.

Professor Dr. Friedrich Kleinwächter.





## Hypnotismus und Graphologie vor Gericht.

**H**ypnotismus und Graphologie! Jedes dieser beiden Worte ist schon einzeln ein scharfkantiger Stein des Anstoßes für die meisten Gebildeten, aber beide zusammen: Das war zu viel für die oberbayerischen Geschworenen, die im Prozeß Czynski auch noch so nahe verwandte Begriffe wie „unfrei“ und „suggerirt“ auseinander halten sollten und die, wenn von Suggestionen die Rede war, vermuthlich sogleich an tiefe Hypnosen dachten. Als ich vollends eine graphologische Bemerkung einschob, da konnte der Vertheidiger, der in der Frage des Hypnotismus die Experten sehr geschickt gegen einander ausspielte, den an sich unerheblichen Zwischenfall nicht vorübergehen lassen, ohne einen lebhaften Angriff gegen die Graphologie zu wagen, mit der er sich freilich so wenig wie einer der anderen Sachverständigen beschäftigt hatte.

Seine Rhetorik hat indessen, statt zu einer Aufklärung, zu einem Mißverständniß geführt. Daß hauptsächlich durch die hypnotische Suggestion und Faszination die Verblendung der Freiin von Jedlis künstlich herbeigeführt wurde, haben die Gutachten gezeigt; daß der Graphologe sich nicht geirrt hat, geht aus dem Folgenden hervor.

Die Zeugin Rudolph erklärte, als ich sie an ihren Eid erinnerte, sie habe ihre Unterschrift als Trauzugin „unfreiwillig“ gegeben: „Ich meine, man müßte es schon meiner Handschrift angesehen haben, die ganz zitterig war.“ Darauf sagte ich, Das, was Frau Rudolph aussage, bestärke mich in dem Gedanken, daß sie aufgeregt und beeinflusst gewesen sei, und ich fügte hinzu, die Unterschrift auf einem Trauschein, die ich gesehen hatte, sei unfrei und habe mir erst recht Zweifel erweckt. Diese Ansicht habe ich nicht fallen gelassen, wie es in dieser Zeitschrift\*) hieß, sondern wiederholt entschieden vertreten, — also die Behauptung, daß diese Unterschrift (d. h. die Namens eingetragen) Rudolphi in einem unfreien Zustande geschrieben ist, gleichviel von wem.

Für mich, der ich erst im letzten Augenblick als Sachverständiger telegraphisch vorgeladen wurde, ohne das Geringste von der Voruntersuchung zu wissen, lag nämlich die Möglichkeit vor, daß bei der Scheintrauung entweder der Angeklagte oder der Geistliche oder die Trauzugin Rudolph selbst die Eintragung des Namens Rudolphi besorgt habe. Die „Gesellschaftsdame“ Rudolph, deren Verhalten noch heute nicht ganz aufgeklärt ist, machte zwar den Eindruck, als wenn sie für das Zustandekommen der Scheinehe ein persönliches Interesse hegte, aber, wissend, daß es dabei nicht ganz richtig zugeing, einer besonderen Einwirkung bedurft hätte, um auch noch durch ihre Unterschrift den Akt der Trauung zu sanktioniren.

\*) S. du Pless Artikel in der „Zukunft“ vom 29. Dezember 1894.

Ich habe keineswegs behauptet, daß Frau Rudolph den Namen Rudolphi geschrieben habe, oder gar, daß sie hypnotisirt worden sei, sondern ich habe betont, daß die Schrift unter einem Druck geschrieben ist; nur die Möglichkeit, die Unterschrift könnte von der Rudolph selbst herrühren, mußte ich als Unparteiischer in jenem Stadium der Verhandlung offen lassen. Das war einfach meine Pflicht.

Durch die Aussage des falschen Pfarrers Wartalski, er könne nicht mehr bestimmt sagen, ob er allein sowohl den Text als auch die Namen der Trauzengen geschrieben habe, ferner durch die Bemerkung des Geschworenen Bergmann, er habe keine Unterschrift der Rudolph gesehen, endlich durch die Aeußerung des Verteidigers, die von mir gesehene Unterschrift Rudolphi sei gefälscht, wird an der Thatsache nichts geändert, daß dieser Name im Vergleich zu der Schrift daneben befangen oder unter einem Druck hingeschrieben wurde.

Schließlich hat sich mir aus den Zeugenaussagen und durch die Vergleichung der von Wartalski im Gerichtssaal gelieferten Handschrift mit den Handschriften 1) der gefälschten Trauscheine, 2) des Angeklagten, 3) der Rudolph, ergeben, daß die Namen der zwei Trauzengen (Merck und Rudolphi) und der Text — oder doch dessen größter Theil — von einer Hand geschrieben sind, und zwar von Wartalski, aber die Namen nebst Zubehör nicht von dem ursprünglichen (zerrissenen) Trauschein abgeschrieben sein können, sondern nachträglich (höchst wahrscheinlich am folgenden Tage in Gegenwart des Czynski) von dem über die Folgen seiner Fälschung noch nicht orientirten und unter dem Druck einer Suggestion oder Drohung handelnden Fälscher für sich eingetragen worden sind. Daß der erkaufte und, wie nachgewiesen ist, zu der ganzen Scheintrauung von Czynski allein bestimmte Weinhändler, (der schon durch dessen faszinirenden Blick zur Zurücknahme seiner — den Talar betreffenden — Zeugenaussage im Gerichtssaal bewogen wurde), als er die Namens eingetragen falschte, von einem solchen Meister in der Suggestirkunst stark beeinflusst war, ist eben so wenig zweifelhaft wie die von mir aus den Aussagen der Rudolph erschlossene und dann von ihr zugegebene Beeinflussung, die sie erlitt, als sie in den ersten Trauschein ihren Namen einschrieb. „Der Angeklagte wird selbst wissen, wie weit er mich beeinflusst hat.“ So lauten ihre eigenen Worte.

Ein graphologischer Irrthum liegt also durchaus nicht vor. Wodurch übrigens eine unfreie Schrift sich von einer natürlichen unterscheidet, Das findet man angegeben in meinem demnächst (bei Leopold Voss in Hamburg) erscheinenden Buche „Zur Psychologie des Schreibens“.

Wiesbaden.

Professor Dr. Wilhelm Preyer.



## Italiens neue Dichterin.

**E**s hat zu allen Zeiten und in allen Ländern nur wenige Dichterinnen gegeben, — eine Thatsache, die sich freilich nicht in einigen Worten erklären läßt, weil die Gründe dafür nicht auf den ersten Blick zu erkennen sein dürften. Und nirgends sind dichterisch begabte Frauen seltener zu finden als gerade in dem sangesfrohen Lande Italien. Deshalb ist dort das Erscheinen einer Dichterin von Gottes Gnaden ein Ereigniß von besonders hohem Interesse.

Ada Negri ist noch jung, sie zählt erst dreiundzwanzig Jahre, aber trotz ihrer Jugend hat sie schon Entbehrungen, sogar bitteren Mangel kennen gelernt. Nur durch ihre widerstandsfähige Natur und ihre starke Willenskraft ist es ihr möglich gewesen, aus den so früh ihr auferlegten Kämpfen mit der Noth des Daseins siegreich hervorzugehen. Sie ist die Tochter einer armen Dörflerin, die, um ihr eine wissenschaftliche Ausbildung zu verschaffen, sich die Hände wund arbeitete. Ada Negri stand natürlich kein Beruf außer dem Lehrfach offen. Sie legte das Lehrerinnenzexamen in Lodi ab und begann ihre Laufbahn an der Gemeinbeschule von Motta Visconti, einem entlegenen Dorfe der oberen Lombardei. Damals schon verfaßte sie Verse.

„Ich kämpfe, grolle, weine, doch es lacht  
Mit Gleichmuth nur die Welt, giebt mein nicht Acht.“

So klagte sie, doch nicht etwa im Gefühl der Entmuthigung, sondern nur, weil sie sich bewußt war, zu etwas Besserem geboren zu sein, aber ihrem Ideal nicht folgen zu dürfen. Es währte denn auch noch drei volle Jahre, ehe die Welt von ihr hörte; drei lange Jahre, in denen ihre Lieder und Sonette, die in einer halb belletristischen Zeitschrift „Illustrazione Popolare“ zum Abdruck gelangten, beinahe unbeachtet blieben. Endlich begannen einige Leute von literarischem Urtheil, den Versen mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Sie fragten sich, wer sie wohl sein möge, die so kühn in dem Gedicht „Vaticinio“ zu sagen wagte, daß ihr, der Dichterin der Armen, Elenden und Schwachen, die Welt dereinst huldigen werde, daß es ihr, die aus dem Dunkel hervorgegangen war, trotzdem vorbehalten sei, vom Ruhm den Kuß der Unsterblichkeit zu empfangen. Beim Lesen dieser Verse stieg mir, wie ich offen gestehen muß, die Frage auf, ob sie denn doch ihren Werth nicht etwa überschätze oder ob sie wirklich zu so stolzer Prophezeiung berechtigt sei. Heute spricht man von Ada Negri überall, von diesem merkwürdigen jungen Mädchen, das, ohne die Welt zu kennen, ihr unerschrocken ins Antlitz zu blicken und ihr zu trotzen wagt. Und sie konnte ihr Trost bieten, denn eines der schwersten Drangsale, mit denen die Welt zu schrecken vermag, die Armut, flößte ihr keine Furcht ein. Eines ihrer kraftvollsten Gedichte trägt den halb

spöttisch, halb trossig klingenden Titel: „Guten Tag, Mangel.“ Mit einem bitteren Humor, der die ergreifende Wirkung ihrer Worte erhöht, schildert sie hier ihr hartes Loos, beschreibt sie, wie das graufige Gespenst der Armuth ihr unbarmherzig Kraft und Hoffnung zu zerstören droht. Doch bald sehen wir, wie sie sich tapfer wehrt und siegreich aus dem Kampf hervorgeht, um „dem Leben Loblieder zu singen“. Dieses eine Beispiel zeigt, wie gesund Ada Negris Muse ist, ganz frei von Pessimismus, von den unerquicklichen, ohnmächtigen Klage-tönen, in denen sich jetzt so viele glücklicher gestellte Poeten gefallen. Aber auch von der Liebe allein läßt Ada Negri sich nicht verlocken. Sie würde als Lebensgefährtin nur Jemanden ihrer würdig erachten, der, wie sie selbst, Muth und Kraft zu harter Arbeit besitzt. „Hast Du gearbeitet?“ heißt ein Gedicht von ihr, worin sie mit edlem Stolz die Werbung eines feinen Herrn zurückweist, der nie zu arbeiten gelernt hat. Sie schickt ihn fort, weil er zu ihr nicht passen würde, die für ihn und Seinesgleichen nur Verachtung zu empfinden vermag. Es sind vielleicht die besten Verse von Ada Negri und sie geben ein treffliches Bild ihres Charakters. Doch nicht immer ist sie stolz. Ihr Herz erfüllt eine tiefe, verehrungsvolle Liebe zu ihrer Mutter, und dieses innige Gefühl offenbart sich in gar manchem ihrer Gedichte.

Von dieser heiligen Liebe ist Ada Negri auch zu „Madre Operaia“ inspirirt worden. Doch sind keineswegs alle ihre lyrischen Gedichte, die sie in einzelnen Journalen erscheinen ließ, auf Klagen gegen ihr trübes Geschick, ein unbekanntes Dasein in Motta Visconti fristen zu müssen, und auf zärtliche Lieder zu Ehren ihrer Mutter beschränkt. Ein neuer Gedanke bemächtigte sich alsbald der Seele des dichterisch begabten Mädchens. Sie sah auch Andere unter dem Druck der Armuth schmachten, Andere, die unter dem Zwange schwerer, oft den frühen Tod bringender Arbeit seufzten. Diese Vorstellung hat sie zu dem herrlichen Gedicht „Sulla Breccia“ (Auf der Breche) begeistert, worin sie, an das Leichenbegängniß eines vom Dach gestürzten Arbeiters anknüpfend, die Idee entwickelt, daß die Arbeiter eine unermessliche Armee darstellen, deren Soldaten Einer den Andern niedertreten, während die gleichgiltige Welt weder für die Sieger noch für die Gefallenen einen Blick hat. Die selbe furchtbare Vorstellung einer Alle verzehrenden, unabwehbaren Bestimmung bekundet sich in einem der ergreifendsten Gedichte Ada Negris: „Mano nell'Ingranaggio“ (Die Hand im Triebwerk). Einer armen Fabrikarbeiterin wird vom Räderwerk der Maschine die Hand vom Arm getrennt, während die Maschine weiter arbeitet, wie sonst, bevor das Leben dieser Aermsten so grausam vernichtet wurde. In keinem ihrer Gedichte ist die Dichterin aber mehr sie selbst, nirgends finden wir ihren den höchsten Zielen zustrebenden Ehrgeiz besser wiedergespiegelt als in den folgenden Versen, die ich deshalb hier citire:

## Herbei!

Kommt her, kommt herbei! Von der Zelbarbeit Last  
 Und aus der Fabriken Getöse und Hast,  
 Von des Schmelzofens glühendem Schlund,  
 Aus der Bergwerke Tiefen, kommt Alle herbei,  
 Die Ihr wirktet und hämmert. Plebejisch und frei  
 Singe Lob Dir, o, Arbeit, mein Mund!

Hervor aus den Wäldern, der Vögelein Reich,  
 Wo flüsternd der Wind kost im Myrthenzweig,  
 Wo blaue Gewässer entspringen  
 Und der Eisvogel fliegt von dem Ufer empor,  
 Da tret' ich, ein Bauernkind, fröhlich hervor,  
 Einen Pään der Sonne zu bringen!

Wer kann hindern des Stroms unaufhaltfamen Lauf,  
 Wer die Lerche, die schwebet zum Aether hinauf, —  
 Thun Einhalt dem saufenden Pfeile?  
 Seht, ich bin gleich Strom, Pfeil und Vogel, der singt,  
 Bald die Schwalbe, die froh in die Lüfte sich schwingt,  
 Bald die Todesnacht kündende Gule.

Für Dich kämpf' ich, Kunst, und Du, Zukunft, harst mein,  
 Und Begeist' rung durchglüht mich, so frei und so rein,  
 Daß sie Kraft mir zum Höchsten verleihet.  
 In geflügelter Strophe strahlendem Kleid  
 Als Trophä' halt' ich Blitze und Blumen bereit,  
 Der Welt und dem Himmel geweiht.

Eine unbegrenzte, innige Liebe für die Armen, die Freundlosen und Leidenden ist das die ganze Seele dieser jungen Dichterin beherrschende Gefühl und ihre höchste Verehrung gilt der stillen Tugend der Selbstaufopferung. Von allen Seiten schlägt des Unglücks harte Stimme an ihr Ohr, wie ein brausender Orkan umtosen sie die Weherufe, Verwünschungen und Klagen einer sterbenden Zeit. Bei allem Schmerz bewahrt sie sich jedoch einen hoffnungreichen, lebensvollen Optimismus. Denn sie glaubt an eine friedliche Befreiung, sie erwartet mit Zuversicht eine Zeit, in der jeder brave Arbeiter für sich und die Seinen ein ruhiges Lager, gesunde Kost und eine warme Beheizung haben wird. Das ist der leitende Gedanke in dem „Canto della Zappa“ (Lied der Hacke), dessen Schlusstrophe lautet:

Hinauf zum Azurblau des Himmels dringt  
 Von Menschenstimmen, rauh von Noth,  
 Ein Hymnus, der zugleich wie Schluchzen klingt,  
 Er lautet: „Frieden! . . . Arbeit! . . . Brot! . . .“

Der edle Charakter der Dichterin offenbart sich auch in „*Sinite Parvulos*“, einer schönen poetischen Ausgestaltung des Bibelwortes: „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“

Auf Uda Negri's Gedichte, die sie bisher wie lose Blätter in alle Winde gestreut hatte, lenkte sich eines Tages die Aufmerksamkeit eines Verlegers, der sie, unter dem Titel „*Fatalità*“ (Schicksal) gesammelt, herausgab. Das Buch fand sofort Beachtung, doch anfänglich keine offenkundigen Beifallsäusserungen. Das Publikum war kurz vorher durch eine andere junge italienische Dichterin, Anni Vivanti, etwas enttäuscht worden und mochte deshalb wohl diesmal mit enthusiastischen Lobeserhebungen zurückhaltend sein. Die Ansichten über Uda Negri waren getheilt und sehr verschieden. Von manchen Beurtheilern wurde sie sogar für eine Petroleuse und Anarchistin gehalten. Ganz allmählich und langsam wurde ihr Werth jedoch erkannt und das junge Mädchen erhielt einen Preis in barem Gelde, der jeder Italienerin zuerkannt wird, die sich in der Literatur hervorgethan hat. Auch wurde die kleine Lehrerin aus dem öden Motta Visconti nach Mailand an die Normalschule zur Ertheilung des italienischen Sprach- und Literaturunterrichtes berufen. Es war ein wohlverdienter Lohn, über den sie sich aber hauptsächlich wegen ihrer Mutter freute, die so viele Opfer gebracht hatte, um ihr eine gute Erziehung zu ermöglichen. Nun konnten Mutter und Tochter ein Leben führen, das ihnen bei ihren bescheidenen Ansprüchen luxuriös erschien. Für sich hoffte Uda Negri nur, aus der Berührung mit der großen Welt einen höheren Grad von Bildung zu gewinnen, um in der Dichtkunst noch Besseres als bisher leisten zu können. Vor einiger Zeit machte ich ihr einen Besuch in ihrer einfachen Wohnung in der Via Ausonia. Die Mutter, deren Haare mehr von Sorgen als vom Alter gebleicht sein mögen, macht in ihrer äußeren Erscheinung den Eindruck einer gewöhnlichen Arbeiterin. Uda Negri ist von mittlerer Größe und schwächerer Gestalt. Obwohl sie nicht eigentlich hübsch ist, sind ihre Züge ungemein sympathisch. Es ist ein ganz eigenartig interessantes Gesicht; die hohe Stirn und die lebhaften dunklen Augen zeugen von Geist und Genialität. Wenn sie spricht, röthen sich ihre sonst bleichen Wangen. Ihr Benehmen ist von einer schlichten Höflichkeit und die natürliche Einfachheit ihres Wesen offenbart sich auch in ihren Briefen. Und fest, beinahe männlich sieht die Handschrift aus. Das Wohnzimmer der Dichterin ist zwar mit einer gewissen Eleganz möblirt, doch einige Gemälde, verschiedene Photographien befreundeter Personen und allerlei Bücher bilden den ganzen Schmuck der Einrichtung.

Wir führten ein ziemlich langes Gespräch. So ungezwungen wie ihr Benehmen ist auch ihre Sprache. Sie erzählte mir Einiges über die Art ihrer Kunstübung: „Wenn mir eine Idee kommt, denke ich mich erst ganz in

sie hinein. Was mir mein Geist diktiert, schreibe ich stets sofort auf, mag es Tag oder Nacht sein. Wenn ich die Arbeit gethan habe, fühle ich etwas Hitze in den Handgelenken und im Nacken, doch keine Erschöpfung. Dann lege ich die Verse für einige Tage fort, ohne sie anzusehen, und nachher erst korrigire ich sie.“

Eine Frage nach ihren noch nicht veröffentlichten Gedichten beantwortete sie dahin, daß es ihr noch nicht um deren baldiges Erscheinen zu thun sei. „Es sind etwa fünfzig, sie bedürfen aber noch der letzten Durchsicht. Auch möchte ich nicht, daß die Leute sagten: ‚Sie hat wieder einen Band Verse geschrieben.‘ Ich möchte lieber, daß man sagte: ‚Sie hat ein Buch geschrieben.‘“

„Und das Thema dieses Buches?“

„Das Volk, seine Freuden und Leiden. Die gegenwärtige Strömung in der Literatur ist nicht nach meinem Sinn. Ich glaube nicht, daß Alles in der Welt entartet oder schlecht ist. Zum Beispiel finde ich mich selbst weder entartet noch schlecht. Ich habe stets gearbeitet und den Muth nicht verloren. Mag so ein Stoff auch noch so geschickt behandelt sein, es wird mir doch nicht einleuchten, daß alle Mütter sündhaft, alle Frauen treulos, alle Männer lasterhaft sein sollen. Ich habe wenig von der Welt gesehen und mich lockt das gesellschaftliche Leben nicht, wo ich bei Dem, was die Leute sagen, nie wissen würde, ob es die Wahrheit ist. Man hat meine Verse gelobt und getadelt. Viele haben mich beneidet und Viele haben mein Talent bis zum Himmel erhoben. Manche wollten wissen, ich hätte Walt Whitmann kopirt; gegen diesen Vorwurf hat mich Nencioni in der „Nuova Antologia“ vertheidigt. Und ich hatte, als „Fatalità“ erschien, die Dichtungen des berühmten Amerikaners noch nicht einmal gelesen. Ich habe noch wenig gesehen und muß noch viel lernen. Als ich zum ersten Mal Berge sah, fand ich sie ganz anders, als ich sie mir vorgestellt hatte. Und welchen Eindruck das Meer auf mich machen würde, kann ich mir nicht denken.“

„Was? Sie haben das Meer noch nicht gesehen?“

„Nein,“ sagte sie einfach.

Darauf versuchte ich, ihr einen Begriff vom Meer zu geben, das sich dem Auge nicht wie eine weite uninteressante Wasserfläche darstelle, sondern wie ein von den verschiedensten Stimmungen bewegtes lebendiges Wesen. Ada Negri sah dabei wie in Gedanken verloren vor sich hin. Dann sagte sie: „Ich habe noch nie beschrieben, was ich nicht selbst gesehen oder empfunden habe.“

Das ist wahr. In ihren Gedichten ist keine Erwähnung des Meeres zu finden, überhaupt wenig über die äußeren Dinge der Welt, von der sie hauptsächlich die Sorgen schildert. Und von diesen hat sie mehr als genug gesehen. Daß Ada Negri aber ein Auge für die Natur hat, beweisen einige

kurze Gedichte von ihr: „Nevicata,“ „Nebbie,“ „Va l'onda,“ und besonders „Afa,“ worin sie eine wundervolle Schilderung der Sommerhitz in der lombardischen Ebene giebt.

Sie erzählte mir, es sei ihr aufgefallen, daß nach dem „Fatalitäts“-Erfolg auch in anderen italienischen Poesien soziale Gedanken behandelt würden, und sie bemerkte dazu, daß sie sich immer freue, wenn nicht die Liebe allein des Besingens werth gefunden werde, als ob das Leben gar nichts Bedeutsames weiter böte.

Uda Negri wünscht sehr, Florenz kennen zu lernen. Im Mailänder Nebel, der während des Winters seine Schleier über die lombardische Hauptstadt breitet, regt sich in ihr die Sehnsucht nach dem sonnenklaren Himmel von Toscana, von Fiesole, und sie möchte auch die Meisterwerke der Kunst sehen, an denen die berühmte historische Stadt so reich ist. Auf meine Bemerkung, warum sie nicht dorthin übersiedele, antwortete sie: „Weil ich meine kleine Welt in Mailand habe und ich mich schwer von den guten Freunden trennen würde, unter denen ich hier lebe.“

Ich fragte sie dann noch, aus welchem Grunde sie nichts in Zeitschriften drucken lasse? „Sie pflegen kein Honorar für Verse zu zahlen. Ich bin oft genug um Gedichte gebeten worden, aber es denkt Niemand daran, sie zu honoriren. Daher lasse ich meine Verse liegen, bis ich sie in einer Buchausgabe veröffentlichen kann.“

So frei von Eitelkeit, schlicht und natürlich ist dieses junge Mädchen, dem voraussichtlich noch eine große Zukunft bestimmt ist. Wir wollen nur hoffen, daß sie sich nicht durch Lobpreisungen beirren läßt und daß die Versuchungen der Welt keine Macht über sie gewinnen. Es wäre schade um sie. Für jetzt hat es keine Gefahr. Wenn sie den gesunden und lautereren Eingebungen ihrer Muse wie bisher folgt, werden wir sie stets treu ihren eigenen Worten finden:

„Für Dich kämpf' ich, Kunst, und Du, Zukunft, harrest mein,  
Und Begeist' rung durchglüht mich, so frei und so rein,  
Daß sie Kraft mir zum Höchsten verleihet.  
Zu geflügelter Strophe strahlendem Kleid  
Als Trophä' halt ich Blitze und Blumen bereit,  
Der Welt und dem Himmel geweiht.“

Florenz.

Helen Zimmern.





## Herr von Lesseps.

Der Gedanke, das rothe mit dem Mittelmeer durch eine Wasserstraße, sei es direkt, sei es indirekt, und durch Vermittelung des Nils zu verbinden, ist bekanntlich nichts weniger als neueren, er ist vielmehr alten, ja uralten Datums, und Herrn von Lesseps, dem „großen“ Franzosen, gebührt, wie jetzt außer allem Zweifel steht, nicht einmal das Verdienst, ihn in diesem Jahrhundert wieder aufgenommen, sondern nur — und Das ist allerdings ein großes und wichtiges nur —, ihn durchgeführt und verwirklicht zu haben. Noch viel größer aber wäre dieses Verdienst, wenn auch der technische Plan seinem Kopf entsprungen wäre; aber auch Dies ist notorisch nicht der Fall, obgleich Herr von Lesseps zeitlebens, ohne Widerspruch zu finden, dieses Verdienst in Anspruch genommen, zum Wenigsten nichts gethan hat, um den unter dem Publikum darüber herrschenden Wahn zu zerstreuen. Im Thermometer der öffentlichen Meinung wäre zwar sein Ruhm als Techniker dadurch vielleicht um einige Grade gesunken, der des Menschen jedoch, der jetzt ziemlich niedrig steht, um viele Grade gestiegen und, wenigstens Jahrzehnte lang, auf der Höhe geblieben; jetzt freilich hat die Sündenlast des Panamahandels die menschliche Größe des Herrn von Lesseps ohnehin zu Atomen zermalmt.

Der berühmte französische Kritiker Francisque Sarcey, der sich selbst als Aktionär des zusammengebrochenen Panama-Unternehmens bekennt, folgt dem Beispiel von Tausenden seiner Leidensgefährten, die jetzt ihre Steine auf den „großen Landsmann“ werfen, zwar nicht, sondern bricht, im Gegentheil, eine Lanze für ihn, aber diese ist von anderem Metall als die der gewöhnlichen Vertheidiger des Mannes, die da behaupten, Lesseps habe nichts gewußt von dem Mißbrauch, der mit seinem Namen getrieben worden sei. Sarcey läßt diese Entschuldigung nicht gelten, er nennt sie geradezu des „großen Mannes“ unwürdig und sagt: „Nein! Lesseps hat wirklich alles Das gewußt, gethan und geschahen lassen, was man ihm vorwirft; er hat „Ehremänner“, die zu kaufen waren, wirklich gekauft; er hat mit beutegierigen Unternehmern ominöse Verträge abgeschlossen, — aber er konnte nicht anders, wenn er sein Ziel erreichen wollte“. (Zwischenfrage: Mußte er auch, um dieses Zieles willen, Millionen in die eigene Tasche gleiten lassen?) „Große Unternehmungen haben ihre Geburtsstätte nur in Gewölbem“ — auch in den eigenen? —, „wo Millionen aufgehäuft sind. So und nicht anders ist es auch bei dem Suez-Unternehmen zugegangen; diesem und keinem anderen Vorgehen verdanken wir den Suezkanal; uns ist dieser gelungen, das Panama-Unternehmen dagegen mißlungen, der Erfolg des einen muß uns mit dem Mißerfolg des anderen versöhnen.“ Es ist die alte Moral: Ende gut, Alles gut, — mag Unrath dazwischen zu Haufen liegen — und, was ein gewisser Orden schon lange gepredigt oder eigentlich als tausendfältige und tausendjährige Erfahrung in das kurze Sprüchlein gefaßt hat: der Zweck heiligt die Mittel. Aber darin hat Sarcey Recht, wenn er sagt, daß der Erfolg der größte Feind des Gewissens ist, der es zumeist niederringt, und daß die „Kleinen“ eben so tief in der Schuld sind, wenn sie die Großen nach jener Maxime ruhig, ja sogar mit Freuden, gewähren lassen. Hätte Lesseps beim Panama-Unternehmen den Erfolg für sich gehabt, so würden alle die Tausende,

die jetzt jammern und verdammen, über alle jene „zweckmäßigen“ Machinationen den Mantel christlicher Duldung gehängt und sie für sehr „natürlich“ gehalten haben. Das Suez-Unternehmen schwebt mehr als einmal zwischen Tod und Leben. Was wäre geschehen, wenn der Tod eingetreten wäre, beispielsweise durch Versandung des Kanals oder durch Versiegen des einströmenden Wassers? Genau das Selbe, was nach dem Zusammenbruch des Panamabaues eintrat: man hätte gerufen: Nieder mit Lesseps!

Herr von Lesseps hatte ein sehr weites Gewissen, es hatte so ziemlich Alles darin Platz außer — dem Skrupel. Er war der Größten Einer in der zahlreichen Gemeinde der wirklichen, wenn auch nicht nominellen, Royaliten; die Mittel haben ihn niemals bange gemacht.

Bei Suez hat er einmal, um das Unternehmen — nicht zu retten, denn es war schon lange unter Dach, sondern um es mit Glanz zu inauguriren, im Handumdrehen und ohne Jemand zu fragen, kraft eines augenblicklichen Einfalles zwei Millionen in die Luft springen lassen. Sarcey, der mit Lesseps bekannt war, erzählt uns diese wohlverbürgte, bisher unbekannte, für das Wesen des Mannes höchst bezeichnende Anekdote. Es war am Tage vor der feierlichen Einweihung des vollendeten Kanals. Gemäß dem offiziellen Festprogramm sollte unter großem Pomp die Landenge und ein Stück Meerenge durchfahren werden; der Vizekönig von Egypten und die Vertreter aller europäischen Staaten waren dazu eingeladen. Das Fest war durch ein Banket eingeleitet worden; diesem folgte ein Ball und am folgenden Morgen sollte die ganze hohe Gesellschaft, nachdem sie die Nacht hindurch getanzt hatte, auf den Schiffen der Suez-compagnie die Fahrt antreten. Herr von Lesseps nahm an der Ehrenquadrille Theil und eben war man im Begriff, jene Figur, wo der Cavalier allein agirt, auszuführen, als einer der Hauptagenten sich leise in seine Nähe schlich und, mit allen Zeichen der Bestürzung im Gesicht, ihm die Botschaft ins Ohr raunte, daß eins der Schiffe mitten im Kanal aufgefressen sei, daß es die Durchfahrt versperre und daß folglich die auf morgen geplante Spazierfahrt nicht stattfinden könne. Der gegenüberstehende Tänzer führte in diesem Augenblick Herrn von Lesseps die beiden Damen zu, die er, den Regeln der Tanzordnung gemäß, ihm zu überantworten hatte, und Herr von Lesseps seinerseits führte, ohne daß ein Zug in seinem Gesicht seine Erregung verrieth, die beiden Damen zu ihrem Tänzer zurück. Es war jetzt an ihm, den „Cavalier“ allein darzustellen.

— „Was soll geschehen?“ fragte der Ingenieur.

— „Lassen Sie sofort das stecken gebliebene Schiff in die Luft sprengen!“

— „Aber damit gehen mindestens zwei Millionen in die Luft!“

— „Sprengen Sie es in die Luft, sage ich!“ war Lesseps' Antwort.

Und als die Musik das Zeichen gab und es an ihm war, seinen Platz zu verlassen, schritt er mit lächelnder Miene vorwärts.

Diese Anekdote ist durch die Aussage Fontanes, der die rechte Hand seines Herrn und Meisters war, verbürgt. Man wird der Geistesgegenwart und Entschlossenheit des Unternehmers die Bewunderung kaum versagen, man kann meinen: solche Rücksichtslosigkeit war zum Gelingen des Unternehmens nöthig und das Gelingen war mit keinem Preis zu hoch bezahlt: ein Aufschub von

zweimal vierundzwanzig Stunden hätte das Unternehmen — wenn auch nicht diskreditirt, so doch seinen Glanz getrübt, und auf jeden Fall bei der hohen Gesellschaft dem Effekt der Einweihung Abbruch gethan. Es liegt ein Zug von Größe in jenem Entschluß Lesseps', — und doch mischt sich in unser Gefühl Etwas wie Grauen vor dem Unheimlichen, dem Barbarisch-Ungeheuerlichen: „Zwei Millionen in einem Knall verfracht!“ In die Musik jenes imposanten, urgewaltigen Krachs gelst auch ein Mißklang, nur hören ihn nicht Alle; am Wenigsten hörte man ihn damals, denn Lesseps war der „große Mann“.

Aber auch wenn wir uns in die Zeit der Entstehung des Suez-Unternehmens zurückversetzen, werden wir zu der Ueberzeugung gelangen, daß bereits damals Herr von Lesseps mit den „Prinzipien“, die er zu befolgen hatte, vollständig im Reinen war.

Es war gegen Ende des Jahres 1858, als sich eines Abends in der damals sehr bescheidenen Wohnung Ferdinands von Lesseps eine aufregende Szene zutrug. Die erste Generalversammlung der Aktionäre der Suezgesellschaft hatte am gleichen Tage stattgefunden. Die Anträge des Herrn von Lesseps waren einstimmig angenommen worden. Aber unter welchen Verhältnissen! Wir wollen der Wahrheit zu Ehren die Erinnerung daran auffrischen, gleichviel, ob sie dem Andenken des „großen Gründers“ schadet oder nicht. Dem Publikum waren 400 000 Aktien angeboten worden. Nach dem Wortlaut eines mit Muhammed-Saïd, dem Vicekönig von Egypten, abgeschlossenen Vertrages waren 200 000 dieser Aktien der französischen Nation vorbehalten, die zweite Hälfte sollte dem übrigen Europa zur Verfügung gestellt sein. Aber was geschah? Hätte auch das Franzosenvolk dem Aufruf der Gesellschaft entsprochen (was nicht der Fall war), so waren in den anderen Ländern doch nur 50 000 Titel gezeichnet worden. Nichtsdestoweniger hatte Herr von Lesseps seinen Antrag genommen, vor der Generalversammlung die Erklärung abzugeben, daß das verlangte Kapital vollständig gedeckt sei, — also eine flagrante Unwahrheit, ein unverantwortlicher Schwindel, mochte er nun zum Heil oder Unheil von Tausenden ausschlagen! Niemand erhob Widerspruch gegen die Versicherungen des Herrn von Lesseps; aber nach der Sitzung blieben vier von den Verwaltungsräthen, denen ihre Verantwortlichkeit zu schwer auf dem Gewissen lag, im Saale zurück und beschloßen, Herrn von Lesseps in seiner Wohnung aufzusuchen, ihm ihre Bedenken vorzutragen und ihn zu bitten, ihre Demission anzunehmen.

Nachdem Herr von Lesseps den Zweck ihres Besuches erfahren hatte, suchte er sie, mit allen Mitteln der ihm eigenen hinreißenden Beredsamkeit, die er aus dem unererschütterlichen Glauben an das Gelingen des Werkes und aus seiner nie versiegenden Energie schöpfte, von ihrem Entschluß abzubringen; er malte ihnen eine glänzende Zukunft des Unternehmens vor, sprach mit ihnen von der ihrem Vaterland beschiedenen ruhmvollen Rolle, von patriotischer Pflicht und französischem Ehrgefühl, und beschwor sie, sich nicht durch winzige Bedenken formeller Art bestimmen zu lassen und nicht den Intriquen Englands das Feld zu räumen. „Bleiben Sie“, rief er, „Genossen des Ruhmes, der unser wartet... Gewähren Sie mir eine Frist von nur vierzehn Tagen und ich garantire für vollen Erfolg.“ Aber diese Männer, die im Respekt vor den Moralgesetzen erzogen worden waren und vielleicht auch die düsteren Kerkermauern von Nazas

im Geiste vor sich sahen, blieben unererschütterlich. Ein Einziger — ein Herr Chancel —, der eifrigste, weitfichtigste und zugleich uneigennützigste Mitarbeiter am großen Werke (der kurz darauf seine Pflichttreue und Ergebenheit mit dem Leben bezahlte), vermochte den begeisterten Worten des Redners nicht zu widerstehen; er warf sich ihm in die Arme und sagte: „Was auch Ihr Loos sein wird, ich theile es mit Ihnen“. Die Anderen entfernten sich. Aber als sich nun Chancel mit dem Manne, dem er Alles zu opfern bereit war, allein sah, setzte er ihm das Gefährliche der Lage auseinander. Nicht weniger als fünf- undachtzig Millionen fehlten zu dem Kapital, das die Abendblätter als „vollständig gedeckt“ hingestellt hatten, und über kurz oder lang mußte der Moment kommen, wo man entdeckte, daß eine unwahre Erklärung abgegeben worden war. Es handelte sich um ein Delikt, das im Straffodex vorgesehen worden war und für das man nicht nur Europa, sondern auch den Gerichten Rede stehen mußte, es handelte sich ferner darum, ob man England sollte triumphiren und an die Stelle Frankreichs behufs Vollenbung des großen Wertes treten lassen, — wie jetzt Amerika sich anstellt, die Rolle Frankreichs am Panamakanal zu übernehmen. Es war Mitternacht, und jetzt saßte Herr von Lesseps, den der Gedanke an das Civil- und an das Strafgesetzbuch doch etwas beunruhigte, einen kühnen Entschluß: er machte sich ungefümt auf den Weg nach den Tuileries, erzwang sich dort den Eintritt zum Kaiser und erklärte ihm offen und ohne Rückhalt, was geschehen war: „Wenn Eure Majestät mir nicht helfen wollen,“ sagte er, „so bin ich ein verlorener Mann. Das wäre weiter nichts Arges, aber Frankreich, das aus meinem Unternehmen Ruhm und Reichthum ernten sollte, wird statt Dessen eine Niederlage erleiden, die ihm unter Ihrer Regierung erspart bleiben sollte. Wenn Eure Majestät mir nur ein Wort an die Adresse des Vicelönigs mitgeben, so mache ich mich anheißig, binnen vierzehn Tagen mit den 85 Millionen fehlenden Franken zurückzukehren.“ Statt aller Antwort warf der Kaiser, von der Gewalt dieser Worte ergriffen, einige Sätze auf ein Blatt Papier und überreichte es Lesseps mit den Worten: „Gehen Sie, es ist mein fester Wille, daß der Suezkanal von Frankreich gebaut werde; es muß geschehen!“

Des anderen Tages, früh mit dem Morgengrauen, war Herr von Lesseps bereits auf der Reise, und einige Tage später hatte er es schriftlich in der Tasche, daß Muhammed-Said für die 85 fehlenden Millionen gut stehe und daß dieser sich für einen ergebenen Freund Frankreichs und einen unermüdblichen Förderer und Beschützer des von Frankreich unternommenen Wertes erklärte.

Dadurch war das Werk gesichert. Fragte man nach den „Mitteln“, so waren sie die gleichen wie bei Panama und dufteten damals genau so wie jetzt, nur sieht man heute darüber zu Gericht und verdammt sie. Mit Recht, gewiß; nur die „kleinen Leute“ denken: „Wir hätten es damals, beim Erfolg, auch thun sollen.“ Sie sind heute schwer gestraft für ihre Inkonsequenz. Wenn sie einmal dem Götzen des Erfolges nicht mehr zujubeln, so werden auch die „Großen“ sich bewogen fühlen, ihr Dogma, daß ohne verwerfliche Mittel kein großes Werk zu Stande kommen könne, zu revidiren. Aber ich fürchte fast, die Landenge von Panama möchte am Ende längst zu Wasser geworden sein, bevor diesem Dogma das selbe Schicksal zu Theil wird.



## Der Raynal-Skandal.

**A**m vierzehnten Januar wollte die französische Kammer das Ministerium stürzen und stürzte sogar den Präsidenten. Den schwarzen Stein bildeten dabei die Eisenbahngarantien und so interessirt heute die Streitsache der Orleans- und der Midi-Compagnie ganz Europa. Die bequemste Auffassung ist natürlich diejenige, welche mit einiger moralischen Enttäuschung mischbar ist: Herr Raynal ist schlechtweg ein Schurke, der Staat wird um 1,2 Milliarden geprellt, u. s. w. Solche Sätze haben weder mit der höheren Wahrheit Etwas zu thun, daß jedes Volk jetzt vor dem Großkapitalismus auf der Hut zu sein hat, noch mit der wirklichen Sachlage, wonach die französischen Eisenbahngesellschaften nicht allein Ausbeuter, sondern auch recht beschwerte Lastenträger sind.

Die ersten französischen Bahnkonzessionen fallen unter das Autokratenthum, in die Zeiten des bekannten Wortes: „Enrichissez-vous!“ Während Preußen das schwächliche Manchester-Prinzip pflegte, nur da Bahnen zu bauen, wo die Privatthätigkeit zurückhielt, demnach bis zu den 1866er Annektionen nur schlecht rentirende Bahnen besaß, war man in Paris praktischer. Man theilte das Land allmählich in Zonen ein und die Konzessionäre für die großen Strecken übernahmen gewisse Verpflichtungen auch für Nebenlinien. Nun wird der moderne Kritiker leicht einen Staat tadeln, der so große Gewinne an Private aus den Händen giebt, allein im Anfang lag die Sache doch wesentlich anders. Die Regierungen aller Länder wünschten nicht nur Bahnen, bei denen sie selbst keine Mühe aufzuwenden brauchten, sondern sie suchten zu diesem Zwecke auch das Publikum heranzuziehen. Woher sollte denn das Geld kommen? Solche Ummen konnten doch einzelne Bankiers, und wären sie selbst die reichsten, unmöglich aufbringen. Der Staat mußte also den Aktien einen damals noch geringen Satz garantiren und den Obligationen die gerade übliche Verzinsung. Erst daraufhin begannen die einzelnen französischen Compagnien ihre Thierarbeit und erbauten und erweiterten: Paris-Lyon-Méditerranée, die Linien Orléans, Ouest, Est, Nord und Midi (die Bahnen folgen hier nach ihrer Länge). Wie verschieden dabei die Einnahmen sind, mag u. A. aus dem Umstande erhellen, daß die Nordbahn, die nur drei Achtel von der Betriebslänge der Paris-Mittelmeerbahn umfaßt, 1894 über fünf Achtel von deren Einnahmen hatte.

Die Anbetung der Hauptstadt und die Vernachlässigung der Provinz erleichterten nun jenen Compagnien ein ziemlich rücksichtsloses Spiel. Die Herren bauten die Linien, die ihnen paßten, und ließen die anderen liegen. Es hat immer als eine Kunst gegolten, nach Erhalt der Konzession allmählich von den kostspieligeren Bedingungen abzugehen: allein in Frankreich scheint diese Kunst die höchste Ausbildung erreicht zu haben. So geradezu niederträchtig war diese Betrugslösung der öffentlichen Verkehrsinteressen, daß man z. B. früher von Lyon nach Bordeaux am Raschesten über — Paris fuhr. Von dem veralteten System der Wagen, in denen wir ja noch jetzt die luxuriösen Franzosen über treffen, soll hier noch gar nicht gesprochen werden, obgleich auch an diesen Erfordernissen unverantwortlich gespart wurde. Die Frage der Nebenlinien ist aber stets eine brennende geglieben. Sie tauchte 1859 auf, wo man die Zinsgarantien von Neuem, und zwar auf fünfundsünfzig Jahre regelte, und sie hatte in den letzten Jahrgängen des Kaiserreiches in den Thronreden eine feste Stelle.

Da trat zu Ende der siebziger Jahre ein Ingenieur an die Spitze des Ministeriums und von ihm, vom Herrn von Freycinet, ging denn auch die noch lange wiederhallende Parole aus: Frankreich müsse eine Milliarde für Bahnen ausgeben und sie selbst bauen. Es giebt Leute, die überhaupt bezweifeln, daß Freycinet jemals seinen eigenen Worten geglaubt habe, aber — man begann, neue Bahnen zu errichten, einzelne sogar zu betreiben, und — man machte kläglich Fiasko. So war das Jahr 1883 herangekommen, die französischen Budgets zeigten Defizits, daß man ohnehin an eine Vermehrung der Rente zu denken hatte, man wollte deshalb unter keinen Umständen auch noch für Eisenbahnzwecke frische Staatsschulden aufhäufen. Bekanntlich haben unsere Konfessoren lange daran laborirt, daß wir für unsere Eisenbahnverstaatlichung preußische Staatspapiere ausgaben, also einen einzigen Typus überreichlich bemessen mußten. Es ist aber ein vielfach verbreiteter Bankiers-Irrthum, daß diese Bedenken für ein Aufgeben des Programmes Freycinet gerade den Ausschlag gaben. Der wahre Grund lag tiefer: in der technischen Unmöglichkeit, mit dem französischen Beamtenthum so weitreichende, selbständige Unternehmungen beginnen zu können. Dies stellte sich bereits beim Berechnen einiger fertig gestellten Bahnen heraus, wozu der Staat nicht allein viel zu theuer gebaut hatte, sondern auch sein Unermögendes ein sah, überhaupt billiger als die Privatgesellschaften zu kontrahiren.

Es war eine große Verlegenheit, da man doch inmitten einer Fülle von neuen Bahnprojekten steckte, die so leicht nicht wieder fallen gelassen werden konnten. Die Regierung ging also wieder an die alten Compagnien heran, um ihnen alle diese neuen Bahnausführungen aufzuerlegen. Nun kann man doch im Eigenthumsstaate keinen Menschen wie keine juristische Person zu unübersehbaren Pflichten zwingen, ohne ihnen dafür auch Rechte einzuräumen. Wie sollte denn das Geld zu all jenen Linien aufgebracht werden, die zumeist noch zu bauen, zum Theil aber sogar bereits als fallit aufzunehmen waren? Und wie konnten die Verwaltungsräthe ihre Aktionäre vor Dividendenverkürzung auch nur einigermaßen schützen, sobald sie die betreffenden Unternehmen mit zahlreichen Linien verwässerten, die nach allen Erfahrungen doch zunächst unrentabel sein würden? Die Frage der Geldbeschaffung wurde dahin gelöst, daß auch die weiter auszugebenden Obligationen eine 4%ige Staatsgarantie bis 1914 erhielten, ganz wie in den Konventionen aus dem Jahre 1859. Es ist vielleicht nicht bekannt, daß die französischen Bahnen ihre Obligationen an ihren Schaltern verkaufen, an ihrem Hauptstiz und an ihren größeren Stationen. Daß dort eine Compagnie sich wegen eines Prioritätenlehens an eine Bankengruppe wenden muß, kommt nicht vor, höchstens daß einmal ein Institut 15- oder 20,000 Stück in einem Posten anhäuft. Der direkte Verkehr zwischen Eisenbahn und Kapitalistenpublikum ist daher ein ununterbrochener und der Obligationenverkauf auf Grund eben der Staatsgarantie ein außerordentlich leichter.

Der Aktionärschutz wurde ebenfalls besorgt, und zwar so, daß der Staat den Aktien eine jährliche Dividende von durchschnittlich 50 Frcs., Das sind zehn Prozent, garantirte. Dieser Satz erscheint dem fernern Stehenden natürlich verblüffend groß, aber jene Verwunderten wissen eben nicht, daß die Dividenden der großen Gesellschaften bei dem theuren Geldstand weit über zehn Prozent hinausgingen, also durch die ausgebehten Neuunternehmungen noch immer stark geschmälert

wurden. Es gab darunter Eisenbahnaktien, die 1200 standen — für 500 Frs. Was hat denn die preußische Regierung thun müssen, als sie die Aktionäre ihrer Privatbahnen auf Grund der bisherigen Durchschnittserträge abfand? Es ist immer die selbe Schwierigkeit! Man kann wohl im Getöse großer Umwälzungen mit beträchtlichen Besitzeszmälerungen überfallen, aber in normalen Zeiten nur auf die Gefahr hin, dadurch große Umwälzungen hervorzurufen.

Indessen hat der französische Staat auch seine deutlichen Vortheile von diesen Konventionen gehabt. Er wurde seine bedrohlich anwachsende Eisenbahnthätigkeit für eigene Rechnung los, konnte diese Thätigkeit von Anderen vollauf fortgesetzt sehen und darf noch immer in der Hoffnung leben, daß mit den Jahren einer besseren Verkehrsentwicklung seine Zins-Garantien vielleicht bis auf Null zusammenschrumpfen. Außerdem bilden die Garantien, da wo sie bezahlt werden müssen, natürlich kein Geschenk — Dies scheinen einige Schreier wieder anzunehmen —, sondern, wie bei vielen Bahnen anderer Staaten, eine in Raten abzutragende Schuld. Bis zum Jahre 1950—56, wo die Konzessionen erlöschen, muß das gesammte Kapital nebst Obligationen und Staatsubvention amortisirt sein, so daß Frankreich dann seine Bahnen kostenlos erhält (das Betriebsmaterial wird leider besonders abgeschätzt). Die Frist bis 1956 mag also etwas lang gesteckt sein, jedenfalls wird bis dahin — falls man dann überhaupt noch von einem Frankreich der gegenwärtigen kapitalistischen Form Etwas erkennen kann — ein ungeheurer Besitz mit jedem Jahre dem Staate werthvoller. Die Verträge machte damals, 1883, der Arbeitsminister Raynal. Er war als geriebener Unterhändler bekannt und hatte eine ungemein schwierige Aufgabe vor sich, da die Verlegenheit des Staates ininitten seiner noch auszuführenden Projekte den Kontrahenten doch kein Geheimniß geblieben war.

Elf Jahre verflossen so, bis es plötzlich herauskam, daß die Compagnie der Orleansbahn und der Südbahn ihre staatlichen Zinsgarantien nicht bis 1914 auf die Obligationen druckte, wie Dies ja schon laut Konvention von 1859 der Fall war, sondern bis zum Jahre 1955, also bis zum Erlöschen der Konzession selbst. Die Sache machte damals gleich einiges Aufsehen und gerade an dem Sonnabend vor der schrecklichen Ermordung Carnots versuchte Pelletan in der Kammer, dem Ministerium mit dieser Frage ein Bein zu stellen. Zur Explosion kam es indessen erst, als es sich herausstellte, daß Herr Raynal es unterlassen hatte, in die Verträge mit den Orleans- und Midi-Compagnien überhaupt eine Jahreszahl hineinzusetzen. Der Minister hatte Dies, wie es bisher heißt und wie auch seine Bekannten bei seinem bescheidenen Leben annehmen, vergessen. Seine Beamten hatten ebenfalls nichts gemerkt, auch die Kammer nicht, auch die betreffende Kommission in der Kammer nicht. Eine unerhörte „Bummelerei“, die in Deutschland, wenigstens in dem mit preußischer Spitze, wohl nicht möglich wäre. Diese Unordnung in einer Verwaltung, die man für vorzüglich, und unter einem Minister, den man als sehr tüchtig ansah, würde auch dem Auslande zu denken geben können. Alle anderen Versionen bleiben vorläufig noch ein Räthsel, denn ein so öffentlich vorgelegter und debattirter Vertrag ist doch kein Geheimniß, in das man Etwas hineinschmuggeln kann. Jene Verträge wurden auch keineswegs in Bausch und Bogen erledigt, denn die Verpflichtungen der Bahnen waren höchlich von einander ver-

schieden, fast alle Provinzen und deren Vertreter hatten ihr Interesse dabei und gerade der Südbahn mußten besonders weitläufige Aufgaben gegeben werden. Ferner ist Raynal in eine so heftige Polemik gegen die Leiter jener beiden Compagnien gerathen, daß man an ein früheres Einvernehmen gar nicht denken kann.

Die Südbahn hat im Jahre 1894 rund 95 Millionen Fracs. brutto eingenommen, gegen 92 Millionen Fracs. -im Vorjahre. Die doppelt so große Orleansbahn 178 Millionen Fracs. gegen deren 176 im Jahre 1893. Die Erträgnisse gehen also vorwärts und es ist kaum anzunehmen, daß nach neunzehn Jahren noch große Staatszuschüsse erforderlich sein würden. Und wenn Dies der Fall sein sollte, so müßte man wiederum höchst phantastisch sein, um für noch weitere einundvierzig Jahre ein derartiges Sichhinschleppen des Verkehrs zu erwarten, daß der Staat noch immer enorme Zuschüsse geben müßte. Der finanzielle Verlust für Frankreich ist also wahrscheinlich kein erwähnenswerther, der moralische aber, einerlei, ob es sich um eine bisher für unmöglich gehaltene Unordnung handelt oder um noch Schlimmeres, ein sehr schwerer. Einen moralischen Gewinn dagegen bedeutet im bürgerlichen Sinne das Ablehnen des Antrages: „Die Kammer möge durch einen souverainen Beschluß entscheiden, daß die Zinsgarantien mit dem Jahre 1914 aufhören“. Das ist eine gefährliche Souverainität, da, wo es sich um das allerdings ganz unpoetische Recht eines Besitztittels dreht. Als die Regierung sich damals jenen Antrage widersetzte und selbst zu Ungunsten der Compagnien entschied, ließ sie diesen die Appellation an den Staatsrath offen. Damit war die Unparteilichkeit gewahrt, denn es war von vorn herein gewiß nicht klar, wen der Staatsrath ins Unrecht setzen würde.

Übermals ein Widersinn, daß jene Entscheidung den beiden Eisenbahncompagnien nützen würde! Dem Publikum nützt sie, das daraufhin die Obligationen bereits gekauft hat und weiter kaufen will. Die Zeitungspresse hat in dieser ganzen Angelegenheit ihre nicht geringe Unaufrichtigkeit bewährt, -- aber auch die Unkenntniß hat dabei wieder reichlich mitgeholfen. Pluto.

## Erklärung.

Der Herr Herausgeber dieser Zeitschrift hat mich aufgefordert, zu dem Aufsatz, den Herr Dr. G. Ruhland in der „Zukunft“ vom 22. Dezember 1894 unter dem Titel „Das allerneueste Agrarprogramm“ veröffentlicht hat, meine Meinung zu sagen.

Herr Ruhland hat meine Ansichten in allen wesentlichen Punkten unrichtig wiedergegeben. Da ich mich zu einer Entgegnung nicht verpflichtet fühle, hätte es nahe gelegen, dem Wunsche des Herrn Herausgebers durch eine positive Entwicklung meiner Anschauungen zu entsprechen. Äußere Umstände hindern mich augenblicklich daran. So muß ich mich begnügen, diejenigen Leser, welche sich für die Frage interessieren, auf meine Schriften, namentlich die Anfangs 1894 hier erschienenen Vorträge über „das Sinken der Getreidepreise und die Konkurrenz des Auslandes“ hinzuweisen. Nachdem der buchhändlerische Vorrath erschöpft ist, werden sie ohne Zweifel noch in öffentlichen Bibliotheken zu finden sein.

Professor Dr. Max Sering.





Berlin, den 2. Februar 1895.

## X Die Wissenschaft und der Umsturz.

Das denkwürdige „Berliner Konzil“, das in der zweiten Januarwoche dieses Jahres das neue Reichstagsgebäude durch eine fünftägige Umsturz-Debatte einweihete, hat vielfach auf die drohenden Gefahren hingewiesen, die der bestehenden Gesellschaftsordnung von Seiten der deutschen Wissenschaft und der sie vertretenden Professoren bereitet werden. Hierbei hat einer der streitbarsten Prälaten, der brave schwäbische Bischof — sonst Landrichter — Groeber, mir die hohe Ehre erwiesen, meine „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ und einige andere unbedeutendere Schriften von mir als besonders gefährliche „Umsturz-Werke“ hervorzuheben. Auch citirte der hochwürdige Herr wörtlich ein „Gutachten“, daß ich 1880 an den Brüsseler Unterrichts-Kongreß über die Beziehungen der freien Wissenschaft und ihrer Lehre zu den unhaltbaren Dogmen der Kirche erstattet hatte.

Obgleich ich diesem Unterrichts-Kongreß in Brüssel nicht beiwohnte und mich nicht erinnere, ob mein auf Wunsch der Kongreßleiter erstatteter „Bericht“ wörtlich mit dem vom Herrn Groeber citirten „Gutachten“ übereinstimmt, nehme ich doch keinen Anstand, dieses Gutachten zu vertreten. Denn es enthält in der Hauptsache nichts Anderes als den ehrlichen Ausdruck der Ueberzeugung jedes denkenden modernen Naturforschers; und die ist, daß die wahre Naturerkenntniß nur in der Natur selbst zu finden ist und daß sie auch im Unterricht allmählich die „übernatürlichen“ Offenbarungen der traditionellen Mythologie zu ersetzen hat. Was dagegen ihr Verhältniß zur Religion betrifft, so möchte ich Herrn Groeber bei der freundlichen Theilnahme, die er meinen Schriften schenkt, ersuchen, doch auch einmal das kurzgefaßte Glaubensbekenntniß eines Naturforschers anzusehen, das ich 1892 unter dem Titel veröffentlicht habe: „Der Monismus als Band zwischen

Religion und Wissenschaft.“ Hier würde der hochwürdige Herr gefunden haben, daß wir modernen Naturforscher keineswegs die Religion aus der Welt schaffen, sondern daß wir sie durch zeitgemäße Reformen mit den Ergebnissen der Wissenschaft versöhnen und dadurch zu einem wertvollen Besitzthum der heutigen Gesellschaft erheben wollen.

Freilich ist diese monistische Religion der modernen Naturforscher etwas verschieden von der traditionellen Religion der Kirche; jene gründet sich auf Vernunft, als das höchste Gut des Menschen; diese hingegen auf den Aberglauben, auf den veralteten Köhlerglauben an übernatürliche Offenbarungen und an „Wunder“, deren Nichtexistenz eben so durch die klare Naturerkenntniß wie durch die kritische Geschichtsforschung bewiesen wird. Unsere lebendige Vernunft-Religion verlangt, daß der Mensch die Naturgesetze erkenne und ihnen entsprechend sein Leben sittlich ordne; der abgestorbene Aberglaube der Kirchen-Religionen dagegen gebietet, daß der Mensch sich von der Natur abwende, ihre Wahrheiten verachte und sich den willkürlichen Satzungen einer herrschsüchtigen Priesterkaste unterwerfe. Allerdings besitzt unsere „monistische Kirche“ bis jetzt weder öffentliche Kirchengebäude noch offizielle, vom Staate besoldete Priester, wie die staatlich anerkannten Religions-Gesellschaften; aber sie lebt und wirkt in Tausenden der besten Köpfe und tüchtigsten Staatsbürger; sie wächst täglich und breitet sich unwiderstehlich aus in allen jenen Kreisen der modernen Gesellschaft, die durch Verneinung oder durch Neigung auf den beständigen Verkehr mit der Natur angewiesen und mit den erstaunlichen Fortschritten der neueren Naturwissenschaft vertraut sind.

Von dieser Thatsache hat freilich das „Berliner Konzil“ keine Ahnung. Die fünf-tägigen Verhandlungen dieser frommen Prälaten-Versammlung, in denen sich der Weihrauchnebel der katholischen Kirchen mit dem Moderduft der Katakomben mischte, versetzten uns vielmehr in die schönen Ritterzeiten des Mittelalters zurück, in die Kulturperiode der Hexenprozesse und der Ketzer-Verbrennungen. Die Mehrzahl der Redner befandete einen erstaunlichen Mangel an Verständniß des modernen Geisteslebens, eine gänzliche Unkenntniß der großartigen Umwälzungen, welche die Naturerkenntniß des letzten halben Jahrhunderts im Gesamtgebiete der menschlichen Wissenschaft angebahnt hat. Die Begründung der Zellentheorie durch Schwann, der Kontinuitätstheorie durch Huxell, der Deszendenztheorie durch Darwin, — die erstaunlichen Entdeckungen, die wir den verbesserten Mikroskopen und Teleskopen, der Elektrophysik und der Spektral-Analyse verdanken —: Das sind nur einige von den Riesenfortschritten, die unser Jahrhundert zum „Zeitalter der Naturwissenschaften“ stempeln; sie haben nicht allein unser ganzes Wissen von der Natur unendlich erweitert und vertieft, sondern sie haben uns auch zu der Ueberzeugung von der Einheit aller Wissenschaft geführt, von jener Einheit

der Natur- und der Geisteswissenschaft, die uns die Grundlegung einer monistischen Philosophie ermöglicht.

Die wichtigsten allgemeinen Ergebnisse aller jener großen Geistes-Eroberungen faßt unsere heutige Naturwissenschaft in ein einziges oberstes Naturgesetz zusammen; ich habe in meinem „Monismus“ den Vorschlag gemacht, es kurz als das „Substanz-Gesetz“ zu bezeichnen und als Paragraphen 1 der monistischen Vernunft-Religion aufzustellen. Dieses oberste Grundgesetz des Kosmos besteht eigentlich aus zwei innig verbundenen Gesetzen: aus dem „Gesetze von der Erhaltung des Stoffes“, das wir dem großen französischen Chemiker Lavoisier verdanken, und aus dem „Gesetze von der Erhaltung der Kraft“, in dessen Begründung sich zwei deutsche Geisteshelden theilen: der süddeutsche Robert Mayer und der norddeutsche Hermann Helmholtz. Wie „Stoff und Kraft“ in jedem Dinge untrennbar verbunden sind, so hängen auch jene beiden obersten „Erhaltungsgesetze“ in dem einen „Substanz-Gesetze“ zusammen. Für die Vernunft-Religion der heutigen Wissenschaft ist unser „Substanz-Gesetz“ eben so der feste Grundstein, wie für die heutige katholische Kirche das Dogma von der „Unfehlbarkeit des Papstes“, — der frechste Faustschlag in das Gesicht der Vernunft.

Als uns vor wenigen Monaten Hermann Helmholtz, einer unserer größten Naturforscher, durch den Tod entrissen wurde, da wetterten der Kaiser und die Fürsten, die Minister und Würdenträger mit den Vertretern der Künste und Wissenschaften („bis zum Professor herab“), dem großen deutschen Genies ihre Huldigung in den auserlesensten Formen darzubringen. Es wiederholte sich vor den staunenden Augen des denkenden Publikums das selbe seltsame Schauspiel, das wir vor dreizehn Jahren in England erlebten; da geleiteten Fürsten und Prinzen, Erzbischöfe und Bischöfe, die höchsten Spitzen der englischen Aristokratie im Verein mit den erwähltesten Vertretern der Wissenschaft und Kunst, den Sarg von Charles Darwin in die Ruhmeshalle der Westminster-Abtei. Dieser vergötterte Darwin war aber der Begründer der Entwicklungslehre, der auch deren wichtigste Konsequenz, die berüchtigte „Affentheorie“, offen anerkannte und der ehrlich aussprach, daß er an keine Offenbarung glaube. Das war der selbe Darwin, von dem der Prälat — sonst Oberlandesgerichtsrath — Spahn im Berliner Konzil (in der Sitzung vom zwölften Januar) mit Recht behauptete, daß seinem „verhängnißvollen Einfluß“ vor Allem die „Materialisirung“ der Wissenschaft und der drohende „Umsturz“ der Gesellschaft zu danken sei.

Hier wie dort, in London bei Darwin wie in Berlin bei Helmholtz, wiederholte sich unter dem Glockengeläute der Kirchen und der Häufung der höchsten Ehrenbezeugungen das selbe paradoxe Schauspiel; und der unbefangene Beobachter konnte nur mit den Worten des Evangeliums sagen: „Herr,

vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun!“ Ahnte denn Keiner unter diesen Hunderten von „Hohen Herren“, daß sie die höchsten Ehren auf einen „Freidenker“ häuften, der in ihren Augen ein räudiger Kezer und ein „Umsturz“-Mann ersten Ranges sein mußte? Wußte denn Keiner von ihnen, daß das „Substanz-Gesetz“ von Helmholtz, seine größte That, der Paragraph 1 der „monistischen Religion“ ist und daß es mit der berühmten „materialistischen“ Entwicklungslehre von Darwin untrennbar zusammenhängt? Bekanntlich gehörte auch der weitschauende berliner Phytiker zu jenen Naturforschern, die schon vor zwanzig Jahren sich offen zum Darwinismus und seinen Konsequenzen bekannten. Als ich Helmholtz zum letzten Male sah (1892, gelegentlich seines Goethe-Vortrages in Weimar), gereichte es mir zur besonderen Freude, in einem längeren Gespräche über die neueren Fortschritte der Entwicklungslehre in allen wesentlichen Punkten eine vollkommene Uebereinstimmung unserer monistischen Ueberzeugungen feststellen zu können.

Das erleuchtete Berliner Konzil hat am Schlusse seines Pentamerou die unglaubliche Umsturz-Vorlage (das letzte und mißrathenste Kind des unglücklichen Grafen von Caprivi) nicht einfach a limine abgelehnt, wie vernünftiger Weise zu erwarten war; sondern es hat sie einer therapeutischen Kommission von 28 Mitgliedern zur Behandlung — oder zur Verstümmelung — überwiesen. Man darf sehr gespannt darauf sein, wie dieses parlamentarische Konklave seine Riesenaufgabe lösen wird. Denn es hat nicht allein die abstrakten Begriffe von Religion, Ehe, Familie, Monarchie, Eigenthum definitiv festzustellen — eine Aufgabe, an der sich die Philosophie seit zweitausend Jahren die Zähne umsonst ausgebissen hat —; sondern dieses Konklave wird vor Allem auch mit der Lösung dieser theoretischen Aufgabe die praktische Beseitigung der „Umsturz“-Ursachen zu verbinden haben. Unter diesen verderblichen Ursachen steht aber, wie die geistreiche Mehrheit des Reichstages mit scharfem Blick richtig erkannte, die deutsche Wissenschaft obenan; es wird also vor Allem nöthig sein, deren Vertreter, die deutschen „Professoren“, unschädlich zu machen und aus der deutschen Reichsverfassung den gefährlichsten aller Paragraphen zu beseitigen: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.“

Weiterhin wird der gesammte Unterricht — die Universität eben so wie die höheren und niederen Schulen — unter die strengste Kontrolle der Kirche zu stellen und jede Lektüre der gefährlichen Schriften der „Umsturz-Männer“ strengstens zu verbieten sein. Ich habe von diesen furchtbaren Umstürzlern erst zwei denunziert: Darwin und Helmholtz; ich möchte jedoch dem Berliner Konklave seine schwierige Aufgabe erleichtern, indem ich gleich noch einige andere Denunziationen anknüpfe. Staatsgefährliche Schriftsteller, die im Sinne der „Umsturz-Vorlage“ den Bestand der Religion direkt bedrohen, sind Copernikus und Keppler, Spinoza und Giordano Bruno, Shakespeare und

Schiller, Kant und Goethe; nicht minder die Königlich Preussischen Kammerherren Leopold von Buch und Alexander von Humboldt. Höchst gefährlich erscheinen mir aber auch die Schriften des „Philosophen von Sanssouci“, der u. A. den verwerflichen Grundsatz aufstellte: „In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden.“ Wenn dieser kühne Freigeist Friedrich der Große ferner behauptet, daß der König nur „der erste Diener des Staates“ sei, so werden doch wohl viele dialektisch geschulte Staatsanwälte des neuen Kurfes darin einen „beschimpfenden Angriff“ auf die Monarchie erblicken müssen; denn der unbefchränkte „König von Gottes Gnaden“ kann nicht gleichzeitig der „Diener des Volkes“ sein! „Sic volo, sic jubeo.“

Im Mittelpunkt des Interesses, das die Verhandlungen des Berliner Konzils über die „Umsturz-Gesetze“ uns abnöthigen, steht der berühmte § 130. Dieser Hauptparagraph soll „Religion, Monarchie, Ehe, Familie und Eigenthum“ vor Angriffen und Beschimpfungen schützen; er soll damit die Fundamente des modernen Staatslebens vor Umsturz bewahren. Ob auch die Wissenschaft zum „Eigenthum“ des Kulturmenschen gehört, ist dabei nicht gesagt. Die wunderbare Logik des „neuen Kurfes“, von der wir im Laufe der letzten fünf Jahre schon so viele Beispiele erlebt haben, hat ihre Krone in der Begründung dieses erstaunlichen Paragraphen erreicht. Selbst mein mir persönlich unbekannter Freund Groeber, der doch diesen Paragraphen sehr gern zum Schutze seiner katholischen Tendenzen verwerthen möchte, hat schon in seiner Rede vom neunten Januar auf die Ungeheuerlichkeiten der Konsequenzen dieses Paragraphen hingewiesen. Mit vollem Rechte sagte er: „Jede scharfe Kritik kann als Beschimpfung aufgefaßt werden“. Und wie findig unsere Staatsanwälte in der Entdeckung solcher „Beschimpfungen und Beleidigungen“ sind, ist ja hinlänglich bekannt. Wird dieser Hauptparagraph zum Gesetz, dann hört überhaupt jede Kritik jener historisch entwickelten und sich beständig entwickelnden „Institute“ auf.

Ausgenommen bleiben jedoch wohl auch ferner von dem Verbot des § 130 diejenigen „beschimpfenden Angriffe“, welche die Wissenschaft selbst treffen, — und ihre Vertreter, die bösen Professoren. Diese bleiben zwar nicht „frei“, aber „vogelfrei“. Nach wie vor wird es Seiner Heiligkeit dem Papste, seinen Bischöfen und seinen Priestern, frei stehen, die deutsche Wissenschaft zu verfluchen, ihre Lehrer zu beschimpfen, ihre Schüler zu verdammen. Den Schutz des § 130 wird auch fernerhin nur die papistische Wissenschaft genießen, besonders auf den „katholischen Universitäten“, deren Gründung jetzt unser Centrum mit Hilfe der zurückzuberufenden Jesuiten durchsetzen will.

Unter den vielen Fragen, die der Inquisitionparagraph 130 dem denkenden Staatsbürger vorlegt, will ich hier nur zwei noch kurz beleuchten, die Angriffe auf die Religion und die Ehe. Mit Recht fragt Herr Groeber:

„Was versteht eigentlich die Vorlage unter Religion? Welche Religion ist gemeint?“ Natürlich kann das ultramontane Centrum, das schon lange zur führenden und ausschlaggebenden Partei des Deutschen Reichstages geworden ist, darauf nur die eine Antwort geben: die katholische! Denn wenn auch jede einzelne Konfession sich für die allein wahre hält, so thut Das doch die katholische, ihrem Namen gemäß, in ganz besonderem Maße; sie hält sich ja für die „allein selig machende“. Dabei möchte ich jedoch die Thatsache in Erinnerung bringen, daß die heutige katholische Religion nichts Anderes ist als die moderne Form des Papismus, d. h. eine jüngste Entwicklungsform jener bewundernswürdigen Hierarchie, zu der Papst Gregor der Siebente vor achthundert Jahren den Grund gelegt hat. In den ersten tausend Jahren seiner Entwicklung sah bekanntlich das Christenthum ganz anders aus; und namentlich die reinen Grundsätze des unverfälschten Urchristenthums (in den ersten drei Jahrhunderten) stehen vielfach in schroffem Gegensatz zum neueren Papismus. Dagegen berühren sie sich nahe mit manchen Formen des modernen Sozialismus; man muß sich wundern, daß die Sozialdemokratie sich nicht noch viel öfter auf sie bezieht.

Die herrschsüchtige Theokratie des Papismus muß naturgemäß immer im unverföhnlichen Gegensatz zu den vernünftigen Prinzipien des modernen Kulturstaates stehen. Als daher unser größter Staatsmann vor vierundzwanzig Jahren das neue Deutsche Kaiserreich schuf, errichtete er damit zugleich ein neues mächtiges Bollwerk gegen die Uebergriffe des Papismus. Leider unterschätzte er dabei dessen historische Organisation und die kolossale Macht des Aberglaubens. Daher endete der glücklich begonnene „Kulturkampf“ mit einem neuen „Gange nach Canossa“. Seitdem hört man in den Blättern fast aller Richtungen immer wieder die kindliche Freude äußern über die „glückliche Beilegung des unseligen Kulturkampfes!“ Als ob dieser nicht fort dauerte, so lange der Papismus besteht! Oder sind etwa die maßlosen Angriffe, die in der Pentameron-Debatte des Berliner Konzils gegen Vernunft und Wissenschaft gerichtet wurden, kein Kulturkampf? Ist es kein Symptom des Kulturkampfes, wenn der katholische Herr Groeber in seiner Rede vom neunten Januar Gustav Adolf einen „Mordbrenner“ nennt? Den selben Vorkämpfer der Reformation, an dessen Gedächtnißfeier vor wenigen Wochen der Deutsche Kaiser sich in ehrenvoller Weise betheiligte hatte? Der scheinbare „Friede mit dem Vatikan“ kann immer nur einen Waffenstillstand bedeuten; und diesen benutzt das Papstthum nur zur Vorbereitung neuer Angriffe. Die Staatsmänner unseres „neuen Kurzes“ wissen davon entweder nichts oder sie ignoriren die Lehren der Geschichte. Vielleicht sind sie auch im Studium der Geschichte, deren Unterricht ja nach der neuen Methode mit dem neunzehnten Jahrhundert zu beginnen hat, noch nicht bis zum sech-

zehnten zurückgekommen. So erklärt sich jene grundsätzliche polenfreundliche und papstfreundliche Politik der letzten fünf Jahre, die das ultramontane Centrum zum Herrn des Deutschen Reichstages gemacht hat.

Als Kaiser Wilhelm vor zwei Jahren dem Papst in Rom seine Aufwartung machte, verlieh er den Schwarzen Adler-Orden, als höchste Auszeichnung, dem Kardinal Rampolla, einem der gefährlichsten und gehässigsten Gegner des neuen Deutschen Kaiserreiches. Eben so erwies er die höchsten Ehren noch dem toten Windthorst, jenem schlauen Welfen-Diplomaten, dessen ultramontane Politik lediglich durch persönliche oder diplomatische Motive bestimmt wurde; denn dieser kluge „Keineke Fuchs“ glaubte an die Offenbarungen des Papstthumes wohl eben so wenig wie ich selbst, obgleich er die Hauptsäule der päpstlichen Politik im Reichstage war. Kein Wunder, wenn diese und andere allerhöchste Sympathie-Bezeugungen des protestantischen Kaisers die ultramontanen Blätter damals zu der Annahme verleiteten, daß neben anderen romantischen Reminiszenzen an Friedrich Wilhelm den Vierten auch dessen katholisirende Neigungen aufs Neue zur Geltung kämen. Sprachen doch einige kirchliche Blätter ganz offen die naive Hoffnung aus, daß der protestantische Hohenzollern-Kaiser demnächst in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurückkehren werde; und dann würde ja Alles gut werden, dann würde „Ein Hirt und Eine Herde“ sein, „Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Es sollte mich nicht wundern, wenn das papistische Centrum jetzt die Verwirklichung dieser schönen Einheits Hoffnungen schon in der nächsten Zukunft erwartete. Erklärte doch Herr von Kähler, der Minister des Inneren in seiner „glänzenden“ Rede am elften Januar seine „wahre Herzensfreude“ über die ultramontane Rede des Herrn Groeber! Nach seiner Ansicht ist jede Kritik der christlichen Glaubenslehren eine „Infamie“, und „alle staats-erhaltenden Parteien müssen sich vereinen, um unsere heiligsten Güter in der Nation vor diesen Infamien und Angriffen zu schützen!“ Ja noch mehr: „Wir glauben Alle an Einen Gott, und haben dafür zu sorgen, daß diese Infamien aufhören!“ Mehr kann doch der Papst selbst wirklich nicht verlangen! Es ist ein rührendes Schauspiel, heute Herrn von Kähler an den selben Rodschößen des Centrums hängen zu sehen, an welchen vor zwanzig Jahren Herr Kullmann hing, als er in Kissingen die Pistole auf den Fürsten Bismark abfeuerte, — Alles natürlich „zur Ehre Gottes!“

Zu den Infamien, die Herr von Kähler durch das „Umsturz-Gesetz“ aus der Welt schaffen will, gehört natürlich nicht nur unser „Monismus“, die Religion der modernen Naturforscher, nicht nur die vergleichende Religionsforschung — eine äußerst gefährliche Wissenschaft —, sondern dazu gehört überhaupt jede unbefangene Kritik der Glaubenssätze, und also jede Theo-

logie, die nicht blos blind die traditionellen Dogmen nachbetet, sondern auch in ihnen irgend einen vernünftigen Sinn finden will. Der blinde Glaube — und zwar an den Einen Gott, dessen Qualitäten Herr von Köller demnächst im Berliner Konzil näher zu definiren haben wird —, der soll die heutige Gesellschaft vor allen bösen Angriffen der Kritik und der Vernunft schützen!

Erstaunt fragt sich da wohl jeder unbefangene Gebildete: „Ja, haben diese Herren denn gar keine blasse Ahnung von Alledem, was rings um sie vorgeht und was seit dreißig Jahren im Geistesleben der Kulturvölker passiert ist? Haben sie denn gar keine Vorstellung von den ungeheuren Fortschritten, die seitdem die moderne Wissenschaft gemacht hat? Von den Riesenfortschritten der Kosmologie und Geologie, der Biologie und Anthropologie, der kritischen Theologie und Philosophie? Glauben diese frommen Vertheidiger des Mittelalters und seiner überlebten Weltanschauung denn wirklich, daß sie mit deren verrosteten Schilden und durchlöchernten Panzerhemden den gewaltigen Feuerwaffen des modernen Geistes noch dauernd Widerstand leisten können? Nichts dürfte für die frommen Kreuzritter verderblicher werden als dieser naive Wahn, als die kindliche Vorstellung, ihren Kreuzzug gegen die moderne Wissenschaft mit dem Pappenschild des blinden „Glaubens“ und mit den Platzpatronen des päpstlichen Bannfluches durchzuführen zu können.

Wie gefährlich es für die Hierarchie selbst ist, in unserem Zeitalter des klaren Wissens den forschenden Geist zum Bekenntniß eines blinden Glaubens zwingen zu wollen, lehrte vor drei Jahren der harmlose Streit um das Apostolikum. Da stiegen auf einmal die Gebildeten an, über den Sinn der Glaubenssätze, die sie als Kinder verständnißlos auswendig gelernt hatten, wirklich mit klarem Bewußtsein nachzudenken, und da werden wohl nur Wenige gewesen sein, die sich nicht bei den meisten Dogmen gefagt hätten: „Ja, diesen Satz kann ich ja unmöglich mehr glauben; diese Zuthung widerspricht ja den einfachsten Schlüssen der Vernunft, den feststehenden Ergebnissen unserer modernen Wissenschaft.“ Unsere obersten Kirchenbehörden sind freilich anderer Ansicht; erst kürzlich wieder hat eine Berliner Synode einstimmig beschlossen, an dem unantastbaren Apostolikum unverrückbar festzuhalten. Wenn dann ja einmal ein vernünftiger Prediger auftritt und seine ehrliche Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit dieses überlebten Dogmenkrames offen bekennt, dann wird er flugs abgesetzt oder suspendirt, wie es erst vor einigen Tagen wieder mit dem Prediger Lisco in Rummelsburg geschah.

Selbst in das gute Tirol, in das gelobte Land der „Glaubenseinheit“, ist mit der Eisenbahn und dem Telegraphen seit dreißig Jahren das Licht der wissenschaftlichen Wahrheit eingedrungen und hat die schwarzen Spukgestalten des Mittelalters verschweicht. Ich glaube daher kaum, daß es



dem Berliner Konzil gelingen wird, sie wieder herzustellen, auch wenn der katholische Prälat Herr Groeber und der protestantische Minister Herr von Köller dabei Hand in Hand gehen. In einem wichtigen Punkte wünsche ich jedoch ihrem vereinten Wirken aufrichtig den allerbesten Erfolg, und dieser Punkt ist: der Schutz der Ehe.

Wenn das neue Umsturz-Gesetz die Ehe wirksam schützen und fördern will, so muß es vor Allem das Coelibat des katholischen Klerus aufheben. Jeder, der längere Zeit in katholischen Landen gelebt hat, kennt die demoralisierenden und gemeinschädlichen Wirkungen dieser Einrichtung. Der ursprünglichen christlichen Kirche fremd, wurde das obligatorische Coelibat erst vor achthundert Jahren durch den Papst Gregor den Siebenten eingeführt. Damit wurde zwar der päpstlichen Hierarchie eine mächtige neue Stütze gegeben, aber zugleich eine reiche Quelle von unsittlichsten Vorstellungen und Handlungen eröffnet; und dieser sind seitdem Millionen von Menschen zum Opfer gefallen. Wie das Coelibat im Prinzip die Ehe erniedrigt, so greift es im praktischen Leben tausendfach verderblich in das normale Geschlechtsleben ein. Man frage darüber nur erfahrene Aerzte und Irrenärzte. Man lese die Kulturgeschichte des Mittelalters, die Sittengeschichte der Klöster (vgl. Martin Luthers Schriften); man lese die Schilderung der Orgien, welche die Coelibat-Genossen mit den Schaaren ihrer Freudenmädchen öffentlich auf den Konzilien verübten (vgl. z. B. die Kulturgeschichten von Johannes Scherr und von Hellwald). Wenn es möglich wäre, die sexuellen Vergehungen der katholischen Priester und die Schicksale der durch sie zerrütteten Familien an die Öffentlichkeit zu ziehen, man würde staunen! In richtiger Erkenntnis dieser Uebelstände haben die Landtage mehrerer deutschen Staaten (Sachsen, Bayern, Baden u. A.) neuerdings schon wiederholt Anträge auf definitive Aufhebung des Coelibates gestellt, — leider bisher vergeblich. Sollte es dem Berliner Konzil gelingen, diese Forderung des Kulturstaates durchzusetzen und damit einen der schlimmsten Krebschäden der heutigen Moralität zu beseitigen, so wäre die Umsturzvorlage doch nicht ganz umsonst gewesen.

Alles, was die Anhänger der Sozialdemokratie bisher gegen die Ehe gesagt haben, ist geringfügig im Vergleich zu Demjenigen, was die Knechte des Coelibates dagegen gethan haben. Große Entrüstung hat in weiten Kreisen das bekannte Buch von Bebel über „Die Frau“ hervorgerufen. Der erste Theil enthält viele bittere Wahrheiten, und die bürgerliche Gesellschaft thäte besser, sie zu beherzigen, als sie zu verdammen. Es ist sehr zu bedauern, daß die einschneidenden Wahrheiten in diesen und in anderen sozialistischen Büchern in ihrer Wirkung so sehr abgeschwächt werden durch die falschen, daran geknüpften Theorien. Am Meisten bedauern wir Naturforscher, daß die Sozialisten so ganz verkehrte Schlüsse aus unserer modernen Entwicke-

lunglehre ziehen. Die Selektion-Theorie von Darwin ist eng verknüpft mit den biologischen Gesetzen der Arbeitsteilung; sie ist kein demokratisches, sondern ein aristokratisches Prinzip. Die zunehmende Ungleichheit der Menschen und ihrer Lebensverhältnisse ist eine nothwendige Folge der Kultur. Das hat schon vor fünfundzwanzig Jahren Oskar Schmidt gezeigt und ich selbst habe es oft betont. Näheres darüber ist zu finden in zwei vortrefflichen neueren Schriften: „Volksdienst. Von einem Sozialaristokraten.“\*) und: „Die Naturwissenschaft und die sozialdemokratische Theorie (Darwin und Bebel)\*\*) von Heinrich Ernst Ziegler.

Ich bin gewiß kein Freund des Herrn Bebel, der mich wiederholt angegriffen und u. A. in seinem Buche über die Frau geradezu verleumdet hat (z. B. bei der unwahren Besprechung meiner Eisenacher Rede aus dem Jahre 1882). Auch halte ich die utopischen Ziele der offiziellen Sozialdemokratie für unausführbar und ihren idealen Zukunftsstaat für ein großes Zuchthaus. Das kann mich aber nicht hindern, den berechtigten Kern der großen sozialen Bewegung anzuerkennen. Daß diese durch die Umsturz-Gesetze des Berliner Konzils, durch die Macht der Polizei und des Staatsanwaltes, beseitigt wird, Das kann wohl nur Der glauben, der weder die Geschichte noch die Naturgeschichte der Menschheit kennt.

\*) Berlin, Wiener, 1893.

\*\*\*) Stuttgart, Enke, 1893.

Jena.

Professor Dr. Ernst Haedel.



## Politischer Größenwahn.

**N**och vor wenigen Jahren wäre Jeder übel angekommen, der die Psychiatrie mit der Politik, der Soziologie und der Kunstkritik in Verbindung gebracht hätte. Man hätte darin ein Zeichen der Voreingenommenheit der Spezialisten gesehen, die immer die Gegenstände ihrer Wissenschaften im Kopfe haben und sie überall sehen, auch da, wo sie nicht hinpassen. Jetzt aber hat die Vernunft der Zeit über solche Vorurtheile zu Gericht gefessen und erkannt, daß wenigstens bei den gebildeteren Völkern die soziale Pathologie bereits einen Theil der Physiologie bildet. Es erscheint daher nach vielen in dieser Richtung versuchten Bemühungen nicht länger als widersinnig, zu behaupten, daß das Genie viel Pathologisches an sich trage und demnach der Kritik (und auch dem Irrthum) breite Seiten biete. Selbst Leute, die dieser Behauptung am Heftigsten widerstrebten, haben sich fügen müssen, nachdem Ibsen, Zola, Dostojewsky, wie billig, so großen Anklang gefunden haben. Ich bin daher sicher, daß man mich nicht scheel ansehen wird, wenn ich erkläre, daß einer der großen Mängel der Kunst sowie selbst der antiken und modernen europäischen Politik durch die Nervenerkrankheit erzeugt wird, die man Megalomanie, Größensucht, nennt.

Der moderne Raphael heißt Wiertz, und er unterliegt so sehr der Tendenz, das Wahre bis zum Unmöglichen ins Riesenhafte auszudehnen, daß er, als er bei seinen Fresken im dritten Stockwerk angelangt war, sich darüber ein viertes baute, um sie zu vollenden. In seinem Cyclopen sind die Proportionen so riesengroß, daß man Mühe hat, mit dem Auge die Beine und Arme zu erreichen, so entfernt sind sie von dem Betrachter. Wenn man ihn hätte gewähren lassen, würde er einen richtigen Berg gemalt haben. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher große Bildhauer sich wirklich einen ganzen Berg wünschte, um daraus eine gigantische Sphinx zu bilden, — als ein Nationaldenkmal. Aber in der Kunst ist das klassischste Beispiel das von Berlioz, der als Orchester sich eine Armee von Einzelstimmen wünschte, natürlich nicht ohne einen Kanonier mit seiner Kanone, so daß die Wiedergabe seiner Opern für die Theater eine ungeheure Schwierigkeit bietet und kaum ohne militärische Unterstützung vor sich gehen kann. Auch Richard Wagner sündigt häufig nach dieser Richtung, aber der tiefe Sinn für das Schöne ist in ihm so sehr im Gleichgewicht, daß er die Megalopsie, die Sucht, das Große zu sehen, immerhin mäßigt.

Der Mangel an diesem Sinn ist besonders bei den Nordamerikanern zu beobachten, die das Schöne nicht fein genug fühlen und die fast immer das Ungeheuerliche schaffen. So gleicht die Statue ihrer Freiheit einem Thurm; so bauen sie Paläste mit zwölf und fünfzehn Stockwerken, deren ganze

Schönheit in der Größe besteht. Ich erinnere mich an einen Millionär, der in den Felsengebirgen (Rocky mountains) eine Sternwarte besaß und der in diesen Bergen anstatt der Sternwarte einen enormen Würfel ausarbeiten lassen wollte, mit einer Aufschrift, die seinen Namen verewigen sollte; Das hätte der Mann dann ein großes Denkmal genannt.

In der Kunst entsteht durch solche Verirrungen nur eine Absonderlichkeit, die mehr den Autor als das Publikum schädigt, aber ganz anders stellt sich die Sache in der Politik. Die antike Geschichte zählt in viel bedeutenderer Anzahl die Fälle solcher schädlichen Megalomanen (Größensüchtigen) auf als Wohltäter der Menschheit. Für einen von diesen giebt es zwanzig von jenen. Wer erinnert sich nicht der Ruinen des Ramhyses, des Esfostris, des Ramses, selbst eines Alexanders des Großen, die doch nur die Erinnerung an die Verwüstung und das Elend des Krieges hinterlassen haben? Ihnen möchte ich Ludwig den Vierzehnten und Karl den Zwölften gesellen, die die weiten Länder Europas mit Blut überschwemmten und ihr eigenes Land ausfaugten, um Staatenerweiterungen zu verfolgen — gegen die Natur, gegen den Wunsch ihrer Völker und die Kräfte ihrer Reiche — und die ihr Land dauernd damit doch nicht vergrößert haben. Wer jetzt diese Gestalten mit dem Auge des Psychologen untersucht, nachdem die Geschichtschreiber die unüberlegte Ehrfurcht vor den Eroberern verloren haben, wird den megalomanischen (den größensüchtigen) Untergrund durchschauen, der sie einzig „belebte“ und ihnen häufig das Genie, ja selbst den Verstand, erfeszte.

Niemand kann Alexander den Geist absprechen; aber erinnern wir uns, daß er als Kind fürchtete, sein Vater werde ihm alle zu erobernden Länder vorweg nehmen, daß er Indien überfiel, das seinem Aktionsfelde so fern lag, und daß er noch nicht tot war, als sein Reich bereits wieder auseinandergerissen war. Auch in Ludwig dem Vierzehnten, der der französischen Nation den ersten Stoß gab — unter dem Vorwande, ihr die großartigste und ruhmreichste Weltstellung zu verschaffen —, war weder der Verstand noch das Genie so stark entwickelt wie die Größensucht. Ohne Stimme oder auch nur musikalische Kenntnisse zu besitzen, trällerte er oft Arien, die zu seinem eigenen Lobe komponirt waren. Er brauchte immerfort Musterungen, Aufzüge, Belagerungen, — als Futter für seine Eitelkeit und zur Beschwichtigung der in ihm nagenden Unruhe. Er war entzückt, wenn er seine schöne Erscheinung, seine majestätische Haltung, loben hörte, seinen guten Sitz zu Pferde, seine unverwüsthche Rüstigkeit; er sprach fortwährend von seinen Feldzügen, seinen Truppen, und da er wußte, daß er gut erzählen könne, wollte er unaufhörlich reden und immer reden. Nach dem Frieden von Rijswijk, der viel Geld gekostet hatte, hielt er die berühmte Heerschau im Lager von Compiègne, die beinahe einem neuen Feldzuge glich. Man braucht

sich demnach nicht zu wundern, wenn seine leere Eitelkeit ihn zu jenen unnützen Kriegen und Eroberungen trieb, die Frankreich und Europa schwächten und zerrütteten.

Noch schlimmer handelte Karl der Zwölfte von Schweden, — dieser schöne Narr, der gleich Napoleon, eigentlich mit noch weniger Grund, sich in das innere Rußland warf, und als er mit achttausend Mann achtzigtausend Russen zerschmetterte hatte, die Ausnützung dieses Sieges versäumte und so neue Niederlagen herbeiführte. Er, der fast als Gefangener, ohne einen Heller, in der Türkei lebte, beleidigte sein Parlament, da er sagte, er werde seinen Stiefel hinschicken, um der Volksvertretung zu präsidiren; mit dreihundert, nachher nur mit fünfzehn Soldaten wollte er die ganze Türkei herausfordern und später, als er arm, fast allein, in sein gleichfalls verarmtes Land zurückkehrte, will er schließlich gar noch Preußen Gefesse vorschreiben und ihm die Aufgabe von Stralsund aufzwingen.

Aber das deutlichste Beispiel ist das Napoleons, der als Herr von Europa noch Indien und Asien besitzen wollte und der fallen mußte, weil er seine Wünsche nicht mäßigen konnte, die über das Machtgebiet einer Nation und eines Individuums weit hinaus gingen. „Europa“, sagte er, „ist ein Erdhaufe, den ein Maulwurf aufgeworfen hat. Nur im Orient, wo sechshundert Millionen Menschen leben, kann man große Reiche gründen, große Umwälzungen hervorrufen.“ Hier ist die Genialität fast nur noch Größenwahn zu nennen. Er sieht, wie Laine sehr richtig bemerkt, die Welt wie ein lustiges Fest an, bei dem, um gut bedient zu werden, es nützlich ist, lange Arme zu haben, selbst zuerst zuzulangen und den Anderen zu überlassen, was übrig bleibt. Er behandelt die großen Würdenträger und seine Generäle wie Diener und kommt zuletzt dahin, auch die Herrscher der anderen Nationen und deren Minister so zu behandeln. Das mag den Einfältigen als wahrer Ruhm erscheinen; dieser angebliche Ruhm wurde mit Millionen von Opfern bezahlt, mit zwei Invasionen fremder Heere, mit der Abschlagung Frankreichs, das Europa verdächtig geworden war und nun von einem Rahmen von Haß und Mißgunst umgeben wurde—: Das waren die Folgen der politischen Thätigkeit Napoleons und die Früchte des vom Genie bedienten Egoismus. Und wie in das französische Gebäude, so fügte auch in das europäische der Egoismus dieses Herrschers einen Grundfehler ein und erzeugte eine für Frankreich verhängnißvolle Legende, die mit Waterloo nicht zu Ende ging, die bei Sedan wiederhallte und dem Lande Bonapartes immer schwerere Schäden schuf. Wer sich zu Bonaparte bekennt, kann sich zu allen Eroberern bekennen, die ihre eigene Ruhe und das Glück ihrer Unterthanen einem Ehrgeiz opferten, den der Erfolg nie sättigte, nur immer vermehrte.

Das Selbe kann man von Crispi sagen, — einem Manne, den die aus-

wärtigen Blätter für einen großen Mann ausgeben und der wahrscheinlich nur den Größenwahn besitzt und das stürmische Wesen, das man oft für Seelengröße nimmt, weil es ihn ungemessene, ausschweifende Pläne fassen läßt, die zu den Machtmitteln seines Landes außer Verhältniß stehen. Diese Pläne hält das große — selbst das diplomatische — Publikum für genial, während schon das Mißverhältniß, in dem sie zu den realen Thatfachen stehen, genügt, um sie als ganz und gar unklug erkennen zu lassen. Ein Ereigniß, das Philipp Turati kürzlich erzählt hat, liefert im Kleinen dafür einen interessanten Beweis. Vor zehn oder zwölf Jahren, als in Folge der Reaktion, die auf die Ermordung Alexanders des Zweiten folgte, die russischen Flüchtlinge in großer Anzahl auch in Italien erschienen, wurde in Mailand eine Subscription eröffnet und die hervorragendsten politischen Persönlichkeiten wurden eingeladen, beizutreten. Der sehr ehrenwerthe Herr Crispi sandte einen Brief, in dem er davon sprach, man müsse einen Kreuzzug der civilisirten Völker gegen Rußland organisiren. Crispi ist es auch, der, als ein ihm an Unwissenheit ebenbürtiger Vorgänger uns in die unnützen Sandwüsten von Assab gejagt hatte, eine Art von afrikanischem Reich ausklügelte, uns nach Saati und Keren trieb und uns in gefährliche Lagen, fast in Krieg, mit Abessinien zuerst, und noch jetzt mit den Derwischen, verwickelte. Nachdem nun vollends das Wort „Erythräische Kolonie“ erfunden worden war, glaubt er, mit Verträgen und advokatorischen Papierentwürfen in ihren uneinnehmbaren Bergen die Könige von Abessinien ins Joch zu fesseln, — die natürlich nach Verlauf von wenigen Monaten ihn und seine Papiere verlachen.

Es entstehen einige Tumulte in zwei oder drei kleinen Orten Siziliens, — und Crispi verhängt nicht nur den Belagerungszustand über die ganze Insel, sondern sendet eine ganze Armee, deren Transport und Unterhaltung uns acht Millionen und mehr kostet, während schon ein paar Regimente zu viel gewesen wären. Es genügt, zu erwähnen, daß während dieser angeblich furchtbaren Revolution nur ein einziger Toter auf der Seite der Truppen zu zählen war. Einige theoretische, in Rosenwasser getauchte Sozialisten, die aller aktiven Politik so fern standen, daß sie sich nicht einmal verbündeten, um nicht Gelegenheiten zu radikalen Entschlüssen zu geben, werden von ihm wie furchtbare Feinde, wie Anarchisten, behandelt. In Crispi verkörpert sich der politische Größenwahn, der alle Verhältnisse und Thatfachen der Wirklichkeit bis ins Maßlose überschätzt. Ein Beispiel. Die Kammer war schlecht logirt. Trotzdem nun unsere Finanzen bereits sehr schlecht standen, schlägt Crispi vor, einen Palast zu bauen, der ein Duzend Millionen gekostet hätte, nur um ein monumentales Werk zu schaffen, ohne jede Rücksicht auf die Steuerzahler. Dieser Größenwahn läßt ihn auch den Widerspruch nicht verstehen, der im ganzen gefunden Theile des Landes sich jetzt gegen sein sittliches

Verhalten erhoben hat, und läßt ihn so handeln, als ob er selbst das ganze Land sei: er vertagt einfach die Kammer und möchte sie am Liebsten ganz abschaffen, nur weil die Kammer Dokumente angenommen hat, die sich gegen ihn richten. Solche Handlungen sind nicht im Mindesten genial, sie zeugen nur von einer eigenthümlichen Gewaltthätigkeit. Aber da kein mittelmäßiger Mensch sich solcher Thaten vermaßen würde, wird ihre Sonderbarkeit von Vielen als Genialität ausgelegt. So ist auch Ludwig der Bierzehnte, der Sonnenkönig, so ist Karl der Zwölfte als Genie erschienen.

Freilich: der Größenwahn der politischen Männer, seien sie nun Genies oder Narren, endigt mit ihnen und vielleicht noch vor ihnen und wir werden den Größenwahn Crispis vor seinem Tode zerrinnen sehen. Aber weit unheilvoller noch ist der Größenwahn der Völker. Das Volk ist von Natur aus, wie das Kind, größensüchtig, eroberungslustig. Es will nie von dem Seinen verlieren, aber stets von den Anderen nehmen und hält es für Patriotismus, Andere zu berauben, um einige Seelen oder einige Hundert Kilometer zu seinem eigenen Territorium zu gewinnen. Die Idee, die zum Panславismus, Panlatinismus und gelegentlich auch zum Panitalismus führte (als es sich darum handelte, Korsika zu annektiren, das nichts mehr mit uns gemein hat) und die heute noch den Neid anderer Nationen gegen uns weckt, zeigt nicht geringere Kraft. Im Jahre 1830 fehlte nicht viel, daß die Engländer einen Krieg anfangen, weil die Franzosen Algier erobert hatten. Ein halbes Jahrhundert später unterhält England mit Algier einen Handelsverkehr von vier und vierzig Millionen, während Frankreich dabei von seinem Vermögen zuseht. Es giebt Italiener, die glaubten, ruiniert zu werden, wenn Frankreich nach Tripolis ginge, während jetzt dieses Reich zu drei Vierteln durch die Italiener kolonisiert ist. Der Länderbesitz allein fügt dem Reichthum eines Landes sehr oft nicht nur nichts hinzu, besonders wenn er mit Gewalt behauptet werden muß, sondern er kostet fast immer fabelhafte Summen und wird zur Ursache der Schwächung und beständiger Gefahr. Wenn die Ausdehnung des Gebietes Reichthum und Macht gewährte, so müßte Rußland die weitaus reichste Macht Europas sein. Je ausgedehnter die Grenzen sind, desto kostspieliger ist aber auch deren Vertheidigung.

Im Jahre 1725 waren die Finanzen Oesterreichs ganz erschöpft. Die Tribute, die es von dem Reich beider Sizilien, der Lombardei, den Niederlanden, bezog, genügten nicht, um diese Territorien zu vertheidigen. Wer vor ungefähr fünfzig Jahren gesagt hätte, daß Oesterreich durch das Aufgeben Italiens gewinnen würde (wo seine Autorität fast nur durch den Militarismus aufrecht erhalten wurde und wo fast auf jeden Bürger ein Soldat erforderlich war, der den Bürger niederhielt), Der wäre für einen Verräther gehalten worden. Die Aufgabe der Lombardei und Venedigs zumal hätte man

für eine arge Schwäche gehalten. Die Ereignisse entschieden anders und Oesterreich, weit entfernt, durch den Verlust der Lombardei geschwächt zu sein, ist stärker als vorher, weil es eine wunde Stelle weniger hat.

Ich spreche nicht von dem Einfall der Barbaren; der war lange vorher schon durch die Verkommenheit der Römer vorbereitet, die jenen die Straßen öffneten. Die Anziehungskraft fruchtbarer Länder für arme, hungrige Völker ist natürlich; aber betrachten wir das Vorgehen der italienischen Gemeinden, den Kampf von Florenz gegen Prato, gegen Siena. Welchen ungeheuren Schmerz empfanden Völker, die die gleiche Sprache, den gleichen Dialekt redeten, wenn sie ein Kastell eroberten, vielleicht auch zerstörten! Nachdem jene Jahrhunderte verrauscht sind, lächeln wir über diese scheinbar patriotischen Leidenschaften, die keine Existenzberechtigung hatten und doch so namenloses Elend schufen. Aber wir, die wir darüber lächeln, — sind wir nicht mit einer ähnlichen Krankheit behaftet? Sehen wir nicht, wie, Dank einer Regierung und einer Dynastie, die eine gewissenloser noch als die andere, Italien, das relativ ärmste aller Länder Europas, seine bereits erschöpften Finanzen vollends vernichtet, um Länder zu erobern und zu kolonisiren, die nur reich an Sandwüsten und Banditen sind, aber arm an Wasser; wie wir uns in einen Krieg mit Aethiopien und den Derwischen verstricken, ja muthwillig in diesen Krieg hineinstürmen, um dann höchstens einige zerlumpfte griechische Händler zu unterstützen, die dort ihre Geschäfte betreiben? Versucht es, selbst den gefunden Geistern des Landes vorzuschlagen, die Truppen zurückzuziehen, — und Ihr werdet als Antwort einen Ausbruch des Schmerzes vernehmen, als gälte es eine Erniedrigung nicht nur der Regierung, nein des ganzen Volkes, das bei Alledem doch nichts zu gewinnen hat.

Und was soll man von dem alten und auch von dem modernen Spanien sagen, wo, als man die Aufgabe Cubas vorschlug — Cubas, das die Quelle so vieler Ausgaben und der Sitz so hitziger Rebellionen war —, man eine verneinende Antwort, fast ein wüthend ablehnendes Plebiszit erlebte? Und doch lehrt die Geschichte, daß, wie auch Gerwinus bemerkt hat, die Kolonien einen großen Antheil an dem Ruin des alten Spaniens hatten. Von ihnen datirt der Beginn der despotischen Politik, des Verlustes aller Freiheit, aller individuellen Thätigkeit. Man besetzte ungeheure Ländereien, ohne sie bevölkern zu können. Die Auswanderer suchten nach Gold, nach augenblicklichem Gewinn, und jede andere Thätigkeit wurde erstickt.

Die Nationen begreifen nicht, daß ein gewaltsam erobertes und nicht assimilirtes Land mehr ein Hemmniß als ein Vortheil ist und daß die Assimilation, welche die Erwerbung fruchtbar macht, weit leichter ohne Krieg erreicht werden kann. Es ist stets die unheilvolle Idee der kleinen Besitzer, ein Stück Landes, selbst wenn es unfruchtbar ist, dem ihrigen anzufügen,



während doch schon die Kultur weit mehr kostet, als der Ertrag der Mühe und Arbeit wieder einbringen kann. Frankreich kann sich nicht darüber beruhigen, daß es früher ihm zeitweilig angehörende Provinzen verloren hat, — die doch mit reinen Germanen bevölkert sind. Aber aus ihrer sehr langen und beredten Geschichte haben die Franzosen auch nicht gelernt, wie unnütz, ja, wie schädlich für sie der Erwerb militärisch regirter Kolonien ist, da sie doch unfähig sind, diesen Besitz politisch zu verwalten. Sie unternahmen nach und nach die Eroberung von Tonkin, Cochinchina, Tunis, sie gaben eine Milliarde aus, damit hinterher die Engländer und Holländer auf der einen, die Spanier und Italiener auf der anderen Seite daraus Nutzen zögen. In diesem Falle kann man nicht einmal sagen, daß nur der Größenwahn eines Menschen dafür verantwortlich ist, sondern man kann behaupten, daß das ganze Land daran die Schuld trägt; schließlich freut sich sogar der Krämer, weil die Trikolore und die rothe Hose in den entferntesten und unfruchtbarsten Ländern spaziren geführt wird, — selbst wenn Das ohne allen Gewinn, ja, mit Verlust geschehen sollte. Jetzt sehen wir die Franzosen in Madagaskar verwickelt; die Insel liegt in weiter Ferne, das Klima ist ungesund, die Bevölkerung ist ein gewaltthätiger Barbarenhaufe, der Krieg selbst kann nur barbarisch geführt werden, — und selbst von einem Sieg Frankreichs werden nur die Engländer und Holländer schließlich den Vortheil haben, ohne dafür Blut und Geld zu opfern, wie es ja schon in Tonkin geschehen ist. Aber die oft aufgefrischte Erfahrung mit Tonkin nützt nicht. Das kindische und größenfüchtige Vergnügen über die Eroberung eines fernen Landes ist so mächtig, daß es jede Warnung der Vernunft übertönt.

Mehr als einmal hat uns England gelehrt, wie man nicht nur neue Eroberungen ausschlagen, sondern auch auf lange besessene Länder verzichten kann, z. B. auf Korfu und die jonischen Inseln. Während ein Diplomat von wenig Herz und Genie einmal behauptete, daß von jener Epoche ab der Niedergang Englands begonnen habe, scheint es mir gerade die Epoche zu sein, in der England sich am Größten gezeigt hat.

In den letzten Jahren hat sich der patriotische Enthusiasmus allmählich schon etwas abgekühlt, der in brutaler Auffassung als heimisches Glück das fremde Unglück betrachtete und keinen anderen Ruhm kannte als den durch den Erwerb neuer Länder und Menschen errungenen. Mehr und mehr bricht sich die Anschauung Bahn, daß es, namentlich auf volkswirthschaftlichem Gebiet, noch höhere und werthvollere Güter zu erobern giebt, als die waren, die man auf Kriegszügen und besonders in fernen Zonen erbeuten konnte, und man darf hoffen, daß künftig auftretende Genies von der absterbenden Art des politischen Größenwahnes nicht mehr angesteckt sein werden.

Turin.

Professor Cesare Lombroso.



## Richterehre.

**A**ls am sechsten Februar 1888 Fürst Bismarck das berühmte Wort sprach: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt!“ da warfen sich alle Angehörigen der „Ordnungsparteien“ stolz in die Brust: auch sie waren also Männer, die gleich Bismarck Gott und sonst nichts auf der Welt fürchteten; und als am fünfzehnten Dezember 1894 der Reichstagsabgeordnete Bebel das böse Wort von der Bedientennatur unter den Deutschen sprach, da war in allen Zeitungen der selben Parteien die Entrüstung über die dem deutschen Volk zugefügte Beleidigung groß. War jener Stolz und war diese Entrüstung berechtigt? Nach Dem, was ich in den letzten Monaten erlebt habe, kann ich nicht mit einem unbedingten Ja antworten. Unter den „Ordnungsparteien“ giebt es viele äußerlich hoch angesehene Leute, die vielerlei auf der Welt, nur nicht Gott, fürchten und deren Menschenfurcht dem Worte Bebel's einen starken Schein von Recht verleiht; diese Mitglieder der Ordnungsparteien haben von der „Ordnung“ die selbe Vorstellung wie der französische Minister Sebastiani, als er im Jahre 1831 das geflügelte Wort sprach: „l'ordre règne à Varsovie“: Ordnung bedeutet für sie nichts weiter als: Aufrechterhaltung ihrer Macht, mögen sie sie für das Gemeinwohl gebrauchen oder für ihre gewöhnlichen Zwecke mißbrauchen.

Im Jahre 1884 ist über mich eine Disziplinarstrafe verhängt worden, weil ich durch mein Eintreten für einen armen Mann, den grobe Fehler eines Richters und eines Staatsanwaltes höchst wahrscheinlich unschuldig ins Zuchthaus gebracht hatten, den Zorn des Staatsanwaltes und seines Dienstherrn, des württembergischen Justizministers, erregt hatte. Im Frühjahr 1894 habe ich in einer Schrift, worin ich auf die Krebschäden unseres Strafprozesses: das französische Schwurgericht und die französische Staatsanwaltschaft, hinwies, das gegen mich ergangene Urtheil als eine vorsätzliche Beugung des Rechtes bezeichnet. Darauf wurde abermals ein Disziplinarverfahren gegen mich eingeleitet, das im September 1894 mit meiner Verurtheilung zur Dienstentlassung endigte, weil, wie die Urtheilsgründe sagten, ich die Pflicht, mich der Achtung, die mein Beruf erfordere, würdig zu zeigen, aufs Größte verletzt habe. Am zweiundzwanzigsten Oktober 1894 veröffentlichte ich die Schrift: „Der Achtung unwürdig! Ein Fall württembergischen Disziplinarverfahrens“, worin ich den gegen die Richter von 1884 und den Justizminister erhobenen Vorwurf, gegen mich das Recht gebeugt oder diese Beugung veranlaßt zu haben, wiederholte und das selbe Verbrechen den Richtern von 1894 vorwarf. Schon am 23. und 24. Oktober brachte die Schwäbische Tagwacht, das Blatt der Stuttgarter Sozialdemokratie,\*) eine

\*) Meine Gegner werden nicht säumen, aus meiner Berufung auf ein sozialdemokratisches Blatt den Vorwurf abzuleiten, daß ich auf dem besten Wege

längere Besprechung der Schrift, die mit den Worten schloß: „Wir glauben, daß der „Fall Pfizer“ noch nicht endgiltig abgethan ist. Das angegriffene Richterkollegium wird die heftigen Vorwürfe nicht auf sich ruhen lassen können und beim Ministerium strafrechtliches Einschreiten verlangen müssen. Damit wäre auch dem ‚der Achtung unwürdigen‘ Landgerichtsrath Pfizer die wiederholt verlangte Gelegenheit gegeben, sich vor dem ordentlichen Richter zu verantworten.“

Meine Schrift ist den Richtern und dem Minister jedenfalls sofort bekannt geworden. Drei Monate hatten sie nach dem Gesetz Zeit, um den von der Tagwacht und wohl auch von vielen Anderen erwarteten Strafantrag zu stellen. Die drei Monate sind verstrichen, und weder die Richter noch in ihrem Namen der Minister haben den Schutz des Gerichtes angerufen. Ganz geschwiegen haben sie oder ihre Anhänger nicht: etliche ordnungsparteiliche — mehr oder weniger servile — Zeitungen haben ihre Sache geführt und über die Schrift als ein „Pamphlet“, ein „leidenschaftliches Nachwerk“ voll „maßloser Angriffe“ u. dgl. geschimpft —: eben so viele Unwahrheiten wie Worte.\*\*\*) Und Einer der angegriffenen Richter, der Vorsitzende des Disziplinarhofes, den der Minister einige Wochen nach dem gegen mich gefällten Urtheil zum Oberlandesgerichtspräsidenten befördert hatte, hat sogar öffentlich das Wort ergriffen: als frommer Herr ist er in die württembergische evangelische Landes-synode gewählt worden, und als ein anderer frommer Synodale bei Berathung eines Disziplinargesetzes für Geistliche meinen Namen in die Debatte gertrte, da benützte der fromme Staatsrath die Gelegenheit, um mich als einen Rabulisten zu bezeichnen. Er konnte sich Das ohne Gefahr erlauben. In der heiligen Synode, die unter dem Vorsitz eines der Richter von 1884 tagte und der als königlicher Kommissar ein anderer dieser Richter anwohnte, saß zwar mehr als ein Mitglied, das genau wußte, daß die Schrift nicht das Werk eines Rabulisten sei; aber sollte und konnte man dem „allberehten“ Herrn Staatsrath widersprechen? Nein! man hätte ja dadurch den Frieden der Synode gestört, also ließ man den Angriff auf einen Abwesenden, der sich nicht wehren konnte, ruhig hingehen.

Es war Menschenfurcht, die die Mitglieder der Synode zu diesem Angriff schweigen ließ; Menschenfurcht hat nicht einem württembergischen oder deutschen Richter gestattet, mit offenem Bistir dem den ganzen Richterstand bedrohenden Unternehmen eines Ministers entgegenzutreten, der auf die schweren Vorwürfe, die ein Richter gegen die Rechtspflege des Landes erhoben

sei, Sozialdemokrat zu werden. Das ist keineswegs der Fall; wohl aber sage ich und empfehle auch meinen Gegnern, es zu beherzigen: *fas est et ab hoste doceri*.

\*\*) Und zwar bewußte Unwahrheiten: die betreffenden Blätter haben die ihnen von mir zugesandten sachlichen Erwiderungen zurückgewiesen, von bonafidos kann also bei ihren Angriffen auf mich keine Rede sein.

## Richterehre.

**N**ls am sechsten Februar 1888 Fürst Bismarck das berühmte Wort sprach: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt!“ da warfen sich alle Angehörigen der „Ordnungsparteien“ stolz in die Brust: auch sie waren also Männer, die gleich Bismarck Gott und sonst nichts auf der Welt fürchteten; und als am fünfzehnten Dezember 1894 der Reichstagsabgeordnete Bebel das böse Wort von der Bedientennatur unter den Deutschen sprach, da war in allen Zeitungen der selben Parteien die Entrüstung über die dem deutschen Volk zugefügte Beleidigung groß. War jener Stolz und war diese Entrüstung berechtigt? Nach Dem, was ich in den letzten Monaten erlebt habe, kann ich nicht mit einem unbedingten Ja antworten. Unter den „Ordnungsparteien“ giebt es viele äußerlich hoch angesehene Leute, die Vielerlei auf der Welt, nur nicht Gott, fürchten und deren Menschenfurcht dem Worte Bebels einen starken Schein von Recht verleiht; diese Mitglieder der Ordnungsparteien haben von der „Ordnung“ die selbe Vorstellung wie der französische Minister Sebastiani, als er im Jahre 1831 das geflügelte Wort sprach: „l'ordre règne à Varsovie“: Ordnung bedeutet für sie nichts weiter als: Aufrechterhaltung ihrer Macht, mögen sie sie für das Gemeinwohl gebrauchen oder für ihre gewöhnlichen Zwecke mißbrauchen.

Im Jahre 1884 ist über mich eine Disziplinarstrafe verhängt worden, weil ich durch mein Eintreten für einen armen Mann, den grobe Fehler eines Richters und eines Staatsanwaltes höchst wahrscheinlich unschuldig ins Zuchthaus gebracht hatten, den Zorn des Staatsanwaltes und seines Dienstherrn, des württembergischen Justizministers, erregt hatte. Im Frühjahr 1894 habe ich in einer Schrift, worin ich auf die Krebschäden unseres Strafprozesses: das französische Schwurgericht und die französische Staatsanwaltschaft, hinwies, das gegen mich ergangene Urtheil als eine vorsätzliche Beugung des Rechtes bezeichnet. Darauf wurde abermals ein Disziplinarverfahren gegen mich eingeleitet, das im September 1894 mit meiner Verurtheilung zur Dienstentlassung endigte, weil, wie die Urtheilsgründe sagten, ich die Pflicht, mich der Achtung, die mein Beruf erfordere, würdig zu zeigen, aufs Größte verletzt habe. Am zweiundzwanzigsten Oktober 1894 veröffentlichte ich die Schrift: „Der Achtung unwürdig! Ein Fall württembergischen Disziplinarverfahrens“, worin ich den gegen die Richter von 1884 und den Justizminister erhobenen Vorwurf, gegen mich das Recht gebeugt oder diese Beugung veranlaßt zu haben, wiederholte und das selbe Verbrechen den Richtern von 1894 vorwarf. Schon am 23. und 24. Oktober brachte die Schwäbische Tagwacht, das Blatt der Stuttgarter Sozialdemokratie,\*) eine

\*) Meine Gegner werden nicht säumen, aus meiner Berufung auf ein sozialdemokratisches Blatt den Vorwurf abzuleiten, daß ich auf dem besten Wege

längere Besprechung der Schrift, die mit den Worten schloß: „Wir glauben, daß der „Fall Pfizer“ noch nicht endgiltig abgethan ist. Das angegriffene Richterkollegium wird die heftigen Vorwürfe nicht auf sich ruhen lassen können und beim Ministerium strafrechtliches Einschreiten verlangen müssen. Damit wäre auch dem ‚der Achtung unwürdigen‘ Landgerichtsrath Pfizer die wiederholt verlangte Gelegenheit gegeben, sich vor dem ordentlichen Richter zu verantworten.“

Meine Schrift ist den Richtern und dem Minister jedenfalls sofort bekannt geworden. Drei Monate hatten sie nach dem Gesetz Zeit, um den von der Tagewacht und wohl auch von vielen Anderen erwarteten Strafantrag zu stellen. Die drei Monate sind verstrichen, und weder die Richter noch in ihrem Namen der Minister haben den Schutz des Gerichtes angerufen. Ganz geschwiegen haben sie oder ihre Anhänger nicht: etliche ordnungsparteiliche — mehr oder weniger servile — Zeitungen haben ihre Sache geführt und über die Schrift als ein „Pamphlet“, ein „leidenschaftliches Machwerk“ voll „maßloser Angriffe“ u. Dgl. geschimpft —: eben so viele Unwahrheiten wie Worte.\*\*\*) Und Einer der angegriffenen Richter, der Vorsitzende des Disziplinarhofes, den der Minister einige Wochen nach dem gegen mich gefällten Urtheil zum Oberlandesgerichtspräsidenten befördert hatte, hat sogar öffentlich das Wort ergriffen: als frommer Herr ist er in die württembergische evangelische Landes-synode gewählt worden, und als ein anderer frommer Synodale bei Berathung eines Disziplinargesetzes für Geistliche meinen Namen in die Debatte gerzte, da benützte der fromme Staatsrath die Gelegenheit, um mich als einen Rabulisten zu bezeichnen. Er konnte sich Das ohne Gefahr erlauben. In der heiligen Synode, die unter dem Vorsitz eines der Richter von 1884 tagte und der als königlicher Kommissar ein anderer dieser Richter anwohnte, saß zwar mehr als ein Mitglied, das genau wußte, daß die Schrift nicht das Werk eines Rabulisten sei; aber sollte und konnte man dem „alberhten“ Herrn Staatsrath widersprechen? Nein! man hätte ja dadurch den Frieden der Synode gestört, also ließ man den Angriff auf einen Abwesenden, der sich nicht wehren konnte, ruhig hingehen.

Es war Menschenfurcht, die die Mitglieder der Synode zu diesem Angriff schweigen ließ; Menschenfurcht hat nicht einem württembergischen oder deutschen Richter gestattet, mit offenem Bistir dem den ganzen Richterstand bedrohenden Unternehmen eines Ministers entgegenzutreten, der auf die schweren Vorwürfe, die ein Richter gegen die Rechtspflege des Landes erhoben

sei, Sozialdemokrat zu werden. Das ist keineswegs der Fall; wohl aber sage ich und empfehle auch meinen Gegnern, es zu beherzigen: fas est et ab hoste doceri.

\*\*) Und zwar bewußte Unwahrheiten: die betreffenden Blätter haben die ihnen von mir zugegangenen sachlichen Erwiderungen zurückgewiesen, von bonafides kann also bei ihren Angriffen auf mich keine Rede sein.

hatte, nur mit einer Disziplinaruntersuchung zu antworten wußte\* : Menschenfurcht der schlimmsten Art endlich war es, die die Mitglieder des Disziplinarhofes mein gegen Sie als Untergebene und Kollegen der angeblich beleidigten Beamten gerichtetes, eingehend begründetes Ablehnungsgesuch ohne Gründe verworfen ließ\*\* ; nachdem dieses Gesuch verworfen war, war ja ein anderes Ende des Prozesses als meine Verurtheilung kaum möglich. Hätte ein unparteiisches Gericht in dem von mir erhobenen Vorwurf eine strafbare Beleidigung gefunden, dann hätte hinterher immerhin der Disziplinarhof, auch wenn der Wortlaut des Gesetzes nicht ganz paßte, gegen mich auf Dienstentlassung erkennen mögen, — selbst wenn ich für diesen Fall nicht von Anfang an erklärt hätte, meine Entlassung nehmen zu wollen. „Die Bestimmungen des Strafgesetzbuches“ — und noch mehr die eines Disziplinarstrafgesetzes — hat kürzlich bei der Verathung der Umsturzvorlage sehr richtig der Graf zu Limburg-Stirum gesagt, „müssen eine große Elastizität haben, wenn getroffen werden soll, was wir treffen wollen, sonst kommt man zu einer ebenfalls sehr bedenklichen Kasuistik. Das Gegengewicht gegen diese Elastizität liegt in dem unabhängigen Richterstand und dem Vertrauen zu ihm.“ Aber einen unabhängigen, unparteiischen, unbefangenen Richter konnte ich verlangen, den hat man mir versagt, und Das mußte das Vertrauen des Volkes in die Rechtspflege erschüttern; noch viel mehr muß es erschüttert werden durch das passive Verhalten der Richter und des Ministers gegenüber dem neuerdings von mir gegen Sie erhobenen Angriff. Was soll denn das deutsche Volk davon denken, wie kann man ihm Vertrauen zu seinen Richtern zumuthen, wenn von einem in öffentlicher Stellung befindlichen Mann — und Das bin ich jetzt noch als Rechtsanwalt — den Mitgliedern eines deutschen Oberlandesgerichtes das schwerste

\*) Auch an dieser Stelle will ich nicht versäumen, auf die verdienstvolle Schrift des Rechtsanwaltes Seidler in Landsberg a. W. hinzuweisen: „Die Nothwendigkeit der Reform der preussischen Disziplinargesetzgebung, insbesondere der Aufhebung des Gesetzes vom 7. Mai 1851, betr. die Dienstvergehen der Richter.“ Ich habe in der Schrift „Der Achtung unwürdig!“ eine Stelle daraus (S. 19) angeführt als Beweis dafür, wohin man mit den Disziplinarverfahren gegen Richter gelangen kann; die stärkste Stelle, die sich an das Citat anreihet, habe ich, um zarte Ehren nicht zu verletzen, weggelassen.

\*\*\*) Der Spruch eines befangenen Richters — und daß die Untergebenen und Kollegen eines Richters, dem Beugung des Rechtes vorgeworfen wird, als Richter über die Frage, ob dieser Vorwurf begründet sei, im höchsten Grade befangen sind, kann kein verständiger Mensch leugnen — der Spruch eines solchen Richters verdient den Namen „Urtheil“ nicht, sein Urtheil ist nichtig. Die servile Regierungspresse aber hat in meinem Fall diese Verletzung eines fundamentalen Rechtsjahres en bagatelle behandelt, als einen Fehler, auf den kaum Etwas angekommen sei.

Verbrechen vorgeworfen wird, das man einem Richter vorwerfen kann, und wenn zu diesem Vorwurfe die angegriffenen Richter und der vorgesezte Minister schweigen? Der Ordnungsphilister, der jedes „Aergerniß“ verabscheut, mag mit diesem Schweigen einverstanden sein, Sozialdemokraten und Anarchisten werden sich darüber freuen, denn der Gewinn, den ihnen eine solche Mißachtung des primitivsten Rechtsgeföhles durch die berufenen Wähler des Rechtes bringt, ist zehnmal größer als der Schaden, den ihnen alle Umsturzvorlagen zufügen können; den Vaterlandsfreund aber kann ein solches Verhalten nur mit Trauer erfüllen; denn aus jenem Schweigen folgert der gemeine Mann, der den höchsten Richtern des Landes gemachte Vorwurf, das Recht gekürzt zu haben, sei begründet, und wenn diese Meinung im Lande aufkommt, dann leidet — trotz dem Freiherrn von Gütlingen — die württembergische Strafrechtspflege noch viel mehr als die preußische am Lenzmannischen *marasmus criminalis*.

Ich habe mit der Veröffentlichung meiner Schrift viel gewagt, denn bei dem in der deutschen Strafrechtspflege herrschenden, durch die französische Staatsanwaltschaft gezüchteten Geist konnte man ja Zehn gegen Eins auf meine Verurtheilung wetten,\*) und der Schwere des von mir erhobenen Vorwurfes hätte die Schwere der Strafe entsprechen müssen; ich habe es gewagt, nicht bloß um meines Rechtes, sondern auch um der allgemeinen Gerechtigkeit willen: ihr wäre durch meine Verurtheilung immer noch besser gebient gewesen als durch das jetzige klägliche Ende der Sache. Möglich, daß der württembergische Justizminister sich nachträglich noch an den Vorstand der Anwaltskammer wendet, um die Einleitung des ehrengerichtlichen Verfahrens gegen mich herbeizuführen, möglich auch, daß die Mehrheit dieses Kollegiums sich hierzu und zu meiner Ausschließung von der Rechtsanwaltschaft bereit finden läßt; aber ein gerichtliches Verfahren gegen mich ist nicht mehr möglich\*\*); denn so viel Gutmüthigkeit wird man mir nicht

\*) Wie „unwürdig,“ wird der Tugendphilister sagen, „von einer Wette auf den Ausgang eines Prozesses zu reden!“ — Bei den heutigen Zuständen unserer Rechtspflege ist aber leider ein Rechtsstreit fast immer eine „Glücksspielerei“ (vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte Band V, S. 599) und darum darf man mit Fug und Recht auch von einer solchen Wette reden.

\*\*\*) Ein Seitenstück zu meinem Fall bildet der des Berliner Stadtverordneten Stadthagen; dieser ist durch ehrengerichtlichen Spruch von der Rechtsanwaltschaft ausgeschlossen worden, weil er sich unerlaubter Gebührenerhebung schuldig gemacht haben soll; Dies ist ein vom Strafgesetzbuch mit Strafe bedrohtes Vergehen; Stadthagen hat von dem Fall selbst der Staatsanwaltschaft und dem preußischen Justizministerium Anzeige gemacht, um ein gerichtliches Urtheil herbeizuführen, vom Ministerium aber, wie kürzlich in den Zeitungen zu lesen war, den Bescheid erhalten, daß dieses „sich nicht veranlaßt sehe“, seinem Antrag auf Einleitung eines gerichtlichen Verfahrens eine Folge zu geben: auch eine Anwendung des „Loyalitätsprinzips“ in der Strafverfolgung!

zutrauen, daß ich die dem Minister und dem Oberlandesgericht gemachten Vorwürfe nochmals ausspreche, nur um ihnen nochmals die Gelegenheit zur Stellung eines Strafantrages zu verschaffen. Meiner Pflicht gegen die Allgemeinheit glaube ich genügt zu haben, und für mich persönlich liegt ja darin, daß meine Gegner auf meine öffentlich erhobene Anklage geschwiegen haben, keine glänzende, aber doch eine große Genugthuung, die auch durch den Spruch eines unterthänigen Ehrengerichtes nicht beeinträchtigt werden könnte.

„Selbstverständlich kann man Niemand zwingen, wegen einer erlittenen Beleidigung Strafflage zu erheben,“ hat ein durch seine Menschenfurcht bekanntes schwäbisches Blatt gesagt, als ich nach Eröffnung des Disziplinarverfahrens das Verlangen stellte, daß die von mir angegriffenen Beamten sich an den ordentlichen Richter wenden sollen. Ein Zwang dieser Art ist allerdings unstatthaft, und unbillig wäre er namentlich dann, wenn die angebliche Beleidigung im Vorwurf eines Vergehens oder Verbrechens besteht und der Kläger Gefahr liefe, daß der angerufene Richter ihn abweist, weil er den Vorwurf als erwiesen ansieht; den Pelz selbst zum Kürschner zu tragen, kann man Niemand zumuthen. Doch die Richter von 1884 und von 1894 haben ja vielleicht ein gutes Gewissen, sie haben vielleicht nur aus Edelmuth die Stellung des Strafantrages unterlassen; Dank werden sie dafür von mir nicht erwarten, und ob sie sich einer Mißdeutung ihres Edelmutheß durch die öffentliche Meinung aussetzen wollten, Das war ihre Sache.

Anders liegt der Fall beim Justizminister. Zwar wegen der schweren Vorwürfe, die ich ihm nicht minder als den Richtern gemacht habe, mochte er es halten wie diese; auch er ist der Wächter seiner eigenen Ehre; aber als Minister hat er auch über die Ehre des Dienstes, über die Richterehre, zu wachen, und wenn diese dadurch angegriffen wird, daß ein Richter oder gar die Mitglieder des obersten Landesgerichtes eines gemeinen Verbrechens\*) bezichtigt werden, dann ist es seine Pflicht, als Vorgesetzter Namens der angegriffenen Beamten den Angreifer öffentlich zur Rechenschaft zu ziehen, — auf die Gefahr hin, daß dieser die Wahrheit seines Vorwurfes vor Gericht beweist und daß dadurch der Rücktritt des einen oder des anderen hohen Beamten nothwendig wird (vor einem Strafverfahren sind diese hohen Beamten ja durch die Einrichtung der Staatsanwaltschaft gesichert). Persönliche Rücksichten giebt es da nicht, dem Angreifer gegenüber so wenig wie gegenüber den angegriffenen Richtern. Nur zwei Ausnahmen von dieser Verpflichtung sind denkbar: entweder ist der Angreifer verrückt, dann kann man gegen ihn nicht gerichtlich vorgehen, oder er ist so mißachtet, daß es keiner Klage bedarf,

\*) „Ja, Thaten, die mit Zuchthaus bestraft werden, nennt das Strafrecht gemeine Verbrechen,“ hat der Staatssekretär im Reichsjustizamt, Herr Nieberding, in der Reichstags-Sitzung vom zwölften Dezember v. J. gesagt.



um sein Unrecht vor aller Welt festzustellen; die hohe Stellung der angegriffenen Beamten aber ist kein Grund, der den Minister von der Pflicht der Verfolgung entbände; denn so weit sind wir in Deutschland doch hoffentlich noch nicht, daß der Satz gälte: ein Beamter von hohem Rang ist eines schweren Verbrechens unfähig, der § 336 Str.-G.-B. (Beugung des Rechtes) kann also auf Oberlandesgerichtspräsidenten und Räte nicht einmal in der Theorie Anwendung finden.\*) Für verrückt hat mich nun bis jetzt noch Niemand gehalten, der mich kennt (vielleicht unternimmt es der Minister jetzt, nach beliebigen Vorgängen durch einen gehorsamen Rechtsanwalt ein Entmündigungsverfahren gegen mich einleiten zu lassen), und mißachtet bin ich trotz meiner Kassation auch nicht; wenige Tage, nachdem diese erfolgt war, ging mir von einem bekannten Mitarbeiter der „Zukunft“ ein Gruß zu, der nicht von Mißachtung zeugt:

„Dir truzet in einträchtiglichem Hasse

„All was verlogen, feig ist und stupid;

„Du fällst, doch nicht umsonst, Du Winkelried!

„Im Falle brichst der Wahrheit Du die Gasse.“

Also: der Justizminister mußte gegen mich klagen; nicht einmal auf den Vorgang des Reichskanzlers Caprivi konnte er sich berufen, der ja auch wegen der vom Kladderadatsch gegen zwei seiner Beamten gerichteten Angriffe keine Klage erhoben habe. Ob dieses Verhalten dem neuen Kurs zu besonderer Ehre gereicht hat, will ich nicht untersuchen; jedenfalls liegt die Sache für den württembergischen Minister noch viel ungünstiger. Herr von Caprivi konnte immerhin sagen, es seien gegen seine Beamten keine Angriffe formulirt, der Kladderadatsch möge doch mit der Sprache herausrücken und deutlich sagen, was er den Herren vorwerfe — Verbrechen wollte ihnen der Kladderadatsch wohl nicht vorwerfen, sondern nur unwürdige, dem Reich schädliche Intriguen, —; mir gegenüber konnten sich Richter und Minister nicht über Mangel an Deutlichkeit beschweren!

Nachholen läßt sich das Versäumte nicht mehr, es kann sich nur noch darum handeln, den begangenen schweren Fehler nach Kräften gutzumachen, und Das wird Sache des neuen württembergischen Landtages sein. Richterliche Gewalt steht diesem freilich nicht zu, und wie ich mich dagegen verwarre, daß man den Landtag entscheiden lasse, ob ich mich im Jahr 1884 und im Jahr 1894 einer Beleidigung schuldig gemacht habe, so würden sich mit gleichem Rechte die Mitglieder des Oberlandesgerichtes dagegen verwahren, daß man den Landtag zum Richter darüber berufe, ob sie sich einer Beugung

\*) Zu solcher Höhe des Standpunktes hat sich allerdings die kölnische Zeitung aufgeschwungen, vergl. das Vorwort meiner Schrift „Der Achtung unwürdig!“ S. 4.

des Rechtes schuldig gemacht haben. Durch die Bejahung wie durch die Verneinung dieser Frage würde der Landtag die Grenzen seiner Zuständigkeit überschreiten; er kann sich nur an die Thatfachen halten: dem Oberlandesgericht ist ein Verbrechen der Beugung des Rechtes vorgeworfen, ohne daß die angegriffenen Richter oder der vorgesetzte Minister gegen den Urheber des Vorwurfs Straflage erhoben haben; dadurch ist das richterliche Ansehen, ist die Ehre des richterlichen Dienstes aufs Schwerste geschädigt, und verantwortlich für diese Schädigung ist der Justizminister, dessen Pflicht es war, selbst gegen den Willen der angegriffenen Richter\*) ein gerichtliches Verfahren einzuleiten. Pflicht des Landtages ist es jetzt, dem Staatsoberhaupt, das bisher von der ganzen Angelegenheit keine oder nur ungenügende Kenntniß erhalten zu haben scheint, in Ehrerbietung zu sagen, daß durch die Beibehaltung eines Ministers, der keinen Finger rührt, wenn ihm und den obersten Richtern des Landes vorsätzliche Beugung des Rechtes vorgeworfen wird, das Ansehen der Justiz und das Ansehen der Krone aufs Empfindlichste geschädigt werden. „Das unzertrennliche Wohl des Königs und des Vaterlandes, ohne alle Nebenrücksichten, nach eigener Ueberzeugung, treu und gewissenhaft zu berathen“, so hat jedes Mitglied der Ständeversammlung zu schwören. Mögen die Landboten, mögen vor Allem die Mitglieder der Parteien, die sich die „staats-erhaltenden“ zu nennen lieben, dieses Eides eingedenk sein; denn nicht um meine unwichtige Person, sondern um das fundamentum regnorum, um die Gerechtigkeit, handelt es sich. Um sie war es mir von Anfang an in erster Linie und ist es mir jetzt allein zu thun, kann es mir allein noch zu thun sein: auf Genugthuung, die ich durch einen Richterspruch vielleicht hätte erlangen können, muß ich ja verzichten, da ich einen solchen Spruch nicht habe erzwingen können. Der württembergische Justizminister freilich und seine Schildknappen werden nicht verfehlen, meine hier an den neuen Landtag gerichtete Aufforderung für einen Racheakt zu erklären. Aber ich frage: ist es, wenn ich ohne meine Schuld, die doch nur durch den Spruch eines unbefangenen Richters hätte festgestellt werden können, nach dreißigjährigem Dienst, so weit es in der Macht des Ministers und seiner Trabanten stand, brotlos gemacht worden bin, — ist es da eine Genugthuung für mich, wenn der Minister veranlaßt wird, sich mit einer Pension von 10000 Mark in den Ruhestand zurückzuziehen? Wenn ich diesen Erfolg „aus Rache“ herbeiführen wollte, — ich denke, es wäre eine sehr harmlose Rache.

\*) Kurz nach dem Erscheinen meiner Schrift hat der Präsident des Oberlandesgerichtes, der (vermutlich) durch den von mir gegen die Richter von 1884 gerichteten Vorwurf mitbetroffen war, ohne ersichtlichen Grund seine Pensionierung erbeten und erhalten. Hat er vielleicht vergeblich ein strafrechtliches Einschreiten gegen mich verlangt?

Ulm.

Landgerichtsrath a. D. Gustav Pfizer.



## Eine neue Goethe-Biographie.

**F**ür ein paar Monaten hat Deutschland eine neue Goethe-Biographie bekommen. Das ist selbst auf dem Gebiete der Goethe-Philologie ein Ereigniß, wo jeder Band von Ludwig Geigers vor einem halben Menschenalter gegründeten Goethe-Jahrbuch uns eine Fülle neuer Erkenntniß bringt, wo die Veröffentlichungen der „Goethe-Gesellschaft“ alljährlich ein neues Thätigkeitsfeld Goethes aufhellen und außerdem ein eigenes Organ, erst Seufferts „Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte“ und seit deren Tode Sauers „Euphorion“, sich in weitem Maße der Erforschung von Goethes Dichtung widmet. Aber das ist gerade der hervorstechende Zug der modernen Goethe-Forschung, daß sie direkt darauf ausgeht, Bausteine zu liefern, von denen noch Niemand wissen kann, an welchen Platz sie einst in dem großen Bau ihre Stelle finden werden, den ein Goethe kongenialer Meister in seiner abschließenden Biographie Goethes wölben wird. Und es kann nicht anders sein. Denn wie ließen sich, wo wir den Riß noch gar nicht kennen, schon die einzelnen Steine auswählen und fertig zuhauen? Das Zusammenfassen des Gewonnenen ist dagegen abichtlich und unabichtlich vernachlässigt worden. Nicht einmal jedes Jahr bringt uns eine abschließende Arbeit über ein kleines Gebiet aus Goethes Leben und Dichten; noch immer nehmen Originalveröffentlichungen interessanter Schriftstücke den breitesten Raum ein.

Richard W. Meyers „Goethe“ verdankt einem äußeren Umstande zwar wohl nicht seine Entstehung, aber doch seine rasche Vollendung. Weber Diehoffs noch Schäfers, weder Lewes' noch Düngers Goethe erfreuen sich allgemeiner Schätzung. Lewes' „Goethes Leben und Werke“ ist noch das am weitesten verbreitete von ihnen. Aber trotz seinem hohen Ton ist es heute keine irgendwie genügende Darstellung von Goethes Leben und Schaffen mehr, auch nicht in der Geigerschen Ausgabe. Als im Jahre 1891 die Ehlermannsche Verlagshandlung zur Vermehrung von Bettelheims Bibliographienammlung „Führende Geister“ drei Preise ausschrieb, wurde daher der erste Preis von 3000 M. für eine Goethe-Biographie ausgesetzt. Da dieser Preis zugleich das Honorar für die erste Auflage in sich schließen sollte, war er eigentlich mehr als bescheiden. Um des Preises willen würde denn auch wohl kein Goethe-Kenner sich zur Einreichung einer Goethe-Biographie entschlossen haben, wenn nicht noch ein anderer Preis gelockt hätte: dem deutschen Volke ein Bild seines Goethe zu schenken, das, in eine weitverbreitete Sammlung aufgenommen, schon durch seine Veröffentlichung die Gewähr einer gewissen Popularität bot, das im Voraus mit einer gewissen Spannung erwartet wurde und somit sich nicht erst mühsam neben den anderen Goethe-Biographien ein Plätzchen zu erkämpfen hätte. Die Zusammenfügung des

Preisgerichtes war eine ziemlich bunte und schien dadurch eine gewisse Gewähr dafür zu bieten, daß nichts einseitig Gelehrtes, nichts einseitig Volksthümliches, nichts einseitig Kunsttheoretisches und nichts einseitig Naturwissenschaftliches, nichts einseitig das Leben und nichts einseitig die Werke Berücksichtigendes gekrönt werden würde. Am ersten Oktober 1893 wurde der Urtheilsspruch verkündet, der unter drei eingereichten Goethe-Biographien der Meyerschen den Preis zuertheilte, und seit dem ersten Oktober 1894 liegt diese selbst vor uns. (Das Buch ist bei Ernst Hofmann & Co. in Berlin erschienen.)

Die Schaffung einer abschließenden Goethe-Biographie ist sicherlich die Gipfelaufgabe der modernen deutschen Literaturgeschichtsschreibung und ihre mustergiltige Lösung muß dem Glücklichen, dem sie gelingt, für alle Zeiten einen Namen schaffen. Während sich Brahm und Minor an Schiller gewagt haben, hat sich seit Dünker für eine Darstellung von Goethes Leben Niemand mehr gefunden. Minors Schiller, der wohl einen eigenen Aufsatz an dieser Stelle verdiente, hat, obwohl ihm vielfach der echte philosophische Blick fehlt, die Kenntniß und das Verständniß des Lebens und der Dichtung seines Helden hundertfältig gefördert, aber er ist dafür auch mächtig in die Breite gegangen. Goethes Leben, in gleicher Ausführlichkeit berichtet, müßte zehn bis zwölf Bände füllen. Und gerade Konzentration ist der Hauptvorzug der neuesten deutschen Goethe-Biographie; dadurch daß sie von vorn herein für ein großes Publikum bestimmt war, war es ihr rundweg abgeschnitten, ihren Gegenstand zu erschöpfen oder auch nur umfangreiche eigene Forschungen dem gezeichneten Bilde einzufügen. In einem Oktavband von sechshundert Seiten giebt sie ein Gemälde von Goethes Leben und seinen Werken, das in wesentlichen Punkten von allen bisherigen Darstellungen abweicht und vor ihnen den Vorzug größerer geschichtlicher Treue voraus hat. An manchen Stellen, wie z. B. bei der Schilderung des Heranreifens des Faustplanes in Goethe, geht der Verfasser allerdings mit Kombinationen, in denen ihm Wenige zustimmen werden, seine eigenen Wege. Aber es ist das Recht und die Pflicht jedes Biographen, die Lücken, die das direkte biographische Material läßt, durch Schlüsse und ergänzende Einbildungskraft auszufüllen. Was Schäfer einst in seiner plumpen Schulmeistermanier gethan hatte, was Viehoff überhaupt nicht fertig brachte und was Lewes durch seine Rhetoric sorgsam verbirgt, Das thut Meyer mit Geschmack und an den meisten Stellen mit großer Folgerichtigkeit. Allerdings stand ihm dafür ja auch ganz anderes Material zu Gebote als selbst einem Dünker, als dieser 1880, wo das Goethe-Jahrbuch noch nicht gegründet war und noch keine Goethe-Gesellschaft bestand, sein Buch „Goethes Leben“ veröffentlichte. Meyer lehnt selbst den Namen eines Goethe-Philologen ab. Mit Unrecht. Er besitzt eine intime Kenntniß von Goethes Werken und eine fast eben so

intime von der modernen wissenschaftlichen Goethe-Literatur. Namentlich in der Schilderung von Goethes Jugend bis zur Abreise nach Weimar schreibt er einen konzentrierten Text, der dem Eingeweihten nur zu deutlich zeigt, wie umfangreiche Vorarbeiten da zu Grunde liegen. Fast jeder charakterisierende Satz ließe sich durch eine Seite Belegmaterial stützen. Die lebendige Anschauung des Verfassers von den Kunststätten Italiens, an denen Goethe weilte, wirft einen warmen Hauch über Alles, was mit der italienischen Reise zusammenhängt. Und wie viel ist Das! Großer Fleiß und große Geisteswissenschaftlichkeit haben selbst eben erst erschienene Arbeiten in der Darstellung berücksichtigt, wenn auch nur in einem Satzchen, einem Worte. Und in der genauen Wiedergabe des Standes der Forschung kann sich keine andere Goethe-Biographie mit der Meyerschen messen. Von dem üblichen Goethe-Anekdotenkrum ist das Buch frei. Nur wo Meyers Sinn für das Charakteristische es erlaubte, da tritt ein kurz berichteter lebendiger Zug an die Stelle der allgemeinen Bemerkung. Weder das Geschichtchen, wie der Herzog und Goethe dem Fräulein von Göchhausen die Zimmerthür vermauern lassen, noch das andere, wie Goethe demütig und entblößten Hauptes am Wege steht, um fürstliche Persönlichkeiten passieren zu lassen, findet sich bei ihm. Wie es bei einem so umfangreichen Stoffe nur allzu erklärlich ist, ist die Konzentration und damit der Text nicht überall gleichmäßig ausgefallen. Im letzten Drittel des Buches finden sich Stellen, die wie eine Monatschronik aussehen. Das Buch würde gewonnen haben, wenn mit einem kurzen Satze die Summe Dessen geboten worden wäre, was Goethe aus diesen kleinen Reisen und scheinbar gleichgiltigen Erlebnissen dauernd gewonnen hat. Der hohe Ton von Lewes, den von deutschen Goethe-Schriftstellern wohl nur Herman Grimm glücklich getroffen hat, ist an vielen Stellen erreicht. Zahllose hübsche Bemerkungen machen uns Einzelnes wie Ganzes anschaulich. Goethes Gestalt ist nicht zu hoch gehoben, aber wohl sind es Goethes Werke. Nicht das Gesamtwerk seines Lebens, aber vieles Einzelne. Gar zu viel ist da „wundervoll“, „wunderbar“. Die Verehrung für die einzelne Persönlichkeit trübt hie und da den Blick des Geschichtschreibers, und die Gewohnheit des Dozenten, den Quellennachweis für fertige Werke zu geben, beeinträchtigt hie und da den historischen Ton. Von dem Nachweis der Quellen einer Dichtung bis zu der Darstellung, wie aus einzelnen gegebenen Zügen, durch Hinzutreten der Individualität des Dichters, durch seine eigenartige Erfassung und Umbildung des Vorhandenen, durch seine Ergänzung aus eigenen Mitteln, durch Streichung und Verschiebung von Einzelheiten, die neue Dichtung entsteht, ist noch ein weiter Weg. Gerade eine solche Darstellung aber müssen wir als die feinste Blüthe biographischer Kunst betrachten. Das Analysiren mag dem gelehrten

Vortrag überlassen bleiben. In der Lebensbeschreibung wollen wir vor Allem das Werden sehen.

Ein anderer Punkt, der den Inhalt schon näher berührt, ist Meyers starke Ueberschätzung des griechischen Alterthums und der auf dessen Nachahmung ruhenden Dichtungen Goethes. Goethe war hier wohl ein großer Nachahmer, aber doch immer nur ein Nachahmer, und wenn Etwas unseren Entfeln diesen Theil seiner Dichtungen fremd erscheinen lassen wird, dann ist es gerade das Griechische in ihnen. Die Renaissance des südeuropäischen Alterthums, die mit Goethes Tod ihren Abschluß gefunden hat und deren letztes Rückzugsgeplänkel jetzt eben auf dem Gebiete der Gynnasialreform ausgefochten wird, ist nur eine verhältnißmäßig flüchtige Episode in der Geistesgeschichte des deutschen Stammes, eine weit flüchtigere selbst als seine christliche Episode. Was aus ihr als dauerndes geistiges Eigenthum in den Besitz des gebildeten Deutschen übergegangen ist, wird ja gewiß noch eine Zeit lang leben; aber jene Literaturwerke selbst haben ihre Rolle als Erzieher der Volksphtasie, die sie noch für Lessing waren, unwiderruflich ausgespielt. Dazu stecken sie doch zu tief in einer mythologischen Weltanschauung. Allerdings hat das achtzehnte Jahrhundert die Ideen- und Problemenwelt der griechischen Tragiker, an ein schon vom sechzehnten Jahrhundert hergegebenes Stichwort anknüpfend, mit dem Prunknamen des „Allgemein Menschlichen“, des „Ewig Menschlichen“, belegt, — obgleich sie noch nicht einmal etwas „Ziemlich Allgemein Kultur-menschliches“ sind. Aber dadurch werden sie doch nicht moderner. Seit dem achtzehnten Jahrhundert hat sich dann der Begriff des Allgemein Menschlichen ziemlich stark gewandelt. Sein Inhalt ist stets durch das Zeitideal bestimmt und wird sich, wenn eine auf genauere Terminologie haltende Zeit den Ausdruck nicht aufgibt, wahrscheinlich noch weiter wandeln. Es wäre eine der vornehmsten Aufgaben eines Historikers der Goethe-Schiller-Zeit, den wirklichen idealen Gehalt aus ihrer schiefen Terminologie herauszulösen, ihn genau sachlich zu bezeichnen und jene inhaltlosen allgemein preisenden Ausdrücke bei Seite zu werfen. Erst dadurch würde eine genauere Umschreibung der Ideale und Ideen der Spätzeit des achtzehnten Jahrhunderts möglich; erst dadurch würden diese aus ihrer theoretischen Allmachtstellung verdrängt und auf eine Basis mit den Idealen und Ideen anderer Zeiten und anderer Völker heruntergezogen.

Wo ein Mann mit großartiger Individualität und ursprünglicher Weltanschauung es unternimmt, die Geschichte eines Lebens darzustellen wie die von Goethes Leben, da liegt immer die Gefahr nahe, daß er zu viel des Eigenen in die geschilderte Gestalt hineintrage oder doch durch Messen an seiner eigenen Ueberzeugung vorzugsweise nebensächliche Züge an jener hervorhebe. Diese Einseitigkeit scheint unvermeidlich, und sie ist es, so lange nicht

durch ein seltenes Zutreffen der Biograph die Weltanschauung seines Helden in ihren tiefsten Grundzügen theilt und nur auf einer höheren Stufe steht, die ihm die Welt des Mannes zu übersehen ermöglicht, mit dem er sich beschäftigt. Aus diesem Grunde konnte der protestantisch beschränkte Bilmar, dem man eine eigene Weltanschauung nicht absprechen kann, nur eine Skizze von Goethe zeichnen und Wolfgang Menzel mußte noch Schlimmeres anrichten. Aber wenn auch auf hundert Möglichkeiten neunundneunzig Mißgriffe kommen: um des Einen willen, bei dem die eigene Art der Welterfassung jene glückliche Kongruenz mit der des Behandelten aufweist und nur auf einer von der Zeit gegebenen höheren Entwicklungsstufe sich befindet, wird man jene höchste Forderung nicht aufgeben dürfen. Außer der innigen Vertrautheit mit der Geschichte der geistigen Entwicklung, namentlich in ihren letzten Phasen, ist dem Biographen nichts Anderes so nöthig wie jene Eigenart und Größe. Das Wort Weltanschauung kommt nun allerdings ein paar Mal in Meyers Buche vor, aber ein Bild von Goethes Weltanschauung wird kaum Jemand daraus gewinnen. Selbst ein kleiner Absatz über seine Stellung zu der Religion und Religiosität seiner Zeit fehlt, wenn sich auch gegen Schluß hin ein paar nicht üble Bemerkungen darüber finden. Mit kühnem Anachronismus nimmt Meyer den goethischen Gedanken zum Leitfaden, daß seinem Helden ein geheimer künstlerischer Trieb innewohne, in dem alle Dinge der Außenwelt Materialien werden zum Bau und alle Erscheinungen Vorbilder zur Selbsterziehung. Möglich, daß diese Idee sich besonders gut eignet, eine bestimmte Seite der Persönlichkeit darzustellen, die sie geschaffen hat, — den höchsten literarhistorischen Gesichtspunkt, der auch diese Persönlichkeit als etwas Gewordenes auffaßt, dessen Elemente sich im Wesentlichen geschichtlich verfolgen lassen, stellt sie nicht dar.

Hier ist es, wo die Scherersche Methode nothwendig versagen mußte. Scherer weiß in seiner Literaturgeschichte so wenig wie in seinen Einzeluntersuchungen Etwas von Weltanschauungsentwicklung. Nach einem nicht einmal der Wirklichkeit richtig abgelauchten, rein äußerlichen Schema zwingt er der deutschen Literaturentwicklung eine Eintheilung auf, die sich in keiner Weise rechtfertigen läßt. Wo sich gerade, wie in der Geschichte der deutschen Dichtung, die Weltanschauungsepochen so deutlich abheben, da erscheint Das Dem, der über die äußere Form hinaussieht, doppelt unbegreiflich, und dieses Nebeneinanderordnen der Dinge in zierlicher Antithese doppelt als Spielerei. Es ist eine echt Scherersche Gewaltthat, wenn Meyer die Heimkehr des gebrochenen Studenten Goethe aus Leipzig mit der Heimkehr des künstlerisch ausgereiften Mannes Goethe aus Italien vergleicht, und es ist ein echt Schererscher Mißgriff, der durch Scherers kunsttheoretische Ueberzeugung seinen Stempel erhält, wenn Meyer den „Formtrieb“ in Goethes Sinne zum Leit-

motiv seines reichen, überreichen Lebens macht. Zu einzelnen Studien und Charakteristiken reicht Scherers Methode gerade noch aus: aber wo es sich darum handelt, große Entwicklungen zu zeigen, da versagt sie unwiderruflich. Gerade den großen geschichtlichen Ueberblick, der Goethe fehlte, muß der Goethe-Biograph besitzen, wenn er Goethes Bedeutung gerecht werden will. Von Dem, was Goethe mit seiner Zeit gemein hatte, während ein Gellert und Klopstock es noch nicht kannten, von all den seiner Zeit selbstverständlichen Voraussetzungen des Denkens und des Handelns, die eben dadurch, daß sie niemals ausgesprochen und begründet werden, sich im tiefsten Sinne als die Grundlagen der Weltanschauung der Zeit erweisen, die einer Zeit fast immer erst dann bewußt werden, wenn in ihrer Mitte ein Frecher, ein Reformator, ersteht, der an ihnen zu rütteln wagt —: von Alledem sagt uns das Buch nichts. Und doch steht unsere Zeit den Tagen Goethes in tausend kleinen Dingen so fern, daß sie ein Auge für derlei Züge haben könnte.

Hierher gehört es, wenn Meyer in schier unbegreiflicher Uebertreibung fragt: „Hat denn der Göt mit der Pandora, der Werther mit dem Reineke Fuchs mehr gemein als das Nibelungenlied mit Klopstocks Messias oder ein altdeutsches Fastnachtspiel mit Wallensteins Lager?“ Nun, Reineke Fuchs ist ja bekanntlich bis auf zwei kleine Einschübel eine Uebersetzung; der fielen also von selbst außerhalb der Betrachtung. Aber Göt, Pandora und Werther, und was sonst man von Goethes Originalwerken noch hinzufügen mag, sie alle stehen auf dem Boden der selben Weltanschauung, in poetischer wie in ethischer Hinsicht. Sie trennt keine Kluft wie z. B. die Herrenmoral des Nibelungenliedes von der Sklavenmoral des Messias. Auch der größte, univervelle Geist vermag solche Abgründe nicht mehr mit einem Bogen zu überspannen. Am Schlimmsten rächt sich diese zeitlose Anschauung bei der Behandlung des Faust. Das Faustproblem ist fast wie kein anderer Gegenstand der modernen Literatur aufs Engste mit der Weltanschauungsentwicklung der Zeit vom sechzehnten Jahrhundert bis zum neunzehnten verwoben und Goethes Stehen auf einem bestimmten Punkte dieser Entwicklungskette beschränkt die einschlagbaren Wege schon ganz enorm. Als weitere Schranke tritt Goethes Individualität hinzu. Auf einem eng begrenzten — dem naturphilosophischen — Gebiete erkennt Meyer den Sachverhalt ganz richtig und spricht davon, daß am Anfang und am Schluß von Goethes Laufbahn als Forscher eine gewisse Annäherung an mystische, halb mythologische Vorstellungen hervortritt, aber er irrt, wenn er meint, daß diese in der besten Zeit ganz fehlten.

Goethes Grundanschauung ist allerdings: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß“, und die Erkenntniß dieser Thatsache, die durch jene mit prophetischem Ernst ausgesprochenen Worte leicht genug gemacht ist, trägt sicher zum Verständniß vieler Züge in Goethes Denken bei. Aber wir müssen uns



heute, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, klar darüber sein, daß Goethe damit noch unter dem Banne des alten platonischen Irrthums steht, der der Idee Ewigkeit zuspricht und die Dinge gleichsam zu verkörperten Ideen macht. Damit stellt er die Thatfachen auf den Kopf; denn in der zeitlichen Entwicklung sind ohne jeden Zweifel die Dinge das Frühere. Aus ihnen, und recht oft aus ihrer mangelhaften Beobachtung, hat der Mensch erst, und am Aller sichersten da, wo er sich Dessen am Allerwenigsten bewußt war, seine Ideen, seine Ideale, gebildet. Damit hat seine Einbildungskraft erst die Phantasiewelt eines „Unvergänglichen“ geschaffen. Und so halten wir es denn besser mit Nietzsche, der den Spieß umdreht und uns lächelnd lehrt: „Alles Unvergängliche ist nur ein Gleichniß.“ Zwischen den beiden Aussprüchen liegt eine Weltanschauungskluft, wie sie größer kaum sein kann, vielleicht die größte, die je zwei Menschenalter getrennt hat. Wer jener Grundanschauung Goethes historisch gerecht werden, sie in ihrer Bedeutung für die Epoche der mythologischen Weltanschauung und in ihrer Wichtigkeit zugleich aufzeigen will, Der wird der Hilfe der Weltanschauungsgeschichte nicht entzathen können: jenem Gedanken konnte von Goethe diese prägnante Fassung nur darum gegeben werden, weil die Epoche im Begriff stand, ihn zu überwinden.

Was Goethes Ueberzeugung in Bezug auf die Entwicklung in der organischen Natur von der Anschauung des Darwinismus darüber scheidet, ist nach Meyers Meinung etwas speziell Künstlerisches, das Künstlerisch-Anthropomorphisirende. Das ist eine Auffassung, die uns in der höheren modernen Kritik auch in Bezug auf andere Stoffe fortwährend begegnet, und doch ist sie irrig. Das Anthropomorphisirende, das Personifizirende, ist nichts weniger als etwas Kunsttheoretisches oder gar Technisches, sondern es charakterisirt eine ganze Weltanschauungsepoche, die Zeit der mythologischen Weltbetrachtung, aus der sich die Gegenwart eben herauszuarbeiten beginnt. Wenn uns diese Dinge bei Goethe begegnen, der gerade auf diesem Gebiete in so vielen Punkten seinen Zeitgenossen voraus ist, so haben wir es mit nichts Anderem zu thun als mit den letzten Resten einer niedergehenden Weltanschauung, nicht aber mit etwas künstlerisch-individuell Großem. Allerdings bedeutet, um einen Ausdruck Nietzsches zu gebrauchen, die Personifikation dem ganzen mythologischen Zeitalter und somit auch noch den breiten Volksschichten in unseren Tagen einen selten „hohen Gefühlswert“, ist ihm etwas Anziehendes, Großartiges, Geheimnißvolles, Verehrungswürdiges, das im persönlichen Gotte so gut lebt wie im populären Seelenbegriff und ohne das die volkstümliche Anschauung noch nicht auszukommen vermag. Aber darum ist sie nichts „Poetisches“, nichts „Aesthetisch-Hohes“ (Schönes) an sich — etwas Derartiges giebt ja nicht, da alles Poetische, alle hohen ästhetischen Werthe, wie alles „Unpoetische“, Dies nur durch das Gefühl

bestimmter Menschen zu bestimmten Zeiten sind —, sondern sie ist einzig ein Ingrebienz der Dichtung des mythologischen Zeitalters. Es handelt sich dabei um eine Weltanschauungsfrage, nicht um eine Frage der Kunsttheorie, oder wie man heute gar zu sagen beliebt, der Aesthetik. Wer sie noch als eine künstlerische Frage fassen kann, Der hat den Kern der Weltanschauungskämpfe der Gegenwart nicht verstanden. Ganz gewiß ist Goethes Denken und Leben von der Idee eines Formtriebes beherrscht, wie seine naturwissenschaftliche Richtung ausgeht von Blumenbachs „Bildungstrieb“ der Lebewesen, nur daß sie diesen Trieb aus dem bloß erhaltenden zum neugestaltenden Prinzip erhebt. Aber dieses neugestaltende Prinzip ist etwas Mythologisches, Etwas, das es in der Wirklichkeit nicht giebt und das endgiltig beseitigt zu haben, die eigentliche Ruhmesthat der Entwicklungslehre eines Darwin und Haeckel ist. Es steht dem modernen Literaturhistoriker, der jenseits von Darwin schreibt, übel an, in solchen prinzipiellen Dingen sich der Anschauungsweise und Ausdrucksweise Goethes anzubequemen. Selbst wenn Goethes Auffassung beibehalten wurde, mußte sie doch in moderner Weise ausgedrückt werden.

In gewissem Sinne zerstört genauere Erkenntniß die Poesie; wenn auch nicht die Poesie schlechthin, so doch die Poesie einer bestimmten Periode. Indem sie den alten mit einem neuen Standpunkte zu einer Sache vertauscht, verändert sie die Gefühlswerte, mit denen die Vorstellungen der Sache bisher verbunden waren, und nicht selten geht diese Veränderung durch ein Stadium der Gleichgiltigkeit, in dem das Alte wohl gefallen, aber Neues noch nicht aufgebaut ist. In diesem Punkte ist die Poesie der Zeit zerstört, und wie der Zeit scheint, alle Poesie überhaupt. Goethes Denkweise, der der Begriff der Weltanschauungsentwicklung ganz fern lag, weiß nichts von solchen Vorgängen, aber, ob er auch nichts davon wußte: er selbst ist doch einer der besten Belege dafür, an wenigen Dichtern hat sich der Zug so deutlich gezeigt wie an ihm. Goethes Dichterkraft zerbrach an der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften. Er vermochte wohl, durch eigene Neuentdeckungen und durch Aufnahme fremder Forschungen die Wissenschaft zu fördern, aber er vermochte nicht, die ganze neue Welt, die sich ihm mit der Beiseiteschiebung des anthropocentrischen Irrthums aufthat, mit seiner sonstigen Gefühlswelt zu verknüpfen, er vermochte sich die neuen Erkenntnisse nicht gleich zu festen Gefühlswerten zu erheben. Das wirkte, ob ers auch nicht wußte, wie lähmend auf seine Gestaltungskraft, weil es in seine Anschauungswelt einen Zwiespalt hineinrug, ohne die Gefühlswelt zugleich zu spalten.

Goethe selbst lebte in dem Wahn, die echte Kunst sei über Raum und Zeit erhaben, nichts hänge von der Zeit so wenig ab wie sie, und dieses Sichhinwegtäuschen über eine so wichtige Thatsache ist Goethe verhängnißvoll geworden. Und, namentlich auf ethischem Gebiete, eben so für seinen letzten

Biographien. Meyer hat sich nicht entschließen können, mit einzelnen Sätzen der christlichen Ethik so scharf ins Gericht zu gehen, wie er wohl gemuft hätte. Vielleicht war nur die Rücksicht auf den weiten Leserkreis der Grund, aber noch wahrscheinlicher ein Hinwegsehen über die Bedeutung des Punktes. Gerade die ethischen Probleme liegen dem heutigen Publikum so nahe. Statt die Stellung Goethes in der Entwicklung des sittlichen Gefühls und des Sittenkodex darzustellen, wie sie sich etwa seit 1700 (die frühere Zeit kommt für den engeren Zweck einer Goethe-Biographie kaum wesentlich in Betracht, außer vielleicht für den Faust) bis heute vollzogen hat, dadurch das Werden seiner sittlichen Ueberzeugungen begreiflich zu machen und zugleich ihre Einwirkung auf die Mit- und Nachwelt aufzuzeigen, begnügt sich Meyer damit, hier und da Goethes ethische Ueberzeugungen an den heutigen sittlichen Anschauungen der besitzenden Klassen zu messen.

Allerdings sind die Wahlverwandtschaften wahrscheinlich nicht um der Moral willen geschrieben und haben dennoch eine Moral: aber ist die Frage damit erschöpft? Ist die Moral, die sie haben, nicht ein Fortschritt gegen die alte Moral, die konventionelle Kirchenmoral mit ihrem überspannt phantastischen Ehebegriff, gegen den sich schon Gellerts Schwedische Gräfin gewandt hatte? An der Stelle des alten Gebotes: „Du sollst nicht ehebrechen“, steht hier das Gebot: „Du sollst deine sittliche Persönlichkeit nicht verkaufen“, „Du gehörst in Dessen Arme als Deines Gatten, zu dem Dich Deine persönliche Geschlechtsliebe am Stärksten hinzieht.“ Eine Ehe ohne Liebe ist unsittlich, und wenn sie durch zehn Priester und Sakramente geweiht wäre. Eine Ehe, die einst sittlich war, kann durch Emporbühen einer neuen, Alles überwältigenden Neigung in einer Brust recht wohl unsittlich werden. Es ist eine neue Moral, die hier auflebt; ein neuer Maßstab für das Gut und Schlecht in unseren Handlungen, und alle Versuche, der Sache ein kunsttheoretisches Mäntelchen umzuhängen und diesen Dingen vor der Hand nach romantischem Muster nur in der Dichtung ihr Recht zu wahren, sie aber vom Leben ängstlich fern zu halten, müssen auf die Dauer scheitern, so bald genug moderne Menschen diese neuen Moralgebote in ihren Willen aufnehmen und den Anhängern der alten semitischen Moral das Wort entgegen schleudern: „Ihr, die Ihr Euch jenen willkürlichen, mythologisch begründeten Geboten sklavisch beugt, Ihr seid die Unsittlichen.“

Man müßte eine neue Goethe-Biographie schreiben, um die Bedeutung Goethes für die Weltanschauungsentwicklung der letzten vier Menschenalter in das rechte Licht zu setzen; vermuthlich werden wir noch lange auf eine solche zu warten haben. Aber Das läßt sich schon heute sagen, daß eine Goethe-Biographie, die diesen Zwecken nicht gerecht wird, noch nicht als die abschließende Lebensbeschreibung unseres größten Dichters betrachtet werden kann.

Glasgow.

Dr. Alexander Tille.



## ✕ Ein Wort fürs alte Gymnasium.

**I**ch bin weder Fachphilolog noch Verhimmelner der Antike; ich lese Goethe auch lieber als Sophokles und erbaue mich an Ibsen und Tolstoi wie nur Einer; ich bestaune Liebermann und Böcklin eben so willig wie Skopas oder Glykon und wünschte von Herzen, daß an unserer modernsten Architektur und Skulptur mehr zu preisen wäre. Mein liebster Genuß ist, auf Bergen zu wandern und Pflanzen zu sammeln, was kein Hellene that; und schließlich lehre ich in meinem bescheidenen Schulamt Deutsch, Erdkunde und dergleichen harmlose Fächer, kann also sämmtlichen denkbaren Gymnasialreformen mit möglichster Ruhe entgegensehen. Dazu kommt, daß ich selber leidlich ungerne auf der Schulbank gesessen habe und in Lauf meines Lebens hundertfach Gelegenheit fand, auf die Stockphilologen zu fluchen. Noch neulich, — doch ich will nur sagen, ich bin kein Fanatiker des Altgymnasialen, wirklich nicht! Aber wenn Herr Mauthner gleich so furchtbar ins Zeug geht wie neulich in dieser Zeitschrift, so muß ich doch um der Gerechtigkeit willen fürs Fergebrachte ein gutes Wörtchen einlegen.

Was soll und will denn das Gymnasium? Etwa den gesammten Schatz unserer modernen Bildung in leichtflüssiger Dünne den Knaben eingießen? Soll der Abiturient ein mit dem Stempel unserer aufgeklärten Zeit bedrucktes Allerweltmännchen sein? Soll er mit zwanzig Miniatur-Anschauungen von der Welt Ball spielen und Montaigne gegen Voltaire, Kant gegen Schopenhauer, Goethe gegen Zola abschätzen? Ganz gewiß nicht. Die tausend farbigen Einzelheiten unseres Wissens muß Jeder sich selbst beschaffen, so weit er sie braucht und verdauen kann; die Schule hat uns nur für den Erwerb unserer späteren Kenntnisse zu befähigen. Wen Geschichte interessiert, Der lese doch Mommsen und Ranke; dem Lehrer bleibt die Sorge, daß jeder Schüler die großen Meisterwerke begreift; wer die Pflanzenarten zu kennen wünscht, lege sich ein Herbarium an; die Schule wird ihn das Zergliedern und Bestimmen der Blüten lehren. Kurzum: wer was Rechtes lernen will, Der lerne — und danke der Schule, wofern sie ihn zum Lernen reif gemacht hat. Eine Prüfung der Reife für künftiges Fachstudium ist unser „Maturum“; wir suchen, die geistigen Kräfte der Jugend durch Uebung zu stärken; der Geist ist ein Lebewesen, das organisch wachsen will, keine Tonne, in die man tausend Thatfachen schüttet.

Deshalb sind alle vernünftigen Pädagogen darüber einig, daß der Unterricht nicht in die Breite, sondern in die Kerntiefen gehe. Der Stoff sei gering. Die formelle Uebung sei kräftig und kräftigend! Zum Mittelpunkte des Unterrichts empfiehlt sich nun eine fremde Sprache mehr als etwa Mathematik, weil diese ein Bischen einseitig die „reine Vernunft“ schult, während im Sprachunterricht die ästhetischen Fähigkeiten energisch mit entwickelt werden. Naturkunde wäre vielleicht das Herrlichste von Allem; aber die Lebenslehre kann man ohne beständiges Hineinziehen des Geschlechtlichen niemals tiefgründig darlegen; und Physik ist für die Mittelstufe viel zu schwer. Die deutschen Stunden sind als gelegentliche Vktionen allgemeiner Bildung nicht übel, können aber zur eigentlichen Gymnastik des Geistes kaum dienen; oder will man den Kindern ihr eignes Mutterdeutsch durch grammatische Tasereien verfeinern? Bleiben die fremden Sprachen! Künftige Kaufleute mögen Schulen besuchen, wo man

besonders Französisch und Englisch treibt. Für werdende Gelehrte fällt dieser praktische Gesichtspunkt fort. Das Gymnasium hat also unter hundert Sprachen die freie Auswahl.

Ich sagte schon, ich bin kein Fanatiker fürs Latein. Man möge es doch mit dem Russischen oder Italienischen versuchen oder womit man will, ich habe gar nichts dagegen. Nur scheint mir allerdings die kristallklare und kristallisch kantige lateinische Formenlehre ganz besonders geeignet, um daran grammatische Kategorien zu entwickeln. Und die römischen Schriftsteller, so minderwerthig sie an sich sein mögen, passen offenbar für ein gewisses Alter vortrefflich. Mit Tertianern und Sekundanern Goethe oder Homer lesen, ist ernstlich schade. Die Vierzehnjährigen in ihrer gesunden Flegelzeit verstehen ja nicht das Mindeste von der poetischen Schönheit wirklicher Dichtungen. Nüchternheit und verständige Kälte, die Gedanken anregt und genaue logische Zergliederung verträgt, dazu eine klassische Form, die Formgefühl weckt: Das sind die rechten Eigenschaften eines Schulschriftstellers. Gewiß ist Horaz ein leberner Gesell; gewiß ist Caesars „Kommentar“ als Generalstabswerk ziemlich mittelmäßig. Gerade deswegen aber taugen Beide gut zum Turnred für Knaben.

Geistig turnen ist mühsam. Ohne harte und langweilige Arbeit lernt Niemand etwas Ordentliches. Deshalb haßt jeder Schüler die Schule und die darin getriebenen Fächer. Wollte man nur auf deutschen Dichtern herumreiten, so würde die nächste Generation Goethe und Schiller verabscheuen; wollte man nichts als Physik und Chemie behandeln, so bekämen wir in zwanzig Jahren ein straff klassizistisches Zeitalter. Vor 1818 wurde alles Schwarzrothgoldene aus der Schule verboten; deshalb war die ganze gelehrte Gesellschaft von der Revolution bis zum großen Kriege heiß patriotisch; seit 1870 paukt man Patriotismus, deshalb empfinden die Meisten von uns sozialistisch. „Wer die Schule hat, Der hat gewöhnlich die Jugend,“ sagt Bismarck, und ich füge hinzu: zu künftigen Gegnern! Ich weiß ein Mittel, den „Umsturz“ gründlich zu bekämpfen: wir wollen von Obertertia bis Prima jede Woche sechs Stunden Sozialpolitik lehren und recht viele lange Aufsätze über das Thema schreiben lassen; wer nicht stramm demokratisch färbt, bekommt Nummer III! Das wird eine Züchtung von Vaterlandsrettern geben! Also, man lasse uns ruhig den ewigen Hochmeister im Klingling, den Säge drehselnden Cicero und Seinesgleichen!

Die Frage steht so: hat das Gymnasium bisher schädlich auf unser Geistesleben eingewirkt? Dann muß es fallen. Ich dünke aber nicht, daß ein Institut, das Lessing wie Bismarck, Schiller und Helmholz, dann ja auch Fritz Rauthner, erzogen hat (wie wüßte er sonst von der „Geistesstortur“ dieser modernen Marktkammer so Vieles?) — daß solch ein Institut ganz lächerlich und elend sein kann. Und so lange eine Einrichtung ihren Zweck im Allgemeinen erfüllt, soll man sie halten, — wenigstens gegen läppiſche Eingriffe von unwissenden Strebern und Byzantinern. Und deswegen ist es ein Glück, daß die Schulreform diesmal zerronnen ist; wenn ein Mann wie Friedrich Paulsen zum Reformator berufen wird, bin ich wahrscheinlich der Erste, der freudig auf seine Seite tritt!

Unsere Zeit verflacht immer mehr die ganze gipfelreiche Welt zu einer scheußlichen Tiefsteppe, wo statt der mannichfaltigen Bäume und Felsen bloß noch gleichmäßiges demokratisches Gras gedeihen soll. Unsere Aufgabe müßte

sein, die Birken und Buchen, die Eichen und Mammutthiefen, die noch stehen, möglichst zu erhalten, daß die Erde vielfarbig bleibe und reich. Giebt noch irgendwo eine Einrichtung, geeignet, Stände zu scheiden, Persönlichkeitsgefühl zu erhöhen, allgemeines Halbwissen schwinden zu lassen: so wollen wir diese Einrichtung wie ein Bollwerk aristokratischer Tage schützen, so lange wir können, heiße sie nun Universität, Schule, freiwillige Zünfte, Grundbesitz, Sonderkirche. Die „gelehrten Zünfte“ sollen nur um ihre Existenz kämpfen; ihr Bestehen ist viel wichtiger als ein paar Tonnen „allgemeiner Bildung“ mehr unter's Volk gesät!

Gottes Garten sei bunt! Man mache doch hundert Arten von Schulen, gebe allen so viele Berechtigungen, wie man will, und lasse sie frei konkurriren. Mögen doch die Schüler „neusprachlicher“, chinesischer oder chemico-technischer Anstalten sehen, ob sie mit den Lateinschülern auf der Universität wetteifern können! Schablonenhafte Reform aber, von Höflingen und dilettantischen Staatsmännern gegen den Willen des Lehrerstandes durchgesetzt — niemals!



Dr. Julius Schulz.

✚ Herr Fritz Mauthner, den ich um eine Entgegnung auf diese Entgegnung bat, schrieb mir:

Lieber Herr Harden,

Warum soll ich Herrn Dr. Schulz antworten? Wir sind ja beinahe einer Meinung. Beinahe.

Wir sind Beide bereit, die Ernennung von Friedrich Paulsen (zum Minister für Kultus und Unterricht) gegenzuzeichnen. Wir halten Beide den berühmten Horaz für einen lebernen Gesellen, die römische Poesie für Quark; nur daß mein scheinbarer Gegner diesen Quark von der Schuljugend weiter breit treten lassen will. Wir glauben Beide, daß Naturkunde der herrlichste Mittelpunkt des Unterrichtes wäre; nur daß Herr Dr. Schulz die Legende vom Glauben an den Storch zu stören fürchtet. Wir möchten Beide einen Goethe nicht grammatikalisch zerfasert wissen; nur daß ich die lateinische Formenlehre mit ihren sogenannten „Ausnahmen“ nicht für kristallklar halten kann und überhaupt dazu neige, die Beschäftigung mit der Grammatik für ein Erbstück der Alexandrinerzeit zu halten. Bekanntlich wußte Aristoteles nicht einmal, wie viele Redetheile wir haben. Endlich will ich Herrn Dr. Schulz gern zugeben, daß werdende Geschäftsleute neue Sprachen lernen sollen, werdende Gelehrte die alten; nur daß ich bisher immer geglaubt habe, die meisten unserer Rechtsanwälte, Ärzte, Sonntagsprediger u. s. w., seien Geschäftsleute, lateinische Geschäftsleute natürlich, und durchaus nicht Gelehrte.

Vossing und Schiller besuchten freilich Fürstenschulen (nicht Gymnasien); aber damals entsprachen diese Einrichtungen eben noch dem Wissen der Zeit. Bismarck und Helmholtz schufen ihre Thaten, trotzdem sie Gymnasiasten gewesen waren. Der Scherz, mich in dieser Reihe zu nennen, ist wohlfeil, fast klassisch.

Im Ernst, das Gymnasium wirkt erst jetzt so schädlich auf unser Geistesleben ein, seitdem es unfähig geworden ist, auf das Wissen unserer Zeit vorzubereiten. Sonst finde ich in den Ausführungen des Herrn Dr. Schulz viel Beherzigenswerthes und ich würde es rühmen, wenn mir das Schreiben nicht für einige Wochen verboten wäre.

Im Süden, bei elf Grad Kälte.

Fritz Mauthner.



## Das Handwerk stirbt.

Am Reichstag hat man sich wieder zweimal mit der Handwerkerfrage beschäftigt. Die Reden, die dabei gehalten wurden, gleichen allen anderen Reden, die seit der Gewerbe-Umordnung vom Jahre 1869 über diesen traurigen Gegenstand gehalten worden sind. Herr von Boetticher verhielt sich gegenüber den Ansprüchen der Handwerker etwas „wohlwollender“ als früher, aber er hat für die Forderung des Befähigungsnachweises und der Zwangsinnungen nach wie vor nur eine runde Ablehnung übrig. Die Sozialdemokratie, die jetzt doch mit neuen Gesetzesparagrafen bekämpft werden soll, rekrutirt sich neuerdings, seitdem sie das Gros der Fabrikarbeiter gewonnen hat, vorwiegend aus den Reihen der Handwerker. Es wird deshalb vielleicht nicht unwichtig sein, einmal die Handwerkerpolitik der letzten Jahre rückschauend zu betrachten.

Auf dem Handwerkertag vom Februar 1892 (Berlin) zeigte sich endlich eine fast völlige Uebereinstimmung bezüglich der zu stellenden Forderungen. Die Vorgeschichte dieses „Tages“ ist sehr interessant. Am dritten Juni 1890 wurde eine Handwerker-Deputation vom Kaiser empfangen. Der Monarch sagte den Handwerkern: er verfolge ihre Bewegung mit großem Interesse und hege den sehnlichsten Wunsch, daß das Handwerk wieder zu der Blüthe gelangen möge, in der es bereits im vierzehnten Jahrhundert gestanden habe. Aus diesen Worten schöpfte die große Masse der Handwerker die besten Hoffnungen für ihre gerechte Sache. Als die Folge der überreichten Immediat-Eingabe ist die Handwerker-Konferenz vom 15. bis 17. Juni 1891 zu betrachten. Es kamen hier Kommissare des Reichsamtes des Inneren und des preussischen Ministeriums für Handel und Gewerbe mit Vertretern des Central-Ausschusses der vereinigten Innungsverbände Deutschlands und des Allgemeinen Handwerkerbundes in München zusammen. Herr von Rottenburg, Unterstaatssekretär im Reichsamt des Inneren, leitete diese Versammlungen. Ueber die Art, wie hier die Handwerker behandelt wurden, sind noch heute weite Kreise der Handwerker und Handwerkerfreunde sehr unzufrieden. Das Protokoll der Verhandlungen sollte von drei Regierungsvertretern aufgenommen und dann vor dem Druck einer Handwerker-Kommission vorgelegt werden. Dies geschah nicht. Das Protokoll wurde dem Kaiser vorgelegt und erst nach langem Drängen erhielt der Vorstand des Central-Ausschusses ein Druckexemplar zur Verlesung vor den versammelten Vorständen. Danach mußte das Buch dem Reichsamt wieder zugestellt werden. Die Handwerker nahmen aber vor der Rückgabe eine Abschrift. Erst im Januar 1892 erhielt jedes Mitglied der Handwerker-Konferenz ein Exemplar. Bei Berathung der Frage nach dem Befähigungsnachweis erklärte Herr von Rottenburg: die Wiedereinführung des Befähigungsnachweises biete keine Gewähr für eine sachliche Ausführung der Bauten. Der früher schon mit den „Schutzmeistern“ getriebene Unfug würde wieder eintreten. Die Rückkehr zur obligatorischen Meisterprüfung sei daher nicht zu empfehlen. Sämmtliche Bundesregierungen hätten sich zu der Frage geäußert und die überwiegende Mehrzahl hätte sich ablehnend ausgesprochen. Erleichtert wurde den Herren Räten die Ablehnung der Forderungen der Handwerker durch deren Unklarheit. Herr Fakhauer sprach als Referent gegen Herrn von Rottenburg und stellte gewisse Thesen zu gesetzlichen Vorschriften auf. Darin wird sub 1B.

die Zulassung zum selbständigen Handwerksbetriebe abhängig gemacht von dem Bestehen einer Prüfung und sub C. von der „Erbringung“ einer dreijährigen Lehr- und Gesellenzeit, Nachweis der Ablegung einer Gesellenprüfung und des Besuches der Fach- und Fortbildungsschule. Diese Forderungen sind unmöglich und auch ungerecht. Wie Jemand die Befähigung zum Handwerk erworben hat, muß bei Schaffung einer wirklichen Gewerbe-Ordnung gleichgiltig sein. Erst nach einer Uebergangszeit von drei Jahren kann die ordnungsmäßige Ausbildung zum Gesellen und Meister zur Pflicht gemacht werden. Die sogenannten „ausgleichenden Bestimmungen“, die leider auch vom „Tage“ des Jahres 1892 einstimmig angenommen wurden, beginnen mit dem Satze: „Jeder in einem handwerksmäßigen Betriebe (dessen Inhaber obigen Bestimmungen nicht entspricht und nicht aufnahmefähig in die Innung ist) angestellte Werkleiter oder Meister ist der Prüfungspflicht vor der gesetzlich bestellten Prüfungskommission zu unterwerfen.“ Jeder Inhaber eines solchen Betriebes soll berechtigt sein, Lehrlinge und Gesellen zu halten, zur Anstellung eines Meisters als Leiter wird er aber nicht verpflichtet. Diese Thesen stehen im Widerspruche zum Befähigungsnachweis und zu wahren Innungen. Der Kleinbetrieb (Handwerk) muß gerade ausschließlich den wirklichen Handwerkern überlassen bleiben, sie allein können Lehrlinge ausbilden. Diese Forderung der Handwerker würde aber die Ausbeutung der Handwerker durch Kapitalisten und Spelulanten organisiren. Die eingeschüchterten Handwerker ließen sich leider bestimmen, einen vom Rechtskonsulenten der Gewerbekammer zu Lübeck, Herrn Dr. Brehmer, eingebrachten Antrag anzunehmen. Danach wird der Regierung vorgeschlagen, den Eintritt in die Innung und das Recht zur Lehrlingsausbildung vom Befähigungsnachweise abhängig zu machen. Hiermit übernehmen die biederen Meister nur Pflichten und versorgen die Großindustrie und die Kapitalisten auf Kosten des Absatzgebietes des Kleinbetriebes mit guten Arbeitskräften. Als die Handwerker verlangten, der ehrliche Meistertitel solle wieder geschützt werden, erklärte Herr von Rottenburg: über die Beilegung der Bezeichnung „Meister“ entscheide die öffentliche Meinung und es könne nicht Aufgabe der Gesetzgebung sein, ihr hier einen Zwang aufzulegen. Die Logik dieses Satzes ist wunderbar. Das Selbe kann man von den Titeln: Arzt, Professor und Geheimrath schließlich auch behaupten!

Trotz allen Erlebnissen auf der Konferenz glaubten die Delegirten nach einem abendlichen zwanglosen Beisammensein mit den Ministern von Boetticher und von Berlepich und zahlreichen Räten, „daß man in Regierungskreisen ehrlich darauf Bedacht nehme, nach bester Ueberzeugung zur Erhaltung des gewerblichen Mittelstandes gesetzgeberische Maßnahmen vorzubereiten“. Dieser schleimige, nichtsagende Satz ist sicher geheimrätlichen Ursprunges. Der wackere Schneidermeister Möller schied mit anderer Meinung von jener Konferenz. Er schreibt\*): „Um überhaupt über die ‚Konferenz‘ Etwas zu sagen, so war diese (nach meiner Meinung) nicht etwa eine Berathung, sondern nur eine Bekräftigung unserer Vorlagen; denn darin haben die Herren Räte das Menschenmögliche geleistet, ohne auch nur den geringsten Versuch zu machen, etwas Besseres an dessen Stelle zu setzen. Wenn mein persönliches Interesse in die Waagschale

\*) Zum Tode verurtheilt! Dortmund, Selbstverlag des Schneidermeisters Franz Möller.



gefallen wäre, so hätte ich am ersten Tage schon mein Bündel geschnürt und wäre nach Hause gefahren. Glaubte doch der Herr Unterstaatssekretär, sich dagegen verwahren zu müssen, als ich in objektiver Weise die Ausführung machte: „Es möchte allerdings leichter sein, auf dem Standpunkte des Sichgehenlassens zu beharren, man sollte aber vor der eventuellen Arbeit, die doch so nötig wäre, nicht zurückschrecken“, indem er Dieses auf sich und die übrigen am Tische sitzenden Regierungvertreter bezog . . . Soweit ich die Situation dort überschaut habe, glaubt man in Regierungskreisen noch nicht einmal an eine Nothlage im Handwerk. Wir haben über die Verhandlungen geschwiegen und ich habe das Schweigen wohl am Besten mit gehalten; aber nun soll auch Alles heraus. Es wurden uns dort so bittere Worte gesagt, die ich nie vergessen werde. So wurde unter Anderem einem Vertreter von uns, der darauf hinwies: „Die Handwerker würden schließlich mißmuthig und es wäre nicht zu verhüten, daß sie, wenn nicht bald Hilfe käme, nach links abschwenken und der Sozialdemokratie in die Arme fielen“, von dem Herrn Unterstaatssekretär von Kottenburg geantwortet: „Wenn die Handwerker gleich beim ersten Anlauf (oder so ähnlich) schon so verdrießlich würden, nun, dann mögen sie hingehen.“

Die Wahrheit dieses Ausspruches ist später bestritten worden mit der Erklärung, die Handwerker seien eben nicht befähigt, richtig zu verstehen. Nun, Herr Möller, den ich schon vor 1892 gehört und gesprochen habe, ist vollständig befähigt, richtig zu verstehen. Am 24. November 1891, kurz nachdem Herr von Boetticher dem Kaiser Vortrag über die famose Konferenz gehalten hatte, spielte sich der dritte Akt der neuesten Handwerker-Tragoedie im Reichstage ab. Herr Hige, der schon seit 1887 von der Thatfache überzeugt ist, daß das eigentliche Handwerk als selbständiger Kleinbetrieb neben Großbetrieb und Kapital überhaupt nicht mehr zu halten sei, trat als Vertbeibiger des Handwerkes auf und interpellirte den Herrn Reichskanzler. Herr von Boetticher antwortete. Es wäre sündhaft, dieser Rede hier eine Zeile zu widmen. Die Interpellation und die Antwort tragen den deutlichen Stempel der verabredeten Mache. Es genügt, die Wirkung der Auslassungen des Ministers hier festzulegen. Die Konservativen spielten wieder eine Zammerrolle. Herr Dr. Hartmann sprach seine Freude über die Maßregeln aus, die der Vertreter der Regierung zur Hebung der Handwerker in Aussicht gestellt habe. Das sind fast genau die „berühmten“ Vorschläge des Herrn von Berlepsch vom 15. August 1893. Die Herren Eberty und Schrader vom Fortschritt sprachen mit Zug und Recht ihre große Befriedigung über die Rede des Ministers aus, besonders über die bestimmte Ablehnung der obligatorischen Innung und des Befähigungsnachweises. Leider hob auch Herr Viehl nicht hervor, wie ungenügend die Versprechungen des Ministers waren. Nur der wackere Schornsteinsegermeister Mezner bezeichnete die Rede des Herrn von Boetticher als „ein mit Rosen geschmücktes Totenbett für das Handwerk“. Das Beste sagte aber Herr Bebel. Er machte der Regierung Vorwürfe wegen ihres langjährigen Schweigens zu den Forderungen nach obligatorischen Innungen und dem Befähigungsnachweis (wodurch bei den Handwerkern falsche Hoffnungen genährt würden) und meinte zum Schluß: „Wir erklären rund heraus, dem Handwerk nicht helfen zu können. Ich bin sehr befriedigt von der heutigen Debatte, denn nun werden die Handwerker einsehen, daß sie bisher schände in

die Irre geführt worden sind.“ Leider sehen Das viele Handwerker noch heute nicht ein, sondern hoffen, durch Verhandlungen mit der Regierung (d. h. mit den Herren von Boetticher und Berlepsch) weiter zu kommen, und sind von jedem freundlichen Worte oder Briefe eines Ministers oder Geheimen Rathes beglückt.

Die Forderungen des „Tages“ von 1892 drehen sich um Einführung des (beschränkten) Befähigungsnachweises, Bildung von Innungsausschüssen, Klassen zc. Von richtiger Erkenntniß der wahrscheinlichen Entwicklung unserer modernen Handwerker-Politik und Gesetzgebung zeugen die Anträge der Innungen zu Frankfurt a. M., Hanau, Karlsruhe, Freiburg, Heidelberg und Konstanz, welche Auflösung der freien Innungen, die „ohne gesetzliche Rechte nur eine Last für den Handwerkerstand sind“, vorschlagen und dafür Gründung sozial-politischer Standesinteressen-Vereinigungen mit Berufsgruppen anrathen. Diese Anträge wurden abgelehnt, da die Handwerker die Waffe, welche die heutigen Innungen noch immer bieten, nicht aus der Hand geben wollen.

Nach jenen Handwertertagen veröffentlicht Herr Schneidermeister Möller eine zweite Broschüre\*), in der er die Befürchtung ausspricht, es sei der Regierung gar nicht Ernst mit der Hilfe und wirklich nutzbringenden, gründlichen Reformen der Gewerbe-Unordnung von 1869, man wolle das Handwerk nur mit Versprechungen und vagen Hoffnungen hinhalten, es langsam sterben lassen. Er weist diesen Gedanken als „diabolisch“ zurück, fährt dann aber fort: „Sind die Handwerker denn wirklich so dumm, noch so unmündige Kinder, daß sie Jahre lang immer ein und das Selbe einstimmig verlangen, was gar nicht mehr möglich ist . . . Dann sage man doch endlich diesen unmündigen Millionen von Handwerkern, diesen eigensinnigen Patronen: Bemüht Euch doch nicht länger, bezahlt nicht länger zu den Innungen, den Fachschulen, den Fernbergen, dem sonstigen Unterstützungswesen. Bemüht Euch nicht länger mit der Lehrlingsausbildung, Ihr müßt ja doch in der Großindustrie aufgehen! Ein selbständiges Handwerk paßt nicht mehr in das Jahrhundert der Dampfkraft und der Erfindungen, in die Zeit der ‚Pleite‘ und der ‚Verkäufe unter Selbstkostenpreis‘. Sucht Euch eine Stelle auf der Fabrik oder als Knecht bei einem Kapitalisten, denn die sind heute nur noch modern. Wer heutzutage kein Geld hat, ist einfach ein Lump; Kenntnisse werden nicht mehr geschätzt, und wenn Ihr zahlungsunfähig seid, dann werdet Hausirer mit ‚Kunstwolle‘ oder mit Schauerromanen . . . Wenn Ihr keine Arbeit und keinen Verdienst mehr habt, dann werdet Vagabunden, und wenn es Euch zu unheimlich im Magen oder auf dem Leibe wird, dann geht in die Vagabundenanstalten, denn deren werden wir noch viel mehr errichten müssen. . . . Sozialdemokraten könnt Ihr Millionen Handwerker ruhig werden, denn der Staat ist stark genug, um auch diesen Verhältnissen mit Erfolg entgegenzutreten. Das hat Euch der Unterstaatssekretär von Rottenburg auf der ‚Handwerkerkonferenz‘ schon vor Jahren gütigst erlaubt; nur hört um Gotteswillen auf mit Euren Innungs- und Handwertertagen: denn Ihr macht uns den Reichstag auch noch ganz verrückt, denn was Ihr verlangt, ist Unsinn, Ihr blödsinniges Volk! Das wäre ehrlich!“ Diese bitteren Worte des intelligenten Handwerkers sind doch nur zum Theile berechtigt. Wer die Handwerkerfrage wirklich genau studirt hat, muß

\*) Eine neue Broschüre. Franz Möller, Dortmund, 1894.

einsehen, daß eine wirkliche Hilfe schon heute sehr schwierig ist und von Jahr zu Jahr schwieriger, ja fast unmöglich wird. So erklärt sich die dilatorische Art der Behandlung dieser Frage durch die verbündeten Regierungen. Der Widerstand der leitenden Kreise gegen eine gründliche Reform resultirt nicht aus Böswilligkeit, sondern in erster Linie aus der thatächlich sehr großen Schwierigkeit der Aufgabe. Einer Deputation wurde gesagt: Wir können doch der Handwerker wegen nicht unsere ganze moderne Gesetzgebung ändern. Dieser Auspruch ist so charakteristisch wie verständig. Mit dem Prinzip der „Gewerbefreiheit“ steht und fällt wirklich ein großer Theil der modernen Gesetzgebung und da mögen in den Ministerien selbst solche Leute, die nicht bequem oder wirtschaftlich liberal sind, zweifelnd vor der Frage stehen, ob eine völlige Neuordnung auf diesem Gebiete heute überhaupt noch durchführbar sein würde.

Die am weitesten gehenden Forderungen der Handwerker richten sich seit 1882 auf Befähigungsnachweis und obligatorische Innungen; wer einen Kleinbetrieb (Handwerk) selbständig und mit Hilfskräften betreiben will, muß seine Befähigung zum Meister nachweisen, der Innung angehören und alle Pflichten erfüllen, die ihm die Innung, die Gemeinden und die Landesgesetze auferlegen. Von „Rechten“ soll er nur genießen: die Ausbildung der Lehrlinge und Schutz gegen Hausirhandel, Schwindelauctionen und Wanderbazare, Gefängnißarbeit und Militärwerkstätten. Mehr fordern die Handwerker nicht. Werden aber alle diese Forderungen erfüllt, so wäre dadurch der langsame Untergang des Handwerks nur verzögert, nicht verhindert. Jeder Kapitalist hätte das Recht, durch Großbetrieb (Fabrik) ein Handwerk zu betreiben, die guten Gesellen liefert ihm die Innung, seine Fabrikate verkauft er im Inlande an die Kaufleute und Bazare oder errichtet eigene Magazine, und der eigentliche Handwerker wird vom Publikum mehr und mehr nur zur Reparatur dieser Waaren in Anspruch genommen. Geholfen kann dem Handwerk nur noch durch einschneidende Bestimmungen werden. Als solche stehen obenan: Scheidung des Absatzgebietes für Groß- und Kleinbetrieb. Nur dem Kleinbetrieb (mit 5 bis 20 Hilfskräften, je nach der Natur des Handwerkes) steht der Detailhandel von Handwerkerwaaren zu, nur die Innungen haben das Recht, Magazine und Bazare zu errichten, in denen sie eventuell auch Fabrikwaaren im Detail ausbieten können. Der Großbetrieb wird auf den Export verwiesen und kann — bei Schließung der Fabrik — eine Entschädigung durch die Innung fordern. Diese ist zugleich zur Uebernahme der Werkzeuge, Maschinen u. s. w. verpflichtet. Diese Forderungen, die Vielen heute extrem erscheinen, sind niedergelegt in dem ausgezeichneten „Entwurf einer allgemeinen Handwerker- und Gewerbe-Ordnung für Deutschland. Berathen und beschlossen von dem deutschen Handwerker- und Gewerbe-Kongresse zu Frankfurt a. Main in den Monaten Juli und August 1848“. Diese kostbare Schrift ist heute schon sehr selten geworden. Nirgends höre oder lese ich, daß die Handwerker oder die Handwerkerfreunde oder die „Mittelstands-Presse“ auf diesen Entwurf zurückgreift. Einer wirklichen Gewerbe-Ordnung müssen der Entwurf von 1848 und die preussischen Gesetze von 1849 zu Grunde gelegt werden, doch sind natürlich viele der alten Forderungen zu ändern.

Daß der Befähigungsnachweis allein nicht hilft, zeigen die Erfahrungen in Oesterreich. Aber genügt hat er dem Handwerk und der Allgemeinheit, was

selbst die „liberale“ Presse zugiebt, und wie heilsam die Einführung des Befähigungsnachweises für das Gewerbe der Hufschmiede in Deutschland geworden ist, befundeten zahlreiche Aussprüche auf den letzten Handwerkertagen.

Die Kölnische Zeitung brachte hierüber einen Artikel, der wohl offiziellen Ursprunges ist. Darin wird auf Oesterreich exemplifizirt und auf die Unmöglichkeit der Trennung von Groß- und Kleinbetrieb durch die Anzahl der Hilfskräfte verwiesen. Geht der Betrieb einer Fabrik schlecht, sinkt die Anzahl der Hilfskräfte unter 20, so treten Befähigungsnachweis und andere Bestimmungen für das Handwerk an den Fabrikbesitzer heran; hat ein Handwerker viel Arbeit und beschäftigt er deshalb mehr als 20 Hilfskräfte, so wird er Fabrikbesitzer und muß als solcher zahlreiche soziale Geseze respektiren. Dieser Einwurf wird aber ganz hinfällig, wenn die erwähnten Forderungen von 1848 erfüllt werden. Dann bleibt ein Großbetrieb dauernd Fabrik, möge diese auch zeitweise mit weniger als 20 Hilfskräften arbeiten. Und kann ein Handwerker mit der ertlaubten Anzahl von Hilfskräften zeitweise die Arbeit nicht schaffen, so giebt er sie an die Innung zur Vertheilung an die Kollegen ab, oder die Handwerkerkammer des Bezirkes gestattet ihm mit Zustimmung der Innung, für eine bestimmte Zeit eine größere Anzahl von Gesellen zu halten. Alle derartigen Detailfragen werden von den Gegnern einer wahren Organisation mit Absicht in übertriebener Betonung hervorgehoben.

Die Verordnung von 1849 zählt die Gewerbe auf, wo der selbständige Betrieb vom Befähigungsnachweise abhängig gemacht wird. Sehen wir diese Liste durch, so finden wir eine ganze Reihe von Handwerken, die heute als Kleinbetrieb nicht mehr zu halten sind, weil sie nicht leistungsfähig genug sein können. Solche Handwerke sind: Tuchmacher und Tuchbereiter, Weber und Wirker, Posamentirer und Knopfmacher, Gold- und Silberarbeiter und -Schläger, Seifensieder. Bei diesen Handwerken schwindet der Kleinbetrieb mehr und mehr, er darf nicht zum Schaden der Gesamtheit durch Privilegien auf Kosten des Fabrikbetriebes gehalten werden. Anders liegt die Sache noch heute bei der Mehrzahl der großen Handwerke: Müller, Bäcker, Pfefferkühler und Konditoren, Fleischer-, Schuh- und Pantoffelmacher, Handschuhmacher und Beutler, Kürschner, Tapezierer, Buchbinder, Schneider, Tischler und Stuhlmacher, Groß- und Kleinböttcher, Korbflechter, Töpfer, Glaser, Schlosser, Klempner, Zinngießer, Uhrmacher, Vergolder, Maler und Lackirer. Ich bin nicht der Ansicht des Herrn Hitze, daß „diese Art von Großbetrieben durch die Innungen einfach zu expropriiren (natürlich gegen volle Entschädigung) und von ihnen zu übernehmen seien.“ Großbetriebe dieser Art sind ein nationales Unglück, und wenn ihre Zunahme zum Vortheile eines wichtigen Standes beschränkt wird, so ist Das nur zu loben.

Die Handwerker müssen sich an die Prüfung dieser hier zulezt angeregten praktischen Fragen, die sie allein lösen können, machen und so den Sozialpolitikern und Juristen Material für eine wirkliche Gewerbeordnung liefern. Leider vergeuben sie und viele Handwerkerfreunde ihre Zeit und Kräfte mit Neben und Schriften gegen ganz verständige soziale Forderungen, deren Berechtigung schon der Handwerker-Kongreß von 1848 anerkannte. Solche Bestimmungen sind z. B. die einer Feststellung der Arbeitszeit für die Gesellen und einer Beschränkung der Zahl der aufzunehmenden Lehrlinge.

Dr. S. Polakowsky.



## Bei Max Klinger.

Es war 1886 — denn das vielgenannte „Urtheil des Paris“ von der Jubiläumsausstellung lebte schon in meiner Erinnerung als ein seltsam fesselndes Kompositum von schroffen Widersprüchen und heißem Entzücken — und ich fing gerade an, mich in Klinger hineinzutasten. Als etwas Kostliches liebte ich seine jonischen Sachen und verehrte sie; auch manches Blatt realistischer Art. Was in ihm war, verstand ich noch nicht; ich ahnte es nur, ich umstosste es verlangend, wie ein lebensfrischer junger Mensch es thut und soll, wo ein Neues in seinen Kreis tritt. Persönlich intriguirte mich dazu die Unsichtbarkeit des Schöpfers jenes Werkes und jener Blätter, weil keiner meiner damaligen Genossen ihn kannte und ihn mir zeigen konnte. Und es war gegen den Abend, ein verschwinder Tag im Herbst, denn gelblich war von den Siebeln des Potsdamer Platzes her der Lichtton in der Leipzigerstraße, durch deren Getöse ich dem Sonnenuntergang nachsummelte. Da schreckte ich innerlich vor einer Menschengestalt auf. Groß, schlank, herkulisch. Rothes, gesundes Infarnat, starker rother Badenbart. Brauner Ueberzieher, lichtbrauner runder Hut. Aber ganz wunderbar verlorene Augen hinter goldener Brille, — Augen, die tief lagen, keinen Menschen sahen, und wenn ein Reflex im Glase lag, unheimlich wurden. Ich hatte noch kein Bildniß von ihm gesehen, — und da wars wie ein Schlag: Das muß er sein! Bis 1888 stellte ich mir diese räthselvolle Künstlerindividualität unter jener Erscheinung vor und ich war nicht im Mindesten erstaunt, als sie in jenem Jahr mir im Kunstverein durch einen Bekannten als Max Klinger flüchtig vorgestellt wurde. 1891 wechselte ich einige Briefe mit ihm und schichtete seine Antworten mit der krausen, originellen und doch schönheitsseligen Handschrift und der ungewöhnlich großen Klarheit, Flüssigkeit und Präzision des Stils auf. Der ganze Mensch trat mir daraus entgegen, wie ich ihn bald näher kennen lernen sollte. Und aus dieser Kenntniß des Menschen und seiner Kunst möchte ich ein paar Eindrücke wiedergeben.

Wenn man Leipzig nach Südwesten bei der Pleißenburg verläßt, kommt man nach Plagwitz. Das erste Haus dieses Vororts auf der Rechten, am Ufer der still eulenden Elster, ist Klingers Elternhaus, eine behagliche Villa, deren Fassade eben so wenig von dem geschmackvoll angeordneten Innern wie dem prächtigen Park dahinter verräth. Hier haust der Künstler im Kreise seiner Eltern und Geschwister. Freilich fast nur zur Essenszeit, zu einer Partie Domino, zum Schlafen, — die übrige Zeit ist im Atelier der Arbeit gewidmet. Fast in der Mitte von Plagwitz, am Rand der Pleiße, ist ein großer Fabrikhof in der Hauptstraße, auf dem Bleche gehämmert, Ofen geblasen, Schlacke gefarrt wird und Räder laufen. In einer Ecke ist eine schmale Thür mit einer Visitenkarte —: diesseits der nüchternste, schmutzigste Arbeitstag, — jenseits aber, in einem mächtigen, den Umständen nach ganz behaglich decorirten Saal, sind die größten Wunder des alten Olymps lebendig. Die Redengestalt des Hausherrn aber, sonst zurückhaltend, gemessen, knapp, muß man in diesem Raum bei der Arbeit oder in der Unterhaltung über eines der dort zahlreichen Werke sehen, — jede Bewegung ist da lebendig und voll Schwung; mir schien immer, so oft ich dort war, als wandle ein Fürst glücklichen Herzens durch sein Reich.

Klingers graphische Technik, vom ersten Werk an originell, verhält sich in ihrer Anwendung und Mischung aus Nadelarbeit, Aquatinta, Schabkunst, reinem Stich, zu Allem, was die deutsche Radirung der Zeit — Menzel, Stauffer-Bern und Seyger ausgenommen — hervorgebracht hat, wie Wagner zu Balaestrina, — sie ist kein Fallen von halbdunklen Wänden oder aus Vereinsmappen, sondern eine gewaltige Sprache von kristallem Klang, sie wetteifert mit der glühendsten Palette an Fülle und Delikatesse des Farbentons und scheint oft festgehaltener Akkord einer rauschenden Symphonie zu sein. Fast ist es unmöglich, auf Schweite ein Blatt von ihm mit dem eines Anderen zu verwechseln. Und seine Bildhauerkunst? Nur erst ein polychromes Werk, die „Salome“, steht einsam im leipziger Museum, gegenüber dem berühmten Bildniß des großen Napoleon von Delaroche, — fast wie ein Protest. Dämonisch beseelt ist der leuchtende Stein und immer glaubt man, das Wunder des Pymalion wird gleich sich entfalten. Und doch ist's kein Spiel mit blendender Technik, — in athemloser Ruhe waltet antiker Bildnergeist, göttlicher Schönheit voll, in ihm.

Es giebt Leute, die Klinger überhaupt nicht für einen Maler halten, und es giebt Andere, die ihm in dieser Kunst die höchsten Ehren erweisen. Das sind keine unvereinbaren Anschauungen, denn Klinger, von Haus aus farbenarm und mit einem unmalerschen Auge begabt, ist einer der wenigen Beweise, oder besser: Phänomene, für die scheinbare Richtigkeit jenes alten Lessingsatzes, daß man ein Genie „werden“ könne durch richtige Erziehung. Der Bildnerfimmel ist ihm in immenser Fülle und Kraft angeboren, — Beweis: jene dicken Skizzenbücher des zehnjährigen Klinger, deren Einblick ich der Mutter des Künstlers danke. Er ist ein Seltener, der vom ersten Erwachen der Vernunft an kein anderes Zukunftsgestirn kannte als die Kunst. Aber dieser frühreife Zeichner, der mit spielender Leichtigkeit die graphische Technik von Anfang an behandelte und entwickelte, ist im Schweiße seines Angesichts und im heißen Ringen um den Ausdruck ein Bildner von ganz wunderbarer Begeisterung des Steines geworden, er hat sich als Maler zu einer herben Strenge und Größe mit fast wilder Energie entwickelt, von der heute wohl nur die Wenigen Kenntniß haben, die je die Hauptwerke in Klingers Werkstatt beisammen sahen und reif genug für ihr Verständniß sind. Welch' eine Welt lebt in jenem 1886 in Berlin so viel umstrittenen Galeriestück, dem „Urtheil des Paris“. Die grotesken Skulpturen in der Pedrelle, diese symbolischen Köpfe voll dionysischer Daseinslust, stören uns heute nicht mehr, so wenig wie die äthiopische Hautfarbe der Juno und der negerinnenartige Typus der Venus, — wir sind ja Gottlob über den Naturalismus hinweg und das Neusymbolische beherrscht in der lebensfähigen Kunst der Gegenwart die besten Köpfe. Böcklin hat uns frei gemacht und empfänglich für diese zwischen strenger Zeichnung und in plastischer Form mächtig fluthenden Farbenakkorde der wundervollen Parklandschaft mit dem von hohem Bergtamm umkränzten blauen Meer im Hintergrund und der sinkenden Abendheimlichkeit im lebendigen Wald. Dieser prächtige nackte Junge auf dem wundervollen Mosaik des Säulenganges, dieser Junge, dem selbst der berühmte Apfel fehlt, ist nichts als die schöne Sinnlichkeit der Jugendblüthe, in der zwischen Licht und Schatten das Bild des Weibes hell aufloht, und die individuelle Empfänglichkeit, ungewiß irrend zwischen der jugendbethörenden Reise

der Frau, dem verlockenden Tändelreiz lebenssprühender Schönheit, dem keuschen Zauber herber Jungfräulichkeit.

Da ist ferner eine weite und liebe, gegen das Meer von Rosenbüschen abgegrenzte Au, die mit Hain und Hang sich hinaufzieht zu gewaltigem dorischen Tempelgebälk. Heidnisch, Alles plastisch, streng, mit der herben Kraft der Phibiaszeit. Um den greisen, erregt auffahrenden Zeus rechts ist die ganze fröhliche Kumpanei der Olympischen versammelt, — Alles gebannt in Augenblicklichkeit der Ueberraschung, die eine Fülle fesselnder Motive zeigt. An der germanisch blonden Venus und ihren Hofdamen vorüber zieht ein seltsamer Zug: der blonde Christus im bischofartigen Gewand, der ernst auf den heidnischen Göttervater blickt, hinter ihm modern gekleidete Frauengestalten mit dem Gesicht christlicher Kultur, das Kreuz tragend, — die Kardinaltugenden, die den antiken Mythos verdrängen. Schon jetzt, aus dieser unfertigen Anlage, weht mächtiger Geist der Auffassung; hart und grell stehen zwei Kulturperioden neben einander und nur ein Glied verbindet sie: Psyche, die stehend zu Füßen des Heilandes liegt, um fortan unter Verzicht auf den schönen Dualismus der Antike ein schamhaft verhülltes und verborgenes Dasein zu führen. Noch harrt in dieser Werkstatt eine originelle Auffassung eines Beethovens, auf Wolken thronend, der Ausführung in Marmor, Elfenbein und Metall, und der Vollendung nahe die Marmorfigur einer „Kassandra“, so Klingerisch in der lauschenden Haltung, so fabelhaft geschickt im Fleisch und in der Gewandung, daß sie der „Salome“ um nichts nachsteht.

Der größte und vielseitigste Radirtechniker der Geschichte ist Klinger nur nebenbei, — er ist in erster Linie Poet, er ist, sagen wir: Gesamtkünstler. Keine seiner Perioden ist minderwerthig. Als er in den „Rettungen ovidischer Opfer“ den alten Ovid in einem Rest des nicht seltenen Hasses gegen den Zwang der Penälertage parodistisch anzapfte, „Amor und Psyche“ illustrierte und die losen Einfälle der Intermezzi schuf, gestaltete er die Antike landschaftlich wie inhaltlich mit einer Vollendung — trotzdem er damals die Alpen noch nie überschritten hatte —, welche die Originale zu übertreffen scheint. In seinem geistvoll erfundenen Cyklus „Paraphrase über den Fund eines Handschuhs“, in seinem philosophischen Epigramm „Eva und die Zukunft“ löste er hochmoderne Probleme aus dem Seelenleben mit realistischem Ausdruck meisterhaft; der phantastische Symbolist, der er hier schon theilweise ist, wächst sich zum eisernen Denker in dem Cyklus „Vom Tode“ aus, der in formeller Vollendung vielfach Unerhörtes zeigt, entfaltet sich aber schließlich in der neuesten „Brahms-Phantasie“ mit einer mächtig ergreifenden genialen Konsequenz.

Wenn man aus Klingers Werkstatt kommt und durch das malerische und idyllische alte Leipzig etwa gegen Abend wandelt, durch die Stadt, in der man so viele Fabrikgesichter sieht und wo Studenten- und Commischniegelei aufdringlicher sich noch breit machen als in Berlin, — da wird man ein sonderbares Sinnen nicht los, ein Staunen, daß solche Giganten wie Richard Wagner und Max Klinger auf diesem Boden wachsen konnten.

Franz Hermann Meißner.



## Der erste Börsenmonat.

Der erste Monat des neuen Jahres ist zu Ende und unsere maßgebenden Effektenmärkte sind noch immer nicht die Herren der Situation. Zwar haben sie an ihrer ehemals schiefen Lage zu biegen und zu drehen versucht, aber damit wird doch nur eine Milberung, keine Wendung des alten Zustandes herbeigeführt. Noch niemals hat es die Spekulation bedrückt, sich geirrt zu haben und dafür schweres Geld bezahlen zu müssen; konnte man doch dann wieder aus dem falschen Zug rasch in den richtigen steigen. Diesmal hat es nun mit solcher Elastizität ein Ende, denn die deutschen Börsen wissen wohl, wie sie mit ihren Baissengagements eine falsche Richtung eingeschlagen hatten, aber sie können sich zugleich von der Befürchtung nicht frei machen, daß sie nunmehr à la hausse eine eben so große Gefahr laufen. Auf diese Weise kann man besonders von Berlin sagen, daß es verwirrt und unentschlossen ist, wozu vielleicht außerdem noch Geldmangel kommt. Der allgemeine Ueberfluß, der ja auch den Prologationen zu Gute kommt, kann nämlich einer Spekulation wenig helfen, für den Fall, daß diese sich eben erst in neue Unternehmungen einlassen will. Hierzu gehört der Muth des eigenen Geldbeutels oder die Entschlossenheit der großen Banken. Es ist aber ganz sicher, daß auch diese vorläufig den Muth verloren haben, entweder weil sie selbst fühlbare Nachtheile beim Fixen erlitten haben oder weil sie den österreichischen Markt nicht zu verstreben glauben.

Kreditaktien und zum bescheidenen Theile auch Staatsbahn haben unsere Spekulation niedergestreckt; diese Papiere waren es ganz allein, andere wären auch nicht mit einem Riesenteleskop zu entdecken. Nur ist es ein Irrthum, zu glauben, daß sich die Kaufkraft Wiens rein aus der Idee des Werthes der Kreditaktien entwickelt habe. Diese Kaufkraft setzte nicht zum Wenigsten in die altgewohnten norddeutschen Baisspositionen ein. Jetzt erst kam es darauf an, welcher Markt die größere Kraft besitze, und da das österreichische Publikum eine lange geschonte Kasse besaß, die Verluste an exotischen Werthen gar nicht mitgemacht hatte und außerdem schon seit anderthalb Jahren an den fortschreitenden Kursbesserungen im Gewinnen war, so konnte man am Schottenring das Kaufen aushalten. Dem gegenüber verdoppelten die auswärtige Kontremine ihre Engagements, während Wien diese Baisspartie recht gut übersehen konnte. Indem man nämlich den Verkäufen achtsam folgte, hatte man doch auch Gelegenheit, die etwa vorkommenden größeren Deckungen zu kontrolliren. Da nun diese keineswegs fühlbar wurden, war es klar, daß man auf diese gleichsam feindlichen Engagements hin mitzuspielen versuchte. Im November wurde in Berlin die erste große Exekution vorgenommen; sie betraf einen mit Titeln geschmückten Spekulanten, der viele Tausende von Kreditaktien schuldig war. Im Januar gab es im Börsen- und Handelsverein einen lauten Knall und abermals waren es Kreditaktien, die in Unsummen zu decken waren. Bald darauf entpuppte sich die Hamburger Maklerbank als die unglückliche Besizerin von nicht weniger als 14,000 Kreditaktien à la baisse, die dort seit Jahr und Tag den Kunden durchgehalten worden waren. Dann hatte der Prokurist der Nobel-Compagnie in der selben Hansestadt 700,000 Mark unterschlagen, die er als Differenzen für Kreditaktien und Staatsbahn zu decken



hatte. Es ist auch ganz sicher, daß damit die Positionen nach abwärts noch lange nicht erschöpft sind. Und zwar keineswegs jene Blankoverkäufe, die neuerlich von ersten Händen ausgeführt wurden, die es daher auch zwei Jahre aushalten können; auch nicht jene Unzahl von kleinen Verkäufen, die der Tag mit seiner Arbitrage mit sich bringt —: die gefährlichen Geschäfte betreffen vielmehr umfassende Posten, die von mittleren Unternehmern seit Jahresfrist wohl gefügt, aber aus ganz anderen Gründen als denen der Kraft mit größten Anstrengungen behauptet werden mußten. Diese Komplikationen führen noch alle zu mehr oder minder gewaltsamen Abjungen. Denn man darf nicht einen Augenblick vergessen, daß es vornehmlich die eigenen Papiere sind, die Wien hier an sich zieht. So sollen dort diesen Monat allein von Berlin aus 2000 Kreditaktien bezogen werden. Anstatt aber zu erwägen, daß es 250,000 dieser Aktien giebt, werden jene 2000 Stück bereits als eine enorme Hauffeposition hingestellt. Ein Irrthum wäre es ferner, die großen Käufe, die seit einiger Zeit in Berlin stattfinden, als deutsche Meinungskäufe anzusehen. Es ist Wien, von dem hierzu die Ordres herrühren. Da Geld zu Ultimo in der Burgstraße mit  $2\frac{1}{2}$  Prozent „gesprochen“ wurde, meinten Erfahrene sofort, daß dieser Satz noch steigen müsse, denn, so lautet hier die Begründung, die Häuser, die zu so hohen Kursen kaufen, werden so billig nicht behandelt. Und so ist an der Berliner Börse nunmehr ein reges Treiben entstanden, das die ferner Stehenden als eine fröhliche Aufwärtsspekulation ansehen, während doch Wien dabei die lebendige Seele ist.

Was dieses ganze Treiben eigentlich den Gesamtmarkt angeht? Nichts, wenn man von direkter Beziehung spricht; viel, wenn man dem tieferen Zusammenhang nachforscht. An sich haben weder das im Rentengebiet anlegende Kapital noch der unternehmende Geldsack in Industriewerthen mit den Schwankungen in Kreditaktien Etwas zu thun. Es hat sich ja auch die ganze Zeit hindurch erwiesen, daß die starken Blutungen der deutschen Kontremine die übertriebenen Kurse z. B. von Elektrizität- und Chemischen Aktien gar nicht mäßigen konnten. Wenn Brest & Gelpde als diesmalige Verzinsung nur  $2\frac{1}{2}$  Prozent an die Handelsgesellschaft abführen können, so interessiert Dies nur diese Bank, und wenn auch deren Aktien in Folge Dessen fielen, so ist Dies ebenfalls Sache der Aktionäre, die keinesfalls recht im Publikum stehen. Alle diese Verluste an Kreditaktien mögen höchstens einige Metzger und Bäcker fühlen, deren Börsenkunden für die diesmalige Saison weniger Gesellschaften geben.

Etwas anders steht es aber um den Zusammenhang der Ursachen selbst. Kein Zweifel kann darüber bestehen, daß die Spekulation in Wien und das hier schon mehrfach geschilderte Eingreifen des deutschen Publikums zu Gunsten der verschiedensten Dividendenpapiere der selben Quelle entspringt —: dem sinkenden Zinsfuß. Erhält sich nämlich Geld weiter auf höchstens 3 Prozent, so wird die Phantasie der Börse unerschöpflich. Sowohl Kreditaktien, andere Banken, als auch Schweizer Bahnen, die ersten Montanwerthe, kurz das ganze so bunte Gebiet aller besseren Dividendenpapiere hätte noch einen längeren Weg hinan zu steigen, bis man zu einer Kapitalisirung von 4 bis  $3\frac{1}{2}$  Prozent gelangt. Die gewundene Erklärung Niquels in Bezug auf die Konversion der 4prozentigen Konfols — und noch dazu wahrscheinlich gar nicht erst in  $3\frac{1}{2}$ prozentige, — konnte die Situation kaum mehr verschärfen; glaubte man doch im Fluge sogar der ganz

unglaublichen weiteren Konversion der Russen. Nur war es Unrecht, daraufhin Diskontofommandit zu kaufen, denn eine solche Konversion wäre wohl mißglückt. Man kann, wie Herr Witte, zweimal mit der selben Sache Glück haben und zum dritten Male platt hinfallen. Auf eine so rasch folgende Zinsreduktion wären selbst die Franzosen nicht eingegangen, die überhaupt einer höheren Rente zustreben. Im Prozeß Dreyfus hat man es dem Angeklagten verargt, daß er sein Vermögen in deutschen Werthen anlegte; der selbe Vorwurf, wenn es einer ist, läßt sich aber heute sehr vielen Franzosen machen. Also auch das Ausland tritt hinzu, um uns die Anlagen aus dem Markte zu holen.

Ein weiteres Anhalten des niedrigen Zinsfußes würde unbedingt den minder guten Renten Nutzen bringen. Mexikaner werden deshalb bereits seit Wochen gekauft, trotzdem der General Barrios von Guatemala mit seinen Ideen einer centralamerikanischen Union Mexiko leicht in Verwickelungen bringen könnte. Aber vor Allem werden es italienische Werthe sein, an die das Publikum leicht gerathen könnte. Man rechnet sich einfach die gesunkenen Kurse vor und wägt hingegen die Solidität ab. Wien wiederum hat bereits den Vorthheil, daß es die Hand in Schweizer Bahnen hat. Berlin und Frankfurt vermitteln die Käufe, in Wien ruhen dann die Aktien. Und wenn die Firma Reizes, wie jetzt geschehen ist, 8000 Gotthardaktien an die neugeschaffene Belgische Eisenbahnbank abgibt, so kann sie diesen Besitz damit ja weiter kontrolliren und unter Umständen auch wieder zurückerwerben.

Wie Geld vorerst theuer werden soll, ist nicht recht zu ersehen. Jrgend ein Münchhausen hat zwar dieser Tage von 500 Millionen Dollars gefabelt, welche die Union als Goldanlehen aufnehmen wolle. Allein eine so große Summe wäre ganz sinnlos. Der Schatzsekretär in Washington weiß nur zu gut, daß sich die europäischen Goldreservoire gegen eine so große Entföhrung wehren würden, daß die Bank von England sich nicht geniren würde, den Diskont auf 6 und 7 Prozent zu setzen, was in New-York, wenn man doch nicht viel Gold bekommt, sehr peinlich beröhren müßte. Da also eine nachhaltige Erhöhung des Geldpreises unwahrscheinlich bleibt, so kann Wien vielleicht noch etwas länger triumphiren. Und noch einen weiteren Vorthheil hat es dabei vor Berlin voraus, daß nämlich in Wien kaum die Spur von einer Gründungepoche zu entdecken ist. Bei uns in Deutschland aber gehen die Wogen in dieser Beziehung schon hoch und das Bedenkliche ist, daß viele solcher Gründungen vorläufig sich noch der Deffentlichkeit geschickt zu entziehen wissen.

Nehmen wir etwa den jüngsten Antauf der Bremer Bank durch die Dresdener Bank. Diese hat, dem Kurs entsprechend, für 20 Millionen Bremer Aktien 15 Millionen Mark ihrer eigenen Aktien zu geben. Das wäre ein Gewinn von ca. 6 Millionen Mark, wenn nicht auch die neuen Aktien an dem Reservefonds der Dresdener Bank (15 Millionen Mark) theilnähmen. Nun röhrt aber doch der hohe Kurs der Dresdener (157 Prozent) auch mit aus den 21½ Prozent Reserven her, die nunmehr verwässert werden. Hätte aber die Dresdener Bank mit ihren neuen Aktien an den Markt gehen müssen, so hätte man ein Uebernahmekonfortium etwa zu 145 Prozent bilden müssen und das Agio wäre alsdann der Reserve zu Gute gekommen. Ueber die Rücklagen bei den großen Banken siehe sich noch ein nicht uninteressantes Kapitel schreiben. Pluto.



Berlin, den 9. Februar 1895.



## Die Universitäten und der Umsturz.

Sehr geehrter Herr Harden,

Ihrer wiederholten Aufforderung, in der Sache „Universität und Umsturz“ als Mitangellager das Wort zu ergreifen, mag ich nicht länger widerstehen, so wenig es ursprünglich in meiner Absicht lag, mich in diese unerfreuliche Debatte zu mischen. Es hat für den akademischen Lehrer an sich etwas Mißliches, an einer derartigen Erörterung, in die man ihn hineingezerzt hat, sich zu betheiligen; er setzt sich leicht allerlei Mißdeutungen aus: es scheint ihm ja sehr darum zu thun, die Aufmerksamkeit, die so auf ihn gelenkt sei, festzuhalten, oder auch: es müsse ihm wohl sehr daran liegen, sich von gewissen Zweifeln oder Vorwürfen zu reinigen, — und was derlei freundlicher Nachrede mehr ist. Dazu kam für mich aber noch ein anderes Bedenken. Vor ein paar Jahren habe ich in einem ähnlichen Fall, wo ein Kollege von der Universität Würzburg in der bayerischen Kammer von der katholischen Partei heftig angegriffen, von der anderen Seite nur schwächlich vertheidigt wurde, das Wort genommen und in ein paar Artikeln einer Münchener Zeitung meine Ansicht in der Frage dargelegt: ob eine Philosophie, der das Ergebnis ihrer Nachforschung vorgeschrieben sei, noch Philosophie sei und ob eine politische Körperschaft der geeignete Ort sei, über Gehalt und Werth philosophischer Schriften zu verhandeln? Das Ende der sich entspinneuden Zeitungsfehde war, daß als des Pudels Kern hervorkam: ein Extraordinarius an jener selben Universität, der Ordinarius werden wollte und sollte. Dazu die ganze dreitägige Debatte jener hohen Körperschaft über gutgesinnte und schlechtgesinnte Philosophie. Ich nahm mir damals vor, in ähnlichen Fällen mich nicht aufzuregen, sondern einfach zu fragen: wo ist der Extraordinarius?

Indessen, Sie haben wohl Recht; in diesem Falle handelt es sich nicht um einen Extraordinarius. Hier handelt es sich in der That, und Das ist im Fortschritt der Verhandlungen immer deutlicher zu Tage getreten, um eine ernsthafte, das ganze deutsche Volk und im Besonderen die deutschen Universitäten sehr nahe angehende Sache. Und so will ich denn auch mein Sprüchlein dazu sagen.

Ich knüpfe an Herrn Groebers Rede an; nicht, um die Angriffe zu widerlegen, die er gegen die ungläubige Philosophie gerichtet hat; auch nicht, um die aus meiner Ethik herausgerissenen Sätze zurechtzurücken oder gar ihn zu belehren, daß diese Sätze zwar vielleicht dazu dienen könnten, einigen seiner Hörer eine Gänsehaut zu verursachen, keineswegs aber geeignet sind, von dem Gedankengang, dem sie entnommen sind, eine Vorstellung zu geben; Das weiß Herr Groeber so gut wie ich, ihm aber war in dem Augenblick vermuthlich allein an der ersten Wirkung gelegen. Oder thue ich ihm Unrecht? Hat er das Buch gar nicht gelesen? Sind ihm etwa bloß diese paar ausgerausten Wörter mitsammt den nöthigen Gänsefüßchen von befreundeter Hand zugesteckt worden, zu beliebiger Benutzung? Dann sollte ich am Ende doch einen Versuch machen, ihm zu einer besseren Meinung von mir zu verhelfen. Doch bei der Unsicherheit dieser Vermuthung bescheide ich mich vorläufig und erbiete mich übrigens zu allem Weiteren. Und vielleicht kann ich seine Meinung von mir auch auf andere Weise verbessern. Ich bin nämlich in der angenehmen Lage, ihm in dem Hauptpunkt meine volle Zustimmung auszu- drücken. Er hat ganz Recht: ist es nothwendig, die öffentliche Kritik gewisser Anschauungen und Einrichtungen zu beschränken oder zu unterjagen, dann kann und wird man, so wenig Das die Regierung und einige national-liberale Freunde der Vorlage jetzt vielleicht denken und wollen, nicht bei der Volksversammlung und der Tagespresse stehen bleiben; dann kommt die Universität und die wissenschaftliche Literatur auch an die Reihe. Und auch darin bin ich mit Herrn Groeber einverstanden, daß Dies wenigstens besser ist als eine Verfolgung bestimmter Personen durch Ausnahmegesetze: der gemeinsam erlittene Druck wird den Sinn für Freiheit und Rechtsgleichheit wieder beleben, der dem deutschen Volk durch die Gewöhnung an ad hoc gemachte Ausnahmegesetze aller Art abhanden zu kommen droht. Daß in Deutschland die Auflockerung der geltenden Anschauungen von jeher von den Universitäten ausgegangen ist, daran ist gar kein Zweifel. Von einer Universität, der Wittenberger, ist die große Revolution in den Anschauungen und Empfindungen des deutschen Volkes ausgegangen, die zur Kirchenspaltung führte. Die katholische Geschichtschreibung liebt es, von der Reformation den Anfang der großen Aera der Revolutionen zu datiren, die Geschichte der Neuzeit heißt. Sie hat nicht Unrecht. In der That: wären die europäischen Völker

in der Obedienz des Heiligen Stuhles geblieben, stände der Glaube und die Forschung bis auf diesen Tag unter der wirksamen Kontrolle der Heiligen Kongregation, gäbe es im Abendlande keine Denker und Forscher, die nicht von Rom sich das Konzept korrigiren ließen: so hätte England keinen Bürgerkrieg und keinen Cromwell erlebt und Frankreich kein 1789 und keinen Napoleon. Und das katholische Deutschland hätte keine Ursache, den Einbruch des „Mordbrenners“ Gustav Adolf oder die Schilderhebung des protestantischen und freidenkerischen Kurfürsten von Brandenburg gegen das katholische Kaiserhaus zu beklagen, es hätte kein 1813 und keinen Freiherrn vom Stein, kein 1870 und keinen Bismarck gegeben; die Bischöfe säßen noch in Brandenburg und Havelberg auf ihren Stühlen und die Hohenzollern wären Markgrafen von Brandenburg, — kurz, wäre es nur gelungen, zur rechten Zeit die Bewegung des Gedankens — *this little agitation of the brain*, um mit David Hume zu reden — zum Stillstand zu bringen, so wäre es jetzt in diesem unruhigen Westen so still wie in China.

Einen Augenblick hatte es den Anschein gehabt, als ob der Geist des selbständigen Denkens und des freien Gewissens, der am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts so kühn die Flügel geregt hatte, in den Landeskirchen wieder zur Ruhe gebracht worden wäre. Da brach die Bewegung aufs Neue aus, und wieder gingen die Universitäten voran; die neu gegründete brandenburgisch-preussische Universität Halle war diesmal der Herd der Bewegung, Thomasius und Christian Wolf ihre Hauptführer. Thomasius wollte an Hexerei nicht glauben, der „Dämonen- und Wunderglaube“ war ihm abhanden gekommen, dessen Preisgebung auch noch in meiner Philosophie Herr Groeber dem Reichstag mit Erhebung der Stimme anzuzeigen sich gedrungen gefühlt hat. Und Wolf hatte gar die unglaubliche Verwegenheit, „nichts ohne zureichenden Grund“ glauben zu wollen, was offenbar geraden Weges auf die Leugnung aller Autorität in Sachen des Wissens und Glaubens ausgeht. In der selben Stadt Halle finden wir den Theologen Semler, der die Heilige Schrift selbst zum Gegenstand profaner, historisch-kritischer Untersuchung zu machen sich herausnahm, wovon alles Unheil in der Theologie bis auf diesen Tag ausgegangen ist. Und am Ende des Jahrhunderts steht, als Abschluß der Aufklärung, als Anfang des neuen Zeitalters, wieder ein Universitätsprofessor, diesmal im fernem Osten, zu Königsberg: es ist Immanuel Kant. Er stellt in den Mittelpunkt der Philosophie seine Lehre von der Autonomie der praktischen Vernunft, d. h. den höchst gefährlichen Grundsatz, daß über Gut und Böse nicht das Strafgesetzbuch die letzte Entscheidung gebe, sondern das eigene Gewissen, — einen verderblichen Grundsatz, dem der § 111a von jetzt ab hoffentlich steuern wird. Noch viel gefährlicher war Fichte, der beinahe schon direkt unter die Umstürzler gerechnet werden muß;

sah sich doch sogar das zahme Weimar genöthigt, ihn als Atheisten auszu- stoßen; und Preußen, das ihn, vermuthlich ohne zu wissen, was er eigentlich war, aufnahm, machte dieses Versehen später einigermaßen wieder gut, indem es wenigstens den Wiederabdruck einer seiner gefährlichsten Schriften, der „Reden an die deutsche Nation“, nicht gestattete. Das war im Jahre 1824, wo man einen einsichtigen Mann, Herrn von Kampß, an die Spitze der Polizei und des Unterrichtswesens gestellt hatte; die Reden an die deutsche Nation wurden nun zwar in Leipzig gedruckt, doch blieb der preußischen Hauptstadt dieses Aergerniß erspart, — wie man das Alles in Fichtes Leben, von seinem Sohn geschrieben, nachlesen mag.

Auch im neunzehnten Jahrhundert ist dieser unruhige Geist der Un- versitäten am Werk. Da finden wir in Berlin Schleiermacher, in Tübingen Baur thätig, natürlich wieder in der Richtung, locker zu machen, was fest war. Der bewährte Satz: *quieta non movere*, scheint diesen Professoren nur zum Spott zu sein. Und nicht minder gehen in der politischen Welt die Unruhen von hier aus. In Göttingen nahmen sieben simple Professoren sich heraus, über eine rein politische Frage, die Verfassung des Königreiches Hannover, eine Ansicht zu haben und zu äußern, die der des Königs schnur- stracks zuwider war, was denn allerdings, da Ernst August kein Mann vielen Federlesens war, gebührlcher Weise mit der Verjagung der Wider- spenstigen aus dem Lande endete. Freilich hinderte Das nicht, daß die Neue- rungssucht auf den Universitäten fortbauerte; bei Professoren und Studenten blieben Gedanken über ein Deutsches Reich und eine deutsche Verfassung im Umlauf, die wiederholt zu strengem Einschreiten der Straf Gewalt nöthigten.

Auch heute steht es nicht anders. Obwohl es auf den Hochschulen seit Errichtung des Deutschen Reiches etwas stiller geworden ist, so ist jener Geist der Neuerungssucht, den die Väter der Gesellschaft Jesu aus ihren Studienanstalten so glücklich gebannt haben, noch immer da. Auch heute findet man noch auf allen Universitäten Professoren, die in der Theologie, in der Philosophie, in den Naturwissenschaften, in der Nationalökonomie Gedanken haben und laut aussprechen, die nicht nur mit dem Syllabus errorum des ersten unfehlbaren Papstes streiten, sondern auch mit der Augustana und der Staatsraison, wie sie die Unfehlbaren des Reichstages definiren würden, keineswegs in Einklang zu bringen sind. Gibt es darunter doch heillose Menschen, die daran zweifeln, ob die Gesetze eines gewissen neuen Reiches an der Saar auf Gerechtigkeit gegründet sind und ob dies Reich selbst in Ewigkeit dauern wird. Haben sie auch die Sozialdemokratie nicht geradezu erfunden, so haben sie doch die instinktive Sicherheit, womit die „Besitzenden und Gebildeten“ ursprünglich dem Proletariat und seinen politischen und sozialen Forderungen feindlich gegenüber standen, bereit, ihm

mit Kanonen die Unzufriedenheit auszutreiben, aufzulockern helfen und den fröhlichen Kriegsmuth mit des Gedankens Blässe angekränfelt.

Genug und übergenuß zum Beweise, daß die Universitäten in Deutschland der Ausgangspunkt der ewigen Beunruhigung sind, worunter Kirche und Staat zu leiden haben. Wer also Ruhe und Sicherheit und Ordnung will, Der muß hier anfangen. Die Gesellschaft Jesu mußte Das, sie begann ihre rettende That damit, daß sie den Unterricht auf Universitäten und Schulen in die Hand nahm und streng darauf hielt, Leute, die neue Wahrheiten suchen (*rerum novarum studiosi*), vom Lehrstuhl auszuschließen.

Ich meine, man muß es Herrn Groeber Dank wissen, daß er diesen Zusammenhang der Dinge sicher und rückhaltlos aufgedeckt hat. Und eben so verdient es Dank, daß er nun rückstlos die Konsequenz zieht: da die Professoren die eigentlichen Urheber der Unruhe und hundertmal schuldiger sind als die Arbeiterführer, so darf man ein Strafgesetz gegen die Verbreitung verbotener Gedanken nicht so fassen, daß die Professoren durchschlüpfen. Herr Groeber macht es der Vorlage zum Vorwurf, daß sie eben Dies begünstige. „Warum wählt sie,“ fragt er, „eine solche Häufung von Erfordernissen der Strafbarkeit: 1. beschimpfende Form, 2. in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise, und noch dazu 3. öffentlich? Sie wählt sie, um die liberalen Professoren auszunehmen. Was gewöhnliche Leute in Versammlungen und Broschüren sagen, Das ist gefährlich und muß bestraft werden; was aber ein Professor vor Hunderten von jungen Leuten vorträgt, Das ist ungefährlich, Das muß frei sein (Sehr gut!). Dieser Schutz der deutschen Professoren ist meines Erachtens vollständig unzumuthmäßig und ungerrecht“, — unzumuthmäßig, denn dann hilft das Verbot unten doch nicht; ungerrecht, denn das Treiben oben ist viel gefährlicher und verführerischer als das Treiben unten. Und nun folgt eine lange Reihe von Citaten aus Professorenbüchern, womit Das bewiesen wird.

Zu ganz der selben Ansicht hatte sich übrigens schon vorher Herr von Stumm bekannt; die kathedersozialistischen Professoren und die noch schlimmeren Sozialisten auf der Kanzel seien die eigentlichen Stützen der Sozialdemokratie; sie hätten verursacht, daß es den Einseitigen unter den Arbeitgebern bisher noch nicht gelungen sei, die Sozialdemokratie zu vernichten. Und daß die Kreuzzeitung und die Partei, der sie dient, nicht anders denkt, dafür wird Niemand erst Nachweisungen verlangen.

Wenn es also zur Annahme der Vorlage kommt, dann weiß alle Welt, in welchem Sinne sie von der Mehrheit ihrer Freunde im Reichstag gemeint ist: es handelt sich nicht blos darum, Ausschreitungen in der Form der sozialdemokratischen Agitation zu unterdrücken, sondern vielmehr darum, gewisse Gedankenrichtungen aus der Welt zu schaffen, die nach der Ansicht

der Reichstagsmehrheit die öffentlichen Ordnungen unterwählen und also den befürchteten Umsturz vorbereiten.

Der Vertreter der Regierung, der nach Herrn Groeber das Wort ergriff, hat diese Auffassung von sich gewiesen; nicht gegen die Kritik, sondern nur gegen Beschimpfung wolle man die Grundlagen der öffentlichen Ordnung schützen. Er fand die von Herrn Groeber mitgetheilten Citate aus Professorenbüchern nicht von der Art, daß sie zum Einschreiten des Strafrichters auf Grund der neuen Paragraphen Anlaß gäben, und er fügte hinzu, wenn das Centrum seine Unterstützung im Kampf gegen die sozialdemokratische Agitation davon abhängig mache, daß die Regierung gegen die Unterrichtsfreiheit in dem bezeichneten Sinne einschreite, dann werde die Regierung auf diese Unterstützung verzichten müssen. Ich zweifle nicht daran, daß diese Erklärung im guten Glauben abgegeben wurde. Aber ich glaube nicht, daß die Durchführung der neuen Paragraphen in der Praxis der Meinung der Gutgläubigen entsprechen könnte oder würde; der natürliche Lauf der Dinge würde Herrn Groeber Recht geben. Und ich weiß doch auch nicht, ob in der Regierung nicht irgendwo auch die Ansicht vertreten ist, daß die Unterdrückung wenigstens der sozialdemokratischen Gesellschaftskritik ein nicht unerwünschter Erfolg der neuen Verbote wäre.

Die zulässige Kritik der Religion, der Monarchie, der Ehe, der Familie, des Eigenthums soll durch jene zur Strafbarkeit erforderlichen Merkmale des Beschimpfenden und Friedenstörenden vor dem Richter geschützt sein. Aber man täuscht sich, wenn man meint, hiermit eine sichere und erkennbare Grenze gezogen zu haben. Zwischen Kritik, Herabwürdigung und Beschimpfung ist die Grenze so fließend, daß es allein auf die subjektive Empfindlichkeit des Staatsanwaltes und Richters ankommt, unter welchen dieser Begriffe er eine negative Betrachtung und Werthung von Religion, Monarchie u. s. w. bringt. Wer von dem Papst sagt, daß er ihn für einen fehlbaren Menschen und durchaus nicht für den unfehlbaren Statthalter Gottes halte, wer hinzufügt, daß das Dogma von der Unfehlbarkeit auf einem so und so zu Stande gekommenen Mehrheitbeschlusse eines Konzils beruhe und daß er an die Unfehlbarkeit von Mehrheiten so wenig bei Konzilien wie bei Reichstagen glaube, Der wird einem eifrigen und überzeugten Ultramontanen nicht viel weniger als Gotteslästerungen auszusprechen scheinen. Muß der Kritiker dann nicht die Inanspruchnahme der Unfehlbarkeit für eine frebelhafte Vermessenheit erklären? Ob er es noch ausdrücklich sagt, Das macht doch keinen erheblichen Unterschied, die Intention seiner Rede war es gewiß. Fehlt es ihm an Muth, es direkt auszusprechen, um so verächtlicher ist sein Angriff. Wenn Jemand sich ein Vergnügen daraus machte, zu einem historischen Schauergemälde zu verweben, was er von nichtswürdigen, lasterhaften, mein-



eidigen, blutdürstigen Königen und Fürsten in Erfahrung zu bringen wüßte, von den Tagen des Herodes und Caligula an bis auf die Gegenwart: glaubt man wirklich, daß es nicht Leute, und unter ihnen auch Staatsanwälte, geben wird, die hierin einen beschimpfenden und den öffentlichen Frieden gefährdenden Angriff auf die Monarchie sehen? Wird ein Stück wie der Talisman von Fulda unangefochten bleiben? Und Andersens Märchen wird ja dann wohl nachfolgen müssen. Auf einer der letzten Berliner Kunstausstellungen war ein Bild, das einen Berrückten darstellte, der sich eine papierne Krone aufgesetzt hatte und den König agierte. Ist es undenkbar, daß ein allzu hitziger Monarchist, wenn er etwa in den Schaufenstern Photographien des Bildes sähe, darin eine unleidliche Beschimpfung der Monarchie erblickte? Würde hinfort ein des Stummischen Kanzelsozialismus verdächtiger Geistlicher noch ohne Herzklopfen die Kanzel besteigen können? Würde er nicht, wenn er das Evangelium vom armen Lazarus auszulegen hätte und er Dies mit dem Ernst thäte, den der Text erfordert, besorgen müssen, daß ein etwa zufällig anwesender Polizist sich Notizen machen könnte, weil ihm die Predigt als ein beschimpfender und den öffentlichen Frieden gefährdender Angriff auf das Eigenthum vorkäme? Das Eigenthum als solches beschimpfen ja auch die Sozialdemokraten nicht, sondern den Reichthum oder also die Reichen, die sie der Satttheit, Trägheit, Herzlosigkeit u. s. w. anklagen. Und die Ehebrecherin vor Christo, wie steht es damit? Jesus will sie nicht verdammen, er, der die Phariseer und den reichen Mann so hart verdammt. Sieht Das nicht einer mindestens fahrlässigen „Als-erlaubt-Darstellung“, einer Entschuldigung oder Beschönigung des Ehebruchs verzwweifelt ähnlich? Ueberhaupt, es stehen furchtbar gefährliche Dinge in jenem Buch, und wenn es erst zur Verfolgung der Kanzelsozialisten kommt, dann, fürchte ich, wird sich die Rede wieder nur als zu wahr erweisen, die man am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, als Erasmus den griechischen Text des neuen Testaments herausgegeben hatte, von Mönchen hörte: es sei ein sehr schlimmes Buch, aus dem alle Ketzereien herkämen. Vielleicht sind mit der Reformation noch nicht alle Ketzereien aus diesem Buch gekommen, die es enthält; und wer weiß, ob nicht die letzten Ketzereien ärger werden denn alle bisherigen.

In der That, haben wir erst das neue Gesetz und haben sich Staatsanwälte und Richter täglich mit ihm zu beschäftigen, so werden sie, fürchte ich, bald so nervös und aufgeregt werden, daß sie überall beschimpfende Aeußerungen und Anspielungen entdecken; man weiß, wie die intensive Beschäftigung mit einer Krankheit dazu disponirt, überall ihre Symptome zu erkennen. Wo entdeckte man nicht in der Zeit der Demagogenverfolgung überall die Spuren des Aufruhrs und der Verschwörung! Das bloße

Schweigen oder Fernbleiben von Kundgebungen für die gute und gegen die schlechte Sache wurde als Symptom schlechter Gesinnung empfunden und als ehrfurchtverletzende und der Intention nach beschimpfende Demonstration ausgelegt. Können solche Zeiten nicht wiederkommen? Ich fürchte, Mancher wird bei jüngsten Vorgängen gesagt haben: sie sind nicht fern. Wer nicht mit uns ist, Der ist wider uns: Das ist die Maxime, wonach der Parteigeist überall urtheilt. Wer nicht mitthut, Der ist nicht nur mein Feind, Das könnte ich ihm vergeben, sondern der Feind der guten Sache, und Das ist nicht zu vergeben. Verweigerung des Mitthuns: Das ist eigentlich die unverzeihliche Sünde, die in allen politischen und religiösen Verfolgungen bestraft wird. Warum wurden denn die Christen im römischen Reich verfolgt? Weil sie fern blieben, wo man vor dem Bilde des Kaisers opferte.

Man fordert auf, zu den deutschen Richtern Vertrauen zu haben. In Privatsachen darf man es gewiß; in politischen Streitsachen liegt die Sache anders: hier hat der Richter, der doch nicht bloß Richter, sondern auch Mensch ist und als solcher auf dieser oder auf jener Seite steht, es nicht mit der Entscheidung zwischen den Ansprüchen zweier ihm gleichgiltigen Personen zu thun, sondern mit der Entscheidung zwischen der guten und der schlechten Sache. Man wird wünschen, daß die Richter innerlich auf der rechten Seite stehen; um so dringender die Gefahr, daß sie der guten Sache durch scharfe Beurtheilung der schlechten zu dienen meinen.

Lebten wir in ruhiger Zeit, hätte man gleich bei der Abfassung des Reichsstrafgesetzbuches vor 25 Jahren die fraglichen Paragraphen so gefaßt, hätte man sie etwa als Komplement des allgemeinen Stimmrechtes eingeführt, um die damit gegebenen aufgeregten Verhandlungen in Presse und Versammlung zu mäßigen: vielleicht hätten sie uns einige Dienste geleistet, der Verrohung des Tones in der politischen Debatte entgegenzuwirken. Denn Das ist freilich nicht zu verkennen, daß die Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten in Presse und Volksversammlung vielfach eine Form angenommen hat, die ihre schweren Gefahren mit sich bringt. Wenn junge und unerfahrene Leute sich an den Phrasen unserer politischen Beredsamkeit berauschen und mit Haß und Verachtung sättigen, so tritt als Folge wohl nicht selten schwere und unheilbare Vorstellung- und auch Willensstörung ein. Sie ist nicht bloß bei Sozialdemokraten zu finden, wenn sie hier auch am Häufigsten sich zeigen und die schlimmste Form annehmen mag. Also, hätten wir schärfere Bestimmungen gegen die Ausschreitungen erhisteter Parteiberedsamkeit und hätten sie sich damals, als sich eben erst die sozialdemokratische Bewegung zu erheben begann, gleich mit eingelebt, so würde heute wohl Niemand, vielleicht nicht einmal die sozialdemokratischen Führer, die Abschaffung beantragen. Werden sie jetzt, in einer Zeit leidenschaftlichster Parteikämpfe, eingeführt,

werden sie von Reichstagsparteien, denen es weniger auf Rechtsschutz als auf Interessenschutz ankommt, amendirt und angenommen, wird durch Tendenzprozesse die Erregung der Gemüther auf beiden Seiten gemehrt, dann werden sie die Gefahr nicht mindern, sondern steigern. Man vergesse nicht, daß nicht bloß Volksberedtsamkeit, sondern auch Gerichtsverhandlungen und Richtersprüche Haß und Verachtung in friedensstörender Weise erregen können. Ich erinnere nochmals an die Zeit der Demagogenverfolgung: was hat mehr beigetragen, den Samen zu säen, der 1848 aufging, als die Verurtheilungen und die harten Verurtheilungen über die Mitglieder der Burschenschaft? Für die Richter würde mit dem Tage, wo sie die neuen Paragraphen ihrem Spruch zu Grunde zu legen hätten, eine furchtbar schwere Zeit kommen; ich könnte ihnen dann nur rathen, alle Tage mit besonderer Betonung die sechste Bitte zu beten: Führe uns nicht in Versuchung!

Man vergesse auch nicht die in jeder parteipolitischen Strafgesetzgebung liegende Tendenz zur Erweiterung und Steigerung; sie ist noch in jedem Fall hervorgetreten. Höchst lehrreich wäre in dieser Hinsicht eine Geschichte des Feldzuges, den die Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten gegen die theologischen „Neologen“ unternahm: wie immer noch eine Cabinetsordre, immer noch eine Kontrolle nöthig wurde, um immer neu entdeckte Lächer zum Durchschlüpfen für ungläubige Prediger und Kandidaten zuzustopfen. Aehnlich war es bei der Demagogenverfolgung. Näher noch liegt uns die Kulturkampfgesetzgebung: wie man immer ein Gesetz auf das andere setzte, immer in der Meinung: nun sei es das letzte und kein Entrinnen mehr. Aber, der Wind bläset, wo er will!

Diese Konsequenz der Dinge hat auch Herr Groeber ganz richtig gesehen. Als erfahrener Jurist hat er sie auch im Einzelnen ausgeführt: „Jede scharfe Kritik kann als Beschimpfung aufgefaßt werden“, z. B. eine Aeußerung über die Civilehe; und eben deshalb sprach er zunächst gegen das Gesetz: „Wenn wir die heutige rechtliche Gestaltung aller Institutionen unter den Schutz des Strafrechtes stellen, dann zwingen wir die öffentlichen Verhältnisse zu einer ungesunden Stagnation, wir führen eine Art Chinesenthum herbei, bei dem wir gegen andere Völker zurückbleiben und schließlich eines übeln Tages um so jäher und elender zusammenbrechen müssen.“ Vortrefflich! Aber gleich darauf, auf dem selben Blatt des stenographischen Berichtes, kommt dann die Aufzählung der Schändlichkeiten der Professoren, die die Regierung so liebevoll zudeckte, und nun nicht etwa die Folgerung: da man die Professoren nicht bestrafen kann und will, so ist das Gesetz unmöglich, sondern — ein bereedtes Schweigen, die Ergänzung übrig lassend: wollt Ihr aber das Gesetz zur Unterdrückung der Lehrfreiheit der Universitäten mit anwenden, — o, so läßt sich darüber reden!

Also, hierin bin ich mit den Herren Groeber und von Stumm ganz und gar der selben Ansicht: wird die Vorlage Gesetz, so wird es dahin kommen, daß jede freiere Kritik der bestehenden Institutionen und der ihnen zu Grunde liegenden Anschauungen besorgen muß, die Thätigkeit des Staatsanwaltes und das Urtheil des Strafrichters herauszufordern.

Meine Abweichung von ihnen beginnt bei der Frage nach den zu erwartenden weiteren Wirkungen der Paragraphen. Jene scheinen zu denken: wenn man nur rücksichtslos und konsequent die Unterwühler verfolgt und bestraft (Herr von Stumm möchte zu dem Ende am Liebsten der Polizei Generalvollmacht geben, aus der Wählerliste auszustreichen, auszuweisen, zu interniren), dann muß es gelingen, die Agitation zu unterdrücken; und hat man nur die Gedanken zum Stillstand gebracht, dann wird auch in die Lebensordnungen, Kirche, Staat und Gesellschaft, die so schmerzlich entbehrete Beständigkeit einziehen.

Ich gestehe, daß ich nichts von Alledem glaube. Daß die sozialdemokratische Empfindung des Hasses gegen Staat und Gesellschaft bei den von dem Verbot Betroffenen dadurch gemindert werden würde, wird Niemand so naiv sein zu glauben. Auch daß die Verführung der noch nicht Angesteckten gehindert werden könne, wird man nicht glauben: diese Verführung geschieht ohne allen Zweifel viel mehr von Mund zu Mund als durch das Papier. Man wird die sozialdemokratischen Versammlungen unterdrücken, aber man kann das Zusammenflüstern von Vater und Sohn, von Bruder und Schwester, man kann das Zusammenwohnen von zehn oder zwanzig Proletarierfamilien in den Hinterhäusern der Großstadt, das Zusammenkommen von Hunderten und Tausenden von Arbeitern in den Fabriken nicht verhindern. Will man die sozialdemokratische Anschauung von Welt und Leben zerstören, dann müßte man den Boden zerstören, in dem sie gewachsen ist: die Großindustrie und die großen Städte, wie es einst der hinterpommerische Junker Otto von Bismarck forderte, — mit Recht, denn es ist das einzige Mittel. Freilich, der Fürst Bismarck ist auf jene Forderung nicht zurückgekommen: es war ihm wohl der Zusammenhang zwischen der Industrie und dem Militäretat und der neuen Machtstellung des deutschen Volkes inzwischen aufgegangen.

Also, der Versuch der Vernichtung der sozialdemokratischen Gesinnung ist, wie die Dinge liegen, ein aussichtsloses Unternehmen. Dagegen würden zwei andere Wirkungen mehr und mehr sich geltend machen: einerseits eine allgemeine Unsicherheit der Rechtsverhältnisse, andererseits die Erschlaffung der Vertheidigung der bestehenden Ordnungen. Auch Das sind nicht neue Dinge; jede auf Unterdrückung von Gesinnungen abzielende Gesetzgebung hat sie zur Folge gehabt. Die Unsicherheit und Nervosität würde furchtbar um sich greifen und mit ihr das Mißtrauen und die innere Opposition. Alles, was im Deutschen Reich über öffentliche Dinge öffentlich zu reden hätte, würde unsicher werden.

Der Lehrer, der in der Quarta die Gefchichte von Harmodios und Ariftogeiton oder von Brutus und Caefar erzählt — fie hat fich ja nun doch einmal zugetragen —, er wird feine Worte vorher wohl abwägen, daß ihm der Teufel nicht einen Strick daraus dreht: der Junge möchte zu Hauſe davon erzählen; die Erzählung möchte ausgeſchmückt und vergrößert weitergehen, bis fie in ein empfindliches Ohr fiele. Ich las kürzlich einen ſchönen Auffatz von Oskar Jäger, dem Kölniſchen Gymnaſial-Direktor, über Oliver Cromwell (in der Sammlung: Pro domo, 1893). Er macht kein Hehl aus feiner Bewunderung für den furchtbar ernſt und ſicher auf ſein Ziel losgehenden Mann und er erſchrickt auch nicht darüber, daß ſein Held die letzte Konſequenz zieht und das Todesurtheil über den König ſpricht. Ob der Auffatz nicht einem wohlgeſinnten Staatsanwalt anſtößig erſchiene? Und wenn er in einem Buch, worin auch viel Griechiſch und Lateiniſch vorkommt, durchſchlüpft, — wie, wenn ihn nun verdächtige Zeiſchriften nachdruckten? Daß es, wenn das neue Geſetz nach dem Herzen des Herrn von Stumm ausgelegt wird, nicht ſehr lauter Anpreisung von Delikten bedarf, um ſich ſtrafbar zu machen, Das hat zu allem Ueberfluß der ſelbe Stumm noch in der Kommiſſionsberathung enthüllt, als über die Strafbarkeit der Anpreisung des Duells verhandelt wurde. Wenn man das Duell den gegen Anpreisung oder Als-erlaubt-darſtellen geſchützten Vergehen zurechne, dann müſſe er gegen den Paragraphen ſtimmen. Da nicht anzunehmen iſt, daß Herr von Stumm weit über eine kühle Billigung des Duells, und auch Das nur unter Umſtänden, hinausgehen wird (denn er wird doch nicht vorhaben, es als Großthat eines Mannes zu verherrlichen, wenn er ſeinen Feind erſchießt?), ſo wäre alſo damit zugegeben, daß nach ſeiner Anſicht auch ſchon Der ſich ſtrafbar macht, der nur die Uebertretung der geſchützten Geſetze als unter Umſtänden erlaubt und ſittlich gerechtfertigt darſtellt. Und nicht anders ſcheint Herr Groeber zu denken, der eine Aeußerung Th. Ziegler's, worin die Revolution als unter Umſtänden ſittlich gerechtfertigt darſtellt wird, der beſonderen Aufmerkſamkeit des Miniſters empfahl.

Das wäre die eine Seite der Sache: das ganze Gebiet der mündlichen und ſchriftlichen Erörterung öffentlicher Dinge wird mit Fangeiſen beſät und Alle, die auf dieſem Boden hinfort ſich bewegen müſſen, werden aufgereggt, nervös und unzufrieden werden, — vorausgeſetzt, daß ſie nicht unter allen Umſtänden gewiß ſind, daß ihre Anſichten jederzeit den oben herrſchenden Anſichten abſolut entſprechen, in welcher glücklichen Lage ſich bekanntlich die Herren Roſenkrantz und Gölbenſtern befanden. Und noch Eins: mit dem Schriftſteller wäre der Buchhändler der Unſicherheit preisgegeben. Was iſt erlaubt, was nicht? Die Ungewißheit, wenn zwieſpältige Rechtſprechung hier verurtheilt, was dort durchſchlüpft — und Das würde, bei

der großen Biegbarkeit aller Bestimmungen, voraussichtlich außerordentlich häufig vorkommen —, würde am Ende bald das Verlangen entstehen lassen: dann noch lieber die Censur! Dann weiß man doch, woran man ist. Und warum denn nicht die Censur, würden bald die Mehrheitsparteien des Reichstages denken? Wir schreiben ohnehin keine Bücher, würde man auf der Rechten sagen; und das Centrum wird behaupten: es befinde sich bei der thatsächlichen Censur der katholischen Literatur außerordentlich wohl. Ob man denn nicht die Jesuiten einstweilen, bis sie sich in Deutschland wieder etwas eingemischt hätten, als vom Staat bestellte Censoren diätarisch beschäftigen könne? Es seien sehr zuverlässige, in dem Geschäft erfahrene, auch in der Literatur und den Wissenschaften wohlbewanderte Männer darunter.

Auf der anderen Seite würde eintreten: Lähmung aller Kräfte, die bisher die bestehende Ordnung vertheidigten oder für ihre Fortbildung auf dem Wege gesetzlicher Reform eintraten. Das bedarf nicht der Ausführung. Alle Welt weiß, wie gern sich der Philister beruhigt, wenn er die Polizei in Thätigkeit weiß; nun, denkt er, brauche ich nicht selber Hand anzulegen. Eben so weiß alle Welt, wie rasch sich die Empfindungen wandeln, wenn ein Mann um seiner Gesinnungen willen von Polizei und Gericht gefaßt wird: an die Stelle des Unwillens gegen die Ansichten tritt alsbald das Mitleid mit ihrem Träger, wenn er dafür leidet. Und wer mag denn noch für die bedrohten Ordnungen mit seiner Stimme eintreten, wenn der Gegner mundtot gemacht ist? Wem würde es nicht peinlich sein, etwa vom Katheder herab die Bedeutung und den Werth der monarchischen Staatsform gegen die nahe liegenden Einwendungen darzulegen, wenn die entgegengesetzte Auffassung mit Strafe bedroht wäre? Ich für meine Person bin davon überzeugt, daß die monarchische Verfassung, wo sie in der Geschichte und im Volksleben so starke Wurzeln hat wie in Deutschland, ein großes Glück ist, und mir scheint, daß die Erfahrungen, die große Völker diesseits und jenseits des Ozeans mit der Republik machen, nicht eben viel an sich haben, was uns veranlassen könnte, einen Wechsel unserer Verfassung zu wünschen. Und wenn ich mich nicht irre, ist Das die Empfindung, die in Deutschland seit einem Menschenalter sich sehr ausgebreitet hat; der Traum von der deutschen Republik, der 1848 viele Köpfe erfüllte, hat seit 1866 seinen Schimmer verloren. Wir wissen, was für gewaltige Vortheile eine gesunde und fest gewurzelte Dynastie für die Lebensbethätigung des Volkes nach außen und auch nach innen mit sich führt. Aber die jugendliche Schwärmerei, deren „gesundem Menschenverstand“ die „naturrechtliche“ Konstruktion so viel näher liegt als geschichtliche und völkerpsychologische Betrachtung, wird es immer wieder sehr einleuchtend finden, daß die Republik doch eigentlich die „natürliche“ Staatsform sei. Wie peinlich wird die Aufgabe, Dem gegenüber die Vernünftigkeit der monarchischen

Staatsordnung darzulegen, wenn der Lehrer oder Hörer sagen kann: natürlich, er darf ja nicht anders, dafür ist er angestellt. Das giftige Mißtrauen, dem man in den kirchlichen Verhältnissen so oft begegnet, das würde weitere Verbreitungsbezirke gewinnen. Die häßliche Rede, die hinter den Pastoren herzischelt: er glaubt ja selbst nicht, was er sagt, aber er muß es sagen, dafür wird er bezahlt, -- die würde, wenn einige Tendenzprozesse die Stimmung vorbereitet hätten, auch hinter den Lehrern in der Schule und den Professoren in der Universität herzischeln. Je mehr terrorisirte Wahrheiten, je mehr vor der Kritik geschützte Institutionen, desto weiter würde dieser giftige Pilz des Mißtrauens wuchern. Man weiß ja, was für einen Klang das Wort „offizielle Ansichten“, „offizielle Wahrheiten“ schon heute in den Ohren der meisten Menschen hat. Es ist der ungeheure Vortheil der verfolgten Ansichten, daß sie vor diesem Mißtrauen geschützt sind; Märtyrern glaubt man. Leiden ist ein Zeugniß mindestens für die Echtheit der Ueberzeugung; das Volk nimmt es auch als Zeugniß für ihre Wahrheit.

Also: lieber auch auf die Verfolgung der Auswüchse der Agitation verzichten, als durch Verfolgung heterodoxer Ansichten ihnen die Ueberzeugungskraft des Märtyrertums und den geschützten Ansichten den Verdacht der Unrechtheit zuziehen. Ich erkenne gar nicht, daß die freie Agitation ihre Gefahr hat; aber die Gefahren, die der Versuch der Unterdrückung mit sich führt, sind nicht geringer; sind jene akut, so sind diese chronisch. Und für langlebige Wesen, wie es die Völker sind, sind die chronischen Uebel die schlimmeren. Wie die freie Diskussion ihr Korrektiv in sich selber hat, davon hat denn doch die Entwicklung der Sozialdemokratie seit der Aufhebung des Sozialistengesetzes schon Etwas erkennen lassen. Die letzten Parteitage zeigten doch sehr merkliche innere Wandlungen: die Lossagung vom Anarchismus und das Hervortreten einer Reformpartei innerhalb der Sozialdemokratie. Oder ist gerade Dies das Gefährliche der Wendung, der man mit den neueren Maßregeln begegnen will? Es giebt einen Standpunkt, von dem aus man die Sache so ansehen kann. Wer entschlossen ist, die bestehende Rechts- und Eigentumsordnung so, wie sie gegenwärtig ist, für alle Zeiten zu erhalten, wer jede Umbildung der Gesellschaft im Sinne der Ausgleichung sozialer Unterschiede für ein verderbliches Uebel hält, wem die unbedingte Herrschaft des Grund- und Kapitalbesitzers über seine Arbeiter als die vollkommene Ordnung erscheint, Der mag sagen: noch haben wir die Macht, es gilt, sie zu brauchen, ehe es zu spät ist. Ein ruhiges Auswachsen der Sozialdemokratie zu einer großen Arbeiterreformpartei: Das ist die größere Gefahr, größer als das Risiko einer kleinen Revolte; die würden wir niederschlagen und dann wäre, wie nach dem großen Aberlaß von 1525, Ruhe im Land. So könnte Jemand rechnen. Nach meiner Ueberzeugung würde er sich verrechnen. Die

Ruhe käme nicht, es sei denn, daß sich das deutsche Volk an jener Operation verblutete. Was kommen würde, wäre tödtlicher Haß, der, lange angesammelt, sich endlich entlände, wie er sich vor hundert Jahren in Frankreich entlud.

Daß wir von solcher Explosion verschont geblieben sind, daß sich die Umbildung des Staates und der Gesellschaft im Ganzen in allmählicher, friedlicher Entwicklung vollzogen hat, Das verdanken wir wesentlich der Denk- und Glaubensfreiheit, die mit dem Wesen des Protestantismus so eng verwachsen ist, daß sie unser ganzes geschichtliches Leben durchdringt. Der Katholizismus begünstigt im Staatswesen wie in der Kirche die harte, starre Form, der Protestantismus führt zu einer elastischeren Konstitution. In den römisch-katholischen und romanischen Ländern geschehen die Umformungen durch Revolutionen, in den protestantisch-germanischen durch Reformen. In Deutschland haben die Universitäten an dieser Biegsamkeit und Elastizität der Ordnungen, an der Ständigkeit der Entwicklung, einen nicht zu unterschätzenden Antheil; und Das wäre die Rehrseite zu jener Betrachtung am Anfang. Die Universitäten haben bei uns von jeher Dem, was kommen wollte, den Weg bereitet, sie führten es zuerst in die Welt der Gedanken ein; indem es hier hin und her gewendet und von allen Seiten beleuchtet und betrachtet wurde, gewann es die Form der Möglichkeit; und kam dann der Mann der That, so fand er die Gemüthler vorbereitet.

Und nun sollten wir von unserem geschichtlichen Lebensprinzip abfallen? Nun sollten wir die Lehre des Jesuitenordens als der Weisheit letzten Schluß anerkennen: die freie Kritik ist die Wurzel alles Uebels? Nun sollte das Centrum dem Deutschen Reich seine Gesetze schreiben? Muß Das über uns kommen?

Es muß nicht. Aber dem Anschein nach wird es kommen. Es wird nicht das Letzte Kapitel in der Geschichte des deutschen Volkes bleiben, aber es scheint das nächste zu sein. Die auf dieser Bahn vorwärts drängenden Elemente sind schwach, so schwach, wie sie im deutschen Volke vielleicht noch niemals gewesen sind, im Reichstag und außerhalb. Der herrschende Instinkt der Zeit ist, um mit Nießche zu reden, der ein guter Deuter, aber nicht ein guter Leiter der Zeit ist, der Wille zur Macht. Der Wille zur Freiheit und zum Recht, der um die Mitte des Jahrhunderts kulminirte, so daß darüber die andere Seite: daß politische Fragen nicht bloß Rechtsfragen sind, fast ganz aus dem Gesichtskreis geschwunden war und Professoren und Kreisrichter die Politik des deutschen Volkes besorgen sollten, dieser altgermanische Wille zur Freiheit ist seit Langem im Niedergang. Der Wille zur Macht aber ist immer bereit, niederzutreten, was widersteht. Es bleibt doch eine unerfreuliche Thatsache, daß das erste Jahrzehnt des neuen Deutschen Reiches durch die Kulturkampf- und die Sozialistengeetzgebung die Charakterisirung seiner inneren



Politik erhält. Widerstrebende Tendenzen tot machen, Das war doch die eigentliche Meinung beider Gesetzgebungen. Sie sind geboren aus der Anschauung vom Recht, die dem Willen zur Macht gemäß ist: Recht ist, was die Inhaber der Staatsgewalt dafür erklären. Es ist nicht eine neue Auffassung, Plato kennt sie schon: Recht ist, was dem Stärkeren zusagt. Es ist nicht seine eigene Ansicht, es ist die Ansicht, die nach seiner Darstellung die Volksführer der Zeit, die Sophisten und Volksverderber, dem athenischen Volk beigebracht hatten, um nun die „Klinke der Gesetzgebung“, den Mehrheitbeschuß der Volksversammlung, in die Hände zu bekommen. Kann die Volksversammlung nicht durch ihren Beschluß zum Recht machen was sie will? Hat sie nicht die souveraine Gewalt? und was wäre diese, wenn sie nicht das Recht hätte, durch ihren Beschluß zum Recht zu machen, was sie will?

Das Centrum hat eine Zeit erlebt, wo es dieser Anschauung vom Wesen des Rechtes widersprach; man nannte Das die Lehre von der Staatsomnipotenz und führte sie auf den großen Sophisten und Volksverderber Hegel zurück. Aber die Zeiten sind andere geworden. Das Centrum hat aufgehört, die Partei der Verfolgten zu sein. So lange es Das war, liebte es, sich als die Partei „für Freiheit, Wahrheit und Recht“ darzustellen. Das Symbolum wird es weiter führen; in der That aber herrscht in ihm der Wille zur Macht, und vielleicht ist damit denn doch nur sein inneres Wesen zum Durchbruch gekommen. Im Grunde war die Achtung vor Andersdenkenden, welche die Grundlage auch der Anerkennung ihres Rechtes ist, niemals die starke Seite des römischen Katholizismus. Und so wäre denn das Umsturzgesetz, durch das Centrum zurecht gemacht und durchgebracht, auch ein Triumph der Wahrheit: es käme damit ans Licht, was drinnen ist.

Oder wird das Centrum noch vor seinem eigenen Werk erschrecken? Wird ihm die Erinnerung kommen an die Zeit, wo man die Auflösung der Orden damit motivirte, daß ihre Grundsätze über Ehe und Eigenthum mit den Grundlagen der Gesellschaft unverträglich seien? Wird sich ihm die germanische Seele gegen die römische regen? Denn es hat wohl allerdings zwei Seelen in der Brust. Ich wünschte, es hoffen zu dürfen, aber ich zweifle daran. Der Wille zur Macht wird zu stark sein. Und -- Rache ist süß. Haben die liberalen Professoren in den siebenziger Jahren uns verfolgt, warum sollten wir jetzt, wo sich Fortunas Rad gedreht und uns oben auf gebracht hat, ihnen nicht Gleiches thun? Geschieht es doch zugleich im Dienst der guten Sache, der Kirche und der Wahrheit. Also fort mit den Bedenken! Strecket Euch nach Dem, was voran ist! Und ein zur Schadenfreude geneigter Dritter möchte sagen: Geschieht den Professoren ganz Recht. Haben sie zum Kulturkampf geschürt und über das Jesuitengesetz gejubelt, so ist es Recht, daß ihnen jetzt von den Freunden der Jesuiten

der Scheiterhaufe gebaut wird. Es wäre wahrlich eine vernichtende Ironie der Geschichte, wenn das Centrum als Preis für seine Zustimmung zum Umsturzgesetz jest die Zurückberufung der Jesuiten und die Auslieferung der Professoren durchsetzte.

Ober wird die Regierung sich doch weigern, diesen Preis zu zahlen? Herr Nieberding sagte es. Aber — es muß doch „Etwas geschehen“.

Ober wird etwas Ähnliches sich zutragen wie einst beim Zedlitzschen Schulgesetz?

\* \* \*

Mein Schreiben ist lang geworden, fast zu einer Abhandlung. Wess' das Herz voll ist, Dess' geht der Mund über. Ich kann dieses Schreiben nicht schließen, ohne auf die trübsägigen Aspekten der Gegenwart noch einen Lichtstrahl fallen zu lassen. Mir will es vorkommen, als ob schon am Horizont eine neue Richtung eben aufzudämmern beginnt. Noch ist der Wille zur Macht die herrschende Grundstimmung, im Reichstag und außerhalb. Aber bei der gebildeten Jugend beginnt sich ein neuer Idealismus zu regen, neue Ideen von Freiheit und Recht, von der Wohlfahrt und Herrlichkeit des deutschen Volkes. Und je rücksichtsloser der Wille zur Macht sich durchsetzt, um so schneller werden diese Ideen wachsen und Kraft gewinnen. Das Alter liebt den Nuyen, sagt Aristoteles, und die Ruhe dazu; die Jugend liebt die Wahrheit und die Freiheit und den Kampf um hohe Güter. Plus ultra ist ihr Symbol.

Noch hat es die Regierung in der Hand, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Wenn sie, statt im Interesse reaktionärer und kapitalistischer Gelüste auf die Zurückdrängung unbequemer Gedanken auszugehen, vielmehr allen guten Willen daran setze, den aufsteigenden Kräften der unteren Schichten freie Bahn zu schaffen, und wenn sie zugleich Wege fände, dem deutschen Volk, dem längst die Grenzen des Landes zu eng werden, neuen Raum auf der Erde zu schaffen, dann würde sie unwiderstehlich sein. Freilich, ein Umsturzgesetz ist leichter gemacht. Das Schöne ist schwer.

Dixi et salvavi animam meam.

Ihr sehr ergebener

Professor Dr. Friedrich Paulsen.





## Naturwissenschaft und Ethik.

Die beiden Punkte, über die heutzutage die Befenner der verschiedensten Weltanschauungen, theologischer und antitheologischer, die Verschiedenheit ihrer Ansichten am Wenigsten scharf betonen, sind: der allgemeine Inhalt des Sittengesetzes und die Art der Gefühle, die ihm entgegengebracht werden sollen. Daß es alle Ehrfurcht verdient; daß es in seinen Hauptgrundsätzen unveränderlich und ewig ist; daß es unsere demüthige Unterwerfung fordert; daß wir ihm nicht nur Gehorsam, sondern auch Liebe schulden --: Das sind Gemeinplätze, in deren Verkündung die Prediger aller Schulen mit einander wetteifern. Und sie haben sicher Recht. Die Sittlichkeit ist mehr als ein bloßes Gesetzbuch, als ein catalogue raisonné von Dingen, die man thun und die man lassen soll. Verhielte es sich anders, so hätten wir in etwas Bedeutsamerem als der bloßen gebräuchlichen Sprache der Anfeuerung Wandlungen vorzunehmen. Die alten Ideale der Welt wären auszurotten und keine neuen könnten an ihrer Stelle emporkwachsen und blühen; der Boden, auf dem sie einst erwachsen waren, müßte sterilisirt werden und die Redewendungen, die Das ausgedrückt haben, was bis jetzt für das Beste und Edelste im Menschenleben gegolten hat, ja, die Worte „das Beste“ und „das Edelste“ selbst, würden zu etwas so Thörichtem und Bedeutunglosem werden wie die Zauberformel eines vergessenen Aberglaubens.

So geläufig uns diese Einmüthigkeit erscheint, so ist sie doch sicherlich sehr bedeutsam. Und sie ist um so bedeutsamer, weil sie nur in Bezug auf die letzten Schlüsse besteht und daneben begleitet ist von den kräftigsten Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Voraussetzungen, auf die diese Schlüsse zu gründen sind. Nur die Gewohnheit hat uns gegen die seltsame Thatsache blind machen können, daß Derjenige, welcher der Meinung ist, die Sittlichkeit gründe sich auf aprioristische Grundsätze, und Derjenige, welcher sie auf Gebote eines Gottes gründet, also der Mystiker und der Anhänger der Entwicklungslehre, darin mit einander nahezu übereinstimmen, was die Sittlichkeit lehrt und welche Gefühle ihren Lehren entgegenzubringen sind.

Ich will an dieser Stelle nicht die wissenschaftliche Ethik einer Prüfung unterziehen und eine Antwort auf die Anschulddigung zu finden suchen, die diese verdächtige Meinungsharmonie zwischen den verschiedenen ethischen Schulen wohl nahe legt, daß sie nämlich in ihren Spekulationen die landläufige Sittlichkeit als gegeben vorausgesetzt und ihre Beweise auf ihre Schlüsse, statt ihre Schlüsse auf ihre Beweise, zugeschnitten haben. Ich möchte vielmehr das Augenmerk auf gewisse Fragen über den Ursprung der ethischen Systeme lenken, nicht auf ihre Rechtfertigung; auf die Naturgeschichte der Moral, nicht auf die Moralphilosophie; auf die Stelle, die das Sitten-

gesetz in der allgemeinen Kette von Ursachen und Wirkungen einnimmt, nicht auf die Art seines Anspruches auf bedingungslosen Gehorsam bei den Menschen. Manche Leute sind allerdings der Ansicht, diese beiden Gruppen von Fragen seien nicht nur verwandt, sondern identisch; die Geltungskraft eines Gebotes hänge nur von der Quelle ab, der es entspringe; die Hauptaufgabe des Moralphilosophen bestehe darin, die Art und Autorität dieser Quelle aufzuspüren. Ich will hier nur zwei Sätze niederschreiben, die Angriffen weniger ausgesetzt sind: erstens, daß praktisch, wie die Menschen nun einmal sind, kein Moralkodex Etwas erreichen kann, der nicht in Denen, die ihm gehorchen sollen, Gefühle der Ehrwürdigkeit zu wecken vermag, und zweitens, daß praktisch die Fähigkeit eines Moralkodex, dieses oder ein anderes erhabenes Gefühl zu erregen, nicht ganz unabhängig von der Quelle sein kann, aus der er seinen Anhängern als abgeleitet gilt.

Was ist nun nach der naturwissenschaftlichen Anschauung der Ursprung des allgemein angenommenen Moralgesetzes und eines jeden anderen etwa möglichen? Welche Stellung nimmt es ein in dem großen Reize von wechselseitig abhängigen Erscheinungen, das das erkennbare „All“ nach dieser Anschauungsweise bildet? Die Antwort liegt auf der Hand. Da das Leben nur eine unbedeutende Episode in der Geschichte des Universums ist, da das Gefühl nur das Attribut eines kleinen Bruchtheils der Dinge ist, die leben, so finden sich moralische Gefühle und die Vorstellung von moralischen Lebensregeln nur bei einer verschwindenden Minderheit fühlender Dinge. Sie gehören sozusagen nicht zu den Nothwendigkeiten der Natur, und der Raum, der ihnen als Wohnung zugemessen ist, ist nicht groß. Wenn sie morgen verschwänden, so würde die große Maschine sich ohne bemerkenswerthe Abweichung weiter bewegen. Ein paar hoch entwickelte Säugethiere, und das hauptsächlichste unter ihnen, der Mensch, würden Instinkte und Meinungen verlieren, die sich im Kampfe ums Dasein als besonders werthvoll erwiesen haben, und wenn nicht im Kampfe zwischen den Einzelnen, so doch zum Wenigsten im Kampfe zwischen Stämmen und Arten. Aber mögen wir es auch noch so hoch schätzen, wir können nicht mehr sagen, als daß eine starke Verminderung des menschlichen Glückes stattfinden, daß die Civilisation schwierig oder unmöglich werden würde, ja, daß die „höheren“ Rassen sogar unterliegen und verschwinden würden.

Das sind Ermägungen, die den „höheren“ Rassen selbst vielleicht nicht unwichtig erscheinen, wie bedeutungslos sie auch für das All als Ganzes sind. Aber es ist bemerkenswerth, daß man ganz das Selbe mit gleicher oder noch größerer Sicherheit von allen Strebungen des Körpers und von vielen der gemeinsten Formen des Wunsches und des Ehrgeizes sagen kann. Ueber die meisten Vorgänge, mit deren Hilfe das Bewußtsein und das Leben im

Einzelnen erhalten und in der Rasse fortgepflanzt werden, werden wir niemals gefragt; über ihre innere Eigenart wissen wir zum größten Theile einfach nichts und wir haben sie in keinem Falle mit mehr als etwa aufgeklärter Neugier zu betrachten. Aber in den wenigen vereinzeltten Fällen, in denen unsere Mitwirkung nothwendig ist, wird sie gewonnen durch den Reiz, den Appetit und Ekel, Lust und Schmerz, Instinkt, Vernunft und Sittlichkeit darbieten. Und auf Grund der naturwissenschaftlichen Annahme ist es schwer, einzusehen, woraus einer dieser Naturtriebe eine Würde oder besondere Beachtung für sich ableiten könnte, an der nicht zugleich auch alle anderen Antheil haben; warum also die Sittlichkeit höher stehen sollte als ein Appetit, die Vernunft höher als die Lust.

Man kann darauf vielleicht antworten, daß die Gefühle, mit denen wir eine Gruppe von Handlungen oder von Beweggründen zu betrachten belieben, keiner besonderen Rechtfertigung bedürfen, daß man diese Dinge so wenig erörtern kann wie andere Geschmacksfragen und daß thatsächlich Diejenigen, die den Menschen und das All streng naturwissenschaftlich anschauen, der „Majestät des Sittengesetzes“ ihre Ehrfurcht oft am lautesten und am Aufrichtigsten zollen. Das ist sicher vollkommen richtig. Nur trifft es nicht die eigentliche Schwierigkeit. Ich will nicht bestreiten, daß Vertreter aller Schattirungen philosophischer und theologischer Anschauungen häufig derartige Gefühle hegen. Wir kommt es vielmehr darauf an, daß bei den Vertretern der naturwissenschaftlichen Anschauung das Gefühl und diese Anschauung in Widerspruch stehen und daß das Gefühl, das so gewaltsam und unnatürlich mit jener Anschauung verknüpft wird, um so sicherer sich abstumpfen und erlöschen muß, je klarer jene Anschauung angenommen, je stärker der Geist mit ihrer wesentlichen Lehre gesättigt wird.

Denn von dem biologischen Standpunkt giebt es wohl nicht nur keinen Grund, aus dem man einen Unterschied zu Gunsten eines physiologischen oder psychologischen Vorganges ableiten könnte, der dem Einzelnen oder der Rasse nützlich wäre; von ihm aus müssen wir nicht nur die rohesten Gelüste, die berechnendste Selbstsucht und den aufopferndsten Heldenmuth als ähnlichen Quellen entsprungen und für ähnliche Zwecke entwickelt betrachten; sondern vor Allem ist von ihm aus nicht zu bezweifeln, daß die erhabenen Gefühle, die sich mit dem Pflichtbegriff, dem Begriff der Aufopferung, verbinden, nur ein Kunstgriff der Natur sind, um uns zur Vollbringung selbstloser Handlungen zu verleiten. Die Arbeitameise verbringt ihr Leben in der Plage für die Nachkommenschaft anderer Ameisen mit mehr als mütterlicher Ergebenheit und sie thut damit Recht, wenn anders die Ameisengattung die Erhaltung verdient. Der Instinkt, der ererbte Trieb, einer gewissen Bahn ohne entwickeltes Bewußtsein ihres letzten Zieles zu folgen, ist hier das Mittel,

das sich die Natur zur Erreichung ihrer Zwecke auserwählt hat. Da der Mensch aber ein denkendes Lebewesen ist, so sind dehnbarere, wenn auch weniger bestimmte Mittel bei ihm anzuwenden. Spricht das Gewissen, wenn es uns befiehlt, Etwas zu thun oder zu unterlassen, mit einer Autorität, von der es keine Berufung giebt? Kollt unser Blut schneller bei dem Bericht einer Großthat? Ringen uns Muth und Selbstbeziehung leidenschaftliche Theilnahme ab und fordern sie uns, wenn auch vergebens, zu langsamer Nachahmung auf? Zieht Das, was edel ist, sogar das Unedelste an und stößt das Gemeine selbst das Gemeinste ab? Ja, haben denn die Worte „edel“ und „gemein“ für uns überhaupt einen Sinn? Wenn Dem so ist, so kommt Das nicht von einer wesentlichen und unveränderlichen Eigenschaft der Handlungen selbst, sondern weil in dem Kampf ums Dasein die selbstlosen Tugenden ein Vortheil sind für die Familie, den Stamm, das Volk, aber nicht immer ein Vortheil für den Einzelnen. So geschieht es, daß der Mensch reich begabt mit einer Erbschaft selbst erhaltender Instinkte und Neigungen auf die Welt kommt, die seine Vorfahren erworben haben, aber arm an eingeborener Neigung zur Selbstlosigkeit, die nöthig ist zur Wohlfahrt der Gesellschaft, in der er lebt. Weil die ursprünglichen Triebe in anderer Weise bis zu dem Grade, daß der Gesammtheit ein Nutzen entsteht, durch die später entstandenen nicht zu verdrängen sind, empfiehlt die Natur, die unserem Glück, unserer Sittlichkeit, gleichgiltig gegenübersteht, aber an unserem Ueberdauern Antheil nimmt, die selbstlose Tugend uns für unser Handeln, indem sie sie mit all dem Glanze schmückt, den die besonders sittlichen Gefühle allein zu schaffen vermögen. Könnten wir uns die Zeitfolge der Entwicklung umgekehrt denken, wären Muth und Entschlossenheit die Eigenschaften gewesen, die man zuerst gebraucht hätte, die sich zuerst entwickelt hätten und in Folge dessen, dem Organismus unserer Vorfahren am Tiefsten eingepflanzt gewesen wären, während Selbstsucht, Feigheit, Genußsucht und Wollust Triebe darstellten, die erst auf einer späteren Stufe der leiblichen und geistigen Entwicklung nöthig geworden wären, — so würden wir zweifellos die „erhabenen“ Gefühle, die sich jetzt um die erste Gruppe von Eigenschaften hängen, ohne Aenderung oder Verbesserung auf die zweite übertragen sehen. Der Prediger würde seine Beredsamkeit darauf verwenden, uns vor allzu wohllichem Schwelgen in Thaten der Selbstopferung zu warnen, zu denen uns gleich der Arbeitsweise der ererbte Instinkte triebe, und er würde uns ermahnen, die Handlungen zu verrichten und die Gewohnheiten zu pflegen, die zu unterlassen für uns leider jetzt nur allzu schwierig ist.

Kant verglich, wie allbekannt ist, das Sittengesetz dem Sternenhimmel und fand sie beide erhaben. Nach der naturwissenschaftlichen Auffassung wäre es dem Zweck entsprechender, sie den schützenden Decken auf dem Rücken des

Käfers zu vergleichen und sie beide sinnreich zu finden. Aber wie soll die „Schönheit der Heiligkeit“ ihren Glanz in den Köpfen Derer behalten, die so viel von ihrer Abkunft wissen? Allen Theorien zum Trotz wird der Mensch — auch der Gebildete — lange sich die Gefühle unverletzt erhalten, die er in den Jahren, wo er für Eindrücke am Empfänglichsten ist, von Denen gelernt hat, die er am Meisten liebt. Aber wenn ihm das Gewissen als höchster Richter vorgeführt, wenn ihn die ernste Majestät der Pflicht gelehrt wird und zugleich damit der Satz, diese Gefühle und Anschauungen seien einzig Belege für jene zusammengesetzten Kunstgriffe, die, zum Theil gemein und zum Theil abstoßend, durch die Formen gebenden Mächte der Auslese und Ausscheidung in den physischen oder sozialen Organismus hineingearbeitet worden seien, so wird sicherlich die Wirksamkeit dieses Sittlichkeitsunterrichtes in weitem Maße vernichtet werden und der Widerspruch zwischen dem ethischen Gefühl und der naturwissenschaftlichen Theorie wird auffallend und verwirrend bleiben, ein beharrlicher Stein des Anstoßes für Jeden, der versucht, die kahlen Erklärungen der Biologie und die erhabenen Ansprüche der Ethik zu einer Weltanschauung zu vereinigen.

Leider ist es unmöglich, in diesem Zusammenhange die Beziehung auf die Probleme, die sich an die abgedroffene Erörterung des Determinismus und der Willensfreiheit anschließen, ganz zu unterlassen. Aber meine Bemerkungen sollen kurz und so wenig ermüdend wie möglich sein.

Ich habe es hier nicht mit der Wahrheit oder Unwahrheit der beiden einander entgegenstehenden Theorien zu thun. Es genügt, daran zu erinnern, daß nach der naturwissenschaftlichen Auffassung die Willensfreiheit mindestens eine Ungereimtheit ist und daß ihre Vertreter der Ansicht sein müssen, daß jede Entscheidung, zu der die Menschheit kam, und jede dieser Entscheidung folgende Handlung, die sie vollbrachte, in die Menge und Vertheilung der verschiedenen Stoffformen und Kraftformen vor der Entstehung des Sonnensystems stillschweigend eingeschlossen gewesen seien. Thatsächlich bleibt kein Zweifel daran, daß jeder Einzelne, während er zwischen zwei Pfaden schwankt, unvermeidlich unter dem Eindruck ist, es stehe ihm frei, welchen von beiden er einschlagen wolle, daß es von ihm selbst und allein von ihm abhängt, — von ihm als geschieden von seinem Charakter, seinen Wünschen, seiner Umgebung, seiner Vergangenheit —, welche gegebene Möglichkeit er wählen will. Für diese sonderbare Täuschung ist meines Wissens noch keine Erklärung vorgeschlagen worden. Mit einigem Mißtrauen wage ich als Theorie, die vor der Hand vielleicht den wissenschaftlichen Zwecken genügen wird, Folgendes vorzuschlagen. Vielleicht geht die Erscheinung auf die selbe Ursache zurück wie so viele andere wohlthätige Seltsamkeiten der organischen Welt: auf die natürliche Auslese. Für ein Lebewesen ohne Selbstbewußtsein würde das Gefühl der Freiheit offenbar

unnötig fein, wenn nicht sogar ohne jeden Sinn. Aber sobald sich das Selbstbewußtsein entwickelt, sobald der Mensch anfängt, über sich und die Welt, in der er lebt, nachzudenken, wie roh und unvollkommen es auch sein mag, werden die Erwägung, der Wille und das Gefühl der Verantwortlichkeit auch Räder in der gewöhnlichen Maschine, die gattungerhaltende Handlungen erzeugt. Und da diese psychologischen Zustände, wenn sie von dem unmittelbaren Bewußtsein begleitet wären, sie seien durch ihre Vorbedingungen eben so streng bestimmt wie andere Folgen durch andere Ursachen, abgeschwächt oder aufgehoben würden, so schreitet die wohlthätige Natur ein und macht das Bewußtsein mittels eines auslesenden Gemetzels praktisch unmöglich. Das Schauspiel, daß die ganze Menschheit unter der Täuschung leidet, sie sei in ihren Entschließungen frei, während sie thatsächlich völlig unfrei ist, müßte einem höher stehenden Beobachter außerordentlich lächerlich vorkommen, — wenn es nach der naturwissenschaftlichen Anschauung möglich wäre, daß es solche Beobachter gäbe. Und diese Komödie müßte durch das Gebahren der kleinen Schule von Philosophen, die sich darüber ganz klar sind, daß Freiheit als abstrakte Wahrheit eine Ungereimtheit ist, und die doch in Augenblicken des Schwankens und der Ueberlegung dem gewöhnlichen Irrthum verfallen, als wären sie Wilde oder Idealisten, nur noch außerordentlich gewinnen und höher steigen.

Die Wurzeln eines so unausrottbaren Aberglaubens müssen tief in dem Grundbau des ererbten Organismus liegen und müssen, wenn sie es auch jetzt nicht mehr sind, doch bei der ersten Dämmerung des Selbstbewußtseins wesentlich für die Wohlfahrt der Rasse gewesen sein, die sie hegte. Vielleicht wird man da einwenden, daß Das uns nöthigt, der Zeit, in der das Bewußtsein wach wurde, Ideen zuzusprechen, die sich nachweislich erst spät entwickelt haben, und daß der primitive Mensch, da er nichts von „unausbleiblichen Folgen“ und dem allgemeinen Kausalgesetz wußte, auch in keiner Weise im Kampf ums Dasein durch die Erkenntniß beschwert werden konnte, daß er und seine Thaten genau in dem selben Maße durch ihre Voraussetzungen bestimmt waren wie Stöcke und Steine. Natürlich sind derlei Ideen in irgend welcher förmlichen oder philosophischen Gestalt dem Denken des Wilden eben so fremd wie die Differentialrechnung. Trotzdem ist es kaum zu leugnen, daß das Gefühl der Freiheit in einer oder der anderen Gestalt stillschweigend in seinem Bewußtsein vorhanden sein muß, da sein Fetischdienst in weitem Maße darin besteht, daß er unbeseelten Gegenständen die Selbstbestimmung zuschreibt, die er in sich findet. Es ist eben so sicher, daß das Gefühl, nicht gerade des Zwanges, aber der Unvermeidlichkeit bei einem Akte des Wählens, den Wilden gerade so beschweren würde wie seinen civilisirteren Nachkommen und daß es die selbe sittliche Beeinträchtigung schaffen würde, die der Determinismus erzeugen soll.



Hierbei möchte ich gern jeden Anschein der Uebertreibung vermeiden, die wohl manchmal die Erörterung dieses Punktes gekennzeichnet hat. In der Theorie ist allerdings nichts, was den Kern des Sittengesetzes zu verändern brauchte. Was die Pflicht vorschreibt oder die „praktische Vernunft“ empfiehlt, ist in gleichem Maße vorgeschrieben und empfohlen, mögen nun unsere thatsächlichen Entschliefungen unwiderrusslich an eine Kausalkette gebunden sein, die in ununterbrochener Folge zurückreicht in eine grenzenlose Vergangenheit, oder nicht. Auf die Lehre von der Willensunfreiheit ist auch sicherlich kein triftiger Einwand gegen einen guten Vorsatz oder gegen tugendhaftes Streben zu gründen. Ganz sicher handelt, wer gute Vorsätze faßt oder tugendhaftes Streben äußert, (nach der deterministischen Theorie) so, weil er nicht anders kann. Aber trotzdem können diese inneren Vorgänge unter den Bedingungen, die schließlich sittliche Handlungen erzeugen, eine wichtige Rolle spielen. Bei einigen der größten religiösen und nicht religiösen Männer der That findet sich eine fatalistische Geistesanlage, und doch schwächt bei ihnen das Gefühl, alles Geschehende sei vorbestimmt, in keiner Weise die Willenskraft, sondern giebt dem Muth nur noch einen besonderen Ton. Gleichwohl bleibt die Thatsache bestehen, daß die dauernde Vorstellung der Lehre, daß die willkürlichen Entscheidungen eben so vollständig durch äußere und (wenn man nur weit genug zurückgreift) materielle Bedingungen bestimmt seien wie die unwillkürlichen, mit dem Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit unvereinbar ist und daß mit dem Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit der sittliche Wille unauflösllich verbunden ist. Ja, — noch mehr. Es mag bedeutungslos scheinen, daß der Determinismus es zur völligen Ungereimtheit macht, rechtschaffene Entrüstung über die Schlechtigkeit anderer Menschen zu fühlen. Aber es kann nicht ganz bedeutungslos sein, daß er die rechtschaffene Entrüstung über unsere eigene Schlechtigkeit eben so zur Ungereimtheit macht. Selbstverachtung, Reue, Gewissensbisse und die ganze Reihe verwandter Gefühle sind thatsächlich so nützlich für die Förderung der Tugend, daß es schade ist, sie mit einem Schlage aller Begründung beraubt und, wenn sie überhaupt noch überleben sollen, in die Stellung lebenswürdiger, aber thörichterer Schwachheiten herabgedrückt zu sehen. Ueberdies ist es klar, daß diese Gefühle, wenn sie fallen müssen, nicht allein fallen werden. Was wird aus der sittlichen Bewunderung? Der Tugendreiche wird allerdings auch weiterhin Bewunderung von einer gewissen Art verdienen und erhalten, nämlich solche, wie wir sie billig einer gutgebauten Maschine spenden. Aber dieses Gefühl ist sehr verschieden von dem, das heute der Held oder der Heilige erweckt, und es ist darum sehr zu fürchten, daß wenigstens auf dem Gebiete der höheren Gefühle die Welt durch die wirkungsvolle Ausbreitung gesunder naturwissenschaftlicher Lehren sehr beträchtlich verarmen wird.

Ohne Frage wird dieser Widerstreit zwischen einer Weltanschauung, welche die geistige Zustimmung gewinnt, und den Gefühlen, die ihre Wurzel und ihre Rechtfertigung in Ueberzeugungen haben, die die Ueberlegung verwirrt, in weitem Maße durch eine werthvolle Eigenschaft gemildert, deren sich die Menschenrasse erfreut, nämlich durch die Fähigkeit, die logischen Folgerungen der eigenen angenommenen Theorien nicht zu beachten. Schüfe das abstrakte Denken, das solche Theorien erinnet, immer eine ihnen entsprechende Praxis, so würde die natürliche Auslese längst alle Diejenigen getödtet haben, die abstraktes Denken befähigen. Trotzdem schafft der dauernde Widerspruch zwischen Dem, was für wahr gilt, und Dem, was als edel und gut empfunden wird, nicht nur ein Gefühl sittlicher Unruhe im Einzelnen, sondern macht es für uns auch unmöglich, uns dem Schlusse zu entziehen, daß die Anschauung, die zu derartigen Ergebnissen führt, einigermaßen unpassend ist „für Wesen wie wir nun einmal sind und in einer Welt, wie die unsere nun einmal ist.“

Somit giebt es einen Widerstreit zwischen den Gefühlen, die an die Sittlichkeit gebunden sind, und dem naturwissenschaftlichen Wissen, von ihrem Ursprung, und es bleibt die Frage: welche Beziehung auf die Ethik oder genauer auf die sittliche Einbildungskraft besitzt die Ausbreitung naturwissenschaftlicher Kenntniß hinsichtlich der Endergebnisse menschlichen Strebens? Das ist offenbar keine Frage von geringer, untergeordneter Bedeutung. Daß die sittlichen Ziele unter einander in Einklang stehen und angemessen seien: diese Forderungen scheinen mir nicht nur berechtigt, sondern sie werden auch sicher, mögen sie nun berechtigt sein oder nicht, gestellt werden. Läßt sich nach der naturwissenschaftlichen Auffassung, auch nur das Eine oder das Andere behaupten?

Die Frage nach dem Im-Einklang-Stehen wird je nach der ethischen Theorie, die Jemand vertritt, verschieden beantwortet werden. Ich persönlich beantworte sie verneinend, weil ich mit Anderen der Meinung bin, daß „verständige Selbstsucht“ eine berechtigte, obgleich sicher untergeordnete Stellung unter den ethischen Zielen hat, daß sie thatsächlich eine Tugend ist, die mit Dem, was man gewöhnlich Selbstsucht nennt, sich nicht einmal verträgt, und daß die Gesellschaft nicht am Ueberfluß an ihr, sondern am Mangel an ihr leidet. Somit kann, ehe nicht die Welt ganz beträchtlich anders geworden ist, ein vollständiger Einklang zwischen Altruismus und Egoismus, zwischen dem Streben nach dem höchsten eigenen Glücke und nach dem höchsten Glück Anderer, nicht hergestellt werden durch eine Anschauung, die da leugnet, die hier gethanen Handlungen und der in diesem Leben gewonnene Charakter könnten in ein anderes Leben hinüberfließen und dort eine Vereinigung und wechselseitige Anpassung der widerstreitenden Grundsätze ermöglichen, die hier

nicht immer möglich ist. Außerdem wäre für Die, die (meiner Meinung nach mit Unrecht) der Ansicht sind, daß „das größte Glück der größten Zahl“ das rechte Handlungsziel ist und daß thatsächlich Jeder nur sein eigenes Glück sucht, ein Himmel und eine Hölle, die verbürgen, daß Kapital und Zins sich auch wirklich in Uebereinstimmung befinden, fast eine Nothwendigkeit. In keiner anderen Weise, weder durch Erziehung, öffentliche Meinung, noch durch das positive Gesetz, ist ein sicherer Einklang zwischen Dem zu schaffen, was der Mensch nach der Veranlagung seines Willens thun muß, und Dem, was er nach den Rathschlägen seines Gewissens thun sollte. Andererseits ist anzuerkennen, daß die Ethiker, die der Meinung sind, „altruistische“ Zwecke allein verdienen den Namen moralisch, und der Mensch sei fähig, sie ohne selbstsüchtige Beweggründe zu erstreben, keines künftigen Lebens zur Ergänzung ihres praktischen Systems bedürfen. Aber auch sie würden wohl gern mit ihren Mitmenschen zugestehen, daß eine Vergleichung der Glücksvertheilung mit der Tugendvertheilung für das sittliche Gefühl etwas Widersprechendes hat und daß bis jetzt noch keine bessere Lösung der Schwierigkeit vorgeschlagen worden ist als die, welche ein System künftiger Belohnung und Bestrafung bietet.

Ich wollte ein paar Punkte, die sich in Verbindung mit diesem Theile des Gegenstandes naturgemäß darbieten, einfach aufzeigen. Ich gehe nun zu dem interessanteren Problem über, das die zweite Frage aufwirft: wie steht es mit dem Gefühlswerth der Ziele, welche die naturwissenschaftliche Ethik aufstellt? Um diesen volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, will ich annehmen, daß wir es mit einem ethischen System zu thun haben, das diese Ziele besonders hochstellt, so reichlich es auch sonst all Das enthalten mag, was diese Ziele nach der naturwissenschaftlichen Anschauung zu fassen vermögen. Ich benutze also als Beispiel keine engherzige oder selbstsüchtige Theorie, sondern will annehmen, daß wir das allumschließende Ziel, das die Sittlichkeit dem menschlichen Streben vorstellt, in seiner Fülle in der Vollkommenheit, in dem Glück aller fühlenden Wesen finden, das in seiner weiten Ausdehnung alles Unbedeutendere einschließt. Gibt Das uns Alles, was wir brauchen, um unsere sittliche Einbildungskraft zu befriedigen; oder gibt es uns Das nicht? Gibt es uns ein ideales Ziel, das nicht nur groß genug ist, um unsere Thatkraft zu erschöpfen, sondern auch um unserer Sehnsucht zu genügen, oder gibt sie uns Das nicht?

Auf den ersten Blick mag diese Frage ungereimt scheinen. Das Ziel ist, wie man zugeben muß, ein würdiges; es übersteigt, wie man ebenfalls zugeben muß, unser Können. Die unermüdeten Anstrengungen zahlloser Geschlechter, die langsame Anhäufung ererbter Erfahrung, mag Denjenigen, die in die Entwicklung Optimismus hineinzulegen vermögen, eine schwache Annäherung an das tausendjährige Reich in weit entfernten Tagen verheißen.

Wie können wir, deren Beitrag zu dem großen Ergebnis im besten Falle unbedeutend, im schlechtesten Falle gleich nichts oder schlimmer als nichts sein muß, uns unterfangen, zu meinen, dieses Ziel genüge unseren höchsten Gefühlsbedürfnissen nicht? Der Grund ist einfach: unsere Ideale bilden sich nicht nach dem Maße unserer Handlungen, sondern nach dem Maße unserer Gedanken, und unsere Gedanken über die Welt, in der wir leben, haben unter dem Einfluß der wachsenden Erkenntniß die Tendenz, unsere Schätzung der Wichtigkeit des Menschen beharrlich herabzudrücken, wenn der Mensch nun einmal nur eine Erscheinung neben anderen, ein Naturgegenstand neben anderen ist. Denn was ist der Mensch von diesem Standpunkt aus? Es hat eine Zeit gegeben, wo sein Stamm und dessen Geschicke genügten, um die Thatkraft des weisen Urmenschen zu erschöpfen und seine Einbildungskraft zu umschließen. Er, das besondere Sorgenkind der Gottheiten, das Hauptziel des ihm dienstpflchtigen AUs, er, für den die Sonne schien und der Thau fiel, er leitete seinen Ursprung in der Vergangenheit von göttlichen Vorfahren ab und ließ sich durch göttliche Günst für ein endloses Dasein des Erfolges und des Sieges in der Zukunft bestimmen.

Diese Gedanken stellen keine frühe oder elementare Stufe des menschlichen Denkens dar und doch liegen sie schon weit hinter uns. Die Familie, der Stamm, das Volk, genügen nicht mehr, um unsere Theilnahme aufzusaugen. Der Mensch — in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — erhebt Anspruch auf unsere Aufopferung. Was also ist von ihm zu sagen? So weit uns die Naturwissenschaft Auskunft zu geben vermag, ist der Mensch nicht mehr der letzte Grund des AUs, der dem Himmel entstiegene Erbe aller Zeiten. Sein Dasein ist ein bloßer Zufall, seine Geschichte eine kurze und nicht besonders rühmliche Episode in dem Leben eines geringen Planeten. Noch weiß die Wissenschaft nichts über das Zusammenwirken der Urfacher, die zuerst eine tote organische Zusammensetzung in die lebendigen Vorfahren der Menschheit verwandelt hat. Es genügt, daß aus solchen Anfängern Hunger, Krankheit und wechselseitiges Morden, geeignete Anmen und künftige Beherrscherinnen der Schöpfung, nach unendlichen Mühen nach und nach eine Rasse entwickelt haben, die genug Gewissen hat, um ihre Werthlosigkeit zu erkennen, und genug Verstand, um ihre Unbedeutendheit einzusehen. Wir überblicken die Vergangenheit und sehen, daß ihre Geschichte voll ist von Blut und Thränen, von hilflosem Herumtappen, wilder Empörung, stierer Ruhe und vergeblichem Streben. Wir prüfen die Zukunft und erfahren, daß nach einem Zeitraum, der, mit dem Einzelleben verglichen, allerdings lang ist aber kurz im Vergleich zu den Zeiträumen, die unsere Forschung kennt, die Kraft unseres Systems verbraucht sein wird, der Glanz der Sonne erbleichen wird und die Erde, fluthlos und träge, die Rasse nicht länger dulden wird.

die für einen Augenblick ihre Einsamkeit gestört hat. Der Mensch wird ins Grab steigen und alle seine Gedanken werden zu Grunde gehen. Das unbehagliche Selbstbewußtsein, das in diesem dunklen Winkel für eine kurze Spanne das zufriedene Schweigen des Alls unterbrochen hat, wird wieder Ruhe finden. Mit den „unvergänglichen Denkmalen“ und den „unsterblichen Thaten“, selbst mit dem Tod und mit der Liebe, die stärker ist als der Tod, wird es sein, als wären sie nie gewesen. Und Alles, was ist, wird in Folge all der Mühe, dem Genie, der Aufopferung und dem Leiden, die der Mensch zahllose Geschlechter hindurch im Streben nach allem Möglichen aufgewandt hat, nicht besser und nicht schlechter geworden sein.

Wer sagt, der Kern des Sittengesetzes brauche durch die Veränderung unserer Anschauungen über die Stellung des Menschen im All keinerlei Verschiebung zu erleiden, hat diese Einwände nicht beseitigt. Das ist ja vielleicht wahr, aber es ist völlig bedeutungslos. Wir wünschen, und wünschen dann, wenn wir am Meisten wir selbst sind, am Leidenschaftlichsten, unsere Dienste Dem zu widmen, was allgemein ist, und Dem, was da dauert. Welchen Werth hat es da, sich der Unveränderlichkeit des Sittengesetzes versichert zu halten, wenn dieses Gesetz und die fühlende Welt, in der allein es Bedeutung hat, in gleichem Maße in Zeiträumen, die neben denen, mit welchen der Geolog und der Astronom im Laufe ihrer gewöhnlichen Betrachtungen ruhig rechnen, winzig sind, völlig zu verschwinden bestimmt ist? Gewiß mögen uns gewöhnlichen Menschen in unseren gewöhnlichen Augenblicken Erwägungen wie diese fern zu liegen und wenig zu bedeuten scheinen. In der Hast und dem Lärm des Alltagslebens scheint selbst der Tod, der Tod des Einzelnen, schattenhaft und unwirklich: wie viel Schattenhafter, wie viel weniger wirklich nicht jener fernere, aber nicht weniger gewisse Tod, der eines Tages die Rasse treffen muß! Trotzdem läßt sich der Werth von Anschauungen gerade im Augenblicke der Einker am Besten prüfen, trotzdem kommen sie gerade durch Augenblicke der Einker in lebendige und wirksame Berührung mit unserem thätigen Leben. Darum muß es für uns ein gewisses Gewicht haben, daß, mit je weiterem Blicke wir die Stoffwelt zu überschauen lernen, je klarer wir das wirkliche Verhältniß bemessen, in dem der Mensch und sein Handeln zu dem harmonischen Ganzen steht, unser praktisches Ideal sich um so mehr verzweigt und entkleidet, bis wir die Neigung zu der Frage spüren, ob ein so vergängliches und bedeutungsloses Ereigniß in der allgemeinen Ordnung der Dinge, wie die Schicksale der Menschenrasse es sind, die Sehnsucht und die Gefühle noch befriedigen kann, die groß geworden sind an dem Glauben an das Ewige und Göttliche.

London.

Arthur James Balfour.



## Der Kampf gegen den Anarchismus.\*)

Man behauptet, das Geschwür des Anarchismus könne nur mit Feuer und Schwert geheilt werden. Nun finde ich es gerecht und vernünftig, daß gegen die Anarchisten energische Maßregeln ergriffen werden; was aber in Frankreich und neuerdings auch in Italien geschieht, ist übertrieben und fast eben so impulsiv und nur auf den Moment berechnet wie die Erschießungen, gegen die es sich richtet; derartige Maßregeln müssen schließlich zu neuen Gewaltthaten führen. Ich bin kein Gegner der Todesstrafe, billige ihre Anwendung aber nur an solchen geborenen Verbrechern, deren Leben eine Gefahr für die Oeffentlichkeit ist; ich würde deshalb nicht gezaubert haben, Pini und Ravachol zum Tode zu verurtheilen. Die Todesstrafe sollte aber, auch wenn die besonderen Umstände eines politischen Verbrechens nicht vorliegen, nicht eintreten bei Gelegenheits- und Leidenschafts-Verbrechern, deren seelisches Gleichgewicht gestört ist durch krankhafte Empfindlichkeit für die Leiden des Proletariats, durch ungenügende Bildung oder eigenes Glend, denn diese Individuen sind nicht immer gefährliche Verbrecher. Man muß ferner das jugendliche Alter der Meisten berücksichtigen — Langs war 20 Jahre, Schwabe 23, Caserio 21 — und bedenken, daß in diesem Alter die Kühnheit und der Fanatismus eine Bluth besitzen, die sich später erheblich abkühlt; man sagt in Rußland, es gäbe keinen Ehrenmann, der nicht mit 20 Jahren Nihilist und mit 40 gemäßigt wäre. Auch ist zu bedenken, daß mit den Köpfen nicht zugleich die darin beherbergten Gedanken fallen, daß diese vielmehr durch den Anschein des Märtyrertums ihrer Anhänger gewinnen, während eine sterile Idee von selbst verschwindet. Mit dem Tode des einzelnen Anarchisten verschwindet durchaus nicht die Wahrscheinlichkeit neuer Attentate, denn Fanatiker und Neuropaten werden durch die Hinrichtung gleich Denkender nicht abgejchreckt, sondern gereizt; kaum war Ravachol tot, so gab es für die Massen schon einen Halbgoth Ravachol, und an Stelle der Marfeillaise sang man die Ravachole. Dubois, dem ich diese Angaben entnehme, weist darauf hin, daß die größte Verbreitung des Anarchismus da stattgefunden hat, wo Prozesse und Hinrichtungen von Anarchisten Sensation und damit Propaganda gemacht hatten, so in Rohan, Vienne, Grenet, St. Etienne, Vmes, Bourg; in Jourmies erschien der Anarchismus nach der blutigen Unterdrückung von Arbeitseinstellungen.

In Paris und Barcelona folgten auf die Hinrichtung von Anarchisten neue schlimmere Attentate. Der Tod Carnots ist noch in frischem Gedächtniß; Frankreich verdiente bis zu diesem letzten Attentat sicher nicht den Vorwurf schwächerer Nachsicht den Anarchisten gegenüber, aber dem Crescendo der Strafen entsprach ein Crescendo der Attentate; in England und in der Schweiz aber, wo es keine Ausnahmegefetze gegen die Anarchisten giebt, sind diese machtlos und haben nie ernstlichen Schaden gestiftet. Am Schlagendsten jedoch beweist die neueste Geschichte Rußlands die Nutzlosigkeit von Ausnahmemaßregeln; hier fehlte es nicht an furchtbarer Repression (man denke an das langsame, stumme Sterben in den Bergwerken und Kerker Sibiriens), und doch folgten jeder

\*) Ein Fragment aus Lombrosos Buch „Die Anarchisten“, das in der Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg erscheint.

Bestrafung eines Attentats mehrere andere, noch furchtbarere. Man hatte in Frankreich die Ueberzeugung, mit dem Fallen von sieben Köpfen wäre die Hydra der Anarchie getödtet; in Wirklichkeit dagegen verendete sie nicht unter den Schlägen der Verurtheilungen und der Schande, sondern schöpfte daraus neue Kräfte und produzirte sogar einen besseren Typus ihrer Heroen. Der erste „Heros“ der Anarchie der letzten Jahre war Ravachol, eine typische wilde Verbrechernatur, ein blutdürstiger Raubmörder, eine Bestie in Menschengestalt, der seine scheußlichen Instinkte in seinen politischen Fanatismus übertrug. Nach ihm kam Baillant, der zwar nicht gerade fleckenlos war, aber doch besser als Ravachol er hatte Diebstähle und Betrügereien begangen, aber nie ein Menschenleben angetastet; ihm folgte Henry, ein zersahrener und excentrischer Jüngling, aber vorher völlig unbefcholten und befähigt, durch den Ausdruck seiner tiefen und aufrichtigen Ueberzeugung vor den Geschworenen auch auf die heftigsten Feinde des Anarchismus einen Eindruck zu machen. Den letzten der anarchistischen Mörder, Caserio, der selbst nie ein gemeines Verbrechen begangen hatte, konnte nur die Verblendung des Parteifanatismus zu seiner That führen. Nach einer anderthalbjährigen energischer Unterdrückung findet sich die französische Regierung, ja ganz Europa, vor dem merkwürdigen Ergebniß, daß der Anarchismus, der sich früher aus den Galeerenklaven rekrutirte, heute seine Anhänger bereits unter ehrlichen Leuten findet, die der Fanatismus oder ein übertriebenes Verlangen, die Rolle eines Opfers zu spielen, in den Tod treibt, in der charakteristischen Entschlossenheit der Märtyrernaturen aller früheren Glaubensformen.

Aber Das ist noch nicht Alles; die Anarchisten purifiziren sich nicht nur, sie werden auch kühner; wenn der Gesetzgeber sie durch Das abzuschrecken glaubt, was der letzte Talisman der bürgerlichen Gesellschaft geworden zu sein scheint, durch das Beil, so muß die Gesellschaft mit Schrecken sehen, wie diese Fanatiker sie immer offener angreifen, ohne sich zu verbergen, trotz dem ungeheueren Machtunterschied. Von Ravachol, der seine Bomben heimlich legte und sich dann sofort in Sicherheit brachte, sind wir erst auf Baillant und Henry gekommen, die ihre Bomben mitten in eine Menschenmasse werfen, wo sie selbst gesehen und verhaftet werden müssen, und dann bis auf Caserio, der den Dolch führte inmitten der größten Oeffentlichkeit, vor einer ungeheueren Volksmenge, in deren Angesicht jede Hoffnung, der Verhaftung und der Guillotine zu entinnen, ausgeschlossen war. Von den anonymen Dynamitarden sind wir also bis auf Leute gekommen, die ihr Leben kaltblütig hingeben, um eine verhaftete Person aus dem Wege zu räumen, und die ihr Attentat begehen mit dem vollen Bewußtsein, daß ihr Kopf von nun an verloren ist.

Diese beklagenswerthen Erscheinungen, von denen oberflächlich denkende und schlecht unterrichtete Staatsmänner erschreckt werden, können den Kenner der Geschichte und der Menschen nicht erschrecken. Die Purifikation des Anarchismus ist nur ein Ergebniß der Verfolgung. Es ist begreiflich, daß die ersten Attentate von einem echten und eigentlichen Verbrecher, wie Ravachol, und nicht von einem der unbefcholtenen Fanatiker begangen wurden, aus denen sich jetzt der Anarchismus manchmal rekrutirt. Der erste Gedanke an ein solches Verbrechen konnte nur der wilde Einfall eines geborenen Verbrechers sein, der mit kaltem Blute, angeblich wegen der Verfolgung seiner Genossen, in

Wirklichkeit aber zur Befriedigung seiner angeborenen Bestiennatur, sich mit dem Sprengen der Häuser einiger Justizbeamten vergnügen wollte und der dann das Spiel, das ihm Spaß machte, auch ohne besonderen Zweck fortsetzte, bis er ergriffen wurde. Dann kamen die strengen Verfolgungen, die Ausnahmegeetze, die wiederholten Hinrichtungen, es entstand die Legende des anarchifistischen Märtyrertums, und das Alles drängte auch unbescholtene Anarchifisten zu Attentaten; diese Leute wären sonst ruhig geblieben; als sie aber die Gefangensetzung von mehreren hundert Genossen, die Konfiszierung ihrer Zeitungen, die Hinrichtungen, sahen, mußte sich in ihnen das Gefühl der Solidarität mit den leidenden Genossen regen, das bei allen ehelichen Fanatikern und allen extremen Parteien so stark ist. Außerdem hat die gewalttame Unterdrückung noch einen Nachtheil: sie erfüllt einmal die Anarchifisten mit Stolz und bringt ihnen die Ueberzeugung bei, daß sie wirklich eine Gefahr für den Staat bilden, und beeinflusst ferner die höheren Klassen, deren Abneigung das beste Bollwerk gegen sie bildet, zu ihren Gunsten, so daß diese Mitleid für sie zu empfinden anfangen.

Ein charakteristisches Merkmal dieser politischen Leidenschaft- oder Gelegenheit-Verbrecher ist ihre, — ich möchte sagen: „spezifische“ — Unfähigkeit, sich den Regierungsformen, unter denen sie leben und gegen die sich ihre verbrecherische That richtet, anzupassen. Die gemeinen Verbrecher dagegen sind nicht nur unfähig, sich dem sozialen Milieu des Landes, in dem sie leben, anzupassen, sondern sie sind eben so ungeeignet für jedes andere Land, das auf der selben Höhe der Civilisation steht wie ihr Vaterland. Während daher die gemeinen Verbrecher aus dem ganzen Bereich der civilisirten Welt entfernt werden müssen, genügt es für die politischen Verbrecher, daß man die Länder von ihrer Gegenwart befreit, deren politischen Formen sie sich nachweislich nicht anzupassen vermögen. Verbannung und, in ernstern Fällen, Deportation scheinen also für diese Kategorie von Verbrechern am Meisten angezeigt.

Ich mache den Vorschlag, bei der Bestrafung der rein politischen Verbrecher (mit Ausschluß der Irren und der geborenen Verbrecher) von einem bestimmten Strafmaß abzusehen und eine Rückberufung der Verbannten zuzulassen, denn es wäre ja nicht unmöglich, daß, wie es z. B. bei dem Vergehen der Gotteslästerung und des Atheismus vorkommt, im Laufe der Zeit die öffentliche Meinung über die Tragweite der inkriminirten Handlung sich so weit ändert, daß diese ihren verbrecherischen Charakter ganz verliert. Aus diesem Grunde ist auch die moderne Strafrechtsschule, obwohl ein Feind des Geschworenengerichtes, wo es sich um gemeine Verbrechen handelt, doch dessen Befürworterin für die Fälle von politischen Verbrechen, denn hier bildet das Schwurgericht das einzige Mittel der Diagnose: ob eine Handlung im gegebenen Moment für das öffentliche Bewußtsein noch ein Verbrechen bedeutet oder nicht.

In Frankreich dagegen, wo alles Lächerliche wirkt wie ein tödtliches Gift, wäre es vielleicht angebracht, diese anarchifistischen Verbrecher, so weit sie epileptisch oder hysterisch sind, in die Irrenanstalten zu überweisen, denn — Märtyrer werden verehrt und angebetet, über Narren dagegen lacht man, und ein lächerlicher Mensch ist niemals gefährlich.

Internationale Maßregeln dagegen sind unnütz, denn diese Individuen haben kein Centrum, von dem aus ihre Anschläge zu fürchten wären; die Schlaue



Polizei glaubt alle Augenblicke, ein solches Centrum aufgedeckt zu haben, das sich jedoch in nichts auflöst, sobald man sich ihm nähert, — und Das ist sehr natürlich, denn das Grundprinzip des Anarchismus besteht ja in einer starken Uebertreibung des Individualismus und in der Leugnung jeder Abhängigkeit. Außerdem giebt es Länder, die in Folge der Milde ihrer Gesetze weniger unter dem Anarchismus zu leiden haben oder in denen er nicht Wurzel gefaßt hat, weil sie zu gut regirt sind; diese Staaten werden sich aber auch nie zu drakonischen Gesetzen entschließen, weil sie wissen, daß sie sich dadurch herabwürdigen und daß sie gerade damit die Gefahr heraufbeschwören würden, der sie entgehen wollen.

Indessen könnten alle Staaten bestimmte gemeinsame, nicht gewaltthätige Maßregeln adoptiren, so das Photographiren aller Anhänger der Anarchie, deren man habhaft werden kann, die internationale Verpflichtung, die Ortsveränderungen gemeingefährlicher Personen anzuzeigen, die Einschließung aller epileptischen Monomanen und der von anarchistischen Ideen angesteckten Mattoiden in Irrenhäuser — übrigens eine wichtigere Maßregel, als man auf den ersten Blick glauben sollte —, die dauernde Detention der gefährlichsten Individuen sofort nach Begehung eines ersten gemeinen Verbrechens, wenn irgend möglich ihre Deportation nach einer der Inseln Ozeaniens; ferner wäre es angebracht, in Tausenden von Exemplaren Flugchriften zu vertheilen, die in möglichst populärer, anekdotenhafter Form die Verschrobenheit einzelner Anarchistenführer darstellen, und schließlich müßte der Bevölkerung freie Hand gelassen werden, gegen die Thaten der Anarchisten selbständig zu reagiren, selbst mit Gewaltmitteln: auf diese Weise würde man eine populäre antianarchistische Tradition schaffen, und zwar gerade in jenem Milieu, auf das es die Anarchisten besonders abgesehen haben.

Man hat oft von religiösem Gefühl und religiöser Erziehung als einem Mittel gegen anarchistische Ausschreitungen gesprochen, und, welcher Ansicht auch die Freidenker hierüber sein mögen: wenn es sich dabei in der That um wirksame Heilmittel handelte, so hätte der Staat die Pflicht, auf sie zurückzugreifen und sich ihrer zu bedienen; indessen haben wir es hier leider, wie die Geschichte lehrt, mit stumpfen Waffen zu thun, denn von jeher haben despotische Regirungen mit Vorliebe Büttel und Priester neben sich stehen gehabt und weder der Eine noch der Andere hat sie vom Untergange retten können. Die Dinge liegen nämlich so, daß die eigentliche Hauptsache, das religiöse Gefühl, sich nicht wie eine Uniform oder eine Steuer einführen läßt, und wenn man versucht, dieses Gefühl gewaltsam zu produziren, es seinen Zweck verfehlt; wenn das religiöse Gefühl auf Wahrheit und auf allgemeine Ueberzeugungen gegründet ist, dann läßt es sich nicht aus dem Herzen der Menschen vertreiben und kehrt, so zu sagen, wenn man es zur Thür hinausjagt, durch das Fenster zurück; wenn es aber keine sichere Basis hat, wenn jeder wissenschaftliche Fortschritt es in seinen Grundfesten erschüttert, — ja, dann ist es selber äußerst hilfsbedürftig und nicht geeignet, eine mächtige Stütze für andere Zwecke abzugeben.

Mag man das religiöse Gefühl zu heben und zu stärken suchen, so viel man irgend will, man soll sich nur nicht schmeicheln, daß es gegenüber dem Vichte der modernen Aera besonders wirksam sein wird. Es hat sich weder nach den schrecklichen Kämpfen des Konzils von Trient noch nach der berühmten Heiligen Allianz von Thron und Altar irgendwie wirksam erwiesen. Wie

kann man da heute die Wiederbelebung dieses Gefühles erwarten, wo die Entel Voltaires Zeitgenossen Darwins geworden sind!

Was würden überdies Diejenigen, welche den Anarchismus im Namen Christi bekämpfen, wohl sagen, wenn man sie mit den eigenen Worten des Erlösers, der ja selbst die Gerechtigkeit auf Erden geleugnet und die Bande der Familie verachtet hat, widerlegte, oder wenn man ihnen die Worte eines anderen großen Denkers der Kirche entgegen hielte, die des Heiligen Thomas, nach dessen Ansicht die Religion das einzige Recht bildet und der drei Fälle nennt, in denen die Geseze als ungerecht erklärt werden müssen: erstens, wenn sie dem allgemeinen Wohl widersprechen, zweitens, wenn der Gesezgeber in ihnen die Grenzen seiner Macht überschritten hat, und drittens, wenn sie in der Vertheilung der Güter ungerecht verfahren? Der selbe Mann geht sogar so weit, den Aufstand gegen eine Macht, die nicht im Sinne des öffentlichen Wohles handelt, für gerechtfertigt zu erklären und den Armen einen Anspruch auf den Ueberfluß der Reichen zuzusprechen. Ein anderer Kirchenvater leugnet in seiner Ethik das Recht des Grundbesizes und spricht von einem Recht des Raubes im Falle der Bedürftigkeit, — das stark an anarchistische Plünderung erinnert.

Auch die Jesuiten, die immer die entschiedensten Vertreter des Misoneismus waren, die Jesuiten, die heute den Hypnotismus für Teufelswerk erklären und Garibaldi für eine Höllenausgeburt, die das göttliche Recht der Könige unterstützen, heute, wo die Könige selbst nicht mehr daran glauben, — sie verwandelten sich, wenn einmal die Fürsten ihnen in ihrer misoneistischen Leidenschaft nicht folgten, in Königsmörder. Es wurden in England 1581 drei Jesuiten wegen Verschwörung gegen das Leben der Elisabeth hingerichtet und später zwei wegen der Pulververschwörung von 1605. Das Selbe geschah in Holland wegen der Verschwörungen gegen Moriz von Nassau 1598, später in Portugal nach dem Mordversuch auf König Joseph, wobei drei gehängt wurden, und 1766 in Spanien wegen der Verschwörung gegen Ferdinand den Vierten. Gleichzeitig wurden in Paris zwei Jesuiten gehängt als Mitschuldige bei dem Attentat gegen Ludwig den Vierzehnten. Wo sie nicht aktiven Antheil an politischen Vergehen nahmen, beförderten sie diese indirekt durch eine ganze, den Königsmord empfehlende Literatur; in ihren Büchern pflegten sie sich des Ausdrucks tyrannocidium zu bedienen. In seinem Buche *De Rege et Regis Constitutione* lobt Mariana zuerst Cément und vertheidigt den Königsmord\*), und zwar, obgleich das Konzil von Konstanz die Behauptung von der Berechtigung des

\*) In sonderbarer Weise äußert sich Mariana über die beste Art, einen König umzubringen. „Man streitet, ob es sich mehr ziemt, Gift oder Doldh zu verwenden. Der Zusatz von Gift zu den Speisen empfiehlt sich besonders, da man seinen Zweck dabei erreicht, ohne sein Leben zu riskiren. Aber diese Todesart wäre ein Selbstmord, und es ist unerlaubt, Mitschuldiger eines Selbstmordes zu sein. Zum Glück kann man sich des Giftes noch auf andere Weise bedienen, indem man Möbel, Kleider und Betten vergiftet; es giebt ein Mittel, das man nach dem Beispiel der maurischen Herrscher anwenden muß, die unter dem Anschein, ihre Rivalen durch Geschenke zu ehren, ihnen mit einer unsichtbaren Substanz imprägnirte Kleider schicken, deren bloße Berührung tötet.“

Tyrannenmordes verworfen hatte. Marianas Werk wurde später gebilligt von Di Sala (Tractatus de legibus), von Greger (Opera omnia), von Becano, (Opuscula theologica, Summa theologiae scholasticae). Auch Andere hatten ähnliche Ideen geäußert wie der Pater Emanuel Sa (Aphorismi confessariorum), Gregor von Valencia (Comment. Theolog.), Keller (Tyrannicidium) und Suarez (Defensio fidei Cath.), während Azor (Institut. moral.), Vorin (Comm. in librum psalmsorum), Comitolo (Responsa moralia) jedem Privaten das Recht zusprachen, zur eigenen Vertheidigung den Herrscher zu töten.

Ich sage alles Das ohne Beziehung auf die gegenwärtige Organisation der katholischen Kirche, deren konzentrierte Macht in Italien bei der Zerfetzung aller übrigen Parteien jeden Augenblick ausschlaggebend werden kann; eine dauernde Bedeutung kann ich freilich dieser Macht nicht zuschreiben, da die Entwicklung der Dinge durch die Priester eben so wenig aufgehalten werden kann wie durch Polizisten oder Soldaten.

Das einzige Mittel gegen die anarchistischen Verbrecher, die durch Gelegenheit oder Infektion, Elend oder Leidenschaft, zur That getrieben worden sind, ist eine Heilung der chronischen sozialen Uebel, welche die eigentliche Basis für den Anarchismus bilden, und zwar muß man, wie der Arzt sagen würde, die allgemeine Dyskrasie an der Wurzel angreifen, um das lokale Uebel zu heben, und ohne Verzug einschreiten.

Vor Allem muß die Grundlage unserer Erziehung fürs Leben eine andere werden, denn heutzutage führt uns die Bewunderung der Schönheit einerseits und der Gewalt ohne praktischen Zweck andererseits direkten Weges zu Auflehnung und Rebellion, wodurch eine ungezählte Schaar von Delfassirten geschaffen und die Gewalt zum Ideal erhoben wird. Wenn man Handfertigkeit-übungen und das Studium der Naturwissenschaften und lebenden Sprachen an Stelle der Prätentiosen und leeren klassischen Erziehung setzte, so würde man damit mehr gegen die Anarchie erreichen als mit allen Repressivgesetzen, die man nur vertheidigen kann, wenn man die Geschichte nicht kennt.

Die andere dringende Maßregel ist ökonomischer Natur. Es giebt jetzt einen wirtschaftlichen, wie es früher religiösen und patriotischen Fanatismus gegeben hat, und es ist nothwendig und gerecht, diesem Fanatismus in Gestalt von ökonomischen Reformen ein ähnliches Sicherheitsventil zu öffnen, wie dem politischen in Gestalt des Parlamentarismus und der Konstitution, dem religiösen in Form von Freiheit des Kultus u. s. w. Die radikalsten Heilmittel werden immer die sein, die die übertriebene Anhäufung von Besitz, Macht und Reichthum in wenigen Händen verhindern und die andererseits den Intelligenzen und Arbeit-lichen das Fortkommen sichern.

~~In Frankreich selbst hat die Revolution von 1789 nur die großen Feudalherren durch große Kapitalisten ersetzt, und während damals ein Viertel des Bodens den Bauern gehörte, besitzen sie jetzt nur ein Achtel davon.~~

In den Vereinigten Staaten besitzen 91 Prozent der Einwohner nur 20 Prozent der Reichthümer des Landes, während sich die anderen 80 Prozent in den Händen der übrigen 9 Prozent befinden, so daß also 407 Familien ungefähr 36 Mal so viel besitzen, wie die übrigen 11 587 887 Familien zusammen.

Und in dieser Richtung ist der Sozialismus, in dem kurzfristige Politiker

oft genug den treuen Verbündeten des Anarchismus sehen, gerade dessen heftigster Gegner. Das Verschwinden des Anarchismus in Deutschland, Oesterreich und England in Folge der starken Ausbreitung des Sozialismus in diesen Ländern, ferner die Thatfachen, daß die Anarchisten Andrea Costa in offlagie aufgehängt und Prampolini, den Urheber der neuen sozialistischen Bewegung in Italien, zu erdolchen versucht haben, und schließlich die Angriffe der ganzen anarchifistischen Presse Europas gegen die Sozialisten beweisen zur Genüge, welche Kluft diese beiden Lager von einander trennt. Der Sozialismus bekämpft den Anarchismus gerade innerhalb jener Klassen, die am Meisten dazu neigen, sich von ihm verführen zu lassen, und zwar widerlegt er seine Irrlehren mit wissenschaftlich begründeten Schlüssen, er weist nach, daß jede neue politische oder wirthschaftliche Gesellschaftsform langsam und allmählich vorbereitet sein will und daß nur durch langsame Veränderungen in dem kapitalistischen System die Lebensbedingungen der arbeitenden Klassen gehoben werden können, indem man die allzu große Konzentration des Besitzes verhindert, an der die alte Nationalökonomie, die, nur von den besitzenden Klassen gemacht, nur an diese dachte und alle übrigen ignorirte, mit so zähem Egoismus festhält.

Wie wir es schließlich zur Abschaffung der Majorate gebracht haben, was in der gleichmäßigen Vertheilung des Besitzes einen großen Schritt vorwärts bedeutet und noch bis vor Kurzem als ein Ding der Unmöglichkeit erschien, so, glaube ich, könnte man ohne ernstere Störungen noch weiter in dieser Theilung gehen, und zwar durch progressive Einkommensteuern und durch ein Gesetz, nach welchem Erbschaften von mehr als einer Million auf die besitzlosen Klassen übergehen müßten; und wenn durch die großen Latifundien, wie wir sie in Sizilien und der römischen Campagna besitzen, weiterhin Reichthümer in den Händen Weniger aufgehäuft und ganze Bevölkerungen elend und krank gemacht werden, dann sehe ich nicht ein, weshalb eine Maßregel nicht angebracht sein sollte, die, sobald es sich um eine unnöthige Festung handelt, Niemandem ungerrecht oder gewalttham erscheint: nämlich die zwangsweise durchzuführende Expropriation von Seiten des Staates oder der Kommunen zu Gunsten der Unbemittelten; jedenfalls würde uns diese Maßregel besser als eine ganze Armee vor dem schrecklichsten aller Kriege, dem Bürgerkriege, schützen.

Crispis Gesetzesvorschlag für die sizilianischen Latifundien könnte wenigstens als Versuch in dieser Richtung gelten, als ein Beweis des guten Willens, jene Besitzrechte, die sonst für unverlethlich galten, zu verändern; aber leider hat die Kammer, die fast einstimmig die gewaltsamsten Repressivvorschläge angenommen hat, nicht einmal Zeit gefunden, diese Projekte zu diskutieren, geschweige sie zu genehmigen. Crispis Vorschlag war freilich nur ein Versuch, denn die Erfahrung lehrt, daß der kleine Grundbesitz jetzt von dem großen aufgesaugt wird, und diesem Schicksal werden die neugeschaffenen Besitzer wohl auch bald verfallen, wie ihre Vorgänger, denen vor ein paar Jahrzehnten Parzellen der Güter der toten Hand zugewiesen waren. Man müßte eben so verurtheilt sein wie die Anarchisten, wenn man absolut eine Rückkehr zu den primitivsten Formen des Eigenthums verlangen wollte; gegen die Absorbirung des kleinen Grundbesitzes giebt es nur das Hilfsmittel einer kräftigen Kooperativ-Organisation der kleinen Besitzer; deshalb ist die thörichteste Politik die, alle Regungen

die auf Kollektiveigenthum hinzielen, mit Feuer und Schwert zu unterdrücken. Gewiß hat die Regierung die Pflicht, dafür zu sorgen, daß diese Bestrebungen nicht das wirtschaftliche Gebiet verlassen; will die Regierung eine langsame Entwicklung zum Besseren, so sollte sie vor Allem die ländlichen Pacht- und Arbeitsverträge und die Versuche zur Einführung des betrügerischen Trucksystems streng überwachen. Die Sitte der Großgrundbesitzer in der Lombardei, ihre Arbeiter mit giftigem Mais zu bezahlen, sollte mindestens so energisch bekämpft werden wie der Anarchismus, denn in diesem Falle haben die Verbrecher nicht die Entschuldigung, geistes- oder nervenkrank zu sein oder für ein soziales System zu schwärmen. Ferner ist die Erhaltung aller Reste des Kollektiveigenthums an Grund und Boden der Gemeinde möglichst zu bewahren.

England scheint das einzige Land Europas zu sein, in dem die Regierung dem Sozialismus die Lösung der brennendsten wirtschaftlichen Fragen vorwegnimmt; ich erinnere an das Verhalten in der irischen Agrarfrage, an die Beilegung der Grubenarbeiterunruhen, an die völlige Koalitionfreiheit der Arbeiter, an die Gewerbegerichte mit ihrem gleichen Votum für Arbeitgeber und Arbeitnehmer, an die freiwillige Einführung des Achtstundentages in die Staatswerkstätten, an die Reformbestrebungen der County Councils und an die wichtigsten reformatorischen Pläne, wie sie neben dem leitenden Minister, Lord Rosebery, auch von Chamberlain u. A. gehegt werden.

\* \* \*

Wie die Cholera bei ihrem Auftreten diejenigen Quartiere einer Stadt bezeichnet, deren Bevölkerung und Häuser einer hygienischen Reform bedürfen, so wüthet die Anarchie am Schlimmsten in den am Schlechtesten regirten Ländern, — und deshalb sollte ihr Erscheinen auf die Apathie der Massen und der Politiker als Impuls zur Besserung der Zustände wirken und auf die Maßregeln hinweisen, durch welche die als ihre Ursache wirkenden Uebelstände beseitigt werden können. Bei uns scheint man freilich das gerade Gegentheil thun zu wollen. Die Polizei scheint durch ihre Ausweisungen eine Karikatur der Auslese der Besten geben zu wollen, die Sozialpolitik verkündet in der Theorie die Freiheit der Arbeiterkoalition, verhindert aber in der Praxis ihre schüchternste Anwendung und schützt das ausbeuterische Spekulantenthum gegen so legitime Nothwehr- und Verteidigungsmittel wie Arbeitseinstellung und Boykott. Damit beugt man dem Anarchismus nicht vor, sondern man provoziert ihn geradezu; die politische Vergewaltigung freierer Regungen hat bisher nicht zu den sonst so zahlreichen Fehlern unseres Volkes gehört, aber diese guten Traditionen scheinen zu verschwinden. Ich hoffe von Herzen, daß man dem Anarchismus gegenüber nicht zu kindischen und unnützen Grausamkeiten greift, die die wirklichen Reformparteien schädigen, den Anarchismus selbst aber nur größer und fürchtbarer machen müssen.

Turin.

Professor Cesare Lombroso.



## Evangelisch-Soziale Kurse.

Das waren herrliche Tage, die wir Evangelisch-Sozialen vom dreizehnten bis zum fünfzehnten Januar in Elberfeld erleben durften. Aus einer ganzen Reihe größerer Städte in Rheinland und Westfalen, aber auch aus Altona, Frankfurt a. M., Stuttgart, waren insgesammt 210 Teilnehmer, darunter 74 Theologen, 45 Handwerker, 21 Fabrikbesitzer, Kaufleute, Ingenieure und 17 Arbeiter herbeigeeilt, um in freiem Gedankenaustausch über die sozialen Fragen sich zu verständigen. Auch der Herr Regierung-Präsident Freiherr von der Necke, ein Regierung-Assessor und verschiedene Gewerbebeamte wohnten den Verhandlungen bei. Das Wuppertal spielt auf sozialem Gebiet eine eigenthümliche Rolle. Es ist eine Gegend von hervorragendem, Jahrhunderte altem Gewerbfleiß; da blühen Garn- und Seidenwebereien, chemische Fabriken, die Industrie von Bändern, Knöpfen, Kordeln, Türkischroth-Färbereien, und jedes Jahr werden in beiden Städten zusammen Werthe von 2—300 Millionen Mark produziert. Dazu kommen zahlreiche Versicherungsgesellschaften, Banken u. s. w. Das Wuppertal hat eine Reihe altpatrizischer Kaufmannsfamilien: die Froeweins, Brechts, von Gynerns, Wittensteins u. A. und eine große Reihe höchst intelligenter, in der Welt herumgewesener Kaufleute. In den letzten Jahren ist für die sanitären Verhältnisse der Städte Ungeheures geschehen; die Wupper, dieser schwarze Fluß, ist theilweise regulirt, alte, gesundheitwidrige und von Unmoral erfüllte Häuser und Straßen sind verschwunden, prachtvolle Anlagen auf den Bergeshöhen sind zum Nutzen aller Bewohner geschaffen. Und dennoch genießt das Wuppertal mit seinen 25 000 sozialdemokratischen Stimmen in der Monarchie einen schlechten Ruf. Ist es ja doch auch der Ort gewesen, wo, freilich nicht von Wupperthalern, sondern von einem Sachsen und einem Krefelder, das scheußliche Niederwalb-Attentat ausgeheckt wurde und wo einst in einem Restaurant der Vornehmen eine Dynamit-Explosion erfolgte. Das kommt daher, daß schon seit dem Jahre 1848 ein böser demokratischer Geist durch rührige Agenten in die Arbeiterkreise hineingetragen ist und daß vollends seit Lassalles Auftreten im Wuppertal und im Bergischen Lande überhaupt die sozialdemokratische Bewegung hier einen ihrer Stammisze gewonnen hat.

Einer meiner Freunde, Handwerker und früherer Sozialdemokrat, erzählte mir, wie er als Buchbinderlehrling 1864 Lassalle von Barmen nach Konnsdorf nachgelaufen sei, um sich an dem bestreidenden Zauber seiner Erscheinung und an seinen vom Wagen aus immer erneuten Anreden an das Volk zu weiden. Aber wenn auch die ungeheure Mehrheit der Wuppertaler Arbeiter aus Sozialdemokraten besteht, so ist damit doch nicht jeder Patriotismus aus ihren Herzen verschwunden. Als seiner Zeit Kaiser Wilhelm II. seine erste Reise an den Rhein machte, hatten sich in der Morgenfrühe um sechs Uhr Tausende und aber Tausende von Arbeitern längs der Bahnlinie angeammelt, um, wenn möglich, ihren Kaiser und König zu sehen und zu begrüßen. Und die beiden in Elberfeld erstandenen herrlichen Denkmäler der letztverstorbenen Kaiser wurden unter der lebhaftesten Anteilnahme aller Klassen der Bevölkerung eingeweiht. General von Mischke, der als Vertreter des Kaisers damals zugegen war, soll die allerwohlthwendesten Eindrücke mitgenommen haben. So schlimm sind also die Elberfelder Arbeiter als Einzelne

nicht, und auch als wir bei dem Verbandsfest der rheinisch-westfälischen evangelischen Arbeitervereine zu 6—7000 Mann mit klingendem Spiel durch die Reihen der gesamten Sozialdemokratie Elberfelds hindurchmarschierten, haben sie uns — abgesehen von einigen Zwischenrufen und den halb erstaunten, halb höhnischen Geberden — nichts Uebles angethan. Man sollte darum das Vertrauen zum Volk trotz allen seinen Verirrungen nicht verlieren. Der Rheinländer, und insbesondere der bergische, ist demokratisch veranlagt. Da gilt es denn, ihm persönlich nahe zu treten, im Geiste christlicher Gleichheit und Brüderlichkeit, und mit allem Ernst zu versuchen, ihn für Evangelium und Vaterland wiederzugewinnen. Dieses Ziel haben sich die evangelischen Arbeitervereine gesetzt, und da die meisten von ihnen im Bergischen Land durch mich auf einer Versammlung des Evangelischen Bundes zu Remscheid angeregt sind, so kenne ich ihr Wesen und darf mit Freuden sagen, daß sie, ob auch noch in den Anfängen stehend, doch schon Erfolge gehabt haben. Der Elberfelder Verein ist einer der ältesten und rührigsten und hat ein eigenes Vereinshaus, in dessen Räumen jetzt der Kursus abgehalten wurde.

Die evangelisch-sozialen Kurse sind von mir aus Anlaß des katholisch-sozialen Kurses in München-Glabbach zuerst angeregt worden. Den wichtigsten Theil bilden dabei natürlich die Vorträge. Daneben aber sollen die Kurse der allerfreiesten Aussprache ihrer Teilnehmer und insbesondere der Mitglieder der evangelischen Arbeitervereine dienen. Es sollen grundsätzlich keine Theesen aufgestellt, keine Beschlüsse gefaßt werden. Die Debatte soll nicht schematisch geordnet verlaufen, was bei der gemischten Zusammensetzung übrigens auch gar nicht möglich wäre und was den kleinen Mann vom Reden zurückschrecken würde. Ob dann auch einmal Jemand redet, der selbst bekennet, er verstehe nicht viel von der Sache, ist ganz gleichgiltig. Die Hauptsache ist die persönliche Verührung und der lebendige Gedankenaustausch der verschiedenen Stände auf dem festen und friedlichen Grunde des Evangeliums.

Von den Hauptpersonen des diesmaligen Kurses nenne ich zuerst meinen hochverehrten Freund Herrn Hofprediger a. D. Stoedter, den bei den drei Ansprachen, die er an jenem Tage hielt, mindestens 2500 Menschen gehört haben. Mag Stoedter in Berlin Vielen als gefallene Größe gelten, in den Provinzen — und auch wohl in Berlin — steht sein Name in Tausenden und Hunderttausenden von Herzen eingeschrieben. Und namentlich am Rhein und in Westfalen hat er wohl seine begeistertsten Freunde, die ihn nie im Stich lassen werden. „Wär' er besonnen, wär' er nicht der Teufel“ — hat einer seiner Freunde einmal von ihm gesagt, und wer wollte leugnen, daß Stoedter bei der heiligen Begeisterung, die — nach Menschenart gemischt mit furor tautonicus — ihn besetzt, auch einmal etwas starke Worte gegen Die gebraucht, die er für Feinde seines Volkes und seiner Sache hält? Aber in einer Zeit des Servilismus und der Kriecherei, des Opportunismus und des Streberthums, ist es herzerquickend, solche Gestalten zu sehen, die Gott fürchten und sonst Niemand in der Welt und die für Gott und ihr Volk ohne Lohn und Dank unter Einsetzung ihrer Zeit, ihrer Kraft und ihres Geldes gewirkt und gestritten haben. Ich kenne manche hervorragende Leute. Einen, dessen Herz treuer und uneigennütziger für sein Volk schlägt, habe ich nie kennen gelernt. Je älter Stoedter wird, desto tiefer und klarer wird seine

sozialpolitische Weisheit. Und so hielt er auf dem Kurfus einen geradezu glänzenden Vortrag über den Staatssozialismus, seine Berechtigung und seine Grenzen. Er sagte u. A.: „Ich gehöre nicht zu denen, die da wünschen, daß der Staatssozialismus möglichst weit ausgedehnt werde. Nur da, wo der Privatbetrieb weniger leistet als der Staat — und Das ist Sache der Untersuchung —, sollte der Staatsbetrieb eintreten . . . Ich fixire die Grenze so: der Staat soll nichts thun, was der Einzelne eben so gut oder besser thut, und der Staat soll auch als Ganzes nichts thun, was einzelne Gebiete des Staatslebens, der Regierungsbezirk, der Kreis, die Kommune, eben so gut machen können. Ich habe eine Angst davor, daß der Staat sich als Generalunternehmer aller Thätigkeit etabliren könnte; aber es giebt gewisse Dinge, wie das Herbeischaffen von Rohprodukten, den Bergbau oder die Forsten, wo der Staatsbetrieb große Bedeutung haben kann.“ „Ob der Staat nicht auf gewisse Bergwerke Beschlag legt, ist eine sehr diskutirbare Frage, die nicht blos in den sozialistischen Köpfen lebt, sondern auch in denen von soliden Staatsbürgern“. „So ist es auch ganz Recht, wenn der Staat das Versicherungswesen in die Hand nimmt, damit die Versicherung des kleinen Mannes so gesichert ist wie das Kind in der Wiege.“ „Das größte Verdienst aber hätte sich der Staatssozialismus erworben, wenn er das Bauterrain der großen Städte in die Hand genommen hätte (Zehr. richtig!), dann würden wir heute ein Stück sozialer Mißstände weniger haben. Es sollte doch Jeder auf dem allgemeinen Grund und Boden des Vaterlandes seine Hütte haben können, ohne daß schwindlerische Spekulant den Preis in die Höhe trieben“ (lebhaft Zustimmung). „Was uns helfen kann“, so schloß Stoeker, „ist nicht blos das Wort Staatssozialismus, sondern auch eine Gesinnung, die in Staat und Kirche, in den Gemeinden wie in den Geschäftsbetrieben, und hier am Meisten, überall diesen gesunden sozialen Gedanken repräsentirt: Alle für Einen und dann auch: Einer für Alle!“ Stoeker erntete einen ganz ungewöhnlich reichen Beifall und selbst die Fabrikanten, die seinen Ansichten in manchen Punkten widersprachen, mußten das warme Interesse anerkennen, das er der Lage der arbeitenden Klassen entgegenbringt.

Nächst Stoeker verdiente mein lieber verehrter Freund, der Pastor Naumann aus Frankfurt, die meiste Aufmerksamkeit auf dem Kurfus. Ich gehe lange nicht so weit, wie Naumann in sozialen Dingen geht. Stoeker und ich gehören zu den „Alten“ und wir halten es Beide für sehr gefährlich, der Sozialdemokratie so entgegenzukommen, wie die Jüngeren (Naumann, Göhre u. A.) es thun. Aber bei entschiedener Festhaltung dieses Unterschiedes kann ich doch nicht anders sagen, als daß ich Naumann sehr lieb habe und für einen der edelsten Charaktere halte, die ich je kennen gelernt habe. Auch seine zu idealistische, die häßliche Wirklichkeit nicht klar erkennende Anschauung von der Sozialdemokratie stammt zum Theil aus seiner schwärmerischen Volksfreundschaft. Er ist als Pfarrerssohn unter den Arbeitern des sächsischen Erzgebirges aufgewachsen, hat ihre Leiden und Nöthe gesehen, das Herz ist ihm entbrannt für die Leiden des Volks und nun sieht er Alles etwas einseitig aus dem Gesichtspunkt der Armen und Hungernden an. Er haßt die moderne Million, weil sie in der That in unzähligen Fällen zum Nachtheil des Volkes gemißbraucht wird. Welch' ernsteste Wahrheiten liegen in folgenden Worten, die er der gebildeten Gesellschaft



zurief: „Wenn in den Arbeiterversammlungen die Sachlichkeit nicht immer vorhanden ist, wie kann man sich darüber wundern, wenn Diejenigen sich dauernd von diesen Versammlungen zurückhalten, bei denen die eigentliche technische Sachkenntniß liegt, wenn die Unternehmer nicht Auge in Auge mit den Leuten reden? Würde Das ein paar Jahre hindurch konsequent geschehen, dann würde man eine ganz andere sachliche Behandlung finden. Was ferner die Bildung angeht, so muß man gegenüber der Fülle von Literatur auf sozialdemokratischer Seite fragen: was ist denn von den staaterhaltenden Parteien Dem gegenüber geschehen? (Zustimmung.) Lassen Sie uns an die eigene Brust schlagen und fragen: was haben wir Alles unterlassen, um einer anderen Weltanschauung einen Eingang zu verschaffen?“ „Wer könnte leugnen, daß die Sozialdemokratie, wenn auch im Einzelnen Vieles gesagt wird, was unwahr ist, uns Alle gezwungen hat, um ein gutes Stück wahrhaftiger zu werden?“ Der Redner mahnte zum Schluß, hineinzugehen mitten unter die Arbeiter, mit ihnen zu leben und zu denken und an der Erfüllung der sittlichen Volksaufgabe zu wirken, damit wir aus dem Wirrwarr herauskommen. (Lebhafter Beifall.)

Als dritte bemerkenswerthe Persönlichkeit auf dem Kursus führe ich meinen lieben Freund Pastor Werth von Schalke an, den Vorsitzenden des Rheinisch-Westfälischen Verbandes evangelischer Arbeitervereine. Werth ist ein biederer Pommer, der treu und muthig, ruhig und besonnen allezeit für die Interessen der Arbeiter eingetreten ist. Werth hielt einen Vortrag über „Fachabtheilungen in den evangelischen Arbeitervereinen“ und nahm darin zu dem neuen Gewerkeverein christlicher Bergarbeiter für den Oberbergamtsbezirk Dortmund eine im Prinzip durchaus zustimmende Stellung. Er ermahnte unsere Arbeitervereine dringend, ihre soziale Arbeit viel intensiver aufzunehmen als bisher. Die von ihm vorgeschlagenen Modalitäten in Bezug auf die Fachabtheilungen werden den Gegenstand einer späteren Berathung im Verbandsvorstand der Rheinisch-Westfälischen Arbeitervereine bilden. Zwei noch ganz junge, aber schon in ihren Gegenstand sehr energisch eingearbeitete Sozialpolitiker waren die beiden letzten Vortragenden: Herr Redakteur Dr. Johannes (Meydt) und Herr Reiseprediger Stuhlmann (München-Gladbach). Der Erste sprach über „Kapital und Arbeit, ihre nothwendige Zusammengehörigkeit, ihren relativen Interessen-Gegensatz und die anzustrebende Harmonie Beider“. Er nahm hier gegenüber dem falschen Sozialismus der Sozialdemokraten das Recht der Einzelpersönlichkeit und ihrer Freiheit kräftig in Schutz, vertrat aber andererseits eben so die Forderungen eines maßvollen christlichen Sozialismus. Herr Stuhlmann sprach in ungemein frischer Weise über „die Stellungnahme der Rheinischen Kreissynoden zur Mitarbeit der Kirche an der sozialen Frage“. Mein Vortrag über „die sozialdemokratische Zukunftsgesellschaft im Spiegel der Dichtung“ konnte aus Mangel an Zeit nicht verlesen und verhandelt werden. Er kommt eben so wie die anderen Vorträge und die stenographisch aufgenommene Diskussion im Evangelischen Arbeiterboten zum Abdruck.

Kurz will ich noch die Charakterköpfe von Fabrikanten, Handwerkern und Arbeitern schildern, die auf dem Kursus hervortraten. Da war zunächst Herr Dr. Wittenstein, Vorsitzender des Bergischen Vereins für Gemeinwohl, ein um die Arbeiterwohlfahrt sehr verdienter Mann. Unter seiner Verantwortung wird

jetzt auch die Zeitschrift „Gemeinwohl“ (Eberfeld, F. Könter) herausgegeben, die dem bergischen und dem linksrheinischen Verein als Organ dient und die man wegen ihrer mannichfaltigen Anregungen dringend empfehlen kann. Da findet man praktische Winke zur Fabrikgesetzgebung, über wirtschaftliche Grundsätze für das Volk, über Erziehung und Unterricht der gewerblichen Jugend (Knabenhandfertigkeit- und Fachschulen, Koch- und Haushaltungsschulen), über Volksunterhaltungsabende, Volksheilstätten, Arbeitsvermittlung u. s. w.

Es ist mir eine große Freude, daß ich bei der ersten Begründung des Bergischen Vereins mit dabei sein durfte. Dieser Verein hat in den acht Jahren seines Wirkens an manchen Orten schon ungemein Segensreiches geleistet und wird dem jetzigen Handelsminister Freiherrn von Berlepsch, dem Hauptanreger, als ein unvergängliches Ehren Denkmal dienen. Neben Herrn Dr. Wittenstein trat Herr Julius Vorster aus Köln, einer der Inhaber und Leiter der „Chemischen Fabrik“ in Kalk, eines weltberühmten Werkes, hervor. Herr Vorster hat für seine Arbeiter stets treulich gesorgt und baut jetzt in Köln für eine Viertel-million Mark ein prächtiges Vereinshaus für den evangelischen Arbeiterverein neben seinem Wohn- und Geschäftsgebäude. Ehre solchen Arbeitgebern! Mögen sie dann ihren Standpunkt auch, wie Herr Vorster in seiner Broschüre „Der Sozialismus der gebildeten Klassen“ gegen Pastor Naumann gethan hat, etwas einseitig vertreten, — wer wäre von Einseitigkeit frei? Als Dritten nenne ich hier noch Herrn H. Schmiwed jun., der in der Debatte u. A. sagte: „Wir marschiren hier im Westen an der Spitze in dem allgemeinen Wohlwollen gegen die Arbeiter. Lassen Sie die Verhältnisse, wie sie im Westen sich entwickelt haben, sich ruhig weiter entwickeln! . . . In einer ganzen Reihe von Fabriken bestehen Wohlfahrteinrichtungen, die man sich einmal näher anschauen möge. Auch das Gute wirkt ansteckend, besonders wenn es die Folge hat, daß dadurch das Einvernehmen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein schönes wird.“ Die Freimüthigkeit und das Standesbewußtsein der Handwerker früherer Zeit vertraten die Herren: Tischlermeister Röhrig (Altona) und Bäckermeister Heistermann (Eberfeld). Den Arbeiterstand vertrat Herr Werth (Barmen), der Lieder in etwas verbitterter Weise sich aussprach.

Große Versammlungen umrahmten den Kursus: eine Eröffnungversammlung im großen Saale des Jugendvereinshauses, bei der über 800 Menschen aller Stände anwesend waren und bei der die Pastoren Ohly, Schöttler, Naumann und ich über die brennenden sozialen Fragen der Gegenwart sprachen, und in dem selben Lokal nach Schluß des Kursus eine Versammlung der deutsch-konservativen Partei Eberfelds, bei der vor etwa 1000 Zuhörern Stoeder über den Staatssozialismus sprach. Reiche Anregungen sind auf diesem Kursus wieder gegeben worden. Mögen daraus soziale Thaten der Liebe und Versöhnung zum Besten unseres theueren Vaterlandes und unserer engeren Heimath hervorgehen.

München-Clabach.

Licentiat Ludwig Weber.\*)

\*) Herr Ludwig Weber ist der Mann, den der Freiherr von Stumm im Reichstag einen „gefährlichen Agitator“ genannt hat und unter dessen Leitung, wiederum nach der Ansicht des Freiherrn von Stumm, die evangelischen Arbeitervereine „ganz direkt in das Lager der Sozialdemokratie marschiren“!



## Die amerikanische Krisis.

Man erzählt sich, daß Herr Miquel angesichts der Vorgänge in Washington für seine Konversionen ernstlich bangt. Damit wäre auch den Finanzkreisen, die ihre 4prozentigen Konjols noch etwas genießen möchten, eine rechte Freude bereitet. Diese Papiere sind eben im Besitz mancher Leute, deren Stimme, selbst wenn sie noch so leise klingt, von recht eindringlicher Wirkung ist. So könnte es immerhin kommen, daß der preussische Finanzminister, der im Grunde nur den Geldstandpunkt vertritt und unter allen Umständen 30 Millionen Mark jährlich sparen möchte, nicht konvertirt.

Eine direkte Beziehung der amerikanischen Goldkrise zu Europa scheint vorläufig noch ohne Grund befürchtet zu werden. Die Ursache der heutigen monetären Verwirrung in der Union läßt sich mit einem einzigen Worte bezeichnen: „Lawlessness.“ Das ist ein Begriff, den die besonneneren Männer der großen Republik auch auf anderen wichtigen Gebieten kennen, wobei ihre Klagen freilich ins Leere verhallen. Die Union hat bekanntlich, wie Frankreich, eine hinkende Währung, nur daß Frankreich genaue gesetzliche Bestimmungen besitzt. Die Bank von Frankreich mit ihrem größten Goldvorrath der Welt ist durchaus nicht coulant. Sie wird für Gold zu Exportzwecken, wenn sie nicht überhaupt ablehnt, allerhand Weiterungen anwenden, wie z. B. das Verabfolgen der geforderten Summe in leichten 20-Francs-Stücken. Dagegen ist die „Treasury“ in der Union bisher von freien kaufmännischen Gesichtspunkten geleitet worden, man hat sich nie besonnen, Gold zu verabfolgen, und erst jetzt, wo die Noth größer wird, mußte man auch dort zu leichterer Münze greifen. Die ganze ungeheure Schuld, die das Land früher unter der Wucht eines unglückseligen Bürgerkrieges aufnehmen mußte, lautete in Gold, und selbst als das Agio 250 Prozent stand, ist dem Auslande gegenüber eine andere Zinszahlung niemals in Frage gekommen. Das jetzige Uebel wurzelt in den wachsenden Goldentnahmen, die es dem Staatschatz unmöglich machen könnten, auch nur die Doppelwährung genügend fundirt zu halten. Dort hat eben die Treasury 500 Millionen Dollars Greenbacks auszugeben und nur auf Vorzeigung dieses Papiergeldes wird Gold verabreicht. Die auf diese Weise eingezogenen Greenbacks werden aber wieder in den Verkehr gebracht, so daß man wohl den einmal und nicht wieder gestellten Antrag des Präsidenten begreift, die betreffenden Scheine nicht wieder auszugeben, sondern zu vernichten. Damit hätte dann die einzige gesetzliche Handhabe, Gold zu erhalten, eine empfindliche Schwämerung erlitten. Das Banknotengesetz des Schatzsekretärs Carlisle, das u. A. den Banken ihre Deckung in United States Bonds nehmen wollte, ist für die dortige Gesetzesmacherei überhaupt lehrreich. Auch bei uns wären Regierungsvorschläge möglich, die nach irgend einer Tendenz die Gold- oder Silberwährung förderten, allein dann wäre die Ausarbeitung selbst wenigstens haltbar.

Warum geht nun so viel Gold fort? Es ist richtig, daß zwischen den Banken und Carlisle eine Abmachung bestand, vom Schatzamt kein Gold mehr zu verlangen, und daß die Banken jetzt dafür Vergeltung üben, daß ihnen der Herr Staatssekretär die eben erwähnte Deckung entziehen will. Allein der Hauptgrund liegt weder in diesem Zwischenpiel noch, wie ganz einseitige Gold-

währungsmänner behaupten, in den Fehlern der amerikanischen Silbermänner. Es ist immer und immer wieder die Handelsbilanz, die hier den Ausschlag giebt. Ist die Union mit ihren 65 Millionen Einwohnern und ihren hochentwickelten Bedürfnissen uns Europäern schuldig, so muß sie Gold herüberschicken, ist es umgekehrt, so braucht sie sich natürlich nicht zu sorgen. Nun befindet sich aber das Land, wie ich schon früher hier geschildert habe, unter den Nachwehen einer noch nicht lange beendeten Handelskrisis. Es schränkt zwar seinen Konsum aufs Aeußerste ein und seine Kaufleute selbst kündigen ihre Kredite in London und Hamburg, weil Geld in New-York sehr billig und zugleich unanbringlich ist. Dennoch bleibt auch das Mindestmaß von Waare, die bezogen werden muß, noch immer beträchtlich, sobald die Union, wie es jetzt der Fall ist, mit Rohprodukten kaum bezahlen kann. Die Preise für Getreide und Baumwolle u. s. w. sind zu niedrig, als daß der Ausgleich irgendwie efflektlich sein könnte. Bei diesen Werthrückgängen verdient vielleicht ein Umstand Beachtung, der noch viel zu wenig zur Sprache kam. Nehmen wir z. B. Baumwolle, die in Amerika zwar nicht gerade die feinen Qualitäten für sich hat, auf die aber in Lancashire fast alle Maschinen eingerichtet sind, so hängt das Weichen der betreffenden Notirungen keineswegs allein von den großen Ernten ab. Auch die ausgebreitete Vollenbung des Verkehrs kommt in Betracht, durch die das Hinlegen von nennenswerthen Vorräthen höchst überflüssig wird. Da heute z. B. ein Ballen Seide von der Lombardei bis nach Rußland in die Fabrik regelmäßig etwa nur sechs Tage braucht, wird sich die Fabrik zweimal befinden, ehe sie für eventuelle Bestellungen größere Läger anhäuft. Das war aber früher, wo die Bezugsverbindungen schwieriger waren, durchaus nothwendig. Die Union wird uns auch dadurch schuldig, daß wir fortfahren, ihre Papiere nach New-York zu senden. Unser Pessimismus ist nun einmal da und an unseren Geldmärkten kaufen nur einige Auserwählte, sobald die Kurse niedrig stehen. Die Masse der Kapitalisten schwimmt stets mit dem Strom und hat von dem klugen Grundsatz der Bankdiplomaten keine Ahnung, daß man gerade in schlechten Zeiten sein Vermögen vergrößern kann.

An diesem Walten der Handelsbilanz kann kein noch so kluger Schatzsekretär der Union Entscheidendes ändern. Macht er Anleiheoperationen, so sind das Palliativmittel, die gewiß ihre Berechtigung haben, aber keineswegs als Wunderkuren gelten können. Wenn der Staat große Summen von Goldbonds ausgeben kann, kommt er zwar keineswegs in die Lage, seine Geldausföhren zu verhindern, allein er kann auch recht oft Edelmetall von Europa herüberziehen. Zu diesem Zwecke war der Plan vorhanden, die Ausgabe bis zur Höhe von 500 Millionen Dollars dreiprozentiger Bonds nachzusuchen. Das hätte in der That das Schatzamt fähig gemacht, auf geraume Zeit hinaus, also bis zur natürlichen Besserung der Handelsbilanz, eine Art von Goldausgleich herbeizuföhren. Denn sobald ein Staat von diesem Kredit Goldpapiere ausgiebt, deren Typus unseren Kapitalisten angenehm ist, kann er ganz sicher sein, daß man sich mit einem wahren Heißhunger darauf stürzt. Natürlich wäre die ganze Summe in Noten zerlegt worden, so daß eine so ungeheure Ziffer, wie sie jetzt ruhig telegraphirt und gläubig aufgenommen wurde, hinfällig geworden wäre.

Was half der praktische Plan? Die Senatoren, unter denen die

Silbermänner maßgebend sind, lehnten ab. Das war vielleicht mehr interessiert als patriotisch. Aber wenn man es auch völlig begrifflich findet, daß angesichts des unermesslichen Silberreichtums ein Uebergang zur reinen Goldwährung auf einen kaum zu besiegenden Widerstand stößt, so hätte doch jener wirklich kluge Regierungsantrag bewilligt werden sollen. Nunmehr bleibt gemäß einer bereits bestehenden Autorisation nur die Ausgabe von Goldbonds übrig, die unseren Kapitalisten nicht bequem sind. Man verhandelt mit London wegen einer Anleihe auf einer Basis von circa  $3\frac{1}{2}$  Prozent. Auch Dies könnten immerhin bis 200 Millionen Dollars werden. Allein die Hauptsache fehlt: die Neigung unserer Märkte für diese Art von Bonds. Denn sobald das neue Papier auf „Coin“ lautet und der Inhaber, wie die neuesten Kontroversen ausstrahlen lassen, nicht mehr das Recht hat, dabei Goldcoin als selbstverständlich anzunehmen, so ist jedes Liebesmühen umsonst. In diesem Augenblick dauern die Verhandlungen zwischen Washington und London noch fort, in ein paar Tagen wird die Teilnahme oder die Ablehnung entschieden sein. Indessen ist die Ablehnung bei Weitem wahrscheinlicher. Die europäischen Bankiers fürchten, daß ihnen ihr Publikum diese Art von Bonds nicht abnimmt, und wollen für ein späteres größeres Anlehen das Pulver trocken halten.

Jene Bonds müssen aber jetzt dennoch ausgegeben werden; — ein Strohhalm dem Ertrinkenden. Sobald nun die Engländer ihr Nein vernehmlich aussprechen, macht die Union eben ein inneres Anlehen. Im eigenen Lande zirkulirt für ca. 700 Millionen Dollars Gold, es ist demnach wahrscheinlich, daß die Bonds von den Amerikanern selbst genommen werden, — im Gegensatz zu den durch kein Wissen beschwerten Meinungen verschiedener deutscher Blätter. Allein damit ist die Sachlage nur wenig verändert, denn es handelt sich darum, den weiteren Goldentnahmen vorzubeugen, und diese werden in Folge der Betheiligung des einheimischen Publikums entsprechend wachsen. Wenigstens glauben Erfahrene, daß diese ganze Transaktion die Blutung nicht stillt. Was also dann? Das Schatzamt ist gesetzlich verpflichtet, gegen Greenbacks Gold zu geben, und es läßt sich in diesem Augenblick gar nicht übersehen, ob diese Verpflichtung vor der Entleerung der Bestände aufgehoben wird. Inzwischen dürfte voraussichtlich ein wesentliches Goldagio entstehen und dieses könnte allerdings die Wiederkehr von wirtschaftlichen Depressionen hervorrufen, durch die selbst die heutige Opposition mürbe wird. So glaubt man ganz sicher, daß, was Herrn Cleveland im Januar mißlungen ist, ihm im Sommer gelingen wird, nämlich jene dreiprozentigen Goldbonds in allmählicher Ausgabe von 500 Millionen Dollars. Herr Cleveland ist überzeugter Goldwährungsmann, Das wird ihn niemals in den Stand setzen, die bis zu einem gewissen Punkte berechnete Macht der Silbermänner ganz zu brechen, aber seine große Anleihen wird er wahrscheinlich durchsetzen. Die Union besitzt ein Parlament, wo selbst in gefahrdrohenden Zeiten eine Rettungsmaßregel noch ganz offen vom Interessenstandpunkt aus bekämpft wird. In Europa heuchelt man schon viel besser.

Die gegenwärtige Zurückhaltung der Hochfinanz hängt weniger mit der bevorstehenden amerikanischen Anleihe zusammen als mit dem Abwarten, wie sich nun die Krisis drüben weiter entwickelt. Das erste Alarmläuten hat bereits in London stattgefunden: der Privatbiskont ist um ein Prozent gestiegen. Pluto.



## Im Puppenstand.

**E**in Bildhauerkreis, wie die Stilisten des Berliner Tageblattes sagen würden, herrscht große Aufregung. Sechzig Standbilder — vielleicht ein paar weniger, vielleicht ein paar mehr — sollen errichtet werden, und da die plastische Kunst eifriger noch als andere Künste nach Brot geht, will in den Klüngeln und Cliques das Flüstern und Fragen gar nicht verstummen: wer bei dem Riesenauftrag zu den Auserwählten gehören wird. Nur die Herren, die den Weißen Saal ausschmücken durften und denen selbst der loblustige Professor Ludwig Bietsch nicht allzu Rühmliches nachzusagen vermochte, oder auch andere aufrechte Künstler? Die Entscheidung steht beim Kaiser, der aus seiner wohl ohnehin schwer belasteten Schatulle die Kosten der Ausführung bezahlen will, und also hat die Kritik zu schweigen. Oeffentlich schweigt sie auch, insgeheim aber tuschelt sie um so geschäftiger ihre Bedenken weiter. Die Siegesallee — die der Berliner Straßenwitz schon jetzt die zum Siegespargel führende Puppenallee nennt — erscheint für so viele Denkmale zu kurz, die Standbilder werden zu dicht neben einander stehen und das Ganze wird am Ende den Eindruck einer Herrscherparade in Marmor oder in Bronze machen. Dann ein noch gewichtigeres Bedenken: diese Kurfürsten von Brandenburg und Könige von Preußen sagen uns so wenig, — die mindestens, die in Berlin noch kein Denkmal haben; die Askaniern und Wittelbacher und Luxemburger sind uns im Grunde doch recht gleichgiltige Leute und Manche von ihnen, die unsere Mark nebst lebendem Inventar wie eine alte Taschenuhr verpfändeten und verschachtelten, werden im Bilde den Vorüberwandelnden nicht gerade die freundlichsten Empfindungen wecken; auch die Berühmtheit des biedereren Jost von Mähren ist schließlich doch nur aus unechtem Material, das sich freilich der Gunst des Herrn von Boetticher erfreut. Und selbst unter den Hohenzollern wird man einige Gestalten finden, deren Denkmalswürdigkeit bösen Zweifeln begegnen wird. Soll der verschuldete Prunkkückling Joachim II. für die hausväterliche Einfachheit unseres Herrscherhauses zeugen? Soll Georg Wilhelm den monarchischen Sinn befestigen? Und soll Friedrich Wilhelm II. als ein ragendes Wahrzeichen die Segnungen der Umsturzvorlage verkünden, die jede Entschuldigung des Ehebruches doch unter harte Strafe stellt? Diesen Fragen gesellt sich noch eine andere: welche Staatsmänner und Feldherren sollen den Kurfürsten und Königen zur Seite stehen? Als Rauchs Friedrichsdenkmal geplant wurde, da wurden Künstler, Gelehrte und Offiziere von Friedrich Wilhelm dem Vierten befragt, wer einen Platz auf dem Sockel verdiene, und Treitschke sagt sehr hübsch, daß die langwierigen Verhandlungen darüber fast wie ein historischer Familienrath des preußischen Volkes erschienen. Der dritte Hohenzollernkaiser ist kein Freund langwieriger Verhandlungen;

er liebt die raschen Entschlüsse, die jähen Ueberraschungen, und der Gedanke, er könnte von irgend einem Berather beeinflusst sein, ist ihm offenbar unerträglich. Er wird auch diesmal wahrscheinlich Alles allein entscheiden, — und Das ist sein gutes Recht, denn er bezahlt ja die sechzig Standbilder aus seiner Tasche. Da sie aber nicht im Weißen Saal errichtet werden sollen, sondern im Thiergarten, wo Jeder sie sehen, Jeder sie beurtheilen und bespötteln kann, so wäre es vielleicht ganz gut, wenn die Aufregung nicht auf die Bildhauerkreise des Tageblattes beschränkt bliebe und wenn statt des verstohlenen Flüsterns und Tuschelns eine offene Aussprache sich hervordrängte. Es ist gewiß sehr erfreulich, daß ein paar Bildhauer lohnende Arbeit bekommen, aber es wäre noch viel erfreulicher, wenn dabei auch etwas künstlerisch Werthvolles zu Stande käme. Warum soll dieser berechtigte Wunsch ängstlich verschwiegen werden? In Kunstfragen gilt das Urtheil eines Monarchen nicht mehr als das jedes anderen gebildeten Laien, der in den Künsten allenfalls ein Bißchen dilettirt, und selbst der ganz amüßige Napoleon, der von dem eigenen Werth doch keine geringe Meinung hegte, hat einem Höfling einmal zugerufen: Ah! monsieur de Fontanes, laissez-nous au moins la république des lettres!

Die Fürsten haben ihr Verhältniß zur Kunst in verschiedenen Zeiten verschieden aufgefaßt und mitunter hat auch ein Fürst in verschiedenen Lebens-epochen verschiedene Auffassungen dieses Verhältnisses gezeigt. Ein gutes Beispiel dafür ist der erste Ludwig von Bayern, der als Kronprinz zu Tietz sagte: „Heiße auch Ludwig; große Ehre für mich, eben so zu heißen wie ein ordentlicher Dichter“, und der später, als König, da die schmeichelnde Bewunderung seiner spottschlechten Gedichte sein Selbstgefühl ins Unermeßliche gesteigert hatte, beim Scheiden Peters Cornelius sich zu der kindischen Renommisterei hinreißen ließ: „Ich, der König, bin die Kunst in München“. Das ist psychologisch leicht zu verstehen; das Hofgesinde hatte dem armen Ludwig so lange vorgeschwatzt, daß seine Verse wundervoll und seine Kunsturtheile meisterlich seien, bis der vom schlimmen Heine Zerzauste sich allen Ernstes für einen Künstler hielt, wie unter dem Beifallsgebrüll der römischen Ritter der Gastspieltenorist Nero sich für einen großen Komponisten und genialen Tragoeden gehalten hatte. Die selben Ursachen bringen immer wieder die selben Wirkungen hervor und deshalb sollte süttlich gefunden und geistig abgehärteten Herrschern die freimüthigste Kritik stets die liebste sein. Leider fehlt sie bei uns fast völlig und der Kaiser, der sich ganz anspruchslos seinem Privatgeschmack überläßt, erfährt wohl gar nicht, wie übel seine Aeußerungen über Handwerkereien gedeutet werden, die im erschlichenen Gewand der Künste paradien, und wie jetzt auch seinen Denkmalsplan heimlich das Mißtrauen unspinnt. Jeder Theaterfabrikant, dem der Kaiser ein paar freundliche

Worte gesagt hat, bringt solchen Huldbeweis als wirksame Reklame brühwarm in die Zeitung. Man braucht, um Beispiele anzuführen, gar nicht erst den rundlichen Schatten der Tante Charleys zu beschwören, der Cirkusburleske, in der ein seit dem Fall Liebknecht als politischer Faktor anerkannter Körpertheil die Hauptrolle spielt; noch in den letzten Tagen konnte man lesen, daß der Kaiser den Schwank „Halali“, einen unsäglich armen und öden Spaß, beinahe enthusiastisch gelobt und daß er die fast schon bis zur Liquidation gediehene Firma Schönthan & Stadelburg aufgefordert habe, auch künftig ihre Fabrikate seinem Theater zuerst einzureichen. Die Nachwerke, um die es sich dabei handelt, werden von keinem ernstern und sachverständigen Beurtheiler in irgend eine Gemeinschaft mit der Literatur gebracht; es sind Puppenspiele, denen zwischen Bierkonzerten und dem Auftreten der Barrisons der Rang anzuweisen ist. Auch der Kaiser schätzt sie gewiß nicht höher; er hat, wie alle hohen Herren, die beständig mit geleckten Neden gefüttert werden, seine Freude an derben und grobkörnigen Späßen, die ihm ein Echo vom Wesen der Alltagsvergnüglichkeit des Volkes bringen, und er kann in der fremden Sphäre die Nuancen seiner Anerkennung nicht ängstlich wägen und werthen; wenn man eben herzlich gelacht hat, kargt man nicht mit Lobsprüchen für den Erreger der Heiterkeit. Das wäre noch gar nicht schlimm; nur hört man öffentlich leider fast nie, daß der Kaiser wirkliche Kunstwerke gelobt hat — Wagner und Hebbel, die er zu lieben scheint, sind tot und brauchen keine Reklame mehr —, und das Künstlervolk, dessen Stimmung nicht ganz unwichtig ist, wird allgemach ein Bißchen verdrießlich, weil es sieht, wie außer Reinhold Begas, dem großen und feinen Künstler, nur Unbeträchtlichkeiten sich der Gunst des Monarchen erfreuen dürfen: Frau Parlaghy und Herr Stoner, Herr Wichert, Herr Ohnet, und so fort bis zum Herrn Adolf Ernst. Da entsteht denn schnell die unfreundliche Legende: der Kaiser, der selbst leichte Verschen in eine nett klingende Melodie gestreckt hat, liebt nur leichte, locker gefügte Werke und daneben höchstens noch die geräuschvollen Spektakelen einer sogenannten patriotischen Kunst, vor der schon Goethe so eindringlich gewarnt hat. Und die Verdrossenheit fügt alsbald hinzu: solche Sachen müssen wir also schreiben, malen, meißeln, wenn wir dem gekrönten Repräsentanten der Nation Beifall abringen wollen.

Die Leute, die so denken und raunen, sind der Vorstellung von der Herrscherallmacht noch zugänglicher als der Kondottiere aus Korrika. Sie vergessen, daß es auch für den überzeugtesten Monarchisten eine Republik der Geister giebt, wo der Censur des wissenschaftlichen und künstlerischen Verdienstes gilt, nicht der des Ranges und der Geburt, und wo über künstlerische Leistungen nicht von Königsthronen herab, sondern von den Sachverständigen, die nur zufällig einmal den Purpur tragen, das entscheidende



Urtheil gesprochen wird. Die Werke Treitschkes und Sybels behalten ihren Werth, trotzdem der Kaiser mit ihnen unzufrieden ist, und Franz von Lenbach bleibt der größte Erwecker starker Persönlichkeit, auch wenn der Kaiser findet, den Portraits der Frau Parlaghy, die auf Andere wie grobe Delbrüdnachahmungen Lenbachs wirken, sei nichts gleich Bedeutendes an die Seite zu stellen. Der Kaiser hat sein Urtheil und wir haben unseres, — wo er mit einer Kunstübung an die Öffentlichkeit tritt, auch über seine Leistung. Es ist sehr bedauerlich, daß zwischen dem Urtheil des Kaisers und dem der von Berufes wegen Sachverständigen so selten ein Einvernehmen herzustellen ist; aber ein Grund zu Mißmuth und Verängstigung ist damit noch nicht gegeben, denn der Kaiser denkt sicher nicht daran, der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur, seinen Privatgeschmack als höchstes Gesetz vorzuschreiben. Da vielleicht, wo er aus seiner Privatschatulle die Kosten bestreitet, wie bei dem Plan der Puppenallee. Der freie Denker und Künstler aber steht vor einem anderen Forum und erwartet von anderen Richtern den Spruch; er braucht sich nicht darum zu bekümmern, ob ein gnädiger Zufall ihm einen hohen, höchsten und allerhöchsten Gunstbeweis einträgt, und er hat um sein Lebensrecht dann erst zu zittern, wenn die herrschenden Gewalten sich vermaßen, ihm die zum Athmen nöthige Luft abzusperren.

Dieser in ihren Folgen noch kaum zu überblickenden Gefahr gehen wir jetzt entgegen. Mit dem Monarchen rechnet man nicht, wenn es irgend zu vermeiden ist, und der Kaiser und König hat nach unseren Verfassungsverhältnissen, selbst wenn er wollte, gar nicht die Möglichkeit, die Lebensbedingungen des Forschers und des Gestalters nach Willkür und Laune zu bestimmen; in der Republik der Geister erstreckt seine Macht sich nur auf die Schwächlinge, die mit den güldenen Fesseln noch prahlen. Anderen Mächten aber ist über uns Alle Gewalt gegeben und wir sehen nun mit Entsetzen, wie sie sich rüsten, rücksichtslos diese Gewalt zu gebrauchen. Ignoranten, die eine starke Lunge und ein stumpfsinniger Kadavergehorsam in die Parlamente geführt hat, erdreisten sich, über Geistesarbeiter, die jeder Berührung mit ihnen scheu ausweichen würden, eine Verurtheilung herunterzulassen; Großkapitalisten, deren ganzes Wirken antisozial ist, halten sich für befugt, wegen einer derben und deutlichen Antwort auf ihre erweislich unwahren Behauptungen bedeutende Männer vor die Klinge zu fordern; in den Zeitungen liest man Pöbelfrechheiten über hoch gewachsene Künstler; und ein vom deutschen Volke bezahlter Beamter wagt es, sich auf die Urtheile römischer Priester über die deutsche Literatur zu berufen. Das Alles könnte man lächelnd hinnehmen, wenn die kette, respektlose Unwissenheit nicht eben die Macht hätte, die sie nun brauchen will, wie ein wüthender Knabe mit einem scharfen Schwert herumfuchelt. Die Rache wird kommen, gewiß; die Interessengruppen, die das Knebelgesetz

durchbringen, werden mit dem kläglichsten Zusammenbruch früher oder später dafür zu büßen haben und die Regierung, die ihren Segen dazu gäbe, obwohl sie sieht, daß im ganzen Lande alle unabhängigen und gebildeten Männer in heller Empörung sich dagegen erheben, diese Regierung würde sich in der Geschichte ein nicht beneidenswerthes Denkmal errichten. Nur bringt dieser Ausblick leider keinen tröstenden Ersatz für die Verheerung, die in unserer Literatur angerichtet werden soll. Schon heute lockt die Geldgier allzu Viele von den schmalen Pfaden der ernsten Dichtung in die gebahnte Fahrstraße einträglicher Handwerkserei. In dem Augenblick aber, wo ein Gesetz verkündet wird, das verbietet, „gesetzeswidrige Handlungen vom Standpunkt einer gerechteren Weltanschauung zu entschuldigen“, ist im Deutschen Reich keine Stätte mehr für die ernste Dichtung, deren Gegenstand solche „Entschuldigung“ immer war, ist und sein wird. Dann bleibt dem Dichter nur noch die Wahl, ob er für den Schubkasten arbeiten oder gefällige Schwänke und allenfalls patriotische Spielfachtelstücke schreiben will; aber dann — daran sollten auch die Verather des Monarchen denken — wird dieser Dichter auch am Ende der jetzt geplanten Standbilderreihe, vor dem Denkmal des ersten Kaisers im neuen Reich, nur die eine Empfindung haben: daß es damals doch anders war.

Die Herren, die jetzt die Geschäfte des Reiches — hoffentlich nur „bis auf Weiteres“ — führen, meinen es mit uns Allen natürlich sehr gut, o, ganz außerordentlich gut. Sie sagen es und wir sind gesetzlich verpflichtet, es ihnen zu glauben. Am Ende glauben sie es gar selbst. Das wäre freilich nur denkbar, wenn sie den Sinn und die Tragweite ihrer eigenen Vorschläge nicht zu ermessen vermöchten, — und schon die Annahme solcher Kurzsichtigkeit ist frevelhaft. Sie wollen der deutschen Dichtung die Beschäftigung mit dem im Irren und Fehlen Menschlichen, Allzumenschlichen, nehmen, aber nur, um sie für die Beschäftigung mit dem Engelhaften besser tauglich zu machen. Sie wollen die Literatur in eine schmucke Puppenstube umwandeln, wo es keinen schrillen Jammer und keine wehe Sünde mehr giebt, nur Süßes und Hehres, herzige Kost für Kinder und Greise, und sie möchten, wie weiland die seligen Knaben Faustens Unsterbliches, die chemisch geläuterten Poeten freudig begrüßen im Puppenstand. Sie vergessen dabei nur, daß der Dichter und Staatsminister, der sich nicht entblödete, Verführung und Mord und alle höllischen Künste vom Standpunkt einer gerechteren Weltanschauung zu entschuldigen, seinen sehr außerordentlichen Professor erst aus der Zeitlichkeit scheiden ließ, ehe er ihn in die Seligkeit des Puppenstandes erhöhte, und daß auch unsere lebendigen Dichter in immer strebendem Bemühen lieber spät erlöst als von geschäftigen Engelmacherinnen spornstreichs in den Himmel befördert sein wollen. W. G.



Berlin, den 16. Februar 1895.

## Hohenzollern oder Hohenlohe?

Unter den Büchern, die Herr von Köller vor etwa vier Wochen auf den Tisch der fürs einige Vaterland Frühstückenden legte, war auch eines, das ganz besonders gefährlich sein und ganz besonders deutlich die drängende Nothwendigkeit einer Verschärfung der Strafgesetze beweisen sollte. Also ließ darüber der Herr sich vernehmen, der im Bundesstaat Preußen Minister des Innern ist und der Polizeithätigkeit die Richtung zu weisen hat: „Haß und Liebe“, Roman, spielend zwischen einem jungen Paare des Arbeiterstandes, welches sich wegen mangelnder Mittel nicht heirathen kann; dieser Roman schließt zuletzt mit Worten, die mir der Anstand zu lesen verbietet. Es wird darin glorifizirt der Gedanke: wenn ich nur im Genuß gelebt habe, dann kommt es nicht darauf an, Selbstmörder zu sein und aus der Welt zu scheiden. Auch Das ist Lecture!“ Obwohl nun der Hofrath Friedrich von Schiller ganz den selben Gedanken von einem leibhaftigen Kronprinzen aussprechen läßt, mußte ein gewissenhafter Beurtheiler sich doch bemühen, das schlimme Buch kennen zu lernen, das einen Civilminister in Harnisch gebracht hatte und dessen Schlußworte selbst im Kreise wahlmündiger Männer, die über Bordelle und Zuhälter lange und eifrig geschwätzt hatten, ganz unaussprechlich sein sollten. Das Buch ist leicht zu haben; ein Verleger, der sich für einen selbstlosen Idealisten ausgiebt, hat das Bedürfniß gefühlt, „die Perlen unserer klassischen Literatur dem Proletariat zugänglich zu machen, nur gereinigt von dem Wüste bürgerlicher Anschauungen und Verdummungsmittel“, und in diese Perlenkette

ist auch das böse Buch eingereicht worden. Wer es für zwanzig Pfennige erstanden hat, Der wird zunächst erstaunt sein, nicht einen Roman, sondern eine Novelle zu finden; eine Novelle nennt man nicht nur, wie mancher Minister manchmal meint, die nachträgliche Umgestaltung eines Gesekentwurfes, sondern — auf dem für Regierungen und Parlamente gewöhnlich nicht vorhandenen Gebiete der Literatur — auch eine ganz bestimmte Kunstform, über deren Verschiedenheit von dem weiteren Rahmen des Romans mancherlei auch für Minister lesenswerthe Abhandlungen veröffentlicht worden sind. Und diesem ersten Erstaunen wird ein zweites alsbald sich gesellen, denn der angebliche Roman, der eine Novelle ist, trägt unter dem Titel den nicht unwichtigen Vermerk: „Frei nach Romeo und Julia auf dem Dorfe von Gottfried Keller.“ Dieser Gottfried Keller, Herr von Köller, war wirklich ein sehr großer Dichter; Paul Heyse, auch ein berühmter Umsturzmännchen, hat ihn den Shakespeare der Novelle genannt; seine Leute von Selbwyla können sogar Excellenzen als ein nie veraltendes Muster menschlicher Thorheit dienen und dem Gedicht, das den Herzensjammer des veronesischen Paars in die sinnliche Sauserstimmung des schweizerischen Weingeländes übersezt, gebührt in der Kellerwelt obendrein noch ein bevorzugter Platz. Dieses Gedicht nun hat ein sonst wohl unbescholtener Herr Theobald Werra mit plumpen Pfoten proletarisirt; er mochte denken: hat der aufrechte Schweizer Romeo und Julia in sein Bergland verpflanzt, hat Ludwig Anzengruber — einer der allergefährlichsten Umsturzmännchen, der die „Infamie“ beging, für die Unfehlbarkeit des Papstes die Sexualmittel der aristophanischen Dame Syssistrate aufzubieten, — der Geschichte gar einen vergnügten Abschluß gegeben und die Liebenden, ohne Kirche und Standesamt, ganz wie Gretchen und Faust, die Beide doch in den Himmel kommen, selig vereint, — warum soll ich nicht ein paar Prisen sozialdemokratischen Grolles in den immer noch schmackhaften Teig schütten? Der gute Mann vergaß dabei nur, daß Keller und Anzengruber Dichter waren und daß er selbst ein ärmlicher Tagelöhner ist; er hat das feine und saubere Kunstwerk zum Entsetzen verstümmelt und sein Barbarenwüthen verdient den Zorn des Künstlers, — aber ganz und gar nicht die Empörung des excellenten Staatsanwaltes von Köller. Was an Klassenwuth in dem Heft steckt, ist nicht um ein Gran schlimmer als die übliche Kost der Kolportageliteratur, deren Hauptreiz zu allen Zeiten darin bestand, daß alle Reichen nichtsnutzige

Schurken und alle Armen biedere Edelmenschen waren; ein großer Theil der bürgerlichen Literatur hat ja früher, als es noch lohnte, dem Klasseninstinkt auch dadurch geschmeichelt, daß der Adelige immer ein hochmüthiger Tagedieb und nur der Bürger ein kerniger Ehrenmann war. Als ein neues Element sind beim Herrn Theobald Werra nur anderthalb Seiten über die Segnungen einer freien Sozialistengesellschaft hinzugekommen, die eines besonders schönen Tages allem Elend, aller Knechtung und Noth, ein Ende machen und allen liebenden Paaren das Paradiesesglück sichern wird; diese Verheißung wird beinahe allen Arbeiterfamilien, die nicht gerade im Saarrevier wohnen, mindestens einmal täglich ins Haus getragen und sie kann hier, wo sie zu einem Preise ausboten wird, für den man fast eine ganze Woche den „Vorwärts“ genießen kann, doch nicht fürchterliche Gefahren bergen. Sonst aber ist die Geschichte nahezu reif für die Gartenlaube; sogar die süße Sinnlichkeit, die Keller aus Verona ins Schweizerland hinüber gerettet hatte, hat der Arbeiter mit Stumpf und Stiel ausgejätet und nichts übrig gelassen als die Erzählung von den Kindern zweier feindlichen Väter, von dem verliebten Paar, das, weil es vereint nicht leben kann, vereint in den Tod geht. Nicht die leiseste Spur von geschlechtlichen Regungen; die Loni will den Sepp nicht zum Mann, weil er ihren gewalthätigen Vater geschlagen hat und weil „Dies immer ein schlechter Grundstein unserer Ehe sein würde“; und die Worte, deren Vorlesung Herrn von Köller der Anstand verbietet, lauten: „Es giebt nur Eines für uns, Loni, wir halten Hochzeit zu dieser Stunde und gehen aus der Welt; vereint können wir nicht werden, getrennt können wir nicht leben, bis zu diesem seligen Augenblick haben wir das höchste Glück genossen, — was dann kommt, kann uns gleich sein.“ Aus dieser Stelle, die ihm vielleicht angestrichen worden war, hat der Minister bedenkliche Schlüsse gezogen; er brauchte aber nur umzublättern, um gleich zu sehen, wie der Sepp und die Loni sofort, ohne daß ihnen die Zeit bleibt, die Grundlagen der Gesellschaft zu untergraben, ihr Giftfläschchen leeren. Erstens also ist die Geschichte kein Roman, sondern eine Novelle; zweitens spielt sie nicht zwischen einem jungen Paare des Arbeiterstandes, sondern zwischen zwei müßigen Bauernkindern; drittens hindert nicht der Mangel an Mitteln, sondern der Zwist der Väter die Heirath der Weiden; viertens giebt der Schluß selbst dem prudesten Empfinden keinen Anstoß; fünftens ist von einem

Leben im Genuß gar nicht die Rede, sondern von dem durch ein Pietätgefühl bedingten Verzicht auf irdische Vereinigung. Alles aber, was Herr von Köller sonst noch über die Sache gesagt hat, ist vollkommen richtig. Man könnte annehmen, daß sein Kunstgefühl sich an der rüden Versimpelung eines Meisterwerkes geärgert hat; aber in einem Parlament, wo der Reichskanzler aus der Tiefe seines Gemüthes Stilblüthen von der Art der „mittleren Diagonale“, der „maßvollen Grundlage“ und der „giftigen Waffen der Gewalt“ abliest, wo ein Unterstaatssekretär den stockernsten Kant mit dem witzigen Lichtenberg verwechselt, wo ein Volksvertreter das Mädchen aus der Fremde mit der Pandorabüchse aufmarschiren läßt, ein nationalliberaler Staatsmann Schopenhauer mit Hartmann in einen Topf wirft, ein Centrumsführer das bekannteste Wort des goethischen Hölleabgeordneten nicht kennt und wo alle diese lieben Leute dennoch nicht ausgelacht werden, — in einem solchen Parlament hat das Kunstgefühl wohl keine Vertretung. Da bleibt also nur die Annahme übrig, daß Herrn von Köller, der doch sicher die Bücher liest, auf die er sich bei wichtigen Gesetzesvorschlägen beruft, die soziale Tendenz des Festes geärgert hat, die, lose aufgepappt, die Behauptung beweisen möchte, daß „die Eier nach Besitz“ die Sittlichkeit des Menschen verdirbt. Um diesen Kern aus der Schale zu lösen, war es nöthig, so lange bei Keller, Köller und Werra zu verweilen. //

Es ist, wie man ohne Weiteres zugeben wird, ein recht bescheidener Kern. Wie selten ein Reicher in den Himmel gelangt, darüber hat schon Jesus von Nazareth nachgedonnen; Matthaeus, der Jünger des Herrn, hat bereits vor dem Mammonismus gewarnt — wenn auch der Freiherr von Stumm diesen „verleumderischen“ Ausdruck jetzt erst in einem sozialdemokratischen Blatt entdeckt haben will — und Martin Luther hat, als er zum Gebet wider den Türken vermahnete, ausgerufen: „Darnach ist kommen der große Gott Mammon oder Geiz: wie hat der nicht allein Bauern und Bürger, sondern recht gröblich Adel, Grafen, Fürsten und Herren besessen, daß man Desgleichen kaum lesen kann in alten Historien.“ Es scheint wirklich, daß man sich mit den Herren, die jetzt den politischen Markt beherrschen, erst über den Grundgedanken des Christenthums unterhalten muß, das nun einmal die Religion der armen Leute ist und auch bleiben wird. Diesen Grundgedanken hat die katholische Kirche mit der kapitalistischen Entwicklung zu versöhnen versucht, die auf dem Boden der Renaissance

und des Humanismus begonnen hatte, und der große Wittenberger erst hat ihn in ursprünglicher Reine wiederhergestellt. Soll unter der Regierung der Herren Hohensolche, Nieberding, Schoenstedt, die Katholiken sind und auch am Kapitalismus, dem schrankenlosen, mit katholischer Zähigkeit festzuhalten scheinen, Luther nun nichts mehr gelten? Vielleicht beharren diese lebensklugen Herren noch auf dem Standpunkte Bayles, der meinte: *Les véritables chrétiens ne formeraient pas un Etat qui pût subsister.* Von einem anderen französischen Glaubensgenossen aber, von Bossuet, können sie lernen, daß sie mit ihrer Anschauung das Erdreich des Christenthums verlassen, denn dieser Bischof von Meaux hat, in der Rede *Sur l'éminente dignité des pauvres*, gesagt: *Jésus-Christ est venu au monde pour renverser l'ordre que l'orgueil y a établi; de là vient que sa politique est directement opposée à celle du siècle.* Damals schrieb man 1659; heute sitzt in Rom ein Papst, der für soziale Zusammenhänge ein feines Verständniß hat; heute sind genau fünf Jahre vergangen, seit ein Deutscher Kaiser zum preußischen Staatsrath sprach: „Der den Arbeitern zu gewährende Schutz gegen eine willkürliche und schrankenlose Ausbeutung der Arbeitskraft, der Umfang der mit Rücksicht auf die Gebote der Menschlichkeit und der natürlichen Entwicklungsgesetze einzuschränken den Kinderarbeit, die Berücksichtigung der für das Familienleben in sittlicher und wirthschaftlicher Hinsicht wichtigen Stellung der Frauen im Haushalte und andere damit zusammenhängende Verhältnisse des Arbeiterstandes sind einer verbesserten Regelung fähig;“ und dennoch kann heute noch eine Regierung, die für ganz besonders christlich gehalten sein will und deren höchster Vertreter tönende Tiraden über den — gar nicht auffindbaren — „Glauben, der Allen heilig ist,“ vom Blatte abliest, jeder ernsthaften Förderung einer praktischen Sozialpolitik sich in zaghafter Vorsicht entziehen, dennoch können Männer, die sich zum christlichen Sozialismus bekennen, unter dem Beifall der Maßgebenden verlästert werden und ein Minister des Innern kann sich über ein Heftchen entrüsten, in dem die glorreiche Welt der Geldherrschaft nicht als das letzte Ziel der Menschheitentwicklung dargestellt wird.

Wenn Herr von Stumm solche Weisheit verkündet, so wundert sich kein Verständiger mehr darüber. Herr von Stumm, der sich selbst als einen treuen Sohn der protestantischen Kirche — gibt es denn eine? — vorführt, steht dem Wesen des Protestantismus unendlich

fern; er ist ein Kapitalkatholik, ein lebendiger Beweis für die schlaue Menschenkenntniß des Katholizismus, der früh zwischen Nazareth und Neunkirchen schon die Brücke schlug, und deshalb kann er in der Umsturzkommision sich mühelos mit dem Spahn, den das Centrum zu viel hat, verständigen. Herr von Stumm ist, gerade weil er so ehrlich an Alles glaubt, was sein Mund ausspricht, der prachtvolle Typus einer Zeitstimmung, der Don Quijote der niedergehenden Bourgeois herrlichkeit, und ein neuer Beaumarchais könnte ihn als den interessanteren und stärkeren Almaviva unseres Jahrhunderts poetisch verewigen. Für Herrn von Stumm war 1869 von der Sozialdemokratie noch nicht „ernstlich die Rede“ — obwohl das Kommunistische Manifest von 1848 daüirt, Lassalles Allgemeiner Deutscher Arbeiterverein 1863 begründet wurde und Bebel und Liebknecht seit 1867 im Norddeutschen Reichstage saßen —, für ihn ist das ganze Gerede von einem vierten Stand und seinen speziellen Interessen die reine Fiktion und Alles, was der Staat für die Armen und Aermsten thun kann, ist längst reichlich gethan. Herr von Stumm ist empört, weil Herr Koesicke, der von der sozialdemokratischen Presse so ruchlos geschmähte „Bierkönig“, der in einer ausgezeichneten Rede jetzt ein über das Durchschnittsmaß hoch hinausragendes sozialpolitisches Verständniß gezeigt hat, die „Interessen seines Standes verlegt“ haben soll, und er beweist gerade durch diese unvorsichtige Empörung, daß es nach seiner Ansicht doch „spezielle Interessen“ der Unternehmer giebt, daß also spezielle Standesinteressen erst bei einer gewissen geringen Einnahmequote anfangen, ins Bereich der reinen Fiktionen überzugehen. Herr von Stumm ist eine wichtige und typische Erscheinung, mit der man sich ernstlich beschäftigen muß, die aber gefährlich erst in dem Augenblick wird, wo sie Einfluß auf die Regirenden gewinnt. Dieser Augenblick scheint jetzt leider gekommen, und wenn er nicht wie eine flüchtige Episode rasch vorübergeht, wird eine friedliche Entwicklung unserer Zustände nicht zu verbürgen sein. Die Anschauungen, die von den Regirenden ausgesprochen worden sind, zeigen deutlich, wie fremd ihnen der Geist Friedrichs ist, der von den *prêtres imposteurs* nichts wissen wollte; sie verrathen die bequeme Greifenmüdigkeit, die „das Empfinden der Anderen schonen“ möchte — als ob mit Schonung und Zimperlichkeit jemals in der Welt harter Kämpfe Etwas erreicht worden wäre —, und weisen den Weg diplomatischer Bindfädenpolitik, der heutzutage



nur noch zum Untergang führen kann. Das hat die Blüthenlese aus der Berathung der Umsturzvorlage bewiesen, die der Fürst zu Hohelohe für ein Gesetz gegen das internationale und soziale Verbrechertum hält, — von seinem ehrenwerthen katholischen Standpunkt aus ganz mit Recht; Das hat, mit fast noch empfindlicherer Deutlichkeit, die Antwort gelehrt, die der Reichskanzler auf die Interpellation seines Glaubensgenossen Hitze gab, als dieser Herr wissen wollte, wie es denn mit der Durchführung des in den Februarerlassen des Deutschen Kaisers vorgezeichneten Programmes stünde.

Diese Erlasse waren die bisher beste That Wilhelms des Zweiten. Fürst Bismarck wollte sie nicht unterzeichnen, weil er von einer Beschränkung der Arbeitszeit auch eine Minderung des Einkommens befürchtete, die der Arbeiter unangenehm empfinden müsse, und weil er namentlich das Gefühl hatte, der jugendliche Enthusiasmus des Kaisers, der gegen die „reichen Willenbesitzer“ harte Worte gefunden hatte, könne sich in der Richtung auf ein in der Theorie herrliches, aber praktisch schwer erreichbares Ideal zu weit vormagen. Bismarck hat immer mehr mit Personen als mit abstrakten Begriffen gerechnet und diese Rechnung hat ihm große Treffer und — mitunter — große Fehler gebracht. Er rechnete richtig, da er annahm, ein junger, nach Thaten dürstender Monarch könne leicht dem wechselnden Raunen unverantwortlicher Rathgeber sein Ohr leihen und das jähe Ungeßüm eines solchen Herrn bedürfe deshalb der Bremse. Er rechnete falsch, da er im Staatsrath für seine Ansicht Stützen zu finden hoffte; gerade der Freiherr von Stumm ließ ihn im Stich, gerade der erleuchtete Despot von der Saar, der sich den Konsequenzen seines Unterlassens jetzt gern entziehen möchte, zeigte damals eine auffallende und überraschende Schwäche im Genick. Jedenfalls konnte der Anblick der Situation den Fürsten Bismarck nicht zuversichtlich stimmen. Die eilige Entlassung des Oberpräsidenten von Westfalen, vielleicht auch ein hitziges Wort, das im Kronrath fiel, enthüllte ihm eine gewisse Neigung zu raschen Entschlüssen und ein Temperament, dem auch mit dem reichsten Erfahrungsschatz nicht zu imponiren war; und daneben mußte er erkennen, wie die ganze Schaar der Getreuen und Allergetreuesten bereit war, vor der „maßgebenden Zukunft“ bäuchlings sich in den Staub zu werfen und ihr willig das Opfer des Intellekts darzubringen. Solche Stimmung mahnte zur Vorsicht; der Kanzler

konnte dem Kaiser seine Hilfe für die — glättende und mildernde — Redaktion der Erlasse leihen, aber er mußte ihre Gegenzeichnung versagen, die ihn für immer an ihren Wortlaut gebunden hätte. Heute haben diese Erwägungen nur noch historischen Werth: seitdem der Bundesrath und der Reichstag sich auf den Boden der Februarerlasse gestellt haben, sind diese ursprünglich privaten Kundgebungen ein Theil des nationalen Besitzes geworden und eine spätere Zeit wird in diesem letzten gemeinsamen Werk des jungen Kaisers und seines alten Kanzlers, trotz manchen Mängeln, das interessanteste und bisher auch erfreulichste Ereigniß der zweiten wilhelminischen Epoche erblicken. Ein kluger Nachfolger Bismarcks hätte hier eingesetzt und sich bemüht, den ungeheuren Verlust, den das Prestige des Reiches erlitten hatte, mit der Nothwendigkeit zu rechtfertigen, die für ein neues Geschlecht auch neue Wege und frischen Jugendmuth heischt. Aber dieser Nachfolger war ein garnisonkirchenfrommer Soldat, dessen suchenden Sinn die behenden Manchestermänner schnell umspinnen hatten und der selbst wohl selten wußte, wohin die Meute ihn riß; für ihn lautete die Losung: Handelsverträge, und er hoffte, das berühmte billige Brot, das die Zwischenhändler ihm als Feldgeschrei anpriesen, werde die Schwächung des inneren Marktes überreichlich aufwiegen. In der Sozialpolitik fand er ein Inventar vor, mit dem sich einige Jahre leidlich leben ließ, und das Glück, das ihm immer treu blieb, riß ihn von seinem Plage, ehe noch die Folgen seines Thuns völlig offenbar wurden. Seinem Erben vermachte er keine einzige fruchtbare Idee, nur einen unholden Foetus, die Umsturzvorlage; und da dieser Erbe schon in die Jahre gekommen war, wo nur den Ervätern die Lendekraft noch eigene Sprossen bescheerte, adoptirte er das quarrende Ungethüm und quälte sich, es lebensfähig zu machen. Das nennt man im Alltagsleben einen schönen Zug und das Bemühen kann auch zum Erfolg führen, denn schon aus Machiavellis Mandragola ist zu erlernen, daß mit der Hilfe gefälliger Priester manches Wunder gelingen kann. Nur möchte das ungeduldige Volk gern auch Thaten sehen, nur möchte es wissen, ob der neue alte Herr außer den Ketten und dem Maulkorb auch noch anderes Handwerkszeug mitgebracht hat, — und deshalb war die Spannung allgemein, als Herr Hitze vor ein paar Tagen die hochnothpeinliche Frage stellte.

Die Antwort war ein allerliebstes Diplomatenkunststück, eines

aus der alten Zeit, wo Beust und Scribe auf den Brettern der Welt und der Bühne zierlich umherstampften: sie sagt gar nichts und läßt jegliche Deutung zu. Am vierten Februar 1890 ist ein Programm aufgestellt worden, das, daran zweifelt der Fürst zu Hohenlohe nicht, durchgeführt werden muß; aber am sechsten Februar 1895 ist die Hauptfrage im Bundesrathe „generell“ noch nicht behandelt worden und es ist unmöglich, zu sagen, ob bald irgend Etwas zu Stande kommen wird. Nicht minder unmöglich ist es, sich anmuthiger über einen Interpellanten lustig zu machen. Das lieben die Diplomaten, Das halten sie für ein hohes Ziel, — und wenn der Graf von Caprivi ein schlechter Politiker war, so ist der Fürst zu Hohenlohe ein guter Durchschnittsdiplomat, leider einer von der mählich veraltenden Art. Alle paar Wochen ein parlamentarischer Abend, zu dem selbst die bescholtensten Tintenkulis gebeten werden — sie erzählen dann, in stolzer Freude wie ihr Ahnherr Schmock noch erstrahlend, von dem „großartigen Buffet“ und der „erstaunlichen Rüstigkeit“ des Hausherrn —, gelegentlich auch ein Besuch auf dem Ball des Pressevereins, der für Reklamenotizen als „Äquivalent“ Benefizvorstellungen erbittet: hier eine Artigkeit, dort ein huldvoller Scherz, rechts ein Fädchen und links ein Fädchen, — am Ende giebt's ein weitmaschiges Netz, worin man die Spanne Zeit, die das Leben noch bietet, behaglich verdämmern kann. Ganz hübsche Effekte sind so schon erreicht; es haben sich Sammelbecken für Lobhudeleien gebildet, die dem geschmackvollen Herrn der Wilhelmstraße gewiß nicht sehr lieblich duften. Aber ein Volk besteht nicht nur aus Abgeordneten und Zeitungschreibern, ein Volk ist mit pomadisirten Diplomatenstückchen nicht mehr zu kirren; es will wissen, was die Männer sinnen, die sich vermessen, ihm Führer zu sein, und das deutsche Volk ist, mag der Sakaienchor auch andere Weisen heulen, allgemach bereits zu dem schlimmen Glauben gelangt, daß von dem Fürsten Hohenlohe nur freundlich tröstende Versprechungen zu erwarten sind, nicht aber entschlossene Heilungsversuche. Mag vom Getreidepreis, von der Währung, vom Handwerk die Rede sein, — immer der selbe Bescheid: Wir werden prüfen, wir werden erwägen, aber wir können uns auf unabsehbare Radikalkuren nicht einlassen. Diese Bedenken sind sehr begreiflich, denn alte Leute lieben die Ruhe und sehen in jedem Radikalismus das größte der Uebel; deshalb klingt auch die Meldung durchaus glaubwürdig, das Tempo der so-

zialen Reformarbeit solle verlangsamt werden und für die nächste Zeit seien, trotz dem Programm des Kaisers, neue Vorschläge auf diesem Gebiet nicht zu hoffen oder zu fürchten. Da ist's denn nicht wunderbar, wenn allgemach selbst bei den Kaltblütigeren die Befürchtung entsteht, ein Hohenlohe möchte der kraftvollen Initiative des Hohenzollern, anstatt sie klug und sacht in richtige Bahnen zu leiten, ganz in der Stille die Wege versperren.

Fürst Hohenlohe — mit diesem Sprüchlein will man uns jetzt beschwichtigen — treibt aber doch die Politik des Fürsten Bismarck. Wer Das behauptet, täuscht sich selbst oder will Andere täuschen. Bismarck war ein Experimentalpolitiker, der Personen, Zeit und Umstände sorgfältig prüfte und mit dem Gestern so gut wie mit dem Morgen zu rechnen verstand; er hätte nie den nutzlosen Versuch gemacht, unter veränderten Verhältnissen genau so zu handeln, wie in anderer Lage vor ihm ein Anderer gehandelt hatte, und hätte instinktiv begriffen, daß die lange Episode des Caprivismus nicht als nicht vorhanden betrachtet werden darf. Auch seine sozialen Anschauungen waren von denen der Herren von heute früher wenigstens grundverschieden; er nannte sich einst mit Stolz einen Sozialisten, berief sich auf den sehr viel weitergehenden Sozialismus der Apostel, war nicht abgeneigt, bei berechtigten Strikes den Arbeitern Staatshilfe zu gewähren, proklamirte — noch vor zehn Jahren — das Recht auf Arbeit und sprach offen aus, daß nur das Bewußtsein, alles Erreichbare für die Besitzlosen thun zu wollen, ihm den Muth verleihe, gewaltsam die Ausschreitungen der Sozialdemokratie zu unterdrücken. Dieser Punkt kann nicht nachdrücklich genug betont werden, damit Bismarck im grellen Licht der Geschichte nicht wie der glänzende Vertreter einer absterbenden Weltanschauung erscheint. Sein Erbe ist nicht der Freiherr von Stumm, der das All durch die Brille des Großindustriellen sieht, und nicht Herr von Köller, den der mit Sozialistenpfeffer bestreute Keller schon ärgert: sein Erbe, so hofften die Deutschen, sollte der Deutsche Kaiser sein und deshalb ist die Enttäuschung jetzt doppelt schmerzlich, da man bangend befürchten muß, das Alter möchte die Jugend besiegen und ein Hohenlohe möchte, in bester Absicht, doch ohne Verständniß für das Pochen und Drängen der Zeit, heißen Haß säen, wo einem evangelisch empfindenden Hohenzollern Liebe reifen konnte.



## Mein Konflikt mit dem Großindustriellen und Reichstags- Abgeordneten Freiherrn von Stumm-Halberg.

### Erster Theil. I. Der Ausgangspunkt.

In der Sitzung des Deutschen Reichstages vom neunten Januar d. J. stand der Gesetzentwurf, betreffend Aenderungen und Ergänzungen des Strafgesetzbuches u. s. w., die sogenannte Umsturzvorlage, in fortgesetzter erster Berathung. Als erster Redner hierzu, zugleich als Sprecher der Reichspartei, trat an diesem Tage der Abgeordnete Freiherr von Stumm-Halberg auf. Er antwortete zunächst in scharfer Weise auf die Rede des sozialdemokratischen Abgeordneten Auer vom vorhergehenden Tage. In diesem Theil der von Stummschen Rede kamen u. A. Aeußerungen wie diese vor: „Darüber bin ich mir längst klar und ich hoffe, daß auch in der Nation diese Erkenntniß immer weiter Platz greifen wird, daß es sich im Kampfe gegen die sozialdemokratische Agitation einfach um Gewalt gegen Gewalt handelt, daß man geistige Waffen nicht gebrauchen kann gegen Die, welche selbst keine geistigen Waffen führen.“\*) Auch eine beliebte Redewendung des Herrn von Stumm, den politischen Gegnern „Boykottiren“ vorzuwerfen, fehlt schon in diesem ersten Theil seiner Rede nicht: „Dabei boykottiren sie Alles, was sich ihrem Willen einigermassen widersetzt,“ — wirft er den Sozialdemokraten vor.

Freiherr von Stumm kommt dann freilich auf seine eigene und seiner Berufsgenossen in der Saargegend seit zwanzig Jahren geübte Praxis zu sprechen: „Wir dulden keinen Arbeiter, der der Sozialdemokratie angehört“, sagt er und rühmt diese Praxis als erfolgreich und nachahmenswerth. Daß diese Praxis aber auf ein „Boykottiren“ im weitesten Maße und mit den schwersten Folgen für den Betroffenen hinausläuft, nach unwidersprochen gebliebenen Mittheilungen auf ein Boykottiren von Arbeitern, welche nur ein sozialdemokratisches Blatt lesen, oder nur ein Wirthshaus besuchen, wo solche Blätter aufliegen, und daß selbst Arbeiter von jenem Ausschluß getroffen werden können, die, ohne irgend welche Betheiligung an der Agitation, bloß sozialdemokratische Gesinnungen hegen, — darüber geht der Freiherr hinweg. „Ja, Arbeiter, Das ist ganz etwas Anderes.“ Und doch liegt hier ein Terrorismus selbst gegen die bloße Gesinnung vor, welcher von jeher, z. B. auf religiösem Gebiete, selbst von der legalen Staatsgewalt, daher doch immer in bestimmten gesetzlichen Formen und mit gewissen schützenden Kautelen für den Verfolgten, ausgeübt, für das denkbar Härteste und Unduldsamste galt, hier aber — von großen industriellen Arbeitgebern, von Privatpersonen gegen die von ihnen ökonomisch abhängigen Arbeiter ausgehend und völlig nach Willkür ausgeübt — als selbstverständliches Recht, ja als Pflicht der Arbeitgeber hingestellt wird.

\*) Stenogr. Bericht, S. 208 (D).

Was Wunder, daß die Arbeiter, sozialdemokratische wie andere, sobald sie nur ein Bißchen zum Denken erwacht und ihrer Menschenwürde sich im Zeitalter der allgemeinen Volksbildung, des allgemeinen Wahlrechtes, bewußt geworden sind, gerade einen derartigen Terrorismus unerträglich finden? Herr von Stumm und seine Berufs- und Gefinnungsgenossen geben durch solche Äußerungen und durch ein solches Verfahren der Boykottirung von Arbeitern der sozialdemokratischen Agitation schärfere Waffen zum Kampf gegen das bestehende Wirthschaftrecht in die Hände, als sie jene Agitation aus dem Arsenal von Marx, Engels, Bebel und Anderen entnimmt.

Gerade der überzeugte Vertheidiger der Grundlagen unserer Wirthschaftsordnung, des „Privateigenthums an den sachlichen Produktionsmitteln“, hat Recht und Pflicht, solche mißbräuchliche Gewaltausübung des kapitalistischen Arbeitgebers im Interesse des Bestandes unserer Wirthschaftsordnung auf das Allerunzweideutigste und nöthigenfalls auch mit scharfen Worten zurückzuweisen. Dies habe ich gegen den Freiherrn von Stumm gethan: Das ist der Ausgangspunkt meines Konfliktes mit ihm, wobei ich aber nicht der Angreifende, sondern der Abwehrende war. Meine Kompetenz zu dieser Abwehr entnehme ich meiner Berufsstellung als Nationalökonom.

In einem Gesekentourne faßte Freiherr von Stumm die Tendenz seiner Ausführungen folgendermaßen kurz zusammen:

„§ 1. Den Sozialdemokraten, einschließlich der Anarchisten, wird das aktive und passive Wahlrecht entzogen. § 2. Die Agitatoren werden ausgewiesen oder internirt. Das Nähere bestimmen die Ausführungsbestimmungen.“ Diese „Lex von Stumm“ läßt ja an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Sie gleicht auch darin der Kampfesweise seiner extremen Gegner, daß Pläne, die man selbst nicht in Gesetzesform zu fassen vermag, zur Ausführung den Behörden überlassen werden. Diese würden also z. B. damit beginnen müssen, Listen aller Sozialdemokraten und Anarchisten zu entwerfen, entweder ganz nach eigenem Ermessen, höchstens mit dem Recht der Remonstration des einzelnen in die Listen Gestellten, oder in Verbindung mit dem vollen Gefinnungsterrorismus, daß jeder Wahlfähige im Deutschen Reich aufgefordert wird, unter schwerer Strafe seine politische Stellung zur Sozialdemokratie wahrheitsgemäß auf behördliche Anfrage zu verlautbaren, — alsdann nothwendig mit dem Recht der Behörde, ihrerseits die Aussage auf ihre Wahrheit zu prüfen. Damit würden die schlimmsten Gefinnungsverfolgungen der ersten französischen Revolution, mit deren Geschichte Herr von Stumm ja nach seinen Reden vertraut sein will, und die schlimmsten geschichtlichen Vorgänge bei Religionverfolgungen noch übertrumpft. Da wäre es immer noch milder, wenn man einfach dekretirte: „Stimmen, die bei Reichstagswahlen auf Sozialdemokraten fallen, sind ungiltig!“

Und dieses thörichte, lediglich aufreizende Gerede des Sprechers der Reichspartei hat aus deren Kreisen keine Zurückweisung erfahren! Sapientsat! Ja, „König Stumm“ ist ein mächtiger Mann! Sollte sein „Gesetzentwurf“ ein Scherz oder Witz sein, so war es ein herzlich schlechter und dazu recht unpassender in so ernster Sache. War der Entwurf einigermaßen ernst gemeint, so kann man über einen solchen „Politiker“ nur die Achseln zucken.

Der Freiherr von Stumm wandte sich dann aber von den Sozialdemokraten ab und gegen diejenigen „gebildeten Kreise“, die seiner Meinung nach eine Mitschuld an der Verbreitung sozialistischer Ideen, sozialdemokratischer und revolutionärer Tendenzen tragen: Gelehrte, namentlich deutsche Universitätsprofessoren der Nationalökonomie, zumal berliner, ferner auch evangelische Geistliche von der Richtung der Pfarrer Naumann und Weber und der Männer an der Spitze der evangelischen Arbeitervereine, endlich auch eine „große Anzahl von Staatsbeamten und von Arbeitern in Staatsbetrieben, die direkt oder indirekt mit der Sozialdemokratie liebäugelten.“ In längeren Ausführungen heftigster, zum Theil scharf persönlicher Art — mit Namensnennung allerdings nur bei den evangelischen Geistlichen — erging sich Herr von Stumm in schweren Beschuldigungen gegen die genannten Kategorien von Personen, die demnach allesamt als höchst bedenkliche Hilfsstruppen der Sozialdemokratie und als blinde, verhängnisvolle Vorbereiter der sozialen Revolution erscheinen, ähnlich wie der mit revolutionären politischen Ideen kokettirende französische Adel und höhere Bürgerstand vor der großen französischen Revolution. Daher: caveant consules! —

Was gingen mich aber nun alle diese Tiraden des Herrn von Stumm an, so werde ich vielleicht gefragt. Wie schon bemerkt, als Nationalökonom von Beruf glaubte ich, antworten zu sollen; zur Gruppe der vom Herrn von Stumm besonders heftig angegriffenen deutschen nationalökonomischen Universitätslehrer gehörte ich auch, stehe unter den Berlinern vielleicht in einigen Punkten um einige Nuancen mehr nach links. Als Mitglied und zweiter Präsident der hiesigen christlich-sozialen Partei, als Mitbegründer und wiederholt gewählter Ehrenpräsident des evangelisch-sozialen Kongresses, mit welchem die evangelisch-soziale Arbeiterbewegung in naher Verbindung steht, durfte ich mich für berechtigt halten, ja es als ein nobile officium ansehen, diesem Rufer im Streite für eine extrem kapitalistische Auffassung entgegenzutreten. Kurz: ich nahm den Handschuh auf.

## II. Herr von Stumm und die berliner Christlich-Sozialen.

Mir war jene Rede des Freiherrn von Stumm wie die ganze Reichstagsdebatte zunächst nur in den ausführlichen, aber immerhin zusammenziehenden

und nicht wörtlichen Berichten der regelmäßig von mir gelesenen, weil selbst gehaltenen Zeitungen (Kreuzzeitung, Münchener Allgemeine Zeitung) bekannt geworden und sie hatte mich, wie schon frühere Reden des Herrn von Stumm, entrüstet und zum Widerspruch angespornt. Jetzt war, wenn auch ohne Namensnennung Einzelner, ein direkter, nicht mißzuverstehender Angriff auf uns akademische Nationalökonomien, speziell auf uns Berliner, hinzugekommen und in gehässigster Weise waren Führer der evangelisch-sozialen Bewegung angegriffen worden. Dies bestimmte mich, einer zur Besprechung der Stummschen Angriffe, namentlich derjenigen gegen evangelische Geistliche und Arbeitervereine, anberaumten Versammlung der christlich-sozialen Partei einmal wieder beizuwohnen.

Nach langer Pause. Ich hatte in den letzten Jahren, um meiner nothwendigen Arbeitruhe willen und in Folge von schweren Familienschicksalen, mich, thatsächlich aus dem öffentlichen politischen Leben Berlins, aus der Bethheiligung an den Versammlungen meiner Partei, der konservativen und der christlich-sozialen Partei, fast ganz zurückgezogen, namentlich seit meiner Reichstagskandidatur im Sommer 1893, wo ich in innigster Ueberzeugung und mit meinen besten Kräften den nationalen Standpunkt in der Militärfrage, persönlich erfolglos, vertreten hatte. Noch immer war ich zweiter Präsident der christlich-sozialen Partei, aber eigentlich nur noch nominell, da ich den braven, treuen, patriotischen Männern der Partei, die mir auch in schwerer Zeit menschlich warm und mitfühlend begegnet waren, seit lange gar nichts in jener Stellung hatte leisten können, nicht einmal einen gelegentlichen Vortrag. Ich hatte eben deswegen wiederholt daran gedacht und Das auch Stoecker gegenüber ausgesprochen, lieber meine Ehrenstellung in dem Parteivorstand niederzulegen, nicht irgendwie aus prinzipiellen Gründen oder persönlichen Opportunitätsrückichten, sondern rein aus dem Grunde, weil ich die Zeit und Kraft einer intensiveren Bethheiligung nicht mehr besaß. Aber ich blieb, gerade auch um den Schein zu vermeiden, als verliefte ich eine Sache, die, meines Erachtens im hohen Maße unverdienter Weise, in vielen Kreisen nicht mehr populär war und keine genügende Unterstützung fand, auch da, wo sie, wie Stoecker selbst, einst durchaus gern gesehen worden war. Die alten bekannten Gegner hatten natürlich ohnehin nicht abgenommen. Gerade diese verbleibende Verbindung mit der christlich-sozialen Partei und die hingebende Treue der Parteigenossen, vieler „kleinen Leute“, denen gegenüber ich mich lebhaft in einer Dankeschuld fühlte, legten mir aber in meiner Empfindung auch die Verpflichtung auf, wenigstens gelegentlich und in wichtigeren Fällen mich an den Versammlungen wieder zu bethheiligen und da das Wort zu nehmen. Wer nur ein Wenig vom politischen Leben kennt, weiß, daß auf diese Art erspriesslicher Einfluß auf die Bevölkerung ausgeübt werden kann, wie sonst nicht einmal durch die Presse.



Es handelt sich hier nicht speziell nur um die christlich-soziale Partei, sondern um ähnliche Vereinsbildungen, auch anderer sozialer, wirtschaftlicher, politischer, religiöser Richtung überhaupt. Ständen unsere sogenannten höheren, gebildeten, besitzenden Klassen, nicht am Wenigsten leider auch das höhere Beamtenthum und die Kreise der Wissenschaft, nicht der Masse der Bevölkerung so fern, immer so selbstzufrieden für sich und kühl von ihr ab-rückend, immer im Sinne des alten „odi profanum vulgus et arceo“, — einem heidnischen, unchristlichen, ungerechten, in unserem Zeitalter auch einem unklugen Worte, und unter völliger Verkennung der Tiefen der Volksseele und der geistigen Bedürfnisse im Volke, — wahrlich, es ständen auch hier die Erfolge der sozialdemokratischen Agitation nicht so günstig. Es bedürfte nicht einer „Umsturzvorlage“, um Dinge wieder gut zu machen, die eine gemeinsame Schuld unser Aller, in der That auch unserer „gebildeten“ und „besitzenden“ Klassen, sind. Hier kann ich „Stubengelehrter“ auch aus einiger praktischer Erfahrung im berliner politischen Leben sprechen.

Die christlich-soziale Partei hatte auf Freitag, den achtzehnten Januar, eine Versammlung im Hause der Stadtmission einberufen, wo Hofprediger a. D. Stoedter einen Vortrag über die Angriffe des Freiherrn von Stumm im Reichstage auf die christlich-soziale Geistlichkeit und auf die evangelischen Arbeitervereine halten werde. Die Ankündigung dieses Vortrages mit Namensnennung des Freiherrn von Stumm auf den öffentlichen Anschlagssäulen war aber von der Geschäftsfirma zurückgewiesen worden! Der Vortrag war daher hier nur, ohne Stumms Namen zu erwähnen, öffentlich mitgeteilt worden. Auch ein kleiner charakteristischer Vorgang! Stoedter wurde erst durch meine persönliche Anwesenheit im Lokal von meiner Absicht, eventuell selbst zur Sache zu sprechen, unterrichtet. Er sprach, wie immer, vortrefflich, ungemein ruhig und maßvoll, erkannte die persönlichen Leistungen des Freiherrn von Stumm als Arbeitgeber vollauf an, legte auch gegen Einiges im Auftreten des Pfarrers Raumann und in dessen neuem Organ, „Die Hilfe“, Verwahrung ein, nahm aber andererseits Raumann gegen ungerechte Angriffe des Herrn von Stumm in Schutz und betonte nur, daß Raumann eine etwas abweichende Stellung von anderen Christlich-Sozialen, Geistlichen und Laien, einnehme, die man daher nicht ohne Weiteres mit Raumann identifizieren könne: durchaus richtige, für jeden genaueren Kenner der Verhältnisse und Personen übrigens nicht neue Gesichtspunkte. Stoedter wies aber auch die Stellung des Herrn von Stumm zur Arbeiterfrage, den Appell an die Gewalt, ab: „Die Arbeiterbewegung ist nicht blos Gewalt, sondern auch Idee,“ sagte er. „Stumm will keine Arbeiterorganisationen, er will nur Autorität und Gehorsam. Das ist aber keine Art mehr, wie man in unserem Jahrhundert mit den Arbeitern umspringt. Es ist nur eine Frage

der Zeit, bis die Bewegung des vierten Standes solche patriarchalischen Verhältnisse sprengt. . . . Nun ist es ja eine der größten Dummheiten und Maßlosigkeiten der Sozialdemokratie, daß sie den Zukunftsstaat erst auf den Trümmern des heutigen errichten will. Dem gegenüber vertreten die evangelisch-sozialen Geistlichen die berechtigten Forderungen der Arbeiter gerade auch im heutigen Staate. . . . Heute haben wir in allen Kreisen, in allen Gesellschaftsschichten, Freunde dieser berechtigten Forderungen der Arbeiter. Freiherr von Stumm aber verurtheilt Alles. Ich bedauere seinen Mangel an Verständniß für die treibenden Kräfte der Gegenwart und weise seinen Angriff zurück, auch betreffs des Pfarrers Naumann, daß wir die sozialdemokratische Bewegung unterstützen. Unsere Stellung zu dieser ist ganz klar. Wir suchen die Wahrheit auf beiden Seiten. Eine Stellung der Arbeitgeber wie die des Herrn von Stumm ist aber eines der schlimmsten Momente in der Bewegung, weil dadurch berechnete Gedanken als unberechtigt hingestellt werden. Eine Politik, wie sie Herr von Stumm will, der die Sozialdemokraten des Stimmrechtes berauben will, wäre eine Politik des Todes, würde die anarchistischen Verbrechen bei uns großziehen. Das allgemeine Wahlrecht ist das beste Schutzmittel gegen revolutionäre Kämpfe. . . . Wenn die gesunden Gedanken des Sozialismus mit den Mächten des Christenthums zusammen arbeiten, dann werden die ungesunden, widergöttlichen, vaterlandslosen Elemente bald besiegt werden und ein mit den Interessen des Vaterlandes und des Christenthums in Fühlung stehender vierter Stand wird daraus hervorgehen. Hier stehen wir in unverföhllichem Gegensatz zu Herrn von Stumm. Ich wünschte, es wäre in den Kreisen der Arbeitgeber ein größeres Verständniß für die Arbeiterbewegung. Es fehlt in diesen Kreisen an einer gerechten Würdigung der Verhältnisse.\*\*)

Diese Rede Stoeckers, aus welcher hier nur der Schluftheil etwas genauer im Auszug mitgetheilt worden ist, war auch in der Form der Polemik außerordentlich ruhig und maßvoll gehalten, — mir, und ich glaube auch Andern, fast etwas zu milde. Unter diesem Eindruck ergriff ich das Wort und brachte sofort etwas mehr Schärfe in die Debatte. Im Wesentlichen äußerte ich mich folgendermaßen.\*\*)

\*) Wesentlich hier mitgetheilt nach dem trefflichen Berichterstatter Viebich im „Volk“ (v. 20. Jan.); danach auch der Bericht der Kreuzzeitung. Ähnlich, aber meines Wissens aus anderer Feder, ein Bericht im „Reichsboten“. Kürzer berichteten einige liberale Blätter und nach ihrem ebenfalls tüchtigen Berichterstatter die freikonservative „Post“.

\*\*) Auf der Grundlage des erwähnten Berichtes des „Volk“, den ich im Ganzen, von ein paar Punkten abgesehen, als korrekt anerkenne, hier jetzt etwas ausgearbeitet. Der selbe Bericht befindet sich auch in der „Kreuzzeitung“, doch

Die Ausführungen Stoeckers enthalten Vieles, dem ich zustimmen kann. Ich glaube nur, er hat den Freiherrn von Stumm zu gut behandelt. Dieser Herr soll ein sehr wohlwollender Arbeitgeber sein. Ich kenne ihn nicht persönlich und habe ihn, so viel ich mich erinnere, niemals gesehen. Aber er gehört zu einer Sorte deutscher Politiker, die mir in innerster Seele unsympathisch ist. Dieser Herr erlaubt sich unter dem Schutz der Redefreiheit des Reichstages beleidigende Angriffe auf Personen, sogar mit Namensnennung, sonst aber mit so deutlicher Bezeichnung von Gruppen, daß sich Jedermann, der zu einer solchen Gruppe gehört, getroffen fühlen kann, ja muß. Ich will ihm hier ohne jenen Schutz antworten. Er hat dem braven Pastor Naumann bitter Unrecht gethan, noch mehr aber der evangelischen Geistlichkeit, auch derjenigen christlich-sozialer Richtung, die er ohne Weiteres mit Naumann identifizirt. Das ist bei der eigenthümlichen Stellung einer so selbständigen Persönlichkeit wie Pastor Naumann, einer Stellung, die Derjenige wenigstens kennen müßte, der, wie Herr von Stumm, so scharf persönlich angreift, nicht loyal, ein Ausdruck, den ich hier anwenden darf und muß, auch verantworten werde gegenüber den „unverantwortlichen“ Äußerungen — im Doppelsinn des Wortes — des Herrn von Stumm. Er hat auch meinen eigenen Berufsstand und meine nächsten Fachgenossen in ähnlicher Weise angegriffen, was ich eben so als unberechtigt und unrichtig zurückweise. Wir nationalökonomischen Professoren, wir sogenannten Kathedersozialisten, sollen der Sozialdemokratie in gefährlicher Weise Vorschub leisten! Für viel gefährlicher halte ich Äußerungen des Herrn von Stumm, wie die in seiner neulichen Rede, wo er das Arbeiterschutzgesetz von 1890, die Gewerbeordnung, ein (wenn auch von ihm gebilligtes) „Ausnahmegesetz gegen die Arbeitgeber“ nennt. Dieses Gesetz, das doch nur die allernothwendigsten Einschränkungen der Macht der Arbeitgeber enthält! Immer die alte naturrechtliche und liberal-ökonomische Auffassung, als wäre die schutzlose Preisgebung der Arbeiter in die Willkür der kapitalistischen Arbeitgeber eigentlich doch das Normale, das „natürliche“ Recht! Jene Auffassung, die eben den Rückschlag nach dem anderen Extrem, in den radikalen Sozialismus, mit verursacht hat und mit erklärt. Solche Ansichten und Ausdrücke, wie sie bei Männern von der Richtung und praktischen Lebensstellung großer Arbeitgeber nicht selten sind, erscheinen mir gerade so verlegend, aufreizend und gefährlich wie Manches, was die Sozialdemokratie sagt.

Was sind denn die letzten Ursachen der modernen Arbeiterbewegung mit einigen kleinen Kürzungen und Weglassung einzelner etwas schärferer Wendungen. Der Bericht der „Post“ ist weniger korrekt und läßt Einiges fort, ob in Folge einer Redaktionensur, weiß ich nicht. Meine Rede war in der Form, wie bei mir immer in solchen Fällen, völlig improvisirt.

und der darin hervortretenden theoretischen Ansichten und praktischen Forderungen? Ist diese gewaltige Bewegung, mit ihrem starken ideologischen und ethischen Kern, wirklich nur oder wenigstens hauptsächlich bewirkt durch falsche Theorien der sozialistischen Gelehrten und durch die verheerende Thätigkeit von Agitatoren? Nein, die Ursachen liegen viel tiefer: in gewaltigen neuen Thatsachen des wirthschaftlichen Lebens und seiner Entwicklung. Die ungeheure Steigerung der auf moderner, naturwissenschaftlich begründeter Technik beruhenden Produktionskraft hat eine riesige Vermehrung des Volkseinkommens, des Volkvermögens, bewirkt, eine noch größere möglich gemacht; sie hat die Bedingungen geschaffen, die übermäßige Arbeitslast der unteren Klassen zu vermindern, den Arbeitstag zu verkürzen. Aber der Antheil der arbeitenden Klasse an dieser Steigerung von nationalem Einkommen und Vermögen ist nicht entsprechend mitgewachsen auf der Grundlage unserer Wirthschaftsordnung, so behaupten die Arbeiter, die Sozialisten, aber auch viele Andere. Ungeheure, weil das berechtigte Bedürfniß, weil auch die richtige und gerechte Vergütung der durchaus als solche anzuerkennenden volkwirthschaftlichen, nicht bloß privatwirthschaftlichen Produktivdienste der Kapitalisten und Unternehmer übersteigende Einkünfte fallen dieser Klasse dagegen zu. Sie hat, so wird behauptet, eben einen zu großen Klassenantheil am Ertrage in unserem heutigen Wirthschaftssystem, nicht einmal zu ihrem eigenen wahren Vortheil. Denn maßloser Luxus ist davon die Folge. Die großen Kapitalien aber bedingen wieder soziale Abhängigkeit der nicht besitzenden Klassen mit schwerem Druck für diese. Eine heute schon mögliche, immer mehr mit dem technischen Fortschritt möglich werdende Abnahme der Arbeitslast der arbeitenden Klassen, Verkürzung des Arbeitstages u. s. w., ist nicht in genügendem Maße eingetreten. Eben deshalb verlangen die Arbeiter -- und zwar nicht nur die sozialdemokratischen, sondern alle, wenigstens alle zum Bewußtsein ihrer Lage und der sozialen und wirthschaftlichen Zusammenhänge, von welcher diese Lage abhängig ist, gekommenen -- deshalb verlangen auch Theoretiker und gerade solche, die, völlig abweichend von den eigentlichen Sozialisten, die Rechtsgrundlagen unserer Wirthschaftsordnung, das Privateigenthum am Boden und an den Kapitalien, festhalten, daß den Arbeitern ermöglicht werde, ihre berechtigten Forderungen in berechtigtem Maße zur Geltung zu bringen, -- im Interesse der Arbeiter, aber nicht minder in dem der ganzen nationalen Kulturgemeinschaft.

Alle unberechtigten, übertriebenen, aber auch alle berechtigten, maßvolle Kritik der bestehenden Wirthschaftsordnung, eine Kritik, die Wissenschaft und Leben nicht entbehren können und wollen, knüpft an den Zweifel an, ob unser bestehendes Wirthschaftsrecht der freien Konkurrenz, ob die bloße

formale Vertragsfreiheit, auch betreffs des Arbeitsvertrages, genügende Bürgschaft dafür biete, daß die Vortheile der ungeheuer gesteigerten Produktionskraft sich auch wenigstens einigermaßen billig und segensreich auf alle Beteiligten, Arbeiter und Arbeitgeber, Nichtbesitzende und Besitzende, Lohnempfänger und Unternehmer, vertheilen. Dieser Zweifel ist der Stachel, gegen den sie alle löden, die Kritiker des Bestehenden, der Sporn in allen sozialen und wirtschaftlichen Theorien, welche nicht einfach die bestehende Rechtsordnung als ein unbedingtes Rühr-mich-nicht-an betrachten, — was nicht einmal Herr von Stumm, der Vertreter des Arbeiterschutzes, thut, wenn er darin auch ein „Ausnahmengesetz“ gegen die Arbeitgeber findet.

Daher denn auch nicht nur der eigentliche Sozialist, sondern gerade auch der Theoretiker und Politiker, der an den Grundlagen unserer Wirtschaftsordnung festhält, — sie alle finden die großen Hauptforderungen der modernen Arbeiterbewegung berechtigt: mit Recht verlangen die Arbeiter, zumal die großindustriellen, höhere Löhne, an sich wie als Antheil am Produktionertrag und im Verhältniß zu den Gewinnen aller Art, die den kapitalistischen Großunternehmern bleiben. Mit Recht verlangen sie kürzere Arbeitszeit, besonders geringere Dauer des Arbeitstages, mit Recht größere Sicherheit in der Beschäftigung, im Erwerb, und größeren Schutz vor Gefahren im Betrieb. Und vor Allem mit Recht, gerade als eine Bedingung, um die vorausgehenden Forderungen durchsetzen zu können, und zugleich als eine Konsequenz des Systems der wirtschaftlichen Freiheit zu Gunsten des Arbeiters, verlangen sie: größere Selbständigkeit, freies Organisationsrecht. Für das Alles hat Herr von Stumm keinen Sinn. Geschenke will der Arbeiter gar nicht, aber wohl ein Arbeitsrecht, mittels dessen er die Vertheilung des Produktionsertrages zwischen ihm und dem kapitalistischen Arbeitgeber für sich günstiger gestalten und damit, wiederum nicht nur in seinem sondern im wahren Kulturinteresse der Gesamtheit, seine wirtschaftliche und soziale Lage heben kann. Alles im Prinzip völlig berechtigt, nur über das Maß und die Art der Durchführung kann unter billig Denkenden ernstlicher Streit bestehen. Freilich liegt Dem die Ansicht mit zu Grunde, daß bisher die Einen, die Arbeiter, nicht nur zu wenig, sondern daß auch die Anderen, die Arbeitgeber, zumal die Großindustriellen, zu viel vom „Gesammtprodukt“ im heutigen System freien Verkehrs erhalten, — von jenem Gesammtprodukt, wie es gewiß mit, aber bei Weitem nicht allein der Thätigkeit der kapitalistischen Unternehmer als solchen, sondern eben der gesteigerten technischen Produktionsfähigkeit des Zeitalters zu verdanken ist. Die gewiß da und dort und in Manchem verbesserte ökonomische Lage der industriellen Arbeiter, so heißt es, ist doch im Wesentlichen die gleiche wie früher geblieben. Welche Einkommen und Vermögen sind aber in der Hand der modernen

Industriearbaine, Bergwerks- und Hüttenbesitzer, erworben, wie sie ähnlich nur etwa im Bank- und Börsengeschäft sich finden. Dies Mißverhältniß ist, das den springenden Punkt in aller Kritik des bestehenden Wirthschaftssystems bildet. Verstand, Gemüth, Gewissen reagieren vereint gegen dies Mißverhältniß, auch bei Allen, welche auf dem neueren sozialpolitischen Standpunkte der Nationalökonomie in Wissenschaft und Leben stehen. Durch den Hinweis darauf, daß ja die Arbeiter im Lohnvertrage endgiltig abgefunden seien, daß sie sogar oft höhere Löhne als früher bekämen, läßt sich der denkende Arbeiter so wenig wie die Wissenschaft abhalten, eben — Kritik am Bestehenden zu üben. Den Arbeitern wie der Wissenschaft das Nachdenken hierüber und das Aussprechen und Verkünden ihrer kritischen Ergebnisse verbieten, ist unmöglich. Diese Mundsperrre ist auch nicht deutsch, nicht preussisch, sondern sie ist russisch. Wir wissen, was Rußland, das Vaterland des Nihilismus, damit erreicht hat.

Wie kann man diesen Verhältnissen gegenüber die Meinung hegen, der Sozialismus und die Sozialdemokratie seien nur Produkt der Agitation! Das ist einfach kindlich. Wie kann man glauben, mit Stummischen Ideen, wie Ausweisung der Führer und Vergleichen, Etwas zu erreichen! Für jede ausgewiesene Generation wird sofort eine neue entstehen. Es sind eben Ideen, Dogmen, Glaubenssätze, vielfach höchst irrige, unverständliche, unausführbare, aber auch vielfach solche, die in der That einen „berechtigten Kern“ enthalten — was Herr von Stumm zwar eine „absolut hohle Redensart“ nennt, aber ein Nichtsozialdemokrat, den er doch wird gelten lassen müssen, Fürst Bismarck, selbst gesagt hat —, es sind Ideen und Glaubenssätze und Ideale einer besseren, zweckmäßigeren, gerechteren Gestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse, welche der Sozialismus und auch dessen politische Partei, die Sozialdemokratie, so mächtig machen, — wie noch stets in der Welt, wenn neue Ideen die Gemüther ergreifen. Und schließlich — und Gottlob! — sind eben doch Ideen die leitenden Mächte in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft.

Diese Ideen in die richtigen Wege zu leiten, das Wahre und Berechtigte in ihnen anzuerkennen, um dann um so besser das Falsche und Unberechtigte und Unausführbare abweisen zu können: Das ist die hohe Aufgabe wahrer Staatskunst. So verhielt es sich früher bei uns mit der Idee der nationalen Einheit, der Idee des konstitutionellen Staates, so jetzt mit der Idee eines maßvollen Sozialismus.

Dann muß man aber freilich das Bestehende — nicht verhöhnen, beschimpfen, aber frei, und, wenn nöthig, auch scharf kritisiren und angreifen können und dürfen. So vor Allem die Privateigenthumsinstitution, den

Punkt unserer Rechts- und Wirthschaftsordnung, um den sich eben doch schließlich Alles dreht. Wer sie nicht frei kritisiren darf, kann sie auch nicht erfolgreich vertheidigen, wo sie, wie größtentheils vom rabikalen Sozialismus, falsch und übertrieben angegriffen wird. Leute wie Herr von Stumm und seine politischen Freunde scheinen schon vor dem Begriff und Ausdruck: „Gesellschaftliches“, „Gemeineigenthum“, „Kollektiveigenthum“, zu erschrecken. Nun, ist denn das Staatseigenthum an Forsten, an Eisenbahnen, nicht auch bereits eine bestimmte Rechtsform solchen „Kollektiveigenthums“? Ist die größte neuere deutsche wirtschaftspolitische Maßregel, die Verstaatlichung der Eisenbahnen, nicht auch schon eine Rechtsform der „Vergesellschaftung der Produktionsmittel“, wenn man nur diese unklare Phrase des sozialdemokratischen Jargons auf ihren faßbaren Kern zurückführt? Eben deswegen habe ich Bedenken, ob wenigstens nicht einzelne Bestimmungen der sogenannten Umsturzvorlage selbst der rein wissenschaftlichen Kritik, z. B. des Privateigenthums, hinderlich werden könnten. Wenn Das der Fall sein sollte, so weiß ich in der That nicht, ob wir Männer der Wissenschaft, wir akademischen Lehrer, nach bester Ueberzeugung unseren kritischen Beruf — und jede wissenschaftliche Arbeit ist immer auch „Kritik“ —, z. B. in den Vorlesungen und in unseren Werken ausüben können. Auch der Sozialdemokratie gegenüber liegt die Sache doch ähnlich: wenn uns nicht erlaubt ist, zu sagen, was wir von ihren wirtschaftlichen, wirtschaftsrechtlichen und -organisatorischen Zielen und Bestrebungen für richtig halten, dann können wir auch die Sozialdemokratie in anderen Dingen nicht erfolgreich bekämpfen.\*)

Ich meine doch auch, jeder Politiker, selbst einer von einer so beschränkten Richtung wie der Freiherr von Stumm, müßte einsehen, daß in den sozialistischen Lehren, neben vielem Verkehrten, auch manches ganz, manches theilweise Richtige enthalten ist. Die Sozialdemokratie ist nicht so gefährlich wie diese Beschränktheit, dieses Vorurtheil in den herrschenden, besitzenden Klassen, daß Alles, was man „Sozialismus“ nennt, in Hausch und Bogen falsch und verwerflich sei, besonders wenn solches Vorurtheil, was ich beim Freiherrn von Stumm nicht annehme, sichtbarlich auf bloßem Klassenegoismus beruht. Die deutsche nationalökonomische Wissenschaft der Gegenwart, die bahnbrechend war in mancher Richtung, hat sich von diesem Vorurtheil losgesagt, sie unterstützt mit ihren Lehren nicht die revolutionäre Richtung der Sozialdemokratie, sondern bekämpft sie, aber sie erkennt auch berechtigte Klagen über unser Wirthschaftssystem offen an. Damit bewegt sie sich auf dem Boden der Kaiserlichen Botschaft von 1881 und der Kaiserlichen Erlasse von 1890.

\*) Ungefähr so, dem Sinne nach, habe ich mich zur Umsturzvorlage geäußert. Der Bericht des „Volk“ läßt mich kurzweg sagen: „Die Umsturzvorlage verwerfe ich.“ Das habe ich in dieser Allgemeinheit nicht gesagt und nicht sagen wollen.

Auf dem selben Boden steht die Thätigkeit des evangelisch-sozialen Kongresses, der evangelisch-sozialen Geistlichen, der christlich-sozialen Partei, der evangelisch-sozialen Arbeitervereine. Immer mehr wird auch in der ausländischen Wissenschaft, höchstens noch mit Ausnahme der französischen, die führende Rolle anerkannt, welche die deutsche nationalökonomische Wissenschaft wie durch Verbesserung und Verfeinerung ihrer Untersuchungsmethoden, durch die Aufnahme des historischen Standpunktes statt des abstrakten und absoluten in die Betrachtung und Beurtheilung des Wirthschaftlebens, so namentlich auch durch die Betonung des sozialen Gesichtspunktes in allen Fragen der praktischen Wirthschaftspolitik errungen hat.

Ich weiß wohl, daß wir sogenannten Kathedersozialisten von den „Ganzen“, den „wahren Sozialisten“, trotz dieses unseres sozialen Gesichtspunktes nur als „Halbe“ anerkannt, daß wir verspottet, wohl selbst des Mangels logischer Konsequenz und moralischen Muthes beschuldigt werden. Darüber wissen wir uns zu trösten. Wir dienen nicht einem Dogma, weder einem von Adam Smith noch von Karl Marx, nicht einer Partei, sondern wir suchen die Wahrheit und dienen dem nationalen Interesse unseres deutschen Volkes und dem Gesamtinteresse der Kulturwelt. Um Dank dienen wir nicht, haben auch nicht darauf gerechnet, weder von links noch von rechts, auch keinen erhalten. Das macht uns aber in unserem Streben so wenig irre, wie der Mangel des Dankes der Arbeiter uns Alle an der Richtigkeit der für die arbeitenden Klassen seit 1881 bei uns eingeschlagenen Politik nicht irre machen darf.

Gegen eine Stellung wie die des Herrn von Stumm müssen wir in allerschärfster Weise Front machen. Noch so wohlgemeinte, noch so umfassende Wohlfahrteinrichtungen à la Königreich Stumm reichen eben nicht mehr aus. Nicht Wohlthat, nicht Gnade, sondern ein ihm günstigeres Arbeitsrecht verlangt der Arbeiter. Und dies Verlangen hat ja der Staat begonnen, anzuerkennen: im Ausbau der Arbeiterversicherung, des Arbeiterschutzes, in der neueren Reform der direkten Besteuerung. Die Versicherungsgesetze gewähren Rechtsansprüche, nicht Almosen. Es ist eine analoge Entwicklung wie auf dem Gebiete des Beamtenrechtes, wo die Gewährung der „Gnadepensionen“ dem Rechtsanspruch auf die Pension Platz gemacht hat. Aber diese Entwicklungen sind noch nicht abgeschlossen, sie müssen und werden weitergehen. So in der Arbeiterfrage, so in so mancher anderen wirtschaftlichen, unter Anderem namentlich auch in der Steuerpolitik. Herr von Stumm und seine Gesinnungsgenossen, wie etwa der Abgeordnete von Gynern, die ihnen dienenden Organe, die „Post“, „Kölnische Zeitung“ u. s. w., haben dafür kein Verständniß. Wie wäre es sonst möglich gewesen, die so geschickte, so maßvolle, nur ein Wenig mehr als bisher dem sozialen Gesichtspunkt Rechnung tragende



Steuerpolitik des hochverdienten Ministers Miquel in der Weise anzugreifen, wie Das von Parteigenossen des Herrn von Stumm im Herrenhause geschehen ist, wie es s. B. die „Köln. Ztg.“ gethan hat! Dieses Blatt in geradezu unqualifizirbarer Art gegenüber einem Minister, der aus ihrer eigenen Partei hervorgegangen war, aber freilich sich durch seinen ausgeprägten sozialen Standpunkt über sie hier wie in mancher anderen Frage erhebt. \*

Ich schließe. Ich zweifle gar nicht an der besten Ueberzeugung des Herrn von Stumm, aber ich halte seine sozialpolitischen Einsichten für völlig beschränkt. Seine patriarchalische Auffassung kommt um mehr als ein volles Jahrhundert zu spät. Wirft er uns Kathedersozialisten, Christlich-Sozialen, Evangelisch-Sozialen, die Unterstützung der Sozialdemokraten vor, so antworte ich: wir setzen mit unserer Politik der Revolution, der Sozialdemokratie, gerade einen Dammbau entgegen und zwar einen kräftigeren, widerstandsfähigeren als Herr von Stumm mit seinen Wohlfahrteinrichtungen und seinen Gewaltmaßregeln. Was wir aber in dieser Beziehung für wahr halten, haben wir auch den Muth, offen zu bezeugen.

So weit meine damalige Rede, deren Inhalt ich hier viel ausführlicher, als es natürlich auch den besten Zeitungberichten in solchen Fällen möglich ist, wiedergegeben habe. Einiges Nebensächliche habe ich weggelassen, einiges Wichtigere, besonders Prinzipielle, hier etwas vollständiger ausgeführt. Aber im Ganzen ist Sinn, Inhalt und Form getreu wiedergegeben worden.

In jener Versammlung berichtete dann der Assessor a. D., Redakteur des „Volk“, von Gerlach, auf Grund bester Information noch über neueste Beschlüsse der Großindustriellen von Stumm und Genossen in Betreff ihres zukünftigen Verhaltens gegenüber dem Verband der evangelischen Arbeitervereine ihrer Gegend und über den Plan dieses Verbandes, ein Rechts- und Kunstbureau für seine Mitglieder zu errichten, ein solches Bureau, wie es, nebenbei bemerkt, für katholische Arbeiter schon unbeanstandet existirt. Herr von Gerlach theilte mit, die Arbeitgeber hätten beschlossen, wenn jenes Bureau zu Stande komme, so sollten alle Arbeiter, welche Mitglieder eines evangelischen Arbeitervereines seien, entlassen werden (!). Eben so hätten die Herren Großindustriellen beschlossen, die Raumannsche „Hilfe“ als sozialdemokratisches (!) Blatt anzusehen und alle Arbeiter zu entlassen, die die „Hilfe“ lesen oder eine Wirthschaft besuchen, wo sie aufliegt (!). Es hat sich über diese Dinge später zwischen dem „Volk“ und dem Leiborgan des Herrn von Stumm, der „Post“, eine Preßpolemik entwickelt, die in der „Post“ und bei deren Gewährsmännern mit einem Irrthum in einem anderen Zeitungbericht über Herrn von Gerlachs Mittheilungen ihren Ursprung genommen hat, mit einem völligen Siege des „Volk“, resp. des Herrn von Gerlach jedoch endete, — wenn die Hintermänner der „Post“ Das auch, wie gewöhnlich, nicht eingestehen wollten.

Nach weiteren Ausführungen des Herrn von Gerlach, nach der beachtenswerthen Aussprache eines Handwerkers und einer zweiten kürzeren polemischen Aussprache von mir gegen Herrn von Stumm, auf die ich alsbald zurückkommen werde, endete jene christlich-soziale (übrigens nicht besonders stark, etwa von ein paar hundert Personen, besuchte) Versammlung mit der fast einstimmigen Annahme der folgenden Resolution:

„Die christlich-soziale Parteiversammlung vom achtzehnten Januar 1895 verwirft die Angriffe des Freiherrn von Stumm auf die christlich-soziale Geistlichkeit unserer Kirche wie auf die evangelischen Arbeitervereine als beschränkt und unberechtigt. Sie spricht den besonders angegriffenen Pfarrern Naumann und Licentiaten Weber ihr Vertrauen und ihre Sympathie aus, obwohl sie mit dem Ersten in der Beurtheilung der Sozialdemokratie und den Zielen des christlichen Sozialismus nicht immer übereinstimmt.“

Der letzte Satz war aus der Mitte der Versammlung bemängelt worden, aber Stoecker rieth zu seiner Aufrechthaltung, da auch der Pfarrer Naumann immer seinen etwas abweichenden Standpunkt hervorhebe.

### III. Freiherr von Stumm und die Kathedersozialisten.

Erst nach meiner eben mitgetheilten Rede war mir, noch in der christlich-sozialen Versammlung, der amtliche stenographische Bericht der Rede des Herrn von Stumm vom neunten Januar zugänglich geworden. Die unerhörten Angriffe, die sich dieser Herr danach gegen uns Professoren der Nationalökonomie, uns sogenannte Kathedersozialisten — nach der Oppenheimschen Spitzmarke, die wir selber acceptirt haben —, insbesondere gegen uns Berliner erlaubt hatte, bestimmten mich zu einer kürzeren zweiten Aeußerung gegen Freiherrn von Stumm: Das war der Ausgangspunkt unseres persönlichen Konfliktes.

Ich führte etwa aus: erst soeben wird mir nach dem amtlichen stenographischen Reichstagsbericht der Wortlaut der Angriffe bekannt, welche Herr von Stumm sich bemüht gesehen hat, in seiner Reichstagsrede vom neunten Januar gegen uns nationalökonomische Universitätslehrer zu richten. Hätte ich diesen Wortlaut schon vorhin gekannt, so würde ich auf einige seiner Bormwürfe mit eingegangen sein, aber dem Herrn viel schärfer geantwortet haben. Eine kurze Abweisung sei mir aber deshalb wenigstens noch nachträglich gestattet. Herr von Stumm äußert sich hier folgendermaßen\*):

Er hatte die „Apathie und Feigheit“ der Arbeitgeber scharf getadelt, welche es verschuldet hätten, daß die Sozialdemokratie so großen Terrorismus gegen die sämmtlichen Arbeiter ausüben könne, weil die Arbeitgeber nicht, wie er und seine Genossen an der Saar, Gegenmaßregeln getroffen hätten, und sagt dann

\*) Stenogr. Bericht S. 210 (D).

wörtlich: „Eine gewisse Entschuldigung steht ihnen (jenen apathischen und feigen Arbeitgebern) zur Seite: Das ist das Kokettiren gewisser gebildeter, namentlich gelehrter Kreise mit der Sozialdemokratie, mit der Revolution, ganz ähnlich, wie Das kurz vor der französischen Revolution geschehen ist. Meine Herren, es hat sich namentlich hier in Berlin ein vollständiger Universitätssozialismus herausgebildet; diese Herren herrschen eben so unbeschränkt in ihren Kreisen wie die Führer der Sozialdemokratie. Jeder Gelehrte, namentlich jeder Professor der Nationalökonomie, der nicht in das sozialistische Horn stößt, wird wie dort boykottirt, er wird verfolgt, für unwissenschaftlich ausgegeben und kommt nach keiner Richtung vorwärts. Das sind die Leute, welche unsere jungen Beamten ausbilden. Die Sache ist so weit gegangen, daß man die sozialdemokratischen Studenten mit den übrigen Studenten in eine Art gemeinschaftlicher Verbindung bringen wollte und daß der Skandal so groß wurde, daß der Rektor gegen jene Professoren einschreiten mußte.“\*) Das seien doch Zustände, die einigermaßen die Apathie, um nicht zu sagen die Feigheit — vorher hatte er es freilich schon so genannt! — der Arbeitgeber entschuldigen müßten. Aus den Kreisen dieser Kathedersozialisten stamme auch die „absolut hohle Lebensart“ von dem „berechtigten Kern der Sozialdemokratie“, — ein Irrthum des Herrn von Stumm. Später meint er auch, der evangelisch-soziale Sozialismus eines Pfarrers Naumann sei allerdings noch viel gefährlicher als der Kathedersozialismus, weil dieser sich immerhin an urtheilsfähige gebildete Menschen richtet.

Nach Mittheilung dieser Stellen aus der Stummschen Rede äußerte ich mich darüber in jener Versammlung etwa wie folgt\*\*): Ich habe selten so leichtfertige, ich sage: so leichtfertige Behauptungen eines Mannes gehört, der unverantwortlich von der Tribüne des Reichstages spricht. Ich bin doch vertraut mit meiner eigenen Stellung zu den angedeuteten Punkten und glaube auch einigermaßen orientirt über die Stellung meiner hiesigen und anderer Fachkollegen zu sein. Wir sind allerdings Alle, mit mancherlei Verschiedenheiten in Einzelnen unter uns, Nationalökonomien der sogenannten sozialpolitischen Richtung, die in der vorhin von mir dargelegten Weise Ansichten vertreten, welche man mit dem freilich sehr vieldeutigen und sehr auseinandergehende Lehrmeinungen umfassenden Namen der „kathedersozialistischen“ bezeichnet. Wir sind aber allesammt bekanntlich eben so wenig

\*) Ich bitte, namentlich diesen letzten Satz (von „Die Sache ist“ an) zu beachten, da er in meiner „Duellaffaire“ mit Herrn von Stumm eine besondere Rolle spielt.

\*\*) Wiederum unter Zugrundelegung des im Ganzen korrekten Berichtes des „Volk“, auch hier mit den Abänderungen und einigen Zusätzen, wie ich sie in der Erinnerung habe und wie sie dem Gedankengang entsprechen.

Republikaner wie Revolutionäre, sondern überzeugungstreue Monarchisten und Reformer. Die Grundprinzipien des eigentlichen Sozialismus verwerfen wir eben so Alle; in der wichtigsten Frage der Wirthschaftsordnung, in der Eigenthumsfrage, halten wir an dem Privateigenthum an sachlichen Produktionsmitteln, am Boden und Kapital, fest, verwerfen die allgemeine Forderung der Bergesellschaftung dieser Produktionsmittel, des allgemeinen gesellschaftlichen Gemeineigenthums daran, wenn wir auch, der Eine mehr, der Andere weniger, ich vielleicht in einigen Punkten etwas weiter gehend als andere meiner Kollegen, gewisse Grundstücksategorien, gewisse Unternehmungen, gewisse Einrichtungen des wirthschaftlichen Lebens, Wege, Bahnen, Forsten, zum Theil Bergwerke, Verkehrsanstalten, gewisse Kommunalanstalten und Dies und Das mehr im Eigenthum und Betrieb von Staat und Gemeinde und ähnlichen öffentlichen Körpern, insofern in der That in „öffentlichem“, wenn man es so nennen will: „gesellschaftlichem“ Besitz gern sehen oder da hineinbringen wollen. Die Hauptzweige der Wirthschaft, Ackerbau, Gewerbe, Handel und die dazu gehörigen Grundstücke und Kapitalien, müssen nach unserer Ansicht im wahren Interesse von Volk, Staat und Volkswirthschaft im Privatbetrieb und Privateigenthum der physischen Personen, der Erwerbsgesellschaften, Genossenschaften u. s. w. sein und bleiben. Freilich aber nicht so, daß nun jeder „Private“ schalten und walten kann, wie er will. Vielmehr verlangen wir, wiederum der Eine mehr, der Andere weniger, der Eine mehr so, der Andere mehr so, Agrar-, Gewerbe-, Handelsverfassungen u. s. w., welche die Uebelstände des freien Verkehrssystems möglichst beseitigen oder doch vermindern und die Vortheile dieses Systems um so mehr zur Geltung kommen lassen. Wir sind hier überall Gegner des *laissez faire*, der rabikalen freien Konkurrenz, wir verlangen deren wirksame Beschränkungen, überhaupt regulative Normen für allen Verkehr. So stehen in erster Linie, bei aller Verschiedenheit unserer Stellungnahme, gerade in Einzelheiten, von den vom Herrn von Stumm besonders angegriffenen berliner Universitätslehrern Professor G. Schmoller und ich, als die beiden ordentlichen Professoren des Faches, so aber auch, so weit sie nicht mehr noch der liberalökonomischen Richtung angehören, die Anderen, auch die Jüngeren. Es ist daher auch eine der allerärgsten Unwahrheiten, uns vorzuwerfen, wir „stießen ins sozialistische Horn“, wir kokettirten mit Sozialdemokratie und Revolution. Man beweise mir, der ich, wie gesagt, in einigen Punkten etwas weiter gehe als alle meine anderen hiesigen Fachkollegen, Das doch aus meinen Büchern. Und gerade von mir liegen über die großen Prinzipienfragen der wirthschaftlichen Rechtsordnung, um welche sich beim Sozialismus Alles dreht, umfassende und eingehende Werke vor. Oder man beweise mir eine solche, uns schwer beleidigende und verleurende Behauptung doch aus unseren Vorlesungen. Ich speziell lese z. B. diesen Winter eine

große, stark besuchte öffentliche Vorlesung über die Eigenthumsfragen in volkswirtschaftlicher Betrachtung, mit besonderer Rücksicht auf die Lehren, Angriffe und Forderungen des Sozialismus. Da gehe ich natürlich auf den Sozialismus näher ein, lege dar, prüfe, kritisiere, wie es die Aufgabe objektiven wissenschaftlichen Verfahrens ist, setze mich mit Marx, Rodbertus, Lassalle u. s. w., mit der „Mehrwerthstheorie“, dem „ehernen Lohngesetz“, kritisch auseinander, aber gelange auf diese Weise und auf diesem Wege in den entscheidenden Hauptpunkten zur Verwerfung der sozialistischen Lehren, Dogmen, Forderungen. Mögen meine Ergebnisse nun richtig oder unrichtig sein und von den Sozialisten, wie natürlich, verworfen werden: man kann mir doch nicht, wie Herr von Stumm es thut, vorwerfen, ich sei „vollständiger Univeritätssozialist“, „stieße ins sozialistische Horn“, „kottirte mit Sozialdemokratie und Revolution“. Oft genug bin ich und werde ich noch von der sozialdemokratischen Presse, der wissenschaftlichen wie der Tagespresse, aufs Härteste angegriffen. Eben so ging es noch jüngst, nach seinem einleitenden Vortrage auf der Versammlung des Vereins für Sozialpolitik in Wien, meinem Kollegen Schmoller. Das läßt uns eben so kühl wie die Angriffe des Herrn von Stumm von der anderen Seite. Die anderen akademischen Lehrer, meine Kollegen, verhalten sich aber womöglich noch ablehnender als ich gegen einzelne sozialistische theoretische Lehren, gegen die ganze sozialistische Dogmatik und gegen sozialistische praktische Forderungen. Der warnende Ruf gegen uns: „Das sind die Leute, die unsere jungen Beamten ausbilden“, ist also völlig deplacirt, aber darum nur um so verletzender, er ist nichts weiter als eine Denunziation.

Nun aber gar der Vorwurf des „Boykottirens“ anderer Gelehrten, anderer Fachmänner, anderer Professoren, weil sie nicht unserer sozialpolitischen Richtung seien? Ja, Herr von Stumm, wir sind doch nicht großkapitalistische Arbeitgeber, die wegen bloßer, uns gefährlich erscheinender Gesinnung die Leute verfolgen, ausschließen, ihnen die Existenzbedingungen rauben, wie Sie es gemeinsam mit Ihren Berufsgenossen an der Saar Ihren sozialdemokratischen Arbeitern gegenüber thun und sich Dessen noch rühmen! Wir haben solche Macht nicht, aber wir haben auch einen solchen Standpunkt nicht. Wir beurtheilen die Fachgenossen nach ihren wissenschaftlichen Leistungen, natürlich, wie immer in menschlichen Verhältnissen, mit unter dem Einfluß unserer Subjektivität, daher auch unserer Schwächen, unseres Irrthums, unserer Vorurtheile. Aber wir verurtheilen sie doch von vorn herein niemals und verfolgen sie nicht wegen einer von der unseren abweichenden sozialpolitischen, volkswirtschaftspolitischen Meinung, wir kennen Alle das Relative in solchen Meinungen vollauf. Was uns hier vom Herrn von Stumm vorgeworfen wird, ist daher eine völlige Unwahrheit. Es liegt in diesem Vorwurf aber viel Schlimmeres:

daß wir uns leiten ließen nicht durch wissenschaftliche, sondern durch in der That nicht in Betracht kommende Gesichtspunkte in Personalfragen. Das heißt, uns etwas Unwürdiges imputiren, wozu Herr von Stumm jedes Recht fehlt. Er wird keine zutreffenden Beispiele zum Beleg seiner unerhörten Behauptungen angeben können. Nebenbei: gerade auch in der Vielseitigkeit der wissenschaftlichen Richtungen, der Spezialitäten, zeigt der berliner Lehrkörper, Professoren und Privatdozenten, im Gebiete der Sozial-, Staats- und Wirthschaftswissenschaften, wie ungemein falsch und ungerecht die Klage ist, hier würde nur eine Richtung geduldet.

Endlich aber nun die studentische Angelegenheit! Was Herr von Stumm eigentlich meint, läßt er ganz im Unklaren. Aber was er andeutet, kann sich nur auf die Vorgänge in der hiesigen sozialwissenschaftlichen Studentenvereinigung beziehen. Diese Vereinigung hat sich selbst aufgelöst, weil sie eine auf einmal sich zum Eintritt meldende größere Anzahl von Mitgliedern des Vereins Deutscher Studenten nicht hatte aufnehmen wollen, wie es ihren zwar zur Umänderung vorbereiteten, aber noch in Kraft befindlichen, von ihr selbst sich gegebenen Statuten entsprochen hätte. Da diese Weigerung der Aufnahme von der Universitätbehörde für formell unzulässig erklärt wurde, zog die Vereinigung die Selbstauflösung vor. Das Ganze ist eine rein interne studentische Angelegenheit, die mit Sozialismus und Sozialdemokratie gar nichts zu thun hat, die uns Professoren nicht das Geringste anging, an der wir auch in keinerlei Weise betheilig waren. Und nun phantasiert sich Herr von Stumm gar einen „Skandal“ zurecht, der „so groß“ wurde, „daß der Rektor gegen jene Professoren einschreiten mußte“! So viele Worte, so viele Unrichtigkeiten! Es hat überhaupt gar keinen Skandal gegeben, der Rektor ist überhaupt gar nicht einmal eingeschritten, auch nicht gegen Studenten. Professoren gegenüber hat er gar keine Disziplinargewalt, daher weder Recht zum Einschreiten, noch hätte ein Anlaß dazu vorgelegen. Der Freiherr von Stumm hat, wenn er die Sache anders und in einer für uns Professoren so beleidigenden, uns in der öffentlichen Meinung und vor dem Reichstage herabsetzenden Weise darstellt, sich leichtfertig mit der Wahrheit in Widerspruch gesetzt. Ich weise alle diese seine Insinuationen daher hiermit auf das Entschiedenste zurück.

So weit meine damalige zweite Rede. Die Vorgänge in dieser christlich-sozialen Versammlung und die Zeitungberichte darüber veranlaßten den Freiherrn von Stumm (bezw. sein Partei- und persönliches Organ, „Die Post“,) zu Repliken. Daraus ist unser weiterer, auch persönlicher Konflikt hervorgegangen, über den ich in einem zweiten Artikel berichten werde.

Professor Dr. Adolf Wagner.



## Die Kritik der Armee.

Nicht zum ersten Male hörte ich kürzlich in Offizierkreisen die Behauptung aussprechen, daß es einem Offizier nicht gestattet sei, Verhältnisse oder Einrichtungen der Armee in abfälliger Weise öffentlich zu kritisieren. Auch ein pensionirter Offizier habe dazu kein Recht, als Pensionär des Staates. Mit anderen Worten: weß' Brot ich esse, deß' Lied ich singe. Desteß auch habe ich sagen hören, daß sich Offiziere durch mißliebige Schriften die Karriere verdorben hätten. Vor etwa zwölf Jahren ist ein pensionirter Offizier — jetzt einer unserer angesehensten Militärschriftsteller — wegen eines Buches, in dem er über eine Reihe von Armeeverhältnissen den Stab gebrochen hatte, durch ein Ehrengericht verurtheilt worden. Dieses Buch las ich, in der Absicht, die Motive jenes Ehrengerichtes zu erforschen. Von einer Verurtheilung des Verfassers hätte nach meiner Ansicht nur die Rede sein können, wenn die Beantwortung zweier Fragen für den Verfasser ungünstig ausfiel:

- 1) War er beim Schreiben des Buches durch Absichten geleitet, die eine direkte Schädigung der Armee bezweckten?
- 2) Hat er absichtlich oder fahrlässig unwahre Behauptungen aufgestellt, die geeignet waren, die Armee herunterzusetzen?

Auf beide Fragen hätte man in diesem Falle nach meiner Ansicht mit einem kategorischen Nein antworten müssen. Aus dem Buche spricht nicht nur ein lauterer und reiner Geist, sondern auch eine so unverkennbare Liebe und Bewunderung der deutschen Armee, trotz ihren Fehlern, daß ich mir das Urtheil des Ehrengerichtes nur erklären kann, wenn es davon ausgegangen ist, daß ein Offizier entweder überhaupt kein Recht habe, die Verhältnisse der Armee in offener, Jedermann zugänglicher Weise zu besprechen oder doch nur in einer so milden und euphemistischen Form, daß das Ansehen der Armee dabei in keiner Weise zu Schaden komme.

Gewiß möchte man eine Militärliteratur haben, eine glänzende sogar; nur soll sie die Traditionen der Armee nicht antasten, nur erschüttere sie nicht Das, was man Autorität nennt, und hüte sich vor Untergrabung der Disziplin. Wie bei solchen Einschränkungen die deutsche Militärliteratur thatsächlich beschaffen ist, kann Jeder begreifen, auch ohne sie zu kennen. Von Unabhängigkeit und Selbstkritik kann da natürlich kaum jemals die Rede sein. Sie schlängelt sich, krümmt sich, tastet sich durch ihre Aufgabe hindurch, lebt von den Brosamen, die von des Herrn Tische fallen, und fristet, von Wenigen nur beachtet, vielfach nur ein recht kümmerliches Dasein. Man braucht nur einen Artikel irgend einer beliebigen Fachzeitschrift in die Hand zu nehmen, um immer wieder zu lesen von der „gewohnten emsigen Friedensarbeit“, von „der großen Reorganisation von 1893“, von der Gewissenhaftigkeit und dem

Fleiß, um die Maschine in Gang zu halten, wenn sich an ihr eine Störung oder gar ein Fehler zeigt. Eine Literatur ohne Kritik. Ein Ungeheuer, dem man sämtliche Zähne ausgebrochen hat.

Gewiß ist es menschlich, die Kritik nicht zu lieben, — allzu menschlich. Man hört lieber Lob als Tadel und süß schläft es sich im Schatten des Ruhmes. Wozu hat man die Götter, wenn man sie nicht anbeten soll? Wozu Kritik? Kritik ist Unzufriedenheit, Besserwissenwollen; Kritik hemmt, lähmt, vernichtet. Durch die Kritik verliert die Armee ihren Glauben an sich und mit dem Glauben ihre Sicherheit, ihre Macht, ihr Prestige dem Auslande gegenüber. Kritik ist Selbstmord. So ungefähr klingt die Weise.

Drei Gewalten sind es, denen die Kritik in der Armee gefährlich werden soll: der Tradition, der Autorität und der Disziplin. Ob der Inhalt dieser Gewalten, mit denen die Armee als gegebenen Größen rechnet, schon einmal untersucht worden ist, weiß ich nicht. Ich kann jedenfalls nicht an ihnen vorbeischlüpfen, ohne ihren wahren Werth festgestellt zu haben.

Was ist die Tradition der Armee? Es ist der Erfahrungssatz, den uns die Vergangenheit als Erbschaft hinterläßt; schwerlich aber, um sie blindgläubig hinzunehmen. „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Durch die Fortpflanzung der Tradition stellen wir der Vergangenheit das Zeugniß aus, daß auch sie redlich bemüht gewesen ist, die Wahrheit zu erforschen, und daß es auch ihr gelungen ist, für die folgende Zeit Brauchbares zu schaffen. Wie weit ihr Dies aber gelungen ist, — Das festzustellen, kann doch nur das Recht und die Aufgabe der Gegenwart worden sein. Mögen in der Vergangenheit auch werthvolle Prinzipien gewonnen sein: ihre Anwendbarkeit richtet sich doch nach den zeitweiligen Anschauungen und Verhältnissen. Nichts Anderes hat Napoleon jedenfalls sagen wollen, als er den Ausspruch that, daß man seine Taktik alle zehn Jahre ändern solle. Wie aber ändern, wenn man nicht kritisiert und untersucht? So hat jeder Tag die Aufgabe, am vorhergehenden Kritik zu üben: entweder ihn anzuerkennen oder ihn zu zerstören. Die Tradition bezeichnet also nur das Verhältniß zwischen Vergangenheit und Gegenwart; wie jedes Verhältniß ist auch dieses ein wandelbares und damit ist die Aufgabe der Kritik festgestellt: jenes Verhältniß zu bestimmen und zu regeln.

Ist die Aufgabe der Kritik eine andere der Autorität, der Disziplin gegenüber? Ich glaube: nein.

Unter Autorität versteht man das Ansehen, die Macht; sie beruht auf dem Vertrauen. Vertrauen heißt: Jemandem zutrauen, daß er das Rechte kann. Das Können setzt sich aber aus vielen Faktoren zusammen; es hängt nicht allein vom Vollenden ab, sondern auch von Dem, für den gewollt wird. Auch hier handelt es sich also um ein Verhältniß zwischen Denen, die



Autorität besitzen, und denen, die sie anerkennen sollen. Die Bezeichnung dieses Verhältnisses aber nennt man Disziplin. Disziplin ist ohne Vertrauen zu den Führern undenkbar; durch diese wird erst jener strikte Gehorsam erzielt, der den Maßstab für eine gute Armee liefert. Aus dem Vertrauen zu den Führern ergibt sich das Selbstvertrauen des Einzelnen und gleichzeitig das Vertrauen der Soldaten unter einander: „Die Ueberlegenheit, die disziplinierte Soldaten über undisziplinierte Massen zeigen, ist hauptsächlich eine Folge des Vertrauens, das Jeder in seine Kameraden setzt,“ sagte ein großer Führer der Menschheit. Ohne wechselseitige Prüfung und Kenntniß, ohne gemeinsame Arbeit, ist aber Vertrauen zwischen Haupt und Gliedern undenkbar: Autorität und Disziplin können ihre höchste Stufe nur in einer Armee erreichen, die alle ihre zur Fortbildung der ihr zufallenden Aufgaben berufenen Glieder theilnehmen läßt an der gemeinschaftlichen Arbeit.

Aus den Begriffen der Tradition, Autorität und Disziplin ist also der Begriff der Kritik ohne Weiteres abzuleiten. Ohne Kritik muß die Autorität verfeinern, zur Diktatur führen. Sie ist ein Ventil, ein Regulator. Sie ist also nicht ein nothwendiges Uebel, sondern ein Bedürfniß, eine absolute Nothwendigkeit. Sie schlägt die Brücke von der Vergangenheit zur Gegenwart. Kritik bedeutet also nichts Anderes als offene Aussprache, unummundene Kundgebung der eigenen Wünsche und Herzensangelegenheiten; sie darf deshalb nicht nur Verherrlichung der Thaten, sondern sie muß unter Umständen auch Negation sein; sie soll messen, abwägen, scheiden: das Wahre vom Falschen, das Gute vom Schlechten, das Brauchbare vom Unbrauchbaren; sie soll Lob und Tadel, Licht und Schatten nach Recht und Billigkeit, ohne Ansehen der Person, gleichmäßig vertheilen.

Paul de Lagarde sagt: „Je mehr latente Fürsten in einem Volke leben, desto sicherer ist in ihm die Monarchie.“ So kann man auch sagen: je mehr Kritiker in einer Armee sind, desto sicherer ist sie vor Auflösung. Welche Armee ist die beste? Die Antwort auf diese Frage entscheidet auch über die Berechtigung der Kritik. Sie lautet: diejenige, in welcher Haupt und Glieder, Offiziercorps und Mannschaften, so durch ein gemeinsames Band mit einander verknüpft sind, daß sie bei den ihnen zufallenden Aufgaben sich gegenseitig fördern und treiben und mit der Größe der Schwierigkeiten im Kriege an Kraft wachsen, diejenige, wo der Gehorsam nicht ein passiver, mechanischer, sondern ein aktiver, spontaner ist, wo die Disziplin nicht durch sklavische Unterwürfigkeit, sondern durch Einsicht in die höheren Absichten und Zwecke und durch Ueberwindung der eigenen Neigungen errungen worden ist. Die Armee also, wo mit der klarsten Einsicht in das Wesen der Heeresbestimmung die Unterordnung des Einzelnen eine freiwillige geworden ist, wo Wille und Vernunft in Eins verschmolzen sind.

Die Armee stellt die Wehrkraft eines Volkes dar. Ihre Aufgabe ist, diese Kraft für den Krieg zu schulen. Die Armee ist also eine Schule. In dieser Schule sollen die Kriegserfahrungen vergangener Zeiten immer von Neuem erprobt werden. Offiziere, die noch keinen Krieg mitgemacht haben, müssen sich auf die Beobachtungen stützen, die sie aus dem Studium der Kriegsgeschichte im Vergleich mit den durch die Ueberlieferung hergebrachten Formen gezogen haben. Je nach Anlage und Fähigkeiten werden diese Resultate verschieden ausfallen. Wollte man die Kritik verhindern, so würde man die einzelnen Individualitäten unterdrücken, gerade die Vortheile, die sich aus der Verschiedenheit menschlicher Eigenschaften ergeben, vernichten, — und Stagnation, Fäulniß, würde das Resultat sein. Man bedenke wohl: eine Armee, der das Gefühl der Würde genommen ist, befindet sich im Verfall. Äußere Stellung und äußerer Glanz vermögen kein Offiziercorps der Welt vor innerer Fäulniß zu schützen, wenn ihm das innere Leben, die Bewegung, die Freiheit des Denkens, also die Freiheit der Kritik, fehlt. Auch könnte man leicht in der Geschichte Beispiele dafür finden, wie jede Armee sich nur durch stete Selbstkritik lebendig erhielt.

Goltz sagt in seinem „Volk in Waffen“ in Bezug auf den Krieg von 1806: „Die krankhaft-künstliche Auffassung vom Kriege und nicht die Untüchtigkeit des preußischen Heeres führte die Niederlage herbei.“ Ich frage: Woher kam denn die krankhaft-künstliche Auffassung? Wer ist ihr denn entgegengetreten? Und an einer anderen Stelle sagt Goltz: „Die besten Köpfe zeigten sich dem Banne der Vergangenheit unterthan. Je geistvoller und angesehenere die Männer waren, die verkehrte Theorien eingeführt und vertheidigt hatten, desto unheilvoller war ihre Wirkung.“ Der Geist schützt eben nicht immer vor verkehrten Theorien und vor dem Bann der Vergangenheit, er übersieht oft das Nahe und Nächste. Hätten jene großen Theoretiker sich herabgelassen, an den einfachen Soldatenverstand zu appelliren, wären die unteren Grade damals auch zu Worte gekommen, so hätte jene krankhaft-künstliche Auffassung vom Kriege schwerlich Platz gegriffen. Die Taktik, die Strategie, ist nicht nur eine Wissenschaft, sie ist eine Kunst. Erfahrung, Beobachtung und Studium machen noch keinen Künstler: Künstler werden geboren. Man kann daher auch dem Alter als solchen wegen seiner größeren Erfahrung durchaus nicht immer die absolute Autorität zuerkennen und man darf der Jugend nicht das Wort verweigern.

Daß die Kritik auch Schaden stiften kann, ist ja klar. Eine Armee aber, die einige falsche Propheten nicht vertragen kann und die sich ängstlich vor der Luft abschließt, dürfte heute schwerlich ihrer Aufgabe gewachsen sein.

Hauptmann a. D. Georg von Forell.



## Die Beschränkung der Getreide-Einfuhr.

Die Volkswirtschaft jedes einzelnen Staates verhält sich zur Gesamt-Weltwirtschaft, wie die Einzelwirtschaft jedes Staatsbürgers zur Gesamt-Volkswirtschaft seines Landes sich verhält. Das wirtschaftliche Existenzinteresse des Einzelwirthes gebietet diesem das Streben, aus der ihn umgebenden Volkswirtschaft mehr, jedenfalls nicht weniger Geldwerth für seine dieser Volkswirtschaft dargebotenen Leistungen herauszuziehen, als er seinerseits für die aus dieser Volkswirtschaft ihm gewordenen Leistungen zu zahlen hat. Dafür hat der Einzelwirth zwei Wege: entweder es gelingt ihm, Menge und Geldwerth seiner Leistungen an die Volkswirtschaft stetig zu erhöhen und so über dem steigenden eigenen Verbrauch zu halten; oder er muß, wenn Das nicht angeht, seinen Verbrauch aus der Volkswirtschaft herabsetzen. Gelingt einem Einzelwirth Das auf die Dauer nicht, erhält also ein Beamter andauernd weniger Gehalt, ein Rentner andauernd weniger Zinsen, ein Handwerker, Fabrikant oder Bauer andauernd weniger Erlös für seine Produkte aus der Gesamtvolkswirtschaft vergütet, als er für Lebenshaltung oder für Rohmaterialien und Hilfsmittel der Produktion an diese Volkswirtschaft auszahlend hat: dann wird seine wirtschaftliche Existenz früher oder später — je nach der Höhe eines ursprünglich etwa vorhandenen Vermögensgrundstockes — ruiniert werden.

Genau das Gleiche geschieht in den Beziehungen der einzelnen Volkswirtschaften zu einander innerhalb der Gesamt-Weltwirtschaft. Auch die Volkswirtschaft, die dauernd mehr Werthe aus der Weltwirtschaft gegen Entgelt bezieht, als sie an die Weltwirtschaft verkauft, muß — früher oder später — ruiniert werden. Und auch hier sind, um Das zu verhüten, zwei Wege nur möglich: das Land muß entweder seine Leistungen an die Weltwirtschaft zu steigern suchen, oder es muß, wenn Das, mangels ausländischer Nachfrage, sich nicht ermöglicht, seine Bezüge aus der Weltwirtschaft verringern.

Ein ähnlicher Standpunkt ist, wenn auch noch in unvollkommen entwickelter Weise, zuerst von den Merkantilisten vertreten worden. Aber da diese den Begriff des Nationalwohlstandes zu eng zogen, lediglich auf Baargeldbesitz beschränkten und von diesem Standpunkt aus ihre „Handelsbilanz“ zu gestalten suchten, auch im Uebrigen einige scharfer logischer Prüfung nicht Stand haltende Begriffe ihrem System eingefügt hatten, so gelang es der berechnenden Schlaubeit der englischen Fabrikanten-Nationalökonomie und ihrer sophistischen Vertreter, das Kind mit dem Bade auszuschütten und oberflächlichen Beurtheilern der Dinge die ganze Idee als irrig hinzustellen. Man sagte, ganz richtig beginnend: wirtschaftlicher Werth bleibt wirtschaftlicher Werth, einerlei, in welche äußere Form er gekleidet ist. Ein mit 100 000 Mark Baargeld ausgestatteter, ein neues Unternehmen beginnender Einzelwirth ist nicht ärmer geworden, wenn er, unter kaufmännisch richtiger Berechnung, für 100 000 Mark eine Fabrik baute und, weil er für Bausteine, Maschinen u. s. w. diese 100 000 Mark an die Volkswirtschaft verausgabte, nun am Jahresluß in seiner Geldrechnung diesen Betrag weniger besitzt als am Jahresanfang. Im Gegentheil: sofern der Fabrikbau an sich ein wirtschaftlich rentables Unternehmen darstellte, ist

der Mann jetzt wohlhabender als vordem. So sei es offenbar gleichfalls verkehrt, wenn man um die Höhe des Geldbetrages, den eine Nation für den Erwerb wirtschaftlicher Bedarfsgegenstände an das Ausland gezahlt habe, die kaufende Nation als ärmer geworden betrachte. Denn die kaufende Nation habe ja in Gestalt der Waaren den entsprechenden Gegenwerth erhalten. Sie sei vielleicht sogar reicher geworden; dann nämlich, wenn die Preis- und Produktionsverhältnisse im Auslande günstiger liegen als im Inlande. Wenn man für ein Quantum von zehntausend Centnern Wolle dem deutschen Schafzüchter nach Maßgabe der inländischen Produktionskosten etwa zwei Millionen Mark zahlen müsse, während man das gleiche Quantum vom australischen Schafzüchter um eine Million kaufen könne, dann habe die Nation eben, trotz ungünstiger (Geld-) Handelsbilanz, eine Million „erspart“. Andererseits müsse der deutsche Wollspinner und Wollwaarenfabrikant diese billigere australische Wolle haben, um mit seinen Wollwaaren auf dem Auslandsmarkt konkurrenzfähig zu sein und dort durch Verkauf von Wollwaaren dem inländischen Wollindustriearbeiter die Beschäftigung zu mehren. Daher folgte der Spruch: freie Konkurrenz, unbeschränkter Handel und Wandel auf allen Gebieten des Landinneren wie des weltwirtschaftlichen Verkehrs, internationale Arbeitstheilung in jedem Betracht, sei die der Menschheit allein vortheilhafte Gestaltung. Die neu erschlossenen Agrarländer versorgen die Menschheit mit billigem Brot und Fleisch und die alten Kulturländer wetteifern in der Versorgung der Menschheit mit Industrieartikeln. Dabei fahren alle Theile am Besten.

Es ist natürlich nicht möglich, die Vernünftigkeit der grundlegenden Gedanken des Antrages skizze zu erweisen, ohne das zuvor entwickelte Postulat der Freihändler in seiner Hohlheit zu entlarven. Ich beharre zu diesem Zweck beim eben angenommenen konkreten Falle.

Also ein junger Fabrikant hat 100 000 Mark Baargeld zur Erbauung einer — nach vorsichtiger Berechnung sehr rentablen — Fabrik verwendet. Es ist richtig, daß er dabei, obwohl seiner Kasse am Schluß des Baujahres 100 000 Mark fehlen, wohlhabender dastehen kann als vorher. Aber worin kann Das sich nur erweisen? Doch darin nur, daß dieser Fabrikant im Laufe der nun kommenden Produktionsjahre für seine in dieser Fabrik erzeugten Produkte einen solchen Ueberschuß an Geldwerth über die in der Produktion verbrauchten Rohmaterialien, Arbeitslöhne u. s. w. aus der Volkswirtschaft erhält, daß ihm das erstmalig aufgewendete Fabrik-Anlagekapital wirklich mit Nutzen sich amortisirt.

Zener Satz der Freihandelslehre: wirtschaftlicher Werth bleibt wirtschaftlicher Werth, gleichgiltig in welcher äußeren Form er auftritt, — beweist also gar nichts gegen unsere schutzöllnerische Ansicht. Wir räumen nur ein, daß in der That die Handelsbilanz eines einzigen Jahres nicht nothwendig für die Abnahme des Wohlstandes einer Nation beweisend zu sein braucht, aber wir behaupten: daß die Handelsbilanz bei Betrachtung des Durchschnittsergebnisses längerer Zeitperioden dies Urtheil ermöglicht, wenn man sich nicht auf die formal-statistische Betrachtung beschränkt, sondern in tieferem Eindringen die statistischen Erscheinungen mit den jeweilig herrschenden allgemeinen volkswirtschaftlichen Zuständen im Zusammenhang betrachtet. Solche Betrachtung aber führt, wie weiterhin nachgewiesen werden soll, zu dem Resultat: daß die

seit der Umkehr der deutschen Wirthschaftspolitik zu Lage tretende Handelsbilanz eine fortschreitende Verarmung des nationalen Wirthschaftskörpers außer Zweifel stellt.

Beim vorhin erwähnten Fabrikbau seien 50 000 Mark für Baumaterial, Maurerlöhne u. s. w. verwendet und 50 000 Mark für maschinelle Anlagen. Diese Maschinen hat der Bauherr, weil eine englische Offerte aus irgend welchen Gründen 5000 Mark billiger war als die billigste deutsche Offerte, in England gekauft. Das war nach der Manchestertheorie urvernünftig vom Fabrikanten gehandelt und darf auch vom deutschen Volk nicht gerügt werden, denn auch das habe davon keinen Schaden. Zwar lautet dessen Handelsbilanz in Folge Dessen:

	Einfuhr	Ausfuhr
Maschinen von England	50 000	—
= Unterbilanz	50 000	—

Aber die National-Vermögensbilanz lautet:

	Debet	Credit
a) Gebrauchswert einer neu aufgestellten Maschinenanlage (nach billigstem deutschen Produktionspreise berechnet) . . . . .		55 000
b) Kaufgeld dafür nach England abgeflossen . . . . .	50 000	
	50 000	55 000
c) Nationaler Vermögenszuwachs . . . . .		5 000

Wie verhielte sich aber die Sache, wenn unser Fabrikant die Maschine trotz dem um 5000 Mark höheren Preise in Deutschland gekauft hätte? — So:

	Debet	Credit
a) Gebrauchswert einer neu aufgestellten Maschinenanlage . . . . .		55 000
b) Kein Geld dafür ins Ausland geflossen, sondern Alles im Lande geblieben . . . . .		
c) Nationaler Vermögenszuwachs . . . . .	—	55 000

Das ist der springende Punkt, den die Freihandelslehre, wie mir scheint, nicht begreift: die 55 000 Mark, die an deutsche Maschinenbauer entrichtet wurden, sind als Arbeitlohn auf den deutschen Arbeitsmarkt geflossen, sind hier wieder als Kaufkraft für inländische gewerbliche und agrarische Produktion aufgetreten, sind dergestalt wiederum als Arbeitslohnung für Bäcker und Bauern, Schuster und Schneider verwendet und treten, in ewigem Kreislauf, von dieser Seite wiederum als Kaufkraft auf dem inländischen Markte auf.

Dem Einzelwirth aber, unserem Fabrikanten, kann allerdings nicht zugemuthet werden, daß er freiwillig unter eigener Opferung von 5000 Mark seiner Volksgemeinschaft jene 50 000 Mark Differenzvermögen erhalten solle. Deshalb muß er, Das verlangt das Gesamtinteresse, dazu gezwungen werden, — und Das ist das Endziel einer nationalwirthschaftlichen Schutzpolitik. Auch unser Einzelwirth aber wird, auf die Dauer, dadurch in seinen wirthschaftlichen Interessen nur gefördert. Was er, durch den augenblicklichen Vortheil verleitet, Anderen und damit der Gesamtheit entzog, Das entziehen beim absoluten Freihandel die Anderen ihm wieder auf dem Gebiet seiner eigenen Produktion. Das wird Jeder begreifen, der die innigen Verschlingungen aller Theile und Glieder des nationalen Wirthschaftskörpers mit prüfendem Auge verfolgt.

Ich bitte nun alle Freihändler im Namen aller landwirthschaftlichen Berufsge nossen Deutschlands und ihrer Angehörigen um Entschuldigung, daß wir geboren sind. Ich versichere: Dieses allein ist der Grund, weshalb wir leben wollen und, um Das zu ermöglichen, für unsere 27 Millionen Angehörigen Schutz unserer Arbeit vom deutschen Vaterlande verlangen. Da die Verwüstung, die eine falsche Wirthschaftslehre dem deutschen Nationalvermögen schon zugefügt hat, in erster Linie bei demjenigen Produktionszweige verspürt wurde, gegen den der Hauptangriff des Auslandes gerichtet war, d. h. bei der Agrarproduktion, so ist es eben nur selbstverständlich, daß die Angehörigen dieses Produktionszweiges am Frühesten und am Lautesten ihre warnende, tadelnde und fordernde Stimme erhoben haben. Der städtische Gewerbestand wird auch halb begreifen lernen, daß jede Milliarde, die für Nahrungsmittelankauf ins Ausland wanderte, also dem deutschen Bauernstande als Einnahme verloren ging, damit auch dem städtischen Gewerbe verloren ist, weil diese Milliarde von den Agrarproduzenten nun nicht mehr ausgegeben werden kann, um damit ihrerseits Arbeiter, Handwerker und Kaufleute in Nahrung zu setzen; und der Gewerbestand wird endlich hierin den Grund dafür erkennen, warum die städtischen und gewerblichen Magazine mehr und mehr mit im Lande unverkäuflichen gewerblichen Waaren sich anfüllen.

Nun wird, um an den durch die verkehrte deutsche Wirthschaftspolitik hervorgerufenen fatalen Zahlen der deutschen Handelsbilanz mit Anstand vorbeizukommen, noch eine Lehre immer verkündet, die so lautet: Deutschland hat sehr viel im Inlande produktiv nicht mehr verwertbaren Kapitalbesitz. Das deutsche Kapital hat deshalb vielfach im Auslande Anlage gesucht, und zwar vorwiegend in Staatspapieren und Bahnwerthen der jungen Agrarländer. Die Gesamtsumme der im Besitze deutscher Kapitalisten befindlichen ausländischen Werthe wird auf 10 Milliarden geschätzt; Das ergibt etwa eine halbe Milliarde Jahreszinsen und es sei, sagt man, doch ganz natürlich, daß jene Länder ihre Zinsen in Waarensendungen uns zahlen, Das sei bei Betrachtung der Unterbilanz in unserer Handelsstatistik gebührend zu berücksichtigen. Darauf ist zu erwidern: Schlimm genug, wenn das deutsche Kapital ins Ausland gelassen wird, um dort neue Konkurrenzstätten gegen die einheimische Arbeitskraft zu gründen, während die einheimische Produktion, und zwar nicht bloß die agrarische, sondern, wie Jeder, der im praktischen Leben steht, bekunden wird, auch die kleine und mittlere gewerbliche Produktion, unter schwerer Kreditnoth zu leiden hat. Und ich stehe nicht an, es auszusprechen: aus dieser Erwägung heraus ist es mir immer eine wahre Herzensfreude gewesen, wenn so ein Bischof Portugal, Griechenland, Argentinien, Northern-Pacific u. s. w. sich ereignete. Foffentlich passiert Das noch öfter, damit endlich das deutsche Kapital den Werth des Capes begreifen lernt: Weibe im Lande und nähre Dich redlich.

Alles bisher gegen die Freihandelslehre Gesagte wäre hinfällig, wenn die inländische Produktionsmöglichkeit so weit hinter dem Konsum zurückbliebe, daß der Import ausländischer Produkte keinem Inlandsarbeiter die Arbeitgelegenheit mehr schmälerte, so daß die Einfuhr zur Befriedigung eines thatsächlichen, durch Inlandsarbeitskraft nicht stillbaren Bedürfnisses als nöthig sich erwieise. Diese Voraussetzung aber trifft in keinem Betracht für Deutschland zu. Auf allen Gebieten unseres wirthschaftlichen Lebens ist nicht nur die Produktionsmöglichkeit

noch ungleich größer als der Konsum, sondern auch die thatsächliche Produktion übersteigt bereits die Absatzmöglichkeit vielfach um ein Bedeutendes und als Folge davon ist auf allen Erwerbsgebieten das Anschwellen feiernder Arbeitskraft eine landläufige Erscheinung. Bezüglich der städtischen gewerblichen und industriellen Arbeitgebiete wußte Das sogar der Herr Graf von Caprivi. Aber man muß es auch für die Lage der agrarischen Produktion ausdrücklich feststellen, denn nicht von unverantwortlichen Zeitungsschreibern nur, sondern bei der Begründung der neudeutschen Handelspolitik ist vom damals verantwortlichen Leiter der deutschen Geschichte ausdrücklich ausgesprochen worden: die deutsche Landwirtschaft sei nicht im Stande, die einheimische Bevölkerung zu ernähren, und komme, je mehr diese Bevölkerung wachse, naturgemäß um so weniger in die Lage, den einheimischen Bedarf zu decken, so daß die Erleichterung der Lebensmitteleinfuhr als ein Gebot der Fürsorge für die Ernährung des deutschen Volkes sich von selbst ergebe.

In diesem Diktum trat, sein ausdrückliches Geständniß ganz überflüssig machend, der „Mann ohne Ar und Halm“ in seiner ganzen Armuth zu Tage. Jeder aber wird begreifen, daß Scham und Zorn uns Agrarier packen mußte darüber, als Leiter unserer Geschichte einen Mann zu sehen, der nicht wußte, daß nicht ein Zurückbleiben der inländischen Produktion die Einfuhr erst hervorgerufen hat, sondern daß die in der ersten Freihandelsperiode Deutschlands erwachte und durch Caprivis Politik aufs Neue angespornte spekulative Thätigkeit der Börsenleute ohne Noth eine Einfuhr schuf, die unsere Inlandsproduktion mehr und mehr lahm legte, so daß wir, statt mit der steigenden Bevölkerung auch in der Intensitätssteigerung unserer Betriebe und damit in der Menge der Erzeugung Schritt zu halten, genöthigt waren, zu immer größerer Extensität der Betriebsweise unsere Zuflucht zu nehmen und so durch Ersparungen an Löhnen, Maschinen, Düngemitteln und sonstigen Hilfsmitteln intensiver Produktion den durch die gewaltig überfluthende Auslandskonkurrenz uns erwachsenden Einnahme-Ausfall auszugleichen. So sind wir auf der schiefen Bahn der englischen Entwicklung, Gott seis geklagt, ein verbes Stück bereits abwärts geglitten. England geht seit Jahren bereits mit einer Getreide-Ernte in den Winter, die knapp für zwei Monate zur Ernährung der Bevölkerung ausreicht. Nicht etwa, weil gegen früher die Bevölkerung um das Sechsfache gestiegen ist und also die Jahresernte auch nur für ein sechstel Jahr noch zu- langt, sondern, weil unter dem Einfluß der Kornbill die Durchschnittsernte aus den fünfziger Jahren mit über 100 Millionen Bushels, statt bei steigender Bevölkerung durch mifsteigende Betriebsintensität sich zu erhöhen, auf 40—50 Millionen Bushels herabgesunken ist. Das mächtige Albion ist daburch in seiner nationalen Kraft glücklich an dem Punkte angelangt, wo, im Falle einer kriegerischen Entwicklung, der Feind durch eine kurze Blokade die ganze Nation auszuhungern vermag. Die Lefer, die nicht Landwirthe sind, wird es vielleicht interessieren, über das Verhältniß der möglichen und der thatsächlichen Produktion in Deutschland und über die Absatzmöglichkeit das Folgende zu erfahren, wobei ich mich auf die Brotgetreideproduktion beschränken will, weil der Antrag Kanitz es nur mit Getreide zu thun hat und die Fleischproduktion vorerst auf sich beruhen läßt.

Die technische Möglichkeit der Steigerung der Brotgetreideproduktion ist

naturgemäß keine unbegrenzte, aber sie ist eine sehr weitgehende. Diese Möglichkeit liegt in der Benützung folgender vier Wege:

- 1) Ausdehnung der Anbaufläche für Brotgetreide innerhalb der heutigen Kulturbodenfläche, und zwar:
  - a) durch Verringerung des Brachlandes,
  - b) durch Verringerung des Anbaues von Futtergetreide und Rauhfutter.
- 2) Ausdehnung der Anbaufläche durch Urbarmachung der zur Zeit noch vollkommen unkultivirten Moor- und Niedländereien — etwa fünfzehn Millionen Morgen.
- 3) Ausdehnung der Anbaufläche durch Urbarmachung von Waldbland. (Bom deutschen Grund und Boden sind zur Zeit 48 Prozent Ackerkulturland und noch 25 Prozent Forst.)
- 4) Steigerung der Ernte bei gleichbleibender Anbaufläche durch erhöhte Aufwendung von Arbeit und Düngung und durch Meliorationen (Drainage, Tiefkultur u. s. w.)

Da eine umfassende Statistik aus früherer Zeit fehlt, läßt sich nicht genau feststellen, mit welchem Gesamterfolge die seit Anfang dieses Jahrhunderts nach diesen vier Richtungen hin erfolgte Steigerung der deutschen Brotgetreide-Ernten eingetreten ist. Wir besitzen genaue Zahlen hierüber erst seit zwanzig Jahren. Hinsichtlich der Ausdehnung der Brotgetreidefläche (1 bis 3) ist selbst eine schätzungsweise zu versuchende Angabe nicht möglich. Dagegen bietet für den vierten Punkt die landwirthschaftliche Literatur seit dem Anfang dieses Jahrhunderts uns genügende Unterlage für die Annahme, daß, unter dem Einfluß der großen Lehrer jener Zeit (Thaer u. A.), sowie angeregt durch den allgemeinen volkwirthschaftlichen Aufschwung, die Erntemenge von einem preussischen Morgen im Verhältniß von 1 : 2 sich gesteigert hat, Das heißt: im Durchschnitt des gesammten deutschen Körnerbaues. Denn lokal finden sich einerseits ungleich größere Unterschiede im Fortschritt und andererseits noch zuweilen vollkommenes Beharren auf dem früheren Stande. Während die Schriftsteller der Thaerschen Zeit, von einem mittleren Durchschnittsertrage von 3 bis 4 Scheffeln pro Morgen ausgehend, die Steigerung auf 8 bis 10 Scheffel im Einzelnfalle als außerordentliche Leistung betrachten, ist bis 1880 der für das ganze deutsche Staatsgebiet ermittelte Durchschnittsertrag auf 7 bis 8 Scheffel gestiegen und es sind darunter Leistungen von 20 bis 25 Scheffel pro Morgen in manchen Produktionsbezirken (Sachsen, Braunschweig) keine Seltenheit mehr. Man kann im Durchschnitt annehmen, daß die Produktion von der gleichen Fläche gestiegen ist: in den bäuerlichen Betrieben (die ungefähr zwei Drittel des deutschen Ackerlandes inne haben) im Verhältniß von 1 : 1 $\frac{1}{4}$ ; in den Mittel- und Großbetrieben dagegen im Verhältniß von 1 : 2. Die relativ höhere Steigerung hier findet ihre Erklärung darin, daß das bäuerliche Element wegen seiner geringeren technischen Ausbildung im wirthschaftlichen Fortschritt, auch wo der Vortheil greifbar zu Tage liegt, immer eine Generation später erst dem beruflich besser vorgebildeten Großlandwirth nachkommt. Ferner darin, daß viele technische Hilfsmittel für Produktionssteigerung mit finanziellem Vortheil nur im Großbetriebe Anwendung finden können. Es ist naturgemäß, daß bei dem steten Fortschritt



der technischen Landwirthschaftswissenschaften heute sich noch nicht sagen läßt, an welchem Punkte die technische Möglichkeitsgrenze der agrarischen Produktionssteigerung liegt. Wer zu Thaers Zeiten behauptet hätte, es sei ganz gut möglich, 30 Scheffel Brottorn pro Morgen zu erzielen, wäre ausgelacht worden; damals hielt man den dritten Theil für eine hervorragende technische Leistung. Aber darin werden alle Landwirthe übereinstimmen, daß es keine technische Frage mehr, sondern lediglich eine durch Absatzmöglichkeit und Produktpreis bestimmte ökonomische Frage ist, unter Beschreitung der vorhin genannten vier Wege räumlicher Ausdehnung wie höchster Betriebsintensitätssteigerung die deutsche Jahresernte an Brottorn auf das Doppelte der gegenwärtigen Erzeugung zu steigern und damit für die doppelte Bevölkerung ausreichende Inlandsnahrung zu schaffen.

Das nächstliegende Ziel aber, das der Antrag Kanitz verfolgt, nämlich die jetzt erforderliche Steigerung um ein Behtel herbeizuführen, würde, sobald durch diesen Antrag der nationalfeindlichen Thätigkeit gewissenloser Börseleute der Niegel vorgelegt worden ist, innerhalb eines einzigen Bestellungs- und Erntejahres erreicht werden können.

Ehe ich nun auf den Antrag Kanitz selbst eingehe, schicke ich noch folgende Statistik voraus, deshalb, weil über die „segensreichen Wirkungen“ der neudeutschen Handelspolitik so entsetzlich viel in der deutschen liberalen Presse zusammen gelogen worden ist und noch gelogen wird, daß man die tatsächliche, amtlich ermittelte Statistik dieser „Wirkungen“ dem großen Leserkreise nicht oft und eindringlich genug vorführen kann.

In den ersten Jahren des Ueberganges des Deutschen Zollvereins zum Freihandel hatte Deutschland zunächst profitirt. Einer erheblichen Exportsteigerung stand eine ebenmäßige Erhöhung der Einfuhr zunächst nicht gegenüber. Das Blatt wandte sich aber sehr bald. Die Auslandsindustrie erstarkte und brachte die deutschen Exportziffern zum Stillstand. Gleichzeitig erhöhte die deutsche Einfuhr sich beständig, da in den Agrarländern die Verkehrswege inzwischen ausgebaut worden waren und das Ausland nunmehr begann, die Ueberschüsse seiner Agrarproduktion in das Deutsche Reich abzuladen. Durch vereinte Wirkung beider Umstände (Ausfuhrverringering bei gleichzeitiger Importsteigerung) erreichte die deutsche Handels-Unterbilanz (Mitte der siebenziger Jahre) die bedrohliche Höhe von einer Milliarde Mark. Die finanzielle Auszehrung des deutschen volkwirtschaftlichen Körpers war beim Fortschreiten solcher Entwicklung nur noch eine Frage kurzer Zeitspannen. Da die Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Wege einer Steigerung der Ausfuhr nicht möglich war, da die Dem entgegenstehende Ursache — beständig fortschreitende Erstarkung der Auslandsindustrie — nicht zu beseitigen war, so lag es auf der Hand, daß nur im entgegengesetzten Mittel, in der Verringerung der Einfuhr, Hilfe lag. Das versuchte Bismarck durch die 1878 inauguirte Schutzollgesetzgebung. Mit welchem Erfolge, Das lehren folgende Zahlen. Während, wie erwähnt, vor dem die Jahres-Unterbilanz eine Milliarde schon erreicht hatte, betrug nach Einführung der Schutzölle in den zehn Jahren von 1881 bis 1890

die Gesamt-Einfuhr 33½, Milliarden,

„ „ Ausfuhr 32 „

die Unterbilanz für zehn Jahre zusammen 1½ „

Prüft man die einzelnen Zahlen der Einfuhrstatistik, dann ergibt sich, daß diese zehnjährige Gesamt-Mehreinfuhr ausschließlich Agrarprodukte enthält, so daß es nur einer von Bismarck ja auch beabsichtigten nochmaligen Erhöhung der Agrarschutzdolle bedurft hätte, um diese Einfuhr vollkommen verschwinden zu lassen, um Deutschland also ganz auf eigene Füße zu stellen.

Dem gegenüber beachte man nun die „Segnungen“ des neuen Kurzes:

	Die Einfuhr.	Die Ausfuhr.	Die Unterbilanz
1891—1893 zus.:	13 Milliarden	10 Milliarden	3 Milliarden
oder pro Jahr:	4 $\frac{1}{3}$ „	3 $\frac{1}{3}$ „	1 „

und bereits im ersten

Halbjahre (Januar

bis Juli 1894) 2 $\frac{1}{5}$  „ 1 $\frac{1}{2}$  „ 700 Millionen.

Die definitiven Zahlen für das ganze Jahr 1894 liegen noch nicht vor, aber die Monatsausweise über die bewegten Mengen lassen erkennen, daß das zweite Halbjahr die gleiche Unterbilanz bringen wird, so daß die neue Politik uns als Jahresergebnis die Unterbilanz gegen früher auf den zehnfachen Betrag gesteigert hat. Und man beachte: dieses erschreckende Resultat ist gleichmäßig durch Einfuhrsteigerung und Ausfuhrverringering entstanden.

Denn während im zehnjährigen Durchschnitt 1881—1890 die Ausfuhr zusammen: 32 126 102 000 = 3,2 Milliarden

pro Jahr betrug, ergab sich für

1892, 1893 und erstes Halb-

jahr 1894

zusammen: 7 903 687 000 = 3,1 „ pro Jahr.

Die Handelsverträge haben also, wie Das vorausgesagt wurde, den fort-dauernden Rückgang des Exportes nicht aufgehalten, viel weniger den Export zu steigern vermocht, da die uns gewährten Zollermäßigungen viel zu gering waren, um erfolgreich sein zu können.

Betrachtet man nun die einzelnen Einfuhrgruppen, so ergibt sich, daß, während die industrielle Ein- und Ausfuhr sich ungefähr die Waage hielt (2,8 Milliarden zu 2,9 Milliarden), die agrarische Produktion allein die ganze Beche zu bezahlen hat, denn es übersteigt hier die Einfuhr die Ausfuhr um rund anderthalb Milliarden, wovon rund die Hälfte auf Getreide, die andere Hälfte auf thierische Produkte entfällt.

Der Antrag Kanitz bezweckt, nachdem durch die zehnjährige Festlegung unserer Handelspolitik eine Aenderung auf diesem Wege ausgeschlossen ist, aber der Ablauf dieser Verträge nicht abgewartet werden darf, wenn Deutschland inzwischen nicht um seinen wirthschaftlichen Lebensnerv gebracht werden soll: durch direktes staatliches Eingreifen den Lebensmittelimport der spekulativen und ohne Rücksicht auf das Nationalinteresse ausgeübten Thätigkeit des Handels zu entziehen und nach Maßgabe des effektiven Bedarfes der Nation selbst auszuüben. Ob die dafür vom Grafen Kanitz ausgearbeiteten Vorschläge in allen Einzelheiten praktisch und durchführbar erscheinen und ob dem gerechten und berechtigten Grundgedanken nicht entbehrliches oder gar schädliches Beiwerk angefügt worden ist, Das kann später hier untersucht werden.

Nieder-Schönhausen.

Edmund Klapper.



## Aus dem Leben meines Vaters.

**S**ch habe während der letzten Zeit mehrere umfangreiche Biographien meines Vaters, des Professors Cesare Lombroso, in der Hand gehabt, die mir Lust gemacht haben, auch Einiges zur Kenntniß seiner Persönlichkeit beizutragen, — einige Züge, die sein Wesen treffend charakterisiren und die mit vertraut sind, während sie ferner Stehenden nothwendig entgehen müssen.

Es giebt im Leben meines Vaters eine Reihe von Jahren, die wenig bekannt sind, — schwere Jahre, harte Jahre.

Nachdem er, der Theilnahme an einer Verschwörung verdächtigt, sechs Monate als Gefangener auf einer Festung zugebracht, nachdem er den Krieg von 1860 und die Cholera-Campagne durchgemacht hatte, verließ er die militärische Laufbahn und nahm das Amt eines unbesoldeten Volontärarztes an der Irrenanstalt zu Pavia an; zugleich war er unbesoldeter Universitätsprofessor und Verfasser eines Buches, das weder einen Verleger noch ein Publikum fand. Da er auch von Seiten seiner Familie, die sich zu jener Zeit keines besonderen Wohlstandes erfreute, nicht unterstützt wurde, so war seine materielle Lage nichts weniger als glänzend und er hat uns oft erzählt, wie er manchmal mit leerem Magen durch die Anstalt gegangen ist und seine armen Patienten beneidet hat, die vor ihren dampfenden Schüsseln saßen. Er lebte von Kastanien und Kaffee und machte bei Nacht, in einem unheizbaren Zimmer, Uebersetzungen; dabei hatte er eine unleserliche Handschrift und brachte damit seinen Verleger zur Verzweiflung, während auf der anderen Seite der Verfasser — es war Moleſchott — niemals zufrieden war und den unglücklichen Uebersetzer unaufhörlich quälte. Aehnlich irgend einem berühmten Gefangenen lebte auch mein Vater damals in Kameradschaft mit einer kleinen Maus, die, von Kälte getrieben, ihre Furcht überwand und allabendlich auf den Tisch spazirt kam — um sich in der Nähe der Lampe zu wärmen —, die sich von ihm füttern und ganz zahm machen ließ und an die er sich noch oft erinnert, als an die einzige treue Gefährtin während der schrecklichen Tage des Elends.

Diese schweren Zeiten der materiellen Noth gingen vorüber, aber dann kamen andere Widerwärtigkeiten, vor Allem der Verdruß mit der Pellagra. Die Pellagra ist eine Krankheit, die in ganz Italien verbreitet ist und ungezählte Opfer fordert. Mein Vater hatte entdeckt, daß der Genuß von verborbenem Mais die Ursache der Krankheit sei, während man bis dahin klimatischen Einflüssen und Dergleichen die Schuld gegeben hatte. Jahre lang arbeitete er unermüdet, um mit seiner Uebersetzung durchzudringen, er machte eingehende chemische und physiologische Studien, konstruirte einen Ofen zum Dörren der Maiskörner, schrieb populäre Bücher für die Bauern, wandte sich an das Ministerium, hielt Vorträge, — Alles umsonst. Es erinnern sich heute noch Viele daran, wie er zu jener Zeit auf allen seinen Fahrten einen schwarzen

Hahn unter dem Arm mit sich herumschleppte, den er zu seinen Experimenten brauchte. Er gab ihm nämlich während der Vorträge verdorbenen Mais zu fressen und nach jeder neuen Dosis stellten sich bei dem Thier die Krankheitssymptome der Pellagra, Schauer, Krämpfe u. s. w., ein, — und das Alles wurde Charlatanerie genannt! Zwei seiner Hauptgegner, die mein Vater aufgefördert hatte, in seinem Laboratorium den Experimenten beizuwohnen, konnten gegenüber den unter ihren Augen gelieferten Beweisen nichts sagen und meinten achselzuckend: da müsse Betrug im Spiele sein. In diesem Augenblick, sagt mein Vater, hätte er sie erwürgen mögen.

Man leugnete seine Entdeckungen, man suchte auf alle mögliche Weise, seine Vorträge zu verhindern, man hintertrieb seine Untersuchungen an Irren und Gefangenen, und trotz all diesen ungezählten Widerwärtigkeiten hat er sich sein heiteres, kindlich glückliches Temperament bewahrt; er kann sich über die unbedeutendsten Kleinigkeiten freuen, z. B. über die Aussicht auf ein gutes Mittagessen — obwohl er durchaus kein Gourmand ist —, über ein schönes Feuerwerk, das er leidenschaftlich liebt, über einen guten Artikel, und alle solche kleinen Freuden setzen sich bei ihm in ein intensives Thätigkeitsbedürfnis um; dann ist er in seinem Element, dann ruft er uns zusammen und dann muß man ihn arbeiten sehen!

Er diktirt fast immer, wobei wir aber nicht ganz reine Bogen verwenden dürfen, sondern kleine Papierfetzen, die Innenseite von Couverts, Korrekturbogen u. s. w. benutzen müssen. Auf seinem Schreibtisch ist immer ein wahres Chaos und es vergeht ein guter Theil des Morgens damit, alles Das zu suchen, was am vorigen Nachmittag verlegt worden ist. Eine Zeit lang hatte er die Gewohnheit, seine Feder mit einer Schnur an einen Nagel zu befestigen (weil, wie er behauptet, ihm Alles fortgenommen wird), und jedesmal war dann im Augenblick, wo er anfangen wollte zu schreiben, die Schnur in sich selbst und in mehrere andere Gegenstände verwickelt und mußte mit großer Mühe entwirrt werden. Dabei arbeitet er nicht ruhig an der selben Stelle, sondern je nachdem die Sonne, sein großer Arbeitanreger, von Zimmer zu Zimmer geht, wandert er mit seinen Papieren auch von Tisch zu Tisch und bewohnt auf diese Weise alle Räume zugleich. Am Wohlsten ist ihm, wenn er im vollen Sonnenschein, bei weit offenen Fenstern, arbeiten kann und wenn das ganze Haus sich dabei theilhaftig; er selbst liest, diktirt dabei Briefe und macht Korrekturen, während Eine von uns Etwas für ihn abschreibt und eine Andere übersetzt; dann ist der Dienestock in voller Thätigkeit, dann ist er vergnügt, — geht im Zimmer auf und ab, singt vor sich hin, schiebt die Stühle hin und her, trinkt viele Tassen Kneippkaffee und beschäftigt seine elenden Goldfischchen oder seine mageren, kleinen, zärtlich gehüteten Pflänzchen; dazwischen umarmt er meine Schwester, nimmt schnell eine homöopathische Dose und wirft sich mit einem Mal auf das Sopha, um sofort einzuschlafen, zu schnarchen und nach fünf Minuten ganz erfrischt wieder aufzuwachen. In solchem Chaos von Journalen, Büchern, Schädeln und Kaffeetassen ist ihm am Behaglichsten und in dieses Chaos muß man seine zahlreichen Besucher einführen, die er liebenswürdig und freundlich empfängt, selbst wenn er mit Arbeit überhäuft ist und wenig Zeit hat. Jeder dieser unerwarteten Besucher ist ihm ein Beweis seiner zunehmenden

Popularität und macht ihn froh und glücklich. Dabei liegt ihm jede Spur von Dünkel fern; aber er ist so lange übersehen, verachtet, lächerlich gemacht und verspottet worden, daß ihn jeder kleine Beweis dafür, daß die Arbeit seines Lebens nicht ganz fruchtlos gewesen ist, daß man anfängt, ihn zu verstehen, ihn so glücklich macht wie einen jungen Anfänger. „Was“, sagt er dann ganz vergnügt, „ich bin noch nicht tot und man will mich schon zu einer ‚Berühmtheit‘ stempeln? Das ist ja unbegreiflich!“

Das Erscheinen jedes seiner Bücher erfüllt ihn mit kindlicher Freude; er schleppt den Band mit sich herum, behütet ihn zärtlich und will ihn immer vor Augen haben. Kindlich ist auch seine Freude über das Geld, das er für Bücher und Aufsätze einnimmt: hundert Mark für einen Journalartikel sind ihm lieber und mehr werth als tausend Mark, die ihm irgend eine Konsultation ohne große Mühe einbringt; Das liegt zum Theil auch daran, daß er absolut keinen Sinn für den Werth des Geldes hat. Er ist geizig und freigebig zu gleicher Zeit, jammert, wenn im Hause ein Glas zerbrochen wird, über die schreckliche Ausgabe, und giebt auf der anderen Seite große Geldsummen Denen, die es nöthig haben, oft sogar Menschen, die ihm antipathisch sind . . . . . „Das Geld gebe ich ihnen gern, sie können ja nichts dafür, daß ich sie nicht leiden kann, — wenn ich sie nur nicht zu sehen brauche!“

Er ist eine gesellige Natur, er kann nicht ohne Verkehr, ohne Mittheilung seiner Ideen, leben und er ist so wenig anspruchsvoll, daß ihm die Bescheidensten, ja die Beschränktesten, zur Unterhaltung willkommen sind; wie oft hat er nicht schon den dümmsten Leuten, die sich darin gefielen, Allem zu widersprechen, seine Theorien und Ideen weitläufig auseinandergesetzt!

Weil er so viel unter Menschen geht, glaubt er sehr viel Erfahrung und praktische Lebensweisheit zu besitzen, — was man im Ernst aber nicht behaupten kann. Wie oft predigt er uns sokratische Weisheit: „Wenn man in der Welt vorwärts kommen will, muß man nie die Wahrheit sagen, man muß es verstehen, sich zu bücken, zu schmeicheln; ob man Etwas leistet oder nicht, darauf kommt es gar nicht an;“ dabei hat er sich aber Zeit seines Lebens wohl gehütet, alle diese guten Lehren in die Praxis umzusetzen: niemals hat er es verstanden, zu schmeicheln, niemals das Bedürfniß unterdrücken können, eine Sache, die ungerecht oder falsch war, auch dafür zu erklären, — selbst wenn er gar nicht um seine Meinung gefragt worden war.

Ein Beweis für die Bescheidenheit, die ein Hauptzug in seinem Charakter ist, ist die Mühe, die er sich mit den Univerfitätsvorlesungen giebt, und die Angst, die er davor hat. Heute noch, nach dreißig Jahren Professorenthums, hält er nie eine Vorlesung, ohne sich sorgfältig darauf vorzubereiten, und jeder Ferientag giebt ihm ein Gefühl der Erleichterung. In seiner Rede hat er nichts Akademisches oder Professorales und seine Vorlesungen, besonders die über kriminelle Anthropologie, gelten als höchst anziehend und fesselnd.

Sehr stark ist bei ihm die Vorurtheilslosigkeit ausgebildet, der Mangel an Autoritätsglauben und die Vorliebe für alles Neue. Diese Eigenthümlichkeit tritt selbst in Kleinigkeiten hervor. Er ist noch jetzt, mit 58 Jahren, eifriger Bicycle-Fahrer geworden, ist überzeugter Kneippianer und Anhänger der Theorien Brown-Séquards, er begeistert sich für jede neue Sorte von Federn, für

jede neue Erfindung. In der Politik hat er sich zum gemäßigten Sozialismus bekehrt, in der Medizin bekennt er sich zur Homöopathie, mit dem Hypnotismus hat er sich beschäftigt, als noch alle Welt ihn für Humbug erklärte, — kurz, auf allen Gebieten hat stets das Neue eine große Anziehungskraft für ihn besessen.

Als junger Militärarzt hat er, lange vor Lister, bei der Wundbehandlung das von diesem später entwickelte System angewendet; er verwarf die damals allgemein übliche Charpie und legte gewöhnliche, mit Alkohol getränkte Watte auf die Wunden. Lange vor Maury hat er interessante Untersuchungen über die Träume gemacht, schon vor dreißig Jahren hat er die wahre Ursache des Kretinismus im Wasser entdeckt und in seinem Buche „Uomo bianco e di colore“ ist er ein Vorläufer Darwins.

Neben dieser Vorliebe für alles Neue besitzt er jedoch eine andere Eigenschaft, die jener die Waage hält, nämlich den Sinn für das Positive, der ihn zu einem leidenschaftlichen Sammler von Thatfachen gemacht hat. Bei der Lecture seiner Bücher muß man, glaube ich, herausfühlen, wie sie entstanden sind, wie sich, ähnlich dem Prozeß der Kristallisation, um einen Kern herum die vielen, vielen einzelnen Thatfachen angelegt haben und wie sich o allmählich das Ganze gebildet hat. Immer ist er von einer Idee ganz beherrscht, ganz ausgefüllt, immer ist er auf der Suche nach Thatfachen und mit sicherem Auge erkennt er beim Durchblättern eines Buches, was ihm daraus vom Nutzen sein kann: der Passus wird angestrichen, abgeschrieben und der Zettel kommt in ein bestimmtes Fach. Alles, was er sieht und hört und liest, bringt er in irgend eine Beziehung zu dem Gegenstand, der gerade im Vordergrund seines Interesses steht. Schrift und Gang, Kinder, Thiere, Augen, Zähne, Sprichwörter, Inschriften, und Vieles, jedes wissenschaftliche, jedes belletristische Buch — es giebt nichts, worin er nicht irgend etwas Interessantes für seine Theorie findet. Das Buch über den „genialen Menschen“, das heute achthundert Seiten umfaßt, war ursprünglich ein Vortrag von kaum zwölf Seiten; jede neue Auflage stellt fast ein neues Werk dar; es wird sorgfältig durchgesehen, verändert und verbessert, die Theorien werden entweder durch neue Thatfachen unterstützt, oder, wenn sie sich als irrig erwiesen haben, unterdrückt. Niemals bildet er a priori eine Theorie, um dann erst die Thatfachen zu ihrer Bestätigung zu suchen, sondern umgekehrt geht die Theorie ihm allmählich aus den Thatfachen hervor.

\* \* \*

Trotz den Widerwärtigkeiten aller Art, die meinem Vater auch heute noch nicht erspart bleiben, finde ich sein Leben, wie es ist, doch beneidenswerth, denn selbst in den Zeiten des schlimmsten Glends hatte er einen treuen Begleiter an der drängenden Fülle seiner Gedanken. Und es sieht sich gut auf die Zeiten des Kampfes zurück, wenn es dem anfangs bedrängten Kämpfer endlich gelungen ist, das Banner auf den Mauern der Festung aufzupflanzen.

Turin.

Paola Lombroso.



## Waffenstillstand.

Es ist ruhiger geworden auf dem Markt der Spekulation. Süddeutschland hat sich mit Kaffawerthen angefüllt, — als ob diese chemischen, elektrischen, Brauerei-Aktien u. s. w. auch bei anziehendem Geldstand ihren jetzigen Besitzer nicht mehr verlassen würden; Berlin hat, trotz dem Irrthum, daß Wien einem Krach entgegenkäme, zu Baissoperationen noch immer keinen rechten Muth; und Wien selbst läßt jenen Hauch vermissen, der so lange und so oft zum Siege führte. Indessen, wenn die Riesenschlange in ihrer Ruhe einem Baumstumpfe gleicht, so verbaut sie nur. Was ver schlägt es denn nach einer so außerordentlichen Steigerung, wenn auf dem österreichischen Markt Kreditaktien einmal wieder in der Liquidation um zehn oder fünfzehn Gulden niedriger notirt werden? Das neueste Offiziösenthum, das auf nur neunzehn Gulden Dividende vorbereiten will, findet gefasste Gemüther. Uebrigens soll man wichtige Nachrichten aus Wien immer mit Vorsicht aufnehmen. Vor vielen Jahren, da ähnliche Zweifelgerüchte die Börsen noch in wirkliche Aufregung versetzten, kam ein deutsches Bankhaus auf den hübschen Einfall, der Kreditanstalt selbst einen Kaufauftrag auf ein paar hundert Kreditaktien zu geben, mit der Bedingung, daß die Dividende nicht unter so und so viel Gulden ausfallen dürfe. Das so in seinen heiligsten Geheimnissen bedrohte Institut gedachte der Kommissionspflicht gegen die Kundschaft und führte die Ordre aus; aber es erließ ein Antwortschreiben, worin es ähnliche Anliegen sich für die Zukunft verbat.

Wie aber auch das angeblich stille Wien für die deutschen Märkte nicht unterschätzt werden darf, geht aus der Thatfache hervor, daß die letzten Kursbesserungen von Harpener, Gelsenkirchener und Hibernia zumeist vom Schottenring ausgingen. Und Das geschah unter Umständen, die selbst Berlin hätten optimistisch machen dürfen: zunächst die auch im Süden Europas anhaltend strenge Kälte; dann die Abschlüsse der Ruhrzechen in Hamburg und Bremen über nicht weniger als 775 000 Tons Schiffskohle. Richtig ist, daß der Preis um ca. 70 Pfennige billiger zugestanden werden mußte, weil die englische Konkurrenz an ihrer alten Domäne erschienen war; allein solche Ausnahmehedingungen sind doch bei der Gründung des großen Syndikates schon in Aussicht genommen worden. Nicht die deutschen Plätze waren es also, die in Folge Dessen eine günstigere Meinung von Kohlenwerthen vorwegnahmen; im Gegentheil, eine recht bittere Kälte läßt die Spekulation in der Burgstraße sogleich wieder an den Mondwechsel denken, der mildere Witterung bringen mußte. Weniger Interesse widmet das Ausland gegenwärtig unseren Eisenaktien, obgleich auch in Laura und Bochumern genug Wiener Engagements bestehen. Die Laurahütte hat sich übrigens jezt zum ersten Male bei einer Kölner Eisenbahnsubmision auf Eisenbahnwagen, Radfäße zc. betheiligt, was den rheinisch-westfälischen Werken gewiß nicht gefallen kann. Auch eine belgische Firma war hartnäckig genug, mit zu offeriren, wo doch die Tendenz bei uns ganz offenbar dahin geht, selbst die billigst bietenden ausländischen Werke auszuschließen. Ein ungünstiger Umstand, der freilich nicht so vor Aller Augen liegt, daß er leicht börsenmäßig auszubeuten ist, betrifft die Konkurrenz der amerikanischen Union, die unserem Export an Schienen, Draht, Maschinen, gußeisernen Röhren u. s. w. nach Südamerika und Mexiko starken Abbruch thut.

Mexikanische Fonds werden ebenfalls in Wien stark gekauft. Besonders die dreiprozentigen Internals, die circa 22 stehen, mit denen man also 13,64 Prozent machen würde, wenn der Dollar heute noch statt zwei Mark deren vier werth wäre. Auf diese Weise rentirt sich also ein Papier, das wegen seiner Silbervaluta auch noch Rückgänge erfahren könnte, in Wirklichkeit mit nur circa 6,82 Prozent. Da heute die Nachfrage gerade nach diesem Papier stark ist, muß doch auf Eines dabei aufmerksam gemacht werden: fast alle Wechselstuben und kleineren Banken haben sich für ihr Publikum Internals hingelegt und sie beziehen noch fortwährend neue Posten davon. Was ist also dadurch erwiesen? Daß man in Mexiko selbst seine inneren Anleihen zu den heutigen so billigen Kursen anhaltend abgibt. Gewiß nicht sehr günstig! Was die 6 procentigen Goldmexikaner betrifft, so sind diese allmählich wieder ihrem frühesten Emissionskurse (circa 78 $\frac{1}{4}$  Prozent) nahegerückt. Bei dieser Steigerung wird auf das Emissionshaus viel zu stark gezeigt. Möglich, daß es die betreffende Hauffe in Szene gesetzt hat; daß sich aber die Kurse so flott halten können, ist Sache des Geldmarktes. Das allein giebt heute den Maßstab ab und die absolute Sicherheit eines Papiers wird erst in zweiter Linie erwogen. Wann dieser Zustand ein Ende nehmen wird, ist nicht abzusehen. Thatsächlich ist z. B. im Verkehr der Industriewerthe von einem Nachlassen der Spannkraft nichts zu merken. Und doch haben die letzten Wochen besonders dieses Gebiet um einige böse Wetterzeichen bereichert. Zuerst ein allerdings übertriebenes Gerücht betreffs der Hagener Accumulatoren. Dann der Schlag, der den Norddeutschen Lloyd traf; er hat den recht lebhaften Spekulationaktien dieser Gesellschaft nicht allzu viel geschadet. Endlich ist in Heidelberg eine der ersten Portlandcementfabriken Deutschlands abgebrannt, die allerdings trotzdem ihre einmal vorgeschlagene Dividende von 8 Prozent zur Auszahlung bringt. Alle solche Zwischenfälle erinnern aber doch den Besitzer von Industriepapieren an gewisse unbequeme Möglichkeiten. Dieser Tage fliehet der Schuldertischen Elektrizitätsgesellschaft der Erlös aus den Obligationen zu (viele Millionen Mark) und es ist ganz sicher, daß auch von diesem Papier kein Stück mehr in ersten Händen ist. Das Publikum reißt sich eben darum und gerade für eine industrielle Obligation ist der selbe Großkapitalist, der die Aktie mit Vergnügen postenweise kauft, weniger empfänglich. Es war also wiederum nur das Privatpublikum der eigentliche Abnehmer.

In Bankkreisen nimmt man auch das Anhalten des Geldüberflusses an und läßt sich in dieser Ueberzeugung von der ersten Phase der Union-Anleihen keineswegs beirren. Die Erwartung, daß ein beträchtlicher Theil der Bonds gar nicht für Europa bestimmt ist, scheint sich nunmehr zu bestätigen. Immerhin beantwortete die New-Yorker Börse den Abschluß eines 3 $\frac{3}{4}$  procentigen Anlehens für einen erstklassigen Staat mit scharfen Kursrückgängen. Allein um den Preis von Gold bezahlt Cleveland auch ein halbes Prozent mehr. An sich bilden nun 60 Millionen Dollars einen so wenig entscheidenden Goldbetrag, daß Vazard Frères ihn leicht wieder von Washington nach Paris herausarbitriren können. Das sind keine Uebertreibungen, wie man sieht, wenn man verfolgt hat, wie die Bank von Frankreich nun schon seit Monaten Woche für Woche zwischen 12 und 20 Millionen Francs Gold erhielt. Allein der Schatzsekretär hat sich doch etwas vorgelesen und von dem Uebernahmekonfortium eine Art Garantie



dafür erhoben, daß der Treasury selbst kein Gold vorläufig entnommen werde. Einen solchen Vertrag können die betreffenden Bankiers auch eine Zeit lang aushalten. Warum bezahlt die Union nach Europa jetzt in Gold? Weil durch den Stillstand des Handels Wechsel (d. h. Goldvaluta) nicht am Markte sind. Sobald aber Belmont in New-York Tratten auf Rothschild eine geraume Zeit hindurch abgibt, kaufen die Remittenten natürlich lieber diese Wechsel, als daß sie den weitaufigen Weg einer Goldentnahme beschreiben. Durch dieses Angebot von London sinkt aber auch natürlich der Wechselkurs und die Abtrirage in Gold hat dann das Nachsehen.

Die großen Transaktionen zwischen der neuen und der alten Welt haben mit unserem Geldmarkt vorläufig noch nichts zu thun. Hier fließt die Quelle für so manche schier unerschöpfliche Nachfrage, während unsere Vdrsen kaum mitzugehen wagen. Erscheint aber eine Bankbilanz, so wird ein Kleinkrieg beginnen, der wenige Tage dauert und dann als unnütz wieder beendet wird. Das nächste Kind solcher Laune dürfte die Bilanz der Diskontogesellschaft sein; man könnte alle Beurtheilungen und auch Verurtheilungen schon im Voraus niederzuschreiben, denn sie wiederholen sich so ziemlich in jedem Jahr. Pluto.



## Am Reichstagspranger.

**A**uf der Tagesordnung des Reichstages stand am letzten Sonnabend oben an die durch den Untergang der „Elbe“ veranlaßte Interpellation der Abgeordneten von Stumm und von Manteuffel. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Interpellation in erster Linie einen ethischen Zweck verfolgte: der Regierung und dem Reichstage sollte Gelegenheit geboten werden, von der Stelle aus, wo das gesammte deutsche Volk seine Vertretung findet, der Theilnahme an dem furchtbaren Unglück, das mehr als dreihundert Menschen in ein nasses Grab gebettet und Tausende in tiefe Trauer um den Verlust ihrer Angehörigen versenkt hat, einen würdigen Ausdruck zu geben. Der Reichskanzler Fürst zu Hohenlohe war als Erster am Platze, noch ehe ein Abgeordneter im Hause sich blicken ließ. Ein Viertel nach zwei Uhr — auf zwei Uhr war der Beginn der Sitzung angeseht — war das deutsche Volk durch sechs Abgeordnete vertreten. Als Herr von Lebekow eine halbe Stunde nach der festgesetzten Zeit die Sitzung eröffnete, waren die Tische des Bundesrathes voll besetzt; von den 397 Vertretern des deutschen Volkes hatten sich 33 eingefunden.

Wenn einem Verstorbenen die letzte Ehre erwiesen wird, sind die Räume, in denen der Tote aufgebahrt ist, schon vor dem Beginn der Trauerfeier gefüllt, ja überfüllt. Auch hier gab es eine Totenfeier, auch hier galt es, allen Denen, welchen auf ihrem letzten Wege kein Lebender das Geleit geben konnte, die letzte Ehre zu erweisen. Du darfst stolz sein, deutsches Volk, auf Deine berufenen 397 Vertreter! Unter ihnen fanden sich 33 pflichttreue Männer, die Deine Vertretung bei dieser Trauerfeier übernahmen. Für mehr als 330 Tote — zum großen Theil Angehörige des deutschen Volkes — 33 Vertreter dieses Volkes als Theilnehmer an einer auf der Tagesordnung stehenden Trauerkundgebung! Hätten die Interpellanten diesen Erfolg ihrer Interpellation ahnen

können, sie hätten wahrhaftig besser gethan, der Welt das Schauspiel zu ersparen und die Sache nur so ganz beiläufig bei Gelegenheit der zweiten Berathung des Stats für das Reichsamt des Innern zur Sprache zu bringen. Die Interesseloseigkeit einer großen Anzahl „Auserwählter“ des Volkes, die es dahin gebracht hat, daß ein gut besetztes Haus eine Seltenheit ist, die roth im Kalender angestrichen zu werden verdient, ist schon zu oft öffentlich gerügt worden, als daß es sich verlohnte, hierüber auch nur noch ein Wort zu verlieren. Daß aber diese Interesseloseigkeit bei einem Anlaß wie dem vom letzten Sonnabend so grell zu Tage treten konnte, ist ein Armuthzeugniß, wie es beschämender nicht gedacht werden kann. Man berufe sich zur Entschuldigung dieser beschämenden Thatsache nur nicht auf die gleichzeitige Sitzung im Abgeordnetenhaufe! Wie viele Reichstagsabgeordnete sind denn preussische Abgeordnete? Etwa 300? Etwa auch die Bayern, die Sachsen, die Württemberger und alle die anderen Söhne unseres gemeinsamen Vaterlandes, die das Vertrauen ihrer Wähler als Vertreter des deutschen Volkes in den Reichstag entsendet hat? Und war es für die preussischen Abgeordneten, die zugleich Reichstagsabgeordnete sind, unerlässlich, der Berathung des Eisenbahnetats im Abgeordnetenhaufe beizuwohnen, während im Reichstage der Untergang der „Elbe“ zur Sprache kam? Hat Keiner dieser Abgeordneten gleichzeitig im Abgeordnetenhaufe und im Reichstage durch Abwesenheit gegläntzt? Und hat Keiner der Herren in den weichen Kissen der ersten Klasse eines Harmonikazuges, der ihn für den Sonntag zu den Seinigen führte, sich bequem gemacht, während der Freiherr von Stumm in die gähnende Leere des Hauses hinein von dem furchtbaren Unglück sprach, das Hunderte für immer von Weib und Kind, von Vater und Mutter, trennte? Hat Keiner der Herren Abgeordneten inzwischen gemächlich im „grünen Gewölbe“ des Reichstages gefessen und sich mit wohlgefälligem Behagen das Schmachhafteste und Süffigste aus Küche und Keller des Herrn Schulze aufstischen lassen?

Ja, wir haben es herrlich weit gebracht! Wenn wirklich einmal dem Reichstag die Gelegenheit geradezu in den Schoß fällt, dem nationalen Empfinden des Volkes einen würdigen Ausdruck zu geben, dann fehlen elf Zwölftel der Auserwählten des Volkes. Freilich, hier handelte es sich ja nicht um Parteiinteressen; da brauchte der Telegraph nicht zu spielen und die Glocke am Telephon nicht fortwährend in Bewegung gesetzt zu werden, um die säumigen Parteibrüder heranzurufen. Hier handelte es sich auch nicht darum, Freibier davor zu bewahren, daß es seinen Verus verfehle, und von freundlichen Wohlthätern gespendete Cigarren durch Massendertilgung gegen zu langes Ablagern zu schützen. Bei solcher Gelegenheit läßt sich doch wenigstens einmal über ein volles Haus berichten. Und da wundert man sich noch, daß von Tag zu Tag die Stimmen Derer sich mehren, die gern auf die ganze Herrlichkeit einer Vertretung des deutschen Volkes verzichten wollen? Aber es giebt auch heutzutage noch einen Pranger, der die gleiche Wirkung hat wie der Schandpfahl des Mittelalters; Das ist der Pranger, an den Die gehören, die eine freiwillig übernommene, ja, flehentlich erbettelte Pflicht strupellos und schände verlegen.



Berlin, den 23. Februar 1895.

## Schusters Leisten.

Zeit bald drei Monaten tobt nun der Streit über die Wahl der Wege, die im Deutschen Reich die Behandlung sozialer Mißstände einschlagen soll. Der Ausdruck ist vielleicht nicht ganz glücklich gewählt, denn eigentlich tobt gar kein Streit; nur eine Scheidung der Geister hat sich vollzogen, ohne Lärm, ohne ernsthaften Kampf der Meinungen. Alle gebildeten und unabhängigen Leute, die überhaupt mit einer Ansicht hervorgetreten sind, darunter führende Forscher aus allen Gebieten, haben sich mit nachdrücklichster Entschiedenheit gegen den Versuch einer Paragraphentur erklärt, — nicht nur, weil dieser Versuch ihnen geeignet erscheint, jede geistige Regung zu erwürgen, sondern auch, weil sie davon nur eine Verschärfung und Verbitterung der sozialen Gegensätze erwarten. Sie haben, in gelassener Ruhe, nachgewiesen, daß die vereinigte Katholizität des blinden Glaubens an einen unfehlbaren Papst und an die unfehlbare Weisheit, Güte und Gerechtigkeit des Kapitals grobe Irrthümer begangen und eine kaum glaubliche Unkenntniß des Standes der theologischen, naturwissenschaftlichen, historischen und ökonomischen Forschung verrathen hat. Sie haben anderen Leuten von geringerer Bedeutung die Aufgabe überlassen, nachzuweisen, daß auch die Vertreter der Regierung von solchen Irrthümern und solcher Unkenntniß nicht verschont geblieben sind und daß insbesondere der nach eigenem Geständniß niemals verlegene Herr, der in Preußen Minister des Innern ist, eine Reihe von erweislich un- wahren Angaben gemacht hat, die ihn, wenn er in einer weniger

bevorzugten Stellung wäre, in die allerbedenklichsten Lagen gebracht haben könnte. In jedem anderen europäischen Lande hätte Das einen gewissen Eindruck gemacht; es geschieht ja nicht gerade häufig, daß die ersten repräsentativen Männer hervortreten, um über eine politische Tagesfrage ihre Meinung zu sagen, und es geschieht vielleicht noch seltener, daß einem Minister in einem Satz von sechs Zeilen fünf völlig unrichtige Angaben nachgewiesen werden. Bei uns prallen solche Kleinigkeiten von dem stählernen Panzer der Maßgebenden wirkungslos ab. An irgend eine sachliche Entgegnung ist nicht zu denken: unbequeme — oder mit anderen Worten: kluge und klug begründete — Ansichten werden einfach totgeschwiegen und nur die Unüberlegtheiten werden triumphirend mitgetheilt; von Alledem, was die Herren Sacckel, Herkner, Silienthal, Paulsen und Wagner hier vorgebracht haben, erfahren die Gegner durch ihre Presse nicht das Allergeringste und nur der gut gemeinte, aber bedauerlich phrasenhafte und deshalb schädliche Artikel wird ihnen vorgeführt, den Herr Jensen in einem Provinzblatte veröffentlicht hat. Dieses anmuthige Verfahren muß natürlich bemäntelt werden und darum ist rasch ein neues Schlagwort geschaffen worden, das also lautet: diese Professoren und Pfarrer, die da ihre Stimme erheben, sind Theoretiker, gutherzige Menschen ohne Erfahrung, Stubengelehrte, die aus Büchern ihre Kenntnisse schöpfen; die wahren Kenner und Führer des Volkes sind wir, die Männer, die mitten im praktischen Leben stehen und stolz darauf sind, niemals ein ernsthaftes Buch gelesen zu haben; wir kennen die Arbeiter, kennen die Sozialdemokratie, wir wissen, woher das Uebel stammt und wie es zu heilen ist, und wir werden, mit Herrn von Köller, die Sache schon machen. Das Schlagwort klingt wundervoll und ist, da die Dummen stets in der Mehrheit sind, seiner Wirkung gewiß. Dem Freiherrn von Stumm, dem wir so Vieles verdanken, gebührt auch das Verdienst, dem neuen Feldgeschrei die kräftige Prägung gegeben zu haben. In einem ganz entzückenden Ukas, der durchaus im Monarchenstil gehalten ist, verkündet er: die Angriffe, die gegen ihn gerichtet wurden, sind „pöbelhaft“, die Professoren, von denen diese Angriffe ausgingen, sind „dünnköpfig“ und vertreten nur einen „pseudo-wissenschaftlichen“ Standpunkt; und Alles, was gegen ihn gesagt worden ist, zeigt nur, daß „der Größenwahn der grauen Theorie wahrhafte Orgien gefeiert hat“. Das mußte endlich einmal ausgesprochen werden, damit Männer wie Paulsen,

Schmoller, Treitschke, Wagner — andere „dünnliche Professoren“ haben den milden Jaren von der Saar bisher ja nicht angegriffen — in ihrer pseudo-wissenschaftlichen Armseligkeit erkannt werden können. Die einzig wahre Wissenschaft und das einzig wahre Christenthum vertritt Herr von Stumm, vertreten die Leute, die ihm Dankadressen senden; alles Andere ist bedeutungslos und braucht nicht erst ausdrücklich widerlegt zu werden, weil es nicht von Männern herrührt, die mitten im praktischen Leben und — wie man ergänzend vielleicht hinzufügen darf — im ragenden Zeichen der Unbildung stehen.

Im Allgemeinen ist der Brauch ja noch nicht durchgeführt, in einem Rechtsstreit eine der beiden beteiligten Parteien als den entscheidenden Richter anzuerkennen. Im Allgemeinen war man bisher bemüht, das Richteramt solchen Personen anzuvertrauen, die an dem Ausgange der Sache gar nicht und namentlich nicht materiell interessiert sind. Auch nahm man bis auf den heutigen Tag immer an, der entscheidende Richter müsse ein gewisses Maß rechtlicher, sozialer und psychologischer Kenntnisse besitzen, die ihn befähigen, den einzelnen Fall in die Summe der Zeitercheinungen einzureihen und ihn als ein Glied in einer unzertrennbaren Kette zu beurtheilen. Das soll nun anders werden. In dem weltgeschichtlichen Rechtsstreit, der sich über den Antheil am Arbeitgewinn entsponnen hat, sollen die Männer, die mitten im praktischen Leben stehen, die in letzter Instanz entscheidenden Richter sein. Oder doch ein Theil dieser trefflichen Männer; denn die Gegenpartei — die Arbeiter, die auf ihre Art ja wohl auch im praktischen Leben stehen — wird von dem Richteramt natürlich ausgeschlossen. Der Arbeitgeber, und besonders der große Unternehmer, muß doch am Besten wissen, was dem Arbeiter zukommt und was ihm frommt; wer sich zwischen ihn und den Lohnempfänger drängt, Der stört ein sonst ungetrübtes patriarchalisches Verhältniß, und wer vollends glaubt, eingehende und langjährige Studien der sozialen Entwicklung berechtigten ihn, eine Ansicht zu haben oder gar auszusprechen, Der ist dünnlich, treibt graue Theorie und gehört in die Zelle der Größenwahnsinnigen. Die Sache liegt kindereinfach: die Arbeiter verlangen einen höheren Antheil am Ertrag der Arbeit, die Arbeitgeber werden bestimmen, wie weit dieses Verlangen gerechtfertigt ist, und sie werden über die Machtmittel des Staates verfügen, um nicht nur die Sozialdemokraten niederzuschlagen, die man die sozialen

Alchemisten nennen kann — nein, um auch die Gelehrten unschädlich zu machen, die den sozialen Körper in seine chemischen Bestandtheile zu zerlegen versuchen. Alles natürlich zum Besten der Arbeiter, zum Heil der Kirche, der Monarchie und des ganzen Volkes.

Manchem mag Das wie gröbliche Uebertreibung klingen. Aber keine satirische Uebertreibung vermag heute die Wirklichkeit, die wir erleben, zu überbieten. Herr von Stumm, der — darüber darf man sich nicht täuschen — die Ansichten großer und mächtiger Schichten der Bevölkerung vertritt, hat am siebenten Februar im Reichstag gesagt: „Ich behaupte, daß die Bewegung, wie sie heute besteht, von außen hereingetragen ist: Lassalle hat damit angefangen — kein Arbeiter hatte an Derartiges gedacht —, dann kam Marx, dann kam auf der anderen Seite Raumann . . . Also die Sache ist künstlich hineingetragen.“ So spricht ein Mann, der mitten im praktischen Leben steht, der durch Buchgelehrsamkeit nicht beschwert ist und die Verhältnisse, über die er urtheilt, ganz genau kennt. So spricht ein Mann, der vor allen Anderen berufen ist, in den kommenden sozialen Kämpfen das hohe und schwere Richteramt zu übernehmen. Die Moral seiner Rede kann nur diese sein: hätten Lassalle, Marx und Raumann nie gelebt, dann gäbe es keine soziale Bewegung und die ganze Welt genösse die Ruhe des Saarrevieres. Es wäre interessant, die Antwort des Herrn von Stumm zu hören, wenn ihm Jemand auf Grund ähnlicher Kenntnisse erklären wollte, wie man Eisen und Stahl fabriziren muß.

Daß Lassalle lange nach Marx auftrat und daß Herr Raumann zwar ein sehr wohlmeinender und begabter Geistlicher ist, aber bisher nicht den bescheidensten neuen Gedanken gebracht hat, Das möchte allenfalls noch so hingehen. Sehr viel schlimmer ist schon, daß Herr von Stumm wähnt, mit Lassalle oder Marx habe die Bewegung überhaupt erst angefangen und ohne diese Männer würde sie nicht vorhanden sein. Manchmal ist es doch ganz gut, Bücher zu lesen; da kann man erfahren, daß von Marx nur das Rezept der sozialen Alchemie stammt, daß die Bewegung aber — wenn man von den Erscheinungen des Sozialismus und Kommunismus in der heidnischen Zeit ganz absieht — schon in den ersten Lebensstagen des Christenthums begann. Die Kirchenväter würden zur Begründung der Umsturzvorlage ein erheblich besseres und wirksameres Material liefern als alle sozialdemokratischen und anarchistischen Blätter zusammen. Hieronymus sagt: „Der Ueber-

fluß entsteht immer durch Diebstahl; ist dieser nicht von dem augenblicklichen Eigenthümer begangen, so doch von seinen Vorfahren.“ Clemens meint, die Ungerechtigkeit sei der Schöpfer des Privateigenthumes, und Chrysostomus sündigt noch ärger gegen den zweiten Absatz des Paragraphen 130, wenn er behauptet: „Der Reiche ist ein Wegelagerer. Alle Güter sollten gemeinsam sein“, — in Uebereinstimmung mit dem Satz des kanonischen Rechtes: *dulcissima rerum possessio communis*. Von gestern und vorgestern sind diese Lehren also wirklich nicht und sie haben namentlich auch in unserein Jahrhundert schon eine große Rolle gespielt, ehe an Marx und Lassalle oder gar an den Pfarrer Raumann zu denken war. Vor siebenzig Jahren rief Saint-Simon in seinem *Nouveau Christianisme* den Papst zum Kampf für die sittliche und leibliche Befreiung des Proletariates auf, ein paar Jahre später prophezeite La Mennais in seiner „Zukunft“: *que, à moins d'un changement total dans le système industriel, un soulèvement général des pauvres contre les riches deviendrait inévitable*, Cabet verkündete seinen „ikarischen“ Kommunismus, Fourier versuchte das Allheilmittel der Phalansterien und ungefähr um die selbe Zeit veröffentlichte auch der von wirren Ideen Baboeufs beeinflusste Schneider Weitling in Süddeutschland seine anarchistischen Schriften. Das sind nur flüchtig aufs Gerathewohl gegriffene Daten, die aber doch beweisen, daß die Dinge nicht ganz so einfach liegen, wie die Männer des praktischen Lebens anzunehmen scheinen. Von Marx und Lassalle führt die Spur bis auf Fichte und Rousseau zurück und Herr Raumann sagt nichts, was vor ihm nicht schon seine Amtsbrüder Todt und Stoecker gesagt hätten. Noch vor den Evangelisch-Sozialen waren die Katholisch-Sozialen auf den Plan getreten: Lacordaire, Maret, Montalambert, — und so fort bis zu den Bischöfen Ketteler und Ireland und dem Grafen de Mun; sogar ein jüdischer Bankier, Isaac Pereire, begrüßte den neuen Papst Leo den Dreizehnten mit einem christlich-sozialen Bekenntniß. Was seit Jahrtausenden so die Herzen bewegt, die an das Evangelium, die frohe Botschaft von Bethlehem, glauben, was in immer erneuten Formen immer wieder ans Lebenslicht drängt, Das kann man doch wohl nicht ein künstlich von einzelnen Agitatoren hineingetragenes Element nennen. Der Irrthum, der von solcher begrenzten Anschauung ausgeht, kann aber leicht verhängnißvoll werden; denn die Leute, die glauben,

die soziale Bewegung sei das Produkt einer erst in den letzten Jahrzehnten begonnenen Hezarbeit, sind natürlich auch dem Trugschluß zugänglich, mit der nöthigen Entschlossenheit könne diese Bewegung von heute auf morgen wieder zum Stillstand gebracht werden, und sie sehen in jedem Menschen, den ernstere Studien zu einer anderen Ansicht geführt haben, einen Bücherwurm, einen doktrinär verbohrtten Feind ihrer Interessen und, ganz menschlich, bald auch einen Feind des Staates und seiner Gesundheit. Wüßten sie, wie alt diese sozialen Erscheinungen sind, wie sie stets mit blutrünstigen Gewaltthätigkeiten begannen und allgemach immer gefänstigt wurden, hätten sie auch nur die Geschichte des Chartismus aufmerksam gelesen, dann würden sie jetzt vor Selbsttäuschungen bewahrt bleiben, die ihnen und dem Staat, den sie schützen wollen, gefährlicher werden können als das böse Sinnen der zur Rache rüstenden Gegner.

Bisher galt es immer für eine weise Taktik, den Gegner, den man bekämpfen will, zu isoliren. Auch dieser Grundsatz soll jetzt, wie es scheint, aufgegeben werden. Wir haben in Deutschland gerade unter den Gebildeten sehr viele Leute, die vom sozialdemokratischen Dogma nichts wissen wollen, weil es nach ihrer Ueberzeugung die wesentlichsten Bedingungen menschlichen und gesellschaftlichen Fortschrittes verkennt, die aber eine in ruhigen Bahnen emsig fortzuführende soziale Reformarbeit wünschen. Diesen Leuten wird nun täglich gesagt: Ihr besorgt nur die Geschäfte der Sozialdemokratie, Ihr rüstet das Arsenal, dem sie die Waffen entnimmt, und ein ernsthafter Kampf gegen die Sozialdemokratie muß zunächst damit beginnen, Euch aus dem Wege zu räumen. Die Folgen solchen thörichten Thuns können nicht ausbleiben. Wenn eine Gesellschaft die Menschen, die sie nach bester Einsicht zu stützen versuchen, ächtet und für ihre Todfeinde erklärt, dann kann die Liebe zu dieser Gesellschaft in den so Mißhandelten kaum kräftiger werden und in Manchem der Jüngeren namentlich kann leicht die Meinung entstehen, schlimmer, ungerechter und undankbarer für redliches Mähen könne auch keine andere Gesellschaftsform sein. Man hat sich darüber gewundert, daß Herr Naumann mehr und mehr nach links gedrängt worden ist. Das ist gar nicht wunderbar; als er zum ersten Male hier an die Oeffentlichkeit trat — er war nach einer Rede im evangelisch-sozialen Kongreß zur Mitarbeit aufgefordert worden und alles vermeintliche Unheil, das er nun



anrichten soll, rührt vielleicht davon her —, da fand sein mild mahnendes Wort ein so rauhes Echo, daß der Sprecher schon stutzig werden mußte; seitdem ist er mit dem großen bürgerlichen Bann belegt worden und es ist ganz natürlich, daß in ihm das Vertrauen zur bürgerlichen Gesellschaft nach und nach schwächer wurde. Solche Erscheinungen werden sich wiederholen und gerade die verlästerten Theoretiker werden sich von den üblen Eigenschaften, die sie im Proletariat finden, nicht abschrecken lassen, weil sie wissen, daß der Druck und die Armuth körperlich und sittlich depravirend wirken und eine Klassenmoral schaffen müssen, der schließlich alle Vertheidigungsmittel vom Zweck der Befreiung geheiligt werden. Denn auch darin unterscheiden sich diese Theoretiker von den Männern des praktischen Lebens, daß sie ein lebendiges Gefühl für Kausalzusammenhänge haben und niemals vergessen, daß ein Mensch — und also auch eine Klasse — das Resultat ererbter, anerzogener und angewöhnter Eigenschaften ist.

Noch ist es keinem verständigen Theoretiker eingefallen, sich anmaßlich in das Schaffensgebiet eines Industriellen zu drängen und ihm vorzuschreiben, wie er seinen Betrieb im Einzelnen einzurichten hat. Leider wird von der anderen Seite nicht die selbe Zurückhaltung geübt: die Männer, die sich rühmen, mitten im praktischen Leben zu stehen, und die einen kleinen Bezirk vielleicht klar und scharf überblicken, vermessen sich nun, in den großen nationalen Lebensfragen das allein entscheidende Wort auszusprechen. Ihre Thätigkeit ist sehr ehrenwerth; aber gewiß nicht weniger ehrenwerth ist die Arbeit der Männer, die, ohne Schätze zu sammeln, ihr Leben dran setzen, aus alten Wahrheiten eine neue Wahrheit zu gewinnen. Ein Mann, der in seiner Stube sitzt und Bücher liest oder schreibt, kann unter Umständen sehr viel mehr für sein Volk und für die Menschheit leisten als ein siegreicher Heerführer oder ein großer Unternehmer, der Tausenden befiehlt und Millionen in Bewegung setzt. Jedenfalls sind für das Richteramt in einem weltgeschichtlichen Rechtsstreit nur solche Männer geeignet, die den Streit bis zu seinem Ursprung zurück verfolgen und ihn mit ähnlichen historischen Vorgängen vergleichen können und die an dem Ausgang des Handels materiell nicht interessirt sind. Die respektlose und verächtliche Beurtheilung geistiger Arbeit ist ein arges Zeichen bourgeoisen Verfalles. Herr von Treitschke, einer von den düffelhaften Professoren, hat den Millionären, die den wissenschaftlichen Arbeitern die zu wandelnden

Wege vorzeichnen wollen, zugerufen: „Schuster, bleib bei Deinem Leisten!“ Er ist auch dafür wieder gescholten worden und der Unverstand hat ihm professoralen Größenwahn vorgeworfen. Der persönlichste Historiker hat aber mit seinem derben Wort eine Zeitstimmung getroffen, die der Beachtung und der Bekämpfung nur allzu werth ist. Mächtige Unternehmer, denen das Kausalitätgefühl und die tiefer reichende Bildung fehlt, sind empört, weil ihre wohlmeinenden Absichten nicht den erhofften Dank finden, und möchten deshalb der ganzen Sozialreform nebst allen theoretischen Schrullen ein Ende machen und mit einem System strenger Unterdrückung ihr Heil versuchen. Nach den begreiflichen Wünschen großer Unternehmer, die doch immerhin in der Minderheit sind, kann aber die deutsche Welt nicht mehr eingerichtet werden und deshalb ist es nützlich, wenn heute, wie in den Tagen, da Lichtenberg einer nach Jena marschirenden Gesellschaft sein warnendes Wort von der Ultrakrepidamie vorhielt, wieder daran erinnert wird, daß der Schuster am Besten bei seinem Leisten bleibt.



## Mein Konflikt mit dem Großindustriellen und Reichstags= Abgeordneten Freiherrn von Stumm=Halberg.

Zweiter Theil. I. Herr von Stumm hinter dem Busch, —  
hinter dem Rücken der „Post“.

**N**ur mit Widerwillen, aber genöthigt durch die Rücksichtslosigkeit eines Gegners, der eine rein private Angelegenheit möglichst rasch und absichtlich in beleidigendster, ehrenkränkender Form vor die Oeffentlichkeit gezerzt hat, muß ich leider jetzt diesem Gegner auf diesen Weg der Oeffentlichkeit folgen. Der Freiherr von Stumm ist dabei freilich nicht unter eigenem Namen, nicht mit offenem Visir, gegen mich in der Oeffentlichkeit hervorgetreten. Den Dienst, mich öffentlich ehrenrührig zu beschimpfen, hat sein Parteiorgan, die „Post“, übernommen, ob ganz aus freien Stücken oder in speziellem Auftrage, weiß ich nicht, ist aber für die Sache selbst auch einerlei. An die Redaktion der „Post“ werde ich mich also nothgedrungen halten müssen. Der „große Arbeitgeber“ hat es auch hier vorgezogen, selbst hinter dem Busch zu bleiben, „Andere für sich arbeiten zu lassen“, gegen die ich nun vorgehen muß, ohne daß die Herren der Redaktion der „Post“ mir durch ihr persönliches Verhalten in der kurzen Korrespondenz und der einmaligen Unterredung, die ich insbesondere mit dem Chefredakteur, Herrn Grobdeck, führte, einen Grund zur Beschwerde gegeben hätten. Im Gegentheil kann ich nur bezeugen, daß mir von dieser Seite eben so höflich und gentlemanlike begegnet worden ist, wie ich mich selbst zur Redaktion der „Post“ verhalten habe. Eine andere Frage ist freilich, ob die geehrte Redaktion der „Post“ in der Führung der Stummschen Sache gegen mich formell und sachlich korrekt verfahren ist, was ich leider bestreiten muß. Da sie aber einmal, zur Verwunderung auch anderer Blätter, so ausdrücklich z. B. der Münchener Allgemeinen Zeitung, die ganze Sache gegen mich für Herrn von Stumm „von Redaktionswegen“ geführt und Herrn von Stumm dabei persönlich hinter ihren Rücken genommen hat, so muß sie nun auch die Folgen tragen.

In der somit überwiegend persönlichen Angelegenheit fehlt es indessen doch nicht an Momenten von allgemeinerer Bedeutung. Zu den Beziehungen der großen öffentlichen Presse nicht nur zu den Parteien, denen sie dient, sondern auch zu einzelnen einflußreichen, potenten Mitgliedern einer solchen Partei ergiebt sich ein charakteristischer Beitrag. Das gestattet eigenthümliche Schlüsse auf den Zusammenhang unseres politischen Lebens mit den Privatinteressen Einzelner. Die Frage des Wesens einer „thatsächlichen Berichtigung“ wird berührt, wobei sich wieder einmal die vielfach trotz unseres Pressrechtes bestehende faktische Rechtlosigkeit angegriffener Privatpersonen er-

giebt. Die Erörterung des Wesens der „Beleidigung“, des Verhältnisses zwischen „sachlichen“ und „formalen“ Beleidigungen, dann die Erörterung der Frage des Duells, zumal des politischen, war nach der prinzipiellen und konventionellen Seite wie mit Rücksicht auf die Verhältnisse des speziellen Falles nicht zu vermeiden, nachdem man einmal gerade diese Angelegenheit, allem Brauch unter „anständigen Leuten“ zuwider, in ehrabschneiderischer Absicht an die große Glocke gehängt hat. Endlich fallen auf die Verschiedenheit der Stellung, welche innerhalb der sogenannten „höheren“, „gebildeten“ Klassen die Vertreter der Geistesbildung und diejenigen des neuen industriellen und merkantilen Besitzes zu den sozialen und wirthschaftlichen Forderungen des vierten Standes bewußt einzunehmen beginnen, auch durch die persönliche Seite meines Konflikts mit dem Großindustriellen von Stumm einige treffende Schlaglichter. Was jüngst Hans Delbrück in dieser Hinsicht ausgeführt hat, verdient Beachtung.\*)

Jene christlich-soziale Versammlung hatte am achtzehnten Januar stattgefunden. Am folgenden Tage brachten die berliner öffentlichen Blätter Berichte darüber, so weit sie nicht grundsätzlich die hiesige christlich-soziale Bewegung totschweigen, was von wichtigeren Organen der hiesigen Presse nur noch wenige thun. Auch die „Post“ hat aus der Feder ihres gewöhnlichen Berichterstatters ein Referat gebracht (erste Beilage der Nummer vom zwanzigsten Januar), ziemlich eingehend, mit Weglassung der schärferen Spitzen in Stoeders und besonders in meiner Rede gegen Herrn von Stumm. Sie berichtet über diese und über Versammlungen der konservativen Partei regelmäßig. Zwischen ihr und ihrer Partei, der freikonservativen (im Reichstage: der Reichspartei) einer- und der allgemeinen konservativen, wie der speziell berliner konservativen (sogenannte „Berliner Bewegung“) andererseits besteht aber eine scharfe Trennung und nichts weniger als gegenseitige Liebe. Wir rechnen weder die Post zu den „konservativen Blättern“, noch ihre Partei, trotz des zweiten Theiles ihres Namens, zur konservativen Partei, sondern beide zu den Mittelparteien, — etwa rechter Flügel der Nationalliberalen. Vielerlei Schärmügel hat es schon gegeben. In den schwierigen Wahlkämpfen Berlins verdanken wir den Freikonservativen und ihrem Organ immer nur eine im besten Fall laue Unterstützung, meist eine mehr oder weniger offen gegnerische Haltung, ähnlich wie den Nationalliberalen hier. Ohne jeden möglichen Nutzen für sich, aber wohl zu unserem Schaden und zum Vortheil bloß unserer gemeinsamen Gegner, der Sozialdemokratie und der deutsch-freisinnigen Partei, haben diese beiden Mittelparteien hier bei jeder Gelegenheit im Trüben gefischt und unsere konserva-

\*) Preussische Jahrbücher, 1895, Februarheft.

tiven Kreise gestört, so noch bei der letzten Reichstagswahlcampagne 1893. Beide Parteien sind in Berlin nur eine Schaar Führer, ohne beherrschende Persönlichkeiten darin, besonders aber ohne irgend genügende Mannschaft hinter sich, zumal die freikonservative. Um so größer sind die Ansprüche dieser Herren immer gewesen und namentlich auch die Neigung, uns Konservative hier zu bevormunden und eines Besseren zu belehren. Gegen Stoecker insbesondere, der, wie Freund und Feind nicht leugnen kann, seit einem halben Menschenalter die Seele der berliner sozial-konservativen Bewegung ist, hat sich namentlich die „Post“ schon lange auch persönlich sehr gehässig bewiesen. Das alberne, witzig sein sollende Schlagwort „Stoekerei und Mudererei“ und ähnliche rühren von ihr her. Auch das „Volk“, das mit Stoecker nach politischer und sozialer wie kirchlicher Richtung verwandt, aber erheblich schärfer in der Polemik ist und auch prinzipiell nicht durchaus auf dem selben Boden steht, wird von der „Post“ gern das „Stoeckerblatt“ genannt. Es steht geschäftlich und redaktionell völlig unabhängig von ihm. Ich führe diese Dinge an, weil sie Manches in der Haltung der „Post“ auch in der hier uns beschäftigenden Angelegenheit erst mit verständlich machen.

Einige Tage später, in ihrer Nummer vom dreiundzwanzigsten Januar — die „Post“ erscheint abends, wird aber vom folgenden Tage vordatiert — kam die „Post“ gleich vorn an leitender Stelle auf einige Behauptungen in der christlich-sozialen Versammlung vom achtzehnten Januar zu sprechen, die sie auf Grund eines hier eine Verwechslung begehenden Berichtes des „Reichsboten“ als „grobe Unwahrheiten“ bezeichnete. Es handelte sich um die im ersten Artikel schon erwähnten Ausführungen des Herrn von Gerlach über Beschlüsse der industriellen Arbeitgeber an der Saar über bezw. gegen die evangelischen Arbeitervereine. Wie gesagt, hat hier Herr von Gerlach sachlich vollkommen Recht behalten. Eine Berichtigung, um welche Herr von Gerlach die „Post“ bat, hat diese aufzunehmen abgelehnt. Herr von Gerlach, zugleich Redakteur des „Volk“, konnte daher in der Nummer des „Volk“ vom siebenundzwanzigsten Januar konstatieren, „daß die ‚Post‘ seine Richtigstellung eben so wenig wie die Professor Wagners (auf die ich gleich zu sprechen komme) brachte, er könne somit darin nur das Bestreben erblicken, die Leser der ‚Post‘ über den wahren Thatbestand im Unklaren zu lassen“. Leider muß ich bestätigen, daß die „Post“ im ganzen Verlauf meines Konflikts mit Herrn von Stumm, wie ähnlich in dem von Kaufmann-Schmollerschen Konflikt, dieses Bestreben verfolgt hat. Auch ein Beitrag zur Beurteilung unserer Presse, auch der „hochanständigen“.

Am Schluß dieser Polemik fährt dann die „Post“ fort: „Wenn Professor Wagner am Schlusse jener Versammlung die Behauptung des Freiherrn von Stumm, daß die Gegner des Kathedersozialismus an deutschen

Universtitäten boykottirt werden, als Unwahrheit bezeichnen zu dürfen glaubt, so nennen wir nur die Namen Julius Wolf und Richard von Kaufmann, und jeder Eingeweihte wird uns verstehen.“ Dazu fügte sie den Schlusssatz: „Auf das Geschimpfe gegen den auch von uns getheilten prinzipiellen Standpunkt des Freiherrn von Stumm lassen wir uns nicht ein; eine Sache, welche durch Grobheiten und Unwahrheiten vertheidigt wird, richtet sich von selbst.“

Der stärkste Ausdruck, der von mir und anderen Rednern in der christlich-sozialen Versammlung gebraucht worden war, war ebenfalls „grobe Unwahrheit“ gewesen, in Bezug auf Ausführungen des Herrn von Stumm, auf die nachweislich dieser Ausdruck voll und ganz angewendet werden konnte. Das war „Geschimpfe“. Jetzt wendet die „Post“ — bezw. Herr von Stumm in ihr — den Ausdruck „grobe Unwahrheit“ für Dinge an, die völlig richtig von ihrem Gegner, Herrn von Gerlach, dargestellt worden waren, und wo ihnen einfach eine Verwechslung eines anderen Blattes nachgewiesen werden konnte, was die „Post“ freilich — ihren Lesern vorenthält. Wer hat also „geschimpft“?

Die „für jeden Eingeweihten“ völlig unverständlich erscheinende Beweisführung des Herrn von Stumm mit den beiden genannten Namen für seine uns „Katheberzialisten“ schwer beleidigende Behauptung, wir „boykottirt“ andere wissenschaftliche Fachmänner und „verfolgten“ sie wegen ihrer Abweichung von unseren sozialpolitischen Ansichten, — „weil sie nicht in das sozialistische Horn stießen“ (!) —, bestimmte mich, sofort noch am selben Abend, wo die „Post“ diese völlig ungeeigneten „Belegbeispiele“ für die These des Herrn von Stumm gebracht hatte, in einem höflichen Schreiben, an die Loyalität der Redaktion der „Post“ appellirend, um Aufnahme folgender Antwort zu bitten:

„Die Namen Julius Wolf und Richard von Kaufmann beweisen gerade ‚für jeden Eingeweihten‘ das Gegentheil Dessen, was Herr von Stumm behauptet. Der von mir als Fachmann hochgeschätzte Julius Wolf ist als ganz junger Mann in kurzer Zeit Ordinarius an der Universität Zürich geworden. Sein Buch ‚Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung‘ hat von Wilhelm Roscher große Anerkennung erfahren, die Andere, auch ich, zwar etwas übertrieben, aber keineswegs durchaus ungerechtfertigt fanden, während einige jüngere Fachmänner das Buch sehr heftig angegriffen haben: eine literarische Polemik, wie sie hundertmal vorkommt. Eine Boykottirung Wolfs wird dadurch in keiner Weise erwiesen.

Professor von Kaufmann, ein mir persönlich befreundeter Kollege, ist gerade von mir wiederholt hier und an anderen Orten zur Beförderung bezw. Berufung empfohlen worden. Er hat wissenschaftliche Gegner, bei

denen aber die soziale oder politische Stellung von Kaufmanns als Theoretikers zur Arbeiterfrage nicht im Geringsten mitspielt, wobei ganz dahin gestellt bleibe, ob Herr von Kaufmann — und zum Theil auch Professor Wolf — überhaupt ohne Weiteres ‚Gegner des Kathedersozialismus‘ genannt werden kann.“

Mir schien Dies eine so objektive, rein sachliche Antwort auf die Beispielsanführung der „Post“, daß ich nicht zweifelte, sie würde auch ohne Berufung auf das Preßgesetz ohne Weiteres von der „Post“ ausgenommen werden, weil es sich sichtlich um eine thatsächliche Aufklärung von Seiten eines Mannes handelte, dem man wie mir „Eingeweihtheit“ in diese Dinge nicht gut absprechen konnte, und weil ich meinte, es käme der „Post“ und ihren Hintermännern wirklich auf Feststellung der Wahrheit, auch im Interesse ihrer Leser, an. Hierin vertraute ich der Redaktion der „Post“ so, daß ich nicht einmal Abschrift meiner paar Zeilen nahm. Indessen — ich täuschte mich. Zu meiner Verwunderung brachte die folgende Nummer der „Post“ (Mittwoch, den 23. Januar, abends) mein „Eingefandt“ nicht. Deshalb übersandte ich nun sofort meine Berichtigung der Redaktion des „Volk“, in den Ausführungen über die Herren Wolf und von Kaufmann dem Sinne nach eben so, aber, da mir der Wortlaut meines Schreibens an die „Post“ nicht vorlag, nicht ganz in den selben Worten, dann auch absichtlich etwas ausführlicher, als ich es der „Post“ gegenüber, um ihr nicht die Aufnahme einer etwas längeren Entgegnung zuzumuthen, gethan hatte. Am folgenden Morgen bekam ich dann mit einigen höflichen Zeilen meine eben abgedruckte Zusendung zurück, mit der Motivirung: die Redaktion der „Post“ (unterzeichnet Groddeck) „vermöge in meiner Zusendung eine sachliche Berichtigung nicht zu erkennen, sie könne sich keinen Nutzen davon für ihre Leser versprechen, wenn sie ihnen in dieser Weise mittheilen wolle, wie ich über die beiden Herren denke“.

War meine Widerlegung der Beweisraft der Beispiele des Herrn von Stumm für seine beleidigenden Insinuationen keine „sachliche“ Berichtigung?! Dieser Herr hatte uns, unter speziellem Hinweis auf uns berliner Nationalökonomien, wie im ersten Artikel ausgeführt wurde, vorgeworfen: „Wir herrschten eben so unbeschränkt in unseren Kreisen wie die Führer der Sozialdemokratie; jeder Gelehrte, namentlich jeder Professor der Nationalökonomie, der nicht in das sozialistische Horn stoße, werde wie dort (bei den Sozialdemokraten!) boykottirt, werde verfolgt, werde für unwissenschaftlich ausgegeben und komme nach keiner Richtung vorwärts.“ Auf diese unerhörte Anschuldigung hatte ich, wie im Schlußabschnitt des ersten Artikels dargelegt wurde, die uns so imputirte Unwürdigkeit abweisend, geantwortet und sie als eine völlige Unwahrheit bezeichnet. Darauf repliziert die „Post“, bezw. Herr von Stumm in ihr, mit den Belegbeispielen Wolf und von Kaufmann,

um ihre Behauptung gegen mich zu bekräftigen. Ich lege in aller Kürze dar, daß beide Beispiele gar nicht zum Beleg passen, daß beide Fälle ganz anders liegen, als sie liegen müßten, wenn man von einem „Boykottiren“, und gar einem solchen aus dem vom Herrn von Stumm behaupteten Grunde, sprechen dürfte. Und jeder Kenner der Verhältnisse und Personen, jeder „Eingeweichte“ wird Das bestätigen.

In einer längeren Ausführung, die die „Post“ dann gerade der Länge wegen hätte beanstanden können, hätte ich es natürlich genauer begründen können. Aber das Wesentliche war in meinen kurzen Worten angedeutet. Hatte mein „Eingefandt“ also nicht alle Merkmale einer „sachlichen Berichtigung“? Ich könnte es ohne Bedenken auf eine gerichtliche Entscheidung ankommen lassen. Aber — die Redaktion der „Post“ entschied anders. Vor ihren Lesern, wenn diese sonst keine Zeitung lesen, behielt Herr von Stumm mit seinen „klassischen“ Beispielen Recht gegen mich. Darauf aber kam es diesem Herrn offenbar ja allein an. Ist es die Aufgabe der öffentlichen Presse, eine Sache derartig zu führen? Oder sollte Ermittlung der Wahrheit, auch in solch kleinen Dingen wie diesen, immer der Leitstern sein? War ich mit meiner Darlegung in Betreff Wolfs und Kaufmanns im Unrecht, so war ja immer noch eine Widerlegung möglich. So kam es freilich später zu dem ergötlichen Schauspiel, als Professor Wolf in der „Post“ und in persönlichen Briefen an Professor Schmoller und an mich selbst sich über diese Hineinziehung seines Namens in den Streit beschwerte und darlegte, daß er sich nur über zu harte Angriffe einiger jüngerer Fachleute — wie ich hervorgehoben — beklagen könne, daß die Redaktion der „Post“ ihn des Besseren belehrte und bei der Behauptung blieb, sie sei im Rechte, wenn sie ihn als Kronzeugen für das Boykottirtwerden wegen abweichender sozialpolitischer Ansichten festhalte! Ich aber hatte wieder einmal die Erfahrung gemacht, daß man in der öffentlichen Presse rechtlos und vertheidigungslos dastehe und daß der bekannte Paragraph des Pressegesetzes in Betreff thatsächlicher Berichtigungen keinerlei ausreichenden Schutz gewähre. Was hilft es, sich an die Gerichte zu wenden! Auch wenn man Recht bekommt, vergeht so lange Zeit, daß die Berichtigung keine praktische Bedeutung mehr hat.

Ich begnügte mich daher auch in einer Nachschrift zu dem später zu besprechenden Schreiben an das „Volk“ (Nummer vom 25. Januar), die ablehnende Antwort der „Post“ mit der mir gegebenen Motivirung zu erwähnen, mit der Bemerkung, daß es sich nicht darum gehandelt habe, wie die „Post“ mir unterlegte, den Lesern der „Post“ mitzuthemen, wie ich über die Herren Wolf und Kaufmann dachte, sondern daß ich mit meinen Bemerkungen die Beweisführung der „Post“ bezw. des Herrn von Stumm mit den beiden Beispielen widerlegt hätte, die gerade für den Eingeweichten



nicht das Geringste zu Gunsten der Stummschen Behauptung bewiesen. Den Lesern der „Post“ wäre Dies durch mein Schreiben meines Erachtens bewiesen worden. Das hat die „Post“, bezw. Herr von Stumm, aber nicht gewollt. Ich enthielte mich des Urtheils über ein solches Verfahren. Dem habe ich auch jetzt nichts weiter in dieser Sache hinzuzufügen.

Wenn die „Post“ aber dann zwei Tage später, am Schluß des Artikels, den sie gegen meinen Kollegen Schmoller, ohne die geringste Provokation von dessen Seite, brachte, auf die Zurückweisung meiner erwähnten Zusendung kam und dabei bemerkte, „einem Manne, welcher wie Professor Wagner die Polemik nicht sachlich, sondern in persönlich beleidigender Weise führt, müssen die Spalten der „Post“ verschlossen bleiben“, so ist wieder nur zu entgegenen, daß, wie der Wortlaut meiner Zusendung zeigt, vollends nicht darin, aber auch nicht einmal in meiner Rede vom achtzehnten Januar in der christlich-sozialen Versammlung, irgend ein schärferes, „größeres“ Wort vorgekommen ist, als die „Post“ sich sofort in der Entgegnung gegen Herrn von Gerlach und mich in der Nummer vom 23. Januar selbst erlaubt hat. Das heißt also wieder nicht mit gleichem Maße messen. Selbst meine Zuschrift an das „Volk“ vom 23. Januar, die am 24. Januar abends erschien, enthielt nicht Ausdrücke, auf welche sich billiger Weise, gerade nach dem Auftreten der „Post“, jenes Verdikt anwenden ließe. Diese Zuschrift selbst war aber erst durch meinen Unwillen über die Ablehnung meiner Berichtigung seitens der „Post“ veranlaßt worden, kann also logisch und nach der Zeitfolge (24. Januar) nicht zur Rechtfertigung der ablehnenden Haltung der „Post“ am 23. Januar dienen. Was sie da sagt, war somit in der That ein „nichtiger Vorwand“. Quod erat demonstrandum.

## II. Zur Affaire von Kaufmann-Schmoller.

Aus meinem Schreiben vom 23. Januar an das „Volk“ ist unmittelbar mein persönlicher Konflikt mit Herrn von Stumm hervorgegangen. Der größere Theil dieses Schreibens beschäftigte sich mit der etwas ausführlicheren Widerlegung des Stummschen Versuches, das uns imputirte Boykottiren mit den Beispielen Wolf und Kaufmann zu begründen. Aus der Hineinziehung dieser Namen in den Streit ist in Folge eines ebenfalls wieder anonymen Artikels der „Post“ gegen Professor Schmoller der Konflikt von Kaufmann-Schmoller hervorgegangen, auf den ich aus naheliegenden Gründen, und da er mit meinem Konflikt mit dem Freiherrn von Stumm nicht näher zusammenhängt, mich hier jetzt nicht weiter einlasse. Nur soweit mein Name selbst in diesen Konflikt meiner beiden Kollegen hineingezogen worden ist, erlaube ich mir einige Bemerkungen und eine nothwendige Verwahrung.

Der in jeder Hinsicht unverantwortliche Artikel der „Post“ gegen

Professor Schmoller (Nummer vom 26. Januar, erste Beilage), — den jeder nur ein Wenig Orientirte sofort auf Herrn von Kaufmann als Urheber oder Inspirator zurückführen mußte und den Jeder nur auf Schmoller beziehen konnte, obgleich dessen Name darin nicht genannt worden, aber mit Händen zu greifen war, — war ein, einerlei wie gemeinter, völlig ungeschickter Versuch, den Angriff des Herrn von Stumm im Reichstage von den Kathedersozialisten im Allgemeinen, mich inbegriffen, fort, und nur auf „gewisse Richtungen innerhalb des Kathedersozialismus“ hinzulenken. Herr von Stumm sollte insbesondere mich gar nicht gemeint, sondern nur die dem Hauptvertreter der jüngeren deutschen historisch-nationalökonomischen Richtung, d. h. eben Professor Schmoller, in dem Artikel imputirte Tendenz, Männer anderer als seiner eigenen wissenschaftlichen Richtung zu „boycottiren“, in seinen Ausführungen im Reichstage im Sinne gehabt haben. Mir wurde daher in dem Artikel der „Post“ sogar der Vorwurf gemacht, ich hätte gerade umgekehrt Herrn von Stumm für sein muthiges Auftreten dankbar sein sollen, daß er diese Dinge, die ich, wie der Artikel behauptete, ja ähnlich aussagte, zur Sprache gebracht habe, „statt die Sache der gemeinsamen Gegner zu führen.“ Also: nicht Boycottiren der anti-kathedersozialistischen Fachgenossen durch uns Kathedersozialisten, sondern Boycottiren der Gegner oder Nichtanhänger des jüngeren nationalökonomischen Historismus durch die Vertreter, besonders den Hauptvertreter dieses Historismus, habe Herr von Stumm im Reichstage bei seinen gehässigen Invektiven im Sinne gehabt! *Risum teneatis amici!* kann man auf eine solche „Auslegung“ nur antworten. Es wird dadurch Herrn von Stumm ein reiner Nonsens imputirt, wogegen ich ihn selbst in Schutz nehmen muß. Vermuthlich weiß dieser Herr von den gelehrten Schulstreitigkeiten in unserer Nationalökonomie zwischen „Deduktiven“ und „Induktiven“, „Theoretikern“ und „Historikern“ u. s. w. überhaupt gar nichts, was ihm auch nicht zu verübeln wäre. Jedenfalls, selbst wenn er davon gewußt und darüber hätte reden und der „jüngeren historischen Richtung“ zu starke Neigung zur Alleinherrschaft in der Wissenschaft und bei der Besetzung der nationalökonomischen Lehrstühle an deutschen Universitäten hätte vorwerfen wollen, würde er sich doch völlig anders haben ausdrücken und bei ganz anderer Gelegenheit als bei der Debatte über die Umsturzvorlage (!) darüber äußern müssen. In dieser Debatte und von seinem Standpunkte aus hatte sein Angriff nur Sinn, wenn er gegen die ganze Richtung des Kathedersozialismus ging, wie es nach Wortlaut und Zusammenhang auch gar nicht anders aufzufassen war, nicht gegen eine bestimmte einzelne methodologische Richtung und deren einzelne Vertreter in der neueren wissenschaftlichen Nationalökonomie. Der Artikel der „Post“ begeht hier ein geradezu ungeheuerliches, völlig unlogisches quid pro quo.

Aber über die Hineinzerrung meines Namens und meiner wissenschaftlichen, insbesondere methodologischen Kontroversen mit meinem Spezialkollegen G. Schmoller in jenen Artikel der „Post“, um gewissermaßen als Eideshelfer gegen Professor Schmoller und für den Professor von Kaufmann zu dienen, war ich empört und verwarfe mich auch hier, wie mündlich gegenüber den beteiligten Personen und wie in einer Zuschrift an das „Volk“ (in der Nummer vom 29. Januar) sowie jüngst öffentlich auf dem großen, Schmoller und mir zu Ehren gegebenen studentischen Kommerz am achten Februar, nachdrücklich dagegen. In jener Zuschrift an das „Volk“ äußerte ich mich darüber bereits folgendermaßen: „Eine ähnliche Verwirrung des Thatbestandes (wie in Betreff der von der ‚Post‘ bezw. Herrn von Stumm behaupteten Vorgänge in der sozial-wissenschaftlichen Studentenvereinigung) liegt in dem Artikel der ‚Post‘ vom Freitagabend vor, wo die Stummschen ganz allgemein gegen den Kathedersozialismus und gegen Boykottirung von Männern anderen sozialpolitischen Standpunktes gerichteten Angriffe auf einmal als solche gegen gewisse Richtungen im Kathedersozialismus bezeichnet sind und — zum Beleg auf meines verehrten Kollegen G. Schmoller, des anerkannten Hauptes der jüngeren historisch-nationalökonomischen Richtung, und meine eigenen methodologischen Kontroversen hingewiesen wird. Diese Kontroversen bestehen, sind von mir, wie ich heute bekenne, in etwas zu scharfer Polemik erörtert worden, haben aber mit den Angriffen des Herrn von Stumm nicht das Mindeste zu thun, wenigstens wenn man sich an den Wortlaut und allein möglichen Sinn der Stummschen Äußerungen im Reichstage hält.“ Hier füge ich nur noch hinzu, daß ich insbesondere die persönlichen Angriffe des Professors Karl Menger in Wien gegen G. Schmoller in der Schrift „Die Irthümer des Historismus“, worauf sich der Artikel der „Post“ und die Erklärung des Herrn von Kaufmann gegen Schmoller bezieht, nach Form und Inhalt immer und gleich von Anfang an auf das Entschiedenste gemißbilligt habe.\*) Dies, obwohl ich Karl Menger

\*) So sage ich in einem Aufsatz über „systematische Nationalökonomie“ in Conrads Jahrbüchern f. Nat.-Ökon. N. F. B. 12 (1886) S. 204 ff., nachdem ich die kritische Leistung Mengers in seiner methodologischen Hauptschrift gerühmt: „Andererseits war Mengers Polemik gewiß mitunter zu scharf und gegen die großen Verdienste der deutschen historisch-nationalökonomischen Schule schon in seiner Hauptschrift nicht immer gerecht. Vollends bedauernswerth aber ist, daß sich Menger dazu hat hinreißen lassen, in maßloser und durchaus ungerechter Weise Schmoller speziell anzugreifen, in einer von Schmoller durchaus nicht provozirten verletzenden Form. . . . Eine Replik (auf eine nur vielleicht etwas ‚von oben herab‘ gehaltene Schmollersche Rezension des Mengerschen Buches), wie die, welche ihm Menger hat zu Theil werden lassen, hat Schmoller in keiner Weise verdient. Schmollers Verdienste für die Erkenntniß der

als Fachmann hochschätze und in der ange deuteten methodologischen Kontroverse ihm näher als Schmoller in der Auffassung stehe, übrigens einigermaßen in der Mitte zwischen diesen beiden hervorragenden Vertretern zweier extremeren Richtungen stehe. Ich muß daher auch der „Post“ wie Herrn von Kaufmann, der noch in seiner Erklärung gegen Professor Schmoller, nach Abdruck einer scharfen persönlichen Invektive Mengers gegen Schmoller, von „ähnlichen Urtheilen“ von mir (!) über Schmoller spricht, das Recht bestreiten, sich in solcher Weise für ihre rein persönliche Polemik gegen Professor Schmoller auf mich zu berufen. Ich konnte in der That diese Art, mich in diesen Streit hineinzuziehen, nur unbedingt abweisen. Die Folgen des Artikels der „Post“ sind auf Herrn von Kaufmann schwer zurückgefallen. Aber nach jenem Artikel konnte dem Professor Schmoller eine scharfe Abwehr nicht verbracht werden. Professor Schmoller hebt übrigens selbst hervor, daß ich über Kaufmanns wissenschaftliche Qualifikation und wissenschaftliche Arbeiten etwas günstiger denke als er und Andere, was ich in meinen Erklärungen im „Volk“ ja auch bezeugt habe. Doch eine weitere Einmischung in diesen Streit unterlasse ich, wie

---

historischen Entwicklung des Wirtschaftslebens und für die Ausbildung der Methoden zur Förderung der Erkenntniß davon, sind geradezu bahnbrechende und epochemachende und in letzterer Hinsicht meines Erachtens größer als die irgend eines anderen Nationalökonomen oder Historikers. Eine pamphletistische Polemik, wie sie Menger sich in seiner Streitschrift „Die Irthümer des Historismus u. s. w.“ erlaubt, prallt an dem blanken wissenschaftlichen Schilde Schmollers ab und schadet nur der an und für sich guten Sache, welche Menger vertritt, der berechtigten Tendenz, die er verfolgt.“ — Und ähnlich sage ich auch noch vor Kurzem in der dritten Auflage meiner „Grundlegung der politischen Oekonomie“ Band I (Leipzig 1892), wo ich erst in umfassender systematischer Weise die zwischen den verschiedenen Richtungen der wissenschaftlichen Nationalökonomie schwebenden methodologischen Kontroversen behandle und mehrfach gegen die historische Richtung, besonders die jüngere, auch gegen G. Schmoller, sachlich — hier und da mit etwas zu scharfer persönlicher Zuspizung — polemisiere, ausdrücklich Bezug nehmend auf Mengers Streitschrift gegen Schmoller: „Weider hat Schmollers scharfsinniger Gegner, Karl Menger, ein ‚theoretischer‘ Kopf ersten Ranges, wie Schmoller ein ‚historischer‘, die sich eben gegenseitig schwer verstehen, sich zu einer Form der Polemik hinreißen lassen, zu welcher Schmoller keinerlei Anlaß gegeben und wodurch Menger seiner Sache nur geschadet hat“ (I, S. 55). Ich theile Dies hier absichtlich in extenso mit, weil diese vor 9 bzw. 2 1/2 Jahren geschriebenen Stellen am Besten zeigen, wie ungerechtfertigt es war, wenn die „Post“ in jenem Artikel und Herr von Kaufmann noch in seiner letzten Erklärung gegen Professor Schmoller mich neben Menger und Anderen als Gewährsmann für die rein persönliche Polemik gegen meinen Spezialkollegen Schmoller benutzen wollen, wogegen ich entschiedenste Verwahrung einlegen muß.

gesagt, hier abichtlich. Mir konnte es hier jetzt nur darauf ankommen, den Versuch der „Post“, einen künstlichen Gegensatz zwischen uns zwei berliner ordentlichen Professoren der Nationalökonomie in diesen allein in Frage stehenden sozialen Dingen zu konstruieren, zurückzuweisen und gegen den Mißbrauch meines Namens und Schmollers und meiner wissenschaftlichen Meinungsverschiedenheiten zur Herabsetzung meines Kollegen Schmoller hiermit auf das Bestimmteste zu protestieren.

### III. Herr von Stumm und die sozialwissenschaftliche Studentenvereinigung.

In jenem Schreiben an das „Volk“ vom dreiundzwanzigsten Januar, worin ich die Belegbeispiele Wolf und von Kaufmann richtig stellte, wurden zur Kennzeichnung der vom Herrn von Stumm im Reichstage gegen uns geschleuderten Beleidigungen und denunziatorischen Verdächtigungen einige derbe Ausdrücke zur Abwehr gebraucht. Ich nannte die Stummschen Auslassungen über das uns imputierte „Vohlottiren“ von Richtungsgegnern „leichtfertige Behauptungen“ und „grobe-Unwahrheiten“. Da der Stummsche Vorwurf uns implicite einer Unwürdigkeit, einer Niedrigkeit der Gesinnung, beschuldigte, worin eine denkbar schwerste sachliche Beleidigung lag, so waren diese Ausdrücke meines Erachtens noch sehr milde und wären ganz andere berechtigt gewesen.

Ich erwähnte dann weiter den Stummschen Vorwurf, wonach wir berliner nationalökonomischen Professoren\*) eine Verbindung sozialdemokratischer mit den übrigen Studenten hätten herbeiführen wollen und „der Skandal (!) so groß geworden sei, daß der Rektor gegen jene Professoren habe einschreiten müssen“ (!). An diesen Dingen ist kein wahres Wort. Ich äußerte mich darüber in der Zuschrift an das „Volk“: „Ich wiederhole hier (aus meiner Rede in der Versammlung am achtzehnten Januar): Es kann sich Das, was Herr von Stumm hier äußert, nur auf die bekannten Vorgänge in Betreff der sozialwissenschaftlichen Studentenvereinigung, die zu deren Selbstauflösung führten, beziehen. Jedes Wort, das Herr von Stumm darüber sagt, enthält eine Verdrehung der Thatsachen und eine Unkenntniß der Vorgänge. Letzteres wäre ja nicht schlimm, aber dann muß man auch nicht von Dingen reden, die man nicht kennt, und das rein Erdachte oder vom Hörensagen Vernommene nicht zur Beweisführung benützen. Die ganze Sache war und ist eine rein studentische innere Angelegenheit, ohne Beziehung zum Sozialismus und zur Sozialdemokratie, eine Angelegenheit, der auch ich, wie andere meiner berliner Kollegen, völlig fern stehe.“

\*) Herr von Stumm gebraucht das Wort „man“ . . . wollte bringen, was nach dem Zusammenhang sinngemäß nur auf uns Lehrer bezogen werden kann.

Dies habe ich schon am Schluß meines ersten Artikels ähnlich ausgeführt. Da die „Post“ aber wiederholt, noch nach meiner eigenen Erklärung, noch nach meinem Verlangen einer Rücknahme gerade dieses beleidigenden Vorwurfes in den Verhandlungen mit dem Beauftragten des Herrn von Stumm in der „Duellaffaire“, und sogar nach dem unzweideutigen amtlichen Dementi des Herrn Rektors D. Pfeleiderer, auf die Sache zurückgekommen ist und gerade in diesem Punkte immer wieder behauptet hat, daß die sachliche Grundlage der Insinuationen des Herrn von Stumm im Wesentlichen richtig sei, so sei hier nur noch Folgendes darüber gesagt.

Die „Post“ berief sich auf einen Artikel der „Frankfurter Zeitung“ vom zwölften Dezember 1894 über die Vorgänge in Betreff der sozialwissenschaftlichen Studentenvereinigung, der ihr, bezw. Herrn von Stumm, Recht geben sollte, — einen mir völlig unbekannt gebliebenen Artikel, bis ihn die „Post“ in ihrer Nummer vom 27. Januar, erste Beilage, mittheilte. Wie aber erstaunte ich, zu sehen, daß dieser Artikel, der nach der „Post“ Herrn von Stumm Wort für Wort Recht gegen mich geben sollte, auch nicht mit einem Worte die uns beleidigenden Auslassungen des Herrn von Stumm rechtfertigt! Selbstverständlich hätte eine Herrn von Stumms Auffassung bestätigende Darstellung der „Frankfurter Zeitung“ mir gegenüber nichts bewiesen, da ich doch wissen mußte, was mir passiert war. Aber der Artikel enthielt auch nicht das Geringste zu einer solchen Bestätigung! Das habe ich in Form einer tatsächlichen Berichtigung auf Grund des Preßgesetzes in der „Post“ selbst nachweisen wollen. Aber die „Post“ — verweigerte die Aufnahme, weil Dies keine Berichtigung im Sinne des Gesetzes sei! Darauf habe ich in dem Schreiben in der Nummer des „Volk“ vom neunundzwanzigsten Januar diese Berichtigung gebracht.

Gleichwohl kam die „Post“ später noch zweimal, soweit ich sehe, auf ihre alten falschen Behauptungen zurück, so in der Nummer vom einunddreißigsten Januar. Hier beruft sie sich auf einen Artikel der „Ethischen Kultur“ über die sozialwissenschaftliche Studentenvereinigung und bringt ein paar ganz aus dem Zusammenhang gerissene Stellen aus einem Vortrag des Dr. R. von Mangoldt in jener Vereinigung (zweiten November 1894), — Alles, um nachzuweisen, daß meine Behauptungen gegenüber den Insinuationen des Herrn von Stumm nur „ein Spiel mit Worten“ seien. Ich kann nur wiederholen, als einer der berliner nationalökonomischen Lehrer, der im letzten Winter einige Male als Gast in jener Vereinigung Vorträge gehört und an den Diskussionen darüber sich betheiligte, daß die gehässigen verdächtigen Angriffe der „Post“ gegen die in der sozialwissenschaftlichen Vereinigung obwaltenden „sozialdemokratischen“ (!) Tendenzen völlig aus der Luft gegriffen sind. Abermals wäre es aber für die uns Lehrern vom Herrn

von Stumm angethanen Beleidigungen ganz gleichgiltig, welcher soziale Geist in jener studentischen Vereinigung geherrscht hätte. Auch die Darstellung der „Ethischen Kultur“ und der Vortrag des Herrn von Mangoldt beweisen nicht das Geringste zu Gunsten der Wahrheit der Worte des Herrn von Stumm im Reichstage, denn was hier von ihm geäußert worden ist, findet wieder keine Unterstützung, weder nach Sinn noch nach Wortlaut, in den Citaten der „Post.“ Der Rektor der Universität, Herr Professor Pfleiderer, hat Dies selbst auf das Unzweideutigste bestätigt, indem er, unter wörtlicher Citirung des mehrfach genannten Satzes aus der Rede des Herrn von Stumm im Reichstage am neunten Januar, das unbedingteste Dementi mit den Worten gab: „Dieser Satz entbehrt der thatsächlichen Begründung.“ Es war freilich sehr charakteristisch, daß der „Reichsanzeiger“, dem dies Dementi am Montag, den achtundzwanzigsten Januar, mittags, rechtzeitig zur Aufnahme ins Abendblatt zugegangen war, erst drei Tage später in seiner Nummer vom einunddreißigsten Januar, abends, dies amtliche Dementi brachte, ohne daß dem Rektor über die Ursache der Verzögerung — wenigstens bis dahin, ich weiß nicht, ob seitdem — eine Aufklärung seitens der Redaktion des „Reichsanzeigers“ zugegangen war! Ja, Herr von Stumm genießt „Rücksichten“, — wie an den Sitzsaßsäulen so hier! Und es war nicht minder charakteristisch, daß die „Post“, die wußte, daß ich wiederholt, auch in der „Duellaffaire“, auf die völlige Unrichtigkeit der Aeußerung des Herrn von Stumm Bezug genommen hatte, wieder erst vier Tage benötigte, bis sie am Montag, den vierten Februar, das Dementi des Rektors im „Reichsanzeiger“ überhaupt erwähnte und abdruckte, während die ganze berliner Presse aller Parteien es sofort gebracht hatte. Auch jetzt aber that es die „Post“ mit dem Zusatz, Das würde ja wohl formell korrekt sein, aber — es bewiese wieder nichts für mich noch gegen Herrn von Stumm! Nun, Das nennt man „Rechtshaberei um jeden Preis“. Habeat sibi!

Auf den Charakter der sozialwissenschaftlichen Studentenvereinigung und auf die Beziehungen der einige Male als Gäste dort Vorträge haltenden oder an den Diskussionen sich betheiligenden hiesigen akademischen Lehrer zu jener, nunmehr durch Selbstauflösung — aus völlig den „sozialen Fragen“ fernliegenden Gründen — vom Schauplay getretenen Vereinigung näher einzugehen, ist hier nicht der Ort und für die Beurtheilung meines Konfliktes mit Herrn von Stumm nicht nothwendig. Ich bemerkte aber, daß es erwünscht wäre, wenn eine betreffende sachgemäße Darstellung vielleicht von anderer unterrichteter Seite erfolgen würde. Aus den, dem Vernehmen nach nicht korrekt wiedergegebenen Aeußerungen des Herrn Rektors Pfleiderer, der ohnehin über die Vorgänge in der genannten Studentenvereinigung und über deren Ziele offenbar nicht richtig noch genügend informirt war, darf man nicht

Das schließen, was die „Post“ daraus für ihre, bzw. ihres Hintermannes von Stumm, Zwecke sich zurechtlegt. Nach meiner eigenen und nach der Ansicht meiner Kollegen, welche ich darüber gesprochen habe, sind die Vorwürfe gegen den in der früheren sozialwissenschaftlichen Studentenvereinigung herrschenden sozialpolitischen oder gar „sozialdemokratischen“ (!) Geist ganz unberechtigt. Auch die Schwierigkeiten, welche einer Neubildung einer solchen Vereinigung, sei es mehr auf korporativer Grundlage, sei es „auf breiter Basis“, entgegengetreten zu sein scheinen, kann ich sachlich nicht für begründet halten. Die erfolgreiche und erfreuliche Thätigkeit ähnlicher Vereinigungen auf anderen Universitäten, in Göttingen, Greifswald und namentlich in Halle, sprechen durchaus zu Gunsten dieser Art studentischer Vereinigungen. In Halle hatte ich selbst Gelegenheit, einen Einblick zu gewinnen — ich habe dort einen Vortrag über das soziale Element im Finanz- und Steuerwesen gehalten (am ersten Dezember 1894) —; der Verein hat dort alsbald zweihundert bis dreihundert studentische Mitglieder aus allen Fakultäten gewonnen, Professoren stehen mit an der Spitze und betheiligen sich, Nationalökonomien und andere, der derzeitige Hallenser Rektor Franz von Liszt ist dem Verein durchaus freundlich gesinnt. Es sind meines Erachtens lediglich Gespenster, wenn man in einer berliner sozialwissenschaftlichen Studenten-Vereinigung etwas „Bedenkliches“, „Gefährliches“, den sozialdemokratischen (!) Bestrebungen Vorschub Leistendes sieht. Gerade im Gegenteil! Der von der „Post“ und Genossen gegen mich zum Beweise gegen uns mit herangezogene „Sozialistische Akademiker“ ist sichtlich ein literarischer Sprößling aus dem Lager der sozialdemokratischen Partei, aber nicht aus studentischen Kreisen. Seine unerhörten Artikel haben die allgemeinste Entrüstung in studentischen Kreisen erregt. Wegen einen Schimpfartikel wider Bismarck in der ersten Nummer wandte ich mich selbst auf dem großen Jahreskommers des „Vereins Deutscher Studenten“ in einer Rede auf Bismarck am vierundzwanzigsten Januar unter brausendem Beifallsturm der Anwesenden, die meiner Entrüstung über einen derartigen Artikel in unzweideutigster Weise beistimmten. Man malt in der Stellungnahme gegen sozialwissenschaftliche Studentenvereinigungen wirklich selbst erst den Teufel an die Wand.

#### IV. Herrn von Stumms sachliche Beleidigungen und meine Abwehr.

In jenem Schreiben an das „Volk“ vom dreiundzwanzigsten Januar hatte ich, in Entrüstung über die Stummschen ehrentränkenden Behauptungen über die soeben besprochene Angelegenheit der sozialwissenschaftlichen Studentenvereinigung und über uns Professoren, den einzigen scharfen Ausdruck zur Kennzeichnung dieser Angriffe gebraucht, welcher allenfalls als eine Verbalinjurie gedeutet werden könnte, kaum freilich bei objektiver Beurtheilung des



Falles so gebeutet werden muß. Ich hatte in diesen Behauptungen des Herrn von Stumm eine „leichtfertige Verleumdung“ gesehen, „wenn Herr von Stumm von ‚Standal‘ und ‚Einschreiten des Rektors gegen uns Professoren‘ — phantasiere, dabei alle und jede Kenntniß akademischer Verhältnisse verleugnend.“ Der Ausdruck „Verleumdung“ gilt als injuriös, so weit darin ein Handeln „wider besseres Wissen“ imputirt wird. Es lag mir natürlich auch Herrn von Stumm gegenüber fern, Das anzunehmen. Ich habe daher in dem später mitzutheilenden Schreiben an den Kartellträger des Herrn von Stumm sofort den Ausdruck so interpretirt, daß er nicht eine Beleidigung enthalten konnte, und dargelegt, wie ich ihn gemeint hätte. Indem ich das Adjektiv „leichtfertige“ hinzugefügt hatte, war ohnehin dadurch der möglicher Weise beleidigende Sinn des Wortes „Verleumdung“ im Grunde schon aufgehoben worden. Aber ich gab und gebe zu, daß der Ausdruck besser unterblieben wäre, ich war, wie sich zeigen wird, auch bereit, ihn zurückzunehmen, sobald Herr von Stumm seinerseits eine sehr leichte, ihm gar nichts zumuthende Bedingung, bei deren Uebernahme er sich nicht das Mindeste vergeben hätte, erfüllte.

Jenes Schreiben vom dreiundzwanzigsten Januar schloß dann mit dem Satz: „Und dieser Freiherr von Stumm, der so frivol von der unverantwortlichen Stelle der Reichstagstribüne ihm antipathische Professoren angreift, magt auch noch, die Sozialdemokraten wegen derartiger Sachen zu tabeln! Nehre er doch vor seiner eigenen Thür!“ können diese antworten. War es nicht der ehrenwerthe Präsident Herr von Levetzow, der unter Hinweis auf dieses Hineinziehen Dritter in die Debatten verstärkte Machtbefugnisse wünschte? Nun, ich wünsche sie auch, — damit sie gegen den ‚König Stumm‘ mit zur Anwendung kommen könnten.“

Das war die Stimme eines berechtigtermaßen über schwere und in der That frivole, weil absolut nicht begründete sachliche Beleidigungen und Ehrenkränkungen entrüsteten Mannes! Vielleicht eine derbe Abfertigung des Herrn von Stumm. Aber eine unverdiente? Oder eine, die wirklich Beleidigungen, auch selbst nur Verbalbeleidigungen, enthielt?! Und gar eine solche, deren vermeintliche formalen Beleidigungen auch nur entfernt so schwer wogen wie die sachlichen des Herrn von Stumm?!

Herr von Stumm sah es so an. Sein Leiborgan, die „Post“, sprach von „unqualifizirbaren“ Angriffen von mir gegen die Ausführungen des Herrn von Stumm über die erwähnte studentische Angelegenheit. Ein anderes Blatt der Partei des industriellen Kapitalismus gab zwar Herrn von Stumm in der Sache Unrecht, meinte, er sei der Angreifende gewesen und müsse sich auch scharfe Erwiderungen gefallen lassen, aber ich sei doch auch „für einen Professor der ersten deutschen Universität“ — oder ungefähr so, ich berichte aus dem Gedächtniß — unverantwortlich grob geworden.

Nun, grob und derb ist noch nicht einmal durchaus eine formale Beleidigung, war in diesem Falle eines maßlos sachlich Beleidigten und in seiner Ehre Getrübten wohl vollends entschuldbar, und was und wie ich es sagte, kam wohl noch nicht entfernt der Schwere der sachlichen Beleidigungen, die mir und meinen Berufs- und Gesinnungsgenossen vom Herrn von Stumm angethan waren, gleich. Darum eben dreht sich hier wie in anderen Fällen freilich der Streitpunkt. Unsere Zeit ist außerordentlich zimperlich gegen „derbe“, gar gegen „grobe“ Ausdrücke, auch wenn sie dem Sachverhalt eingeständenermaßen ganz angepaßt sind. Da wird sofort von schweren Verbalinjuriën geredet. Aber die viel schlimmeren, wenn auch nicht im Wortlaut der gebrauchten Ausdrücke, so doch im Sinn und Inhalt der Worte liegenden sachlichen Beleidigungen — darüber geht des Sängers Höflichkeit einfach mit Stillschweigen hinweg! Und doch für jeden wirklich Feinfühligen sind solche Beleidigungen weit kränkender als ein der Zunge vielleicht zu schnell entschlüpfter derber oder auch grober abwehrender Ausdruck. Auch ethisch betrachtet sind jene sachlichen Beleidigungen, da sie gerade leicht die Gesinnung treffen, viel schlimmer zu beurtheilen. Es gehört der ganze flache formalistische Sinn unserer Zeit, vielfach auch bei unseren Juristen und Gesetzgebern, dazu, Das zu verkennen.

Herr von Stumm hat, zum Ersten, uns Professoren der Nationalökonomie, uns Berliner zumal, uns „Kathedersozialisten“, die schwere sachliche Beleidigung angethan, uns vorzuwerfen, wir kokettirten mit der Sozialdemokratie, mit der Revolution (!). Er hat uns der Herausbildung eines „vollständigen Universitätssozialismus“ beschuldigt, was gerade in seiner Auffassung des Sozialismus eine zweite schwere sachliche Beleidigung war. Er hat uns, zum Dritten, das „Boykottiren“, das „Verfolgen“, von Fachgelehrten anderer als der unserigen sozialpolitischen Richtung, eben weil sie eine andere derartige Richtung hätten, imputirt, d. h. uns einer eben so parteiischen wie niedrigen und unwürdigen Gesinnung beschuldigt, wonach wir nicht sachlich, sondern nach solchen fremdartigen Gesichtspunkten Andere beurtheilten und unseren etwaigen Einfluß parteiisch gegen sie mißbrauchten: die denkbar schwerste Ehrenkränkung, eine viel schlimmere, als irgend eine gewöhnliche Verbalinjurie es je sein kann. Er hat endlich, zum Vierten, in der Sache mit der sozialwissenschaftlichen Studentenvereinigung u. s. w. auf Grund der oberflächlichsten Kenntniß der Dinge uns nicht nur thatsächlich völlig falsch beschuldigt, sondern, indem er uns nachsagt, „der Skandal“ — doch natürlich der, den wir Professoren mit oder gar allein veranlaßt hätten — „sei so groß geworden, daß der Rektor gegen uns Professoren habe einschreiten müssen“, hat Herr von Stumm uns vor dem Reichstage und in der öffentlichen Meinung durch solche üble, gänzlich unbegründete Nachrede herabgewürdigt.

Das sind nicht weniger als vier schwere sachliche Beleidigungen,

Ehrenkränkungen und Beschimpfungen, die eine schwerer als die andere, alle ohne jede Spur einer tatsächlichen Unterlage.

Wer konnte sich nun beleidigt fühlen? Ich und meine Berufsgenossen und Kollegen oder Herr von Stumm, weil ich ihn auf jene etwas derbe, aber sachlich völlig zutreffende Weise abgefertigt hatte?

Ich überlasse die Entscheidung darüber allen „anständigen“ und — vernünftigen Leuten, die sich ein Verständniß für den Unterschied zwischen sachlichen Beleidigungen und einigen scharfen, diese Beleidigungen charakterisirenden Worten bewahrt haben. Herr von Stumm hat freilich für diesen Unterschied kein Verständniß, Das zeigt der weitere Verlauf der Sache, aber beweist nichts gegen mich. Er, der Propozirende und Beleidigende, hat mich, den Abwehrenden und Beleidigten — vor die Pistole geladen, wenn ich nicht einfach bedingungslos meine ihm vermeintlich angethanen Beleidigungen revozirte!

Ueber diese Duellangelegenheit, die zugleich in ihren Einzelheiten zeigt, wie diese Junker vom neuesten Schlot Ehrenhändel führen zu dürfen glauben, werde ich in einem Schlußartikel berichten, der mir zugleich Gelegenheit geben soll, mich zur prinzipiellen Frage des Duells zu äußern.

Nachschrift. Vorstehendes war bereits vollständig in der Druckerei und gesetzt, als mir in der Nummer der „Post“ vom sechzehnten Februar (erste Beilage) eine Erklärung des Freiherrn von Stumm aufstieg. Der Herr ist also wenigstens endlich hinter dem Busch hervorgekommen. Ich werde ihm im nächsten Artikel mit antworten, bemerkte heute nur, daß der Herr nun auch selbst wider besseres Wissen jene unwahre und ehrenkränkende Behauptung über mein Verhalten in der Duellaffaire aufstellt. Die gebührende Abfertigung wird ihm werden. — Die „Post“ fügt hinzu, ich setzte mich mit den Berichten über die Versammlung vom achtzehnten Januar und meinen eigenen Erklärungen darüber in Widerspruch, wenn ich jetzt im Artikel I (S. 320) Herrn von Stumm gegenüber nur „von leichtfertig mit der Wahrheit in Widerspruch setzen“ statt, wie früher, von „leichtfertiger Verleumdung“ spreche. Hier liegt aber nur eine Verwechselung seitens der „Post“ vor. Der Ausdruck im vorigen Artikel „sich leichtfertig mit der Wahrheit in Widerspruch gesetzt“ ist wörtlich aus dem Bericht des „Volk“ (zwanzigster Januar) über die Versammlung genommen, der Ausdruck „leichtfertige Verleumdung“ ist überhaupt erst in meinem Schreiben an das „Volk“ vom dreiundzwanzigsten Januar gebraucht und, wie vorstehender Artikel zeigt, bei der Erwähnung dieses Schreibens auch referirt worden. Also, werthe „Post“: nur ein Bißchen weniger übereifrig und journalistisch flüchtig! „Eine die ganze Ehrensache völlig verändernde Würdigung der Äußerungen des Freiherrn von Stumm“ liegt nicht im Mindesten vor.

Professor Dr. Adolph Wagner.

## ~~/~~ Das Umsturzgesetz und die Dichtung.

Geehrter Herr Harden,

Sie erweisen mir die Ehre, von mir hören zu wollen, wie ich über die sogenannte Umsturzvorlage denke; genauer: welche Wirkung auf Literatur und Dichtung ich von ihrer Annahme prognostizire. Sie theilen mir mit, daß bereits eine Reihe namhafter Männer, wenn auch nicht vom Standpunkte des Schriftstellers, in Ihrem Blatte zur Sache sich geäußert hat — sämtlich in abfälligem Sinne, der nebenbei auch der Ihre sei. Ich darf daraus wohl mit Recht schließen: Sie erwarten von mir Desgleichen, um so mehr, als Sie „gerade die Dichtung durch das Gesetz arg bedroht sehen“.

Nun kenne ich die Gründe nicht, welche die Herren gegen das Gesetz vorbringen; und, kenne ich sie, würde es mir nicht viel nützen, da ich zweifellos auf den betreffenden Gebieten ein Laie bin und nicht zu beurtheilen vermöchte, wie weit es mit den Schäden und Verwüstungen, die, nach Ihnen, das Gesetz dort anrichten soll, seine Richtigkeit hat. Zu einem gewissen Mißtrauen den mir unbekanntem Gründen gegenüber bekenne ich mich allerdings von vorn herein. Ich sagte mir nicht immer, aber in dem neuesten Kurs, den meine Gesinnung genommen, sage ich mir stets: eine so weise, so wohlwollende Regierung, wie die unsere, hat sich die Sache gewiß vorher nach allen Seiten überlegt und jene Gegengründe — welche sie nicht übersehen, vielmehr scharf ins Auge gefaßt und sorgsam abgewogen hat — als irrelevant mit ruhiger Hand bei Seite geschoben. Die so eindringliche „Belehrung der Zeit“ kann doch unmöglich aller Welt zu Gute gekommen und nur für die Regirenden ausgeblieben sein. Freilich! auf der Faulbank der Spötter und Tadler zu sitzen, ist so bequem! Mein Gott, es kann ja sein, daß, wenn man später nach den Motiven von Regierungsmaßregeln und -Vorlagen fragt, die Antwort nicht ganz genügend ausfällt. Aber wie selten kommt es vor! Die Regel ist und bleibt: die Regierung hat Recht.

Daß sie es mit der Umsturzvorlage hat, so weit bei ihr die Interessen der Literatur in Frage kommen, ist hier das thema probandum.

Und ich hoffe, den Beweis führen zu können.

Sie haben vielleicht zufällig einmal von einem Wort gehört, das so in den dreißiger Jahren ein vornehmer englischer Schriftsteller über unser Volk hat drucken lassen, nämlich, daß es eines von Denkern und Dichtern sei. Das Wort kam bei uns in Schwang, und wo immer es vernommen wurde, erregte es eitel Freude und Dankbarkeit. Ja, man war nicht allzu weit von der Sünde pharisäischen Stolzes und sagte, wenn nicht laut — was sehr unschicklich gewesen wäre —, so doch leise in sich hinein: Seht, wir Deutschen sind doch bess're Menschen!

Sie, geehrter Herr, haben das beneidenswerthe Glück, damals noch nicht geboren zu sein; und so kann ich es Ihnen, als dem Sohn einer viel späteren und — sagen wir vorläufig — anderen Zeit, nicht verargen, wenn Sie die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und indignirt rufen: Ist möglich? menschenmöglich, daß unsere Nation so verkommen sein konnte, um sich an einer Phrase zu berauschen, die, prüfte man sie auf ihren Gehalt, der baare, blanke Hohn war? die blutigste Ironie? der Ausdruck fast satanisch zu nennender Schadenfreude? Und, in die Sprache Albions übersetzt, ungefähr lautete: Ihr Gimpel, die Ihr nie den Habicht um die Ede pfeifen hört! Ihr Nachtmühen, die Ihr am hellen Tage träumt! Ihr Wolkenskukutsheimer, die Ihr Euch stets den Boden unter den Füßen wegziehen laßt! Ihr — und so in infinitum Ausdrücke mit epithetis non ornantibus; dafür getränkt mit der Verachtung des Sohnes einer Nation, die auf dem Weltmarkt die größte Rolle spielte, gegen eine, die bescheidenlich am Rande des Marktes stand; und der, damit sie nicht auf den Einfall komme, auch einmal nach den dort aufgestapelten hübschen sieben Sachen zu greifen, ein Lob ihrer Pusillanimität auszustellen war, welches der berliner Straßenjunge von heute in die Mahnung kleiden würde: Schlafen Sie weiter!

Sie haben ja so Recht, geehrter Herr!

Und auch darin, daß wir jetzt, Gott sei Dank, ganz andere Kerle sind; man jetzt vor uns auf besagtem Weltmarkt einen heidenmäßigen Respekt hat; Peter und Morbio schreit über unsere Habsucht, die nach allen Himmelsrichtungen die gierigen Hände streckt; Frankreich für Belgien und Holland, Rußland für seine Ostseeprovinzen, der Mann im Monde für seine Berge zittert! Und uns das Herz vor Freude bebt, wenn wir unsere Rufensöhne sehen, deren junge Gesichter zerhackt sind, als kämen sie „mit Ruhm bedeckt aus unseren Schlachten“; das Kontagium blutdürstiger Tapferkeit unsere friedlichen Professoren kaum noch verschont; unsere Volksvertreter einem Opponenten gegenüber mit der Frage: „Bohrt Ihr mir einen Esel?“ sofort bereit sind; und überhaupt wir Deutschen, wo wir auch gehen und stehen, uns in den Straßen Veronas zu befinden glauben, immer die Hand am Schwertgriff: ist man ein Montague, nach einem verhaßten Capulet; ist man ein Capulet, nach einem verruchten Montague wuthjankelnden Auges ausschauend.

Sie freuen sich alles Dessen; freuen sich des deutschen Mannesmuthes, der selbst in seiner Uebertreibung noch schön ist. Sie sind stolz darauf; Sie rufen mit Hutten: „Es ist eine Lust zu leben!“

Gut!

Dann aber lassen Sie mir die Umsturzvorlage in Ruh! Dann begreifen Sie endlich die Weisheit unserer Konsuln, welche zur rechten Zeit nach dem Rechten sehen und die nöthigen Vorsichtsmaßregeln treffen, auf daß unser

Volk nicht wieder in den verächtlichen Zustand zurücksinkt, in welchem es englischer Hochmuth vor der ganzen civilisirten Welt lächerlich machen konnte!

Denken und Dichten! Und wäre es auch nicht zur Aufrechterhaltung unseres kriegerischen Ruhmes und unseres Prestige nach außen, — schon aus hygienischen und ökonomischen Rücksichten müßte eine vorsichtige Staatsleitung ihren Bürgern so schädliche und nichtsnutzige Beschäftigungen, wenn nicht ganz verbieten — was in jeder Beziehung das Beste wäre —, so doch thunlich erschweren. Oder macht etwa Denken nicht Kopfschmerzen? Und braucht man Smith, Ricardo, Roscher, Schmoller, Wagner e tutti quanti studirt zu haben, um zu wissen, daß Dichten eines der am Wenigsten lukrativen Metiers ist? Soll etwa an jeder Straßenecke eine Kaltwasserheilstalt stehen? und durch die Gassen selbst ein Volk von Bettlern irren?

Mit einer solchen schaudervollen Perspektive vor Augen sage ich: die Umsturzvorlage geht nicht nur nicht zu weit, sie geht längst noch nicht weit genug. Sie läßt dem Denker und Dichter — aber mit dem Dichter haben wir es hier ja wohl allein zu thun — noch einen viel zu weiten Spielraum. Wozu um Alles in der Welt brauchen wir Romane und Novellen, Tragoedien und Komödien, in denen so heikle Themata, wie Ehe, Religion, Staat u. s. w., ventilirt werden? Es ist wahr: die drastische Behandlung von dergleichen Stoffen kann dem Interesse, welches Bücher und Dramen bei dem Leser und Zuschauer erwecken, wesentlich zu Gute kommen. Und wahr ist auch, daß den französischen, russischen, skandinavischen, italienischen Romanciers und Dramatikern aus der Ungenirtheit, mit der sie diese Dinge in Angriff nehmen, für ihre Literaturen vor der deutschen, welche hier so viel zahmer ist, ein ungeheurer Vortheil erwächst. Kann Das auch nur für einen Augenblick die Heiterkeit unserer Seele trüben? Mögen die Ausländer doch unsere Literatur insipid und langweilig finden! Laß alle Welt begierig nach jenen Büchern greifen und mögen die deutschen als Ladenhüter verstäuben und vermodern —: setzen wir unseren Stolz darein, daß sie anständig und sittig seien; kein Roman, keine Novelle sich nur um Haaresbreite über das approbirte Niveau der schämigen Familienblätter erhebe; die mater familias ihren jüngsten Backfisch zu jeder Theatervorstellung getrost mitnehmen könne!

Und dieser Charakter einer rücksichtvollen Zahmheit und wohlbedachten Farblosigkeit, welchen die Umsturzvorlage unserer Literatur aufzuprägen versucht und hoffentlich aufprägen wird, würde mit nichten der Kardinalforderung widersprechen: daß wir jenen anderen Nationen als Eisenfresser, Schlagobodros und überhaupt als höllische Kerle gegenübertreten, mit denen Kirscheneffen ein überaus mißliches Geschäft ist. Machen wir es gerade umgekehrt wie jene Alltagsseelen, welche in der Gesellschaft die Liebenswürdigkeit selber und zu Hause die gräulichsten Tyrannen sind! Seien wir Idylle innerhalb Deutsch-

lands Grenzen; über sie hinaus menschenzermalmende, uns, wie es sich gebührt, über alle andere Menschen erhebende Tragödie!

Was aus unserer sogenannten klassischen Literatur geworden wäre, wenn die Restriktionen, welche uns das nur zu laze Umsturzgesetz immerhin zu bringen verspricht, schon damals als Recht gegolten hätten?

Ich sehe diese Interpellation schon längst auf den Lippen des Einen und Anderen meiner Leser und erkläre mich zu ihrer sofortigen Beantwortung bereit.

Wir ist es ein Räthsel, wie anständige Leute mit Goethe und Schiller gesellschaftlich haben verkehren können, von den Wieland, Heine und den übrigen deis minorum gentium gar nicht zu sprechen. Wer Ehebruch, Bigamie, Bußscharf so liebevoll schildern konnte, wie der weimarische Geheimrath und Jupiter; das Räuberleben verherrlichen und auf das fürchterliche Buch frech und froh das aufrührerische Motto „In tyrannos!“ setzen mochte, wie fein als Idealist verschrieener Freund; wer — doch weshalb tiefer in diesen Abgrund blicken, aus dem so viele Gebilde aufsteigen, die nur eine von keinem Umsturzparagraphen heilsam gezügelte, toll und blind dahinfliehende Phantasie in die Welt schleudern konnte! Ich weiß mir die Sache nicht anders zu erklären, als daß Fürsten wie Karl August mit Blindheit geschlagen waren; höchst- und hochstehende Damen, wie die Herzogin Amalie, Frau von Stein u. s. w. — um es milde auszudrücken — die sonderbarsten Begriffe von Anstand und Ehrbarkeit hatten; oder aber auch die ganze damalige Gesellschaft im Stande primitivster Unschuld lebte, für die selbst Feigenblätter nicht als de rigueur galten.

Ueber solche unglaublichen Naivetäten sind wir heute, Gott sei Dank, hinaus; oder die Umsturzvorlage — wäre sie nur erst Gesetz! — will doch die zurückgebliebenen Poeten, die etwa noch mit einem Fuß in den Kinderschuhen stecken, mit Stiefeln versorgen, ordentlichen, dicksohligen — Schnürstiefeln meinethwegen. Und je enger, je besser.

Darf ich zum Schluß aus meiner eigensten Erfahrung noch Eines und das Andere anführen, worin die Begeisterung, mit welcher mein Herz der Umsturzvorlage entgegenschlägt, ihre volle Erklärung finden dürfte?

Ich war auch einmal jünger, als ich heute bin, und ermangelte in kläglicher Weise der Sophrosyne, der ich mich jetzt bescheidenlich rühmen darf. Noch nicht einmal zu der so naheliegenden faustischen Einsicht war ich gelangt und bildete mir — horribile dictu! — alles Ernstes ein, „ich könne was lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren“. So lehrte und bekehrte und besserte ich denn frisch darauf los; ergoß eine Fülle von Spott über Junkerei und sonstige adelige Velleitäten; kanzelte derb die Diener der Kirche ab, die sich für Gottesleute ausgäben, ohne es zu sein; hielt mit manchemal recht gewagten Betrachtungen über Liebe und Ehe nicht

zurück; ja, machte kein Hehl daraus, daß man für die Republik schwärmen und in der Monarchie eine Staatsform sehen könne, die sich, wenigstens für mündige Nationen, völlig überlebt habe.

Dies Alles und Desgleichen mehr brauchte nun nicht gerade immer meine individuelle Ueberzeugung zu sein. Ich sagte es auch nicht in meinem Namen — was sich nach meiner Theorie für den Romandichter nicht geschickt hätte —, sondern ließ es von meinen Personen aussprechen, wenn es ihr Charakter und die Situation so mit sich brachten; in dem guten Glauben, es sei Dies mein Romandichterrecht; und daß ich die Menschen, wie ich sie im Leben beobachtet, schildern müsse, wollte ich wirklich „dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zeigen“. Denn ich sah in der Aufgabe des Dramas, wie Shakespeare sie definirt, auch die des Romans, als eines Gefäßes, groß und solid genug, sämtliche Strömungen des aktuellen Lebens in sich aufzunehmen.

Es war aber damals — im Anfang der sechziger Jahre — eine sehr bewegte, gährende Zeit. Die Volksvertretung — in Preußen — war über militärische und andere Dinge mit der Regierung in einen heftigen, langwährenden Konflikt gerathen; Lassalle hatte die Fahne des Sozialismus erhoben; der Boden, auf dem die Gesellschaft stand, schien erschüttert; man glaubte bereits den dumpfen Schritt der Arbeiter-Bataillone zu hören, deren Mahnen der große Agitator warnend und drohend verkündete; wackere Männer, wie Schulze-Delitzsch, meinten, den herausziehenden Sturm durch weise Institutionen, die sie ins Leben riefen, beschwören zu können; die mächtige Gestalt Bismarcks rechte sich auf und donnerte ihr quos ego! den renitenten Abgeordneten des Volkes entgegen.

Ich lebte und webte in dem großen Drama, dessen erster Akt sich da vor meinen Blicken abspielte. Mit einer langen Reihe namhafter Akteurs: den Waldeck, Lasker, Twisten, Löwe-Galbe u. A. war ich genau bekannt, zum Theil eng befreundet. Oft und oft durchsprach ich mit ihnen die Dinge des Tages; tauschte mit ihnen Ansichten, Wünsche, Hoffnungen aus; ließ es auch an ernstesten politischen, historischen, nationalökonomischen Studien nicht fehlen. Die Frucht und das Ergebnis dieser Gespräche, dieser Studien verwerthete ich dann für meine Romane, unter anderen für den „In Reih' und Glied“ betitelten.

Da war denn Alles, wie es auf der Weltbühne ging und stand, in dichterischer Redaktion. Da war der sozialistische Agitator, mein Held; und sein demokratisches Gewissen in Gestalt eines radikalen Revolutionärs mit einem starken Stich in den Anarchismus; da waren die verschiedenen Nuancen der bürgerlichen Opposition, sowohl der königstreuen als der republikanisch angehauchten; da war die haute finance, die Kirche; da war der Adel in seiner respektablen ritterlichen Erscheinung und seinem Zerrbild, dem Junker-



thum; da war — last not least — ein Monarch, nach einem nicht mehr lebenden Modell mit großem Fleiß gezeichnet. Da gab es Fabriken mit Staatssubvention, die verfrachten; hungernde Arbeiter, die sich direkt an den Monarchen wenden wollen und deren Sache der Agitator diesem ans Herz legt:

„Majestät! Das erlauchte Haus, aus dem Sie entsprossen sind, weshalb ist es so groß geworden und so machtvoll, als weil seine Söhne immerdar dem Herzschlag ihres Jahrhunderts lauschten und so im Stande waren, der nach Verwirklichung ringenden Idee Form und Gestalt zu geben! Majestät! Ihre Vorfahren waren es, die, als der freche Uebermuth der stolzen Ritter von der Faust keine Grenzen mehr kannte und das arme Volk gar in den Staub getreten war, die schützende Hand breiteten über das arme Volk und die Burgen der stolzen Ritter brachen. Wenn dem Enkel jener großen Fürsten nun eine weit größere, unendlich komplizirtere Aufgabe gestellt wäre, der er sich nicht entziehen kann, weil es eben seine Aufgabe ist; wenn dieser Enkel das Goldrecht vernichten müßte wie jene das Faustrecht und so die furchtbarste Sklaverei, die je auf Erden geherrscht hat, zerstörte — unsere Sprache hätte keinen Ausdruck für den Dank, den ihm sein Volk, den ihm die Menschheit zollen müßte; in dem Pantheon aller Zeiten wäre kein Platz erhaben genug für ihn.“

So, ein gutes Stück Kathedersozialismus und die Lehre vom sozialen König, die heute als ein novum gilt, vor dreißig Jahren antizipirend, arbeitete und hoffte ich an meinen lieben Gestalten emsig, wie der Goldschmied von Ephesus „an den Hirschen und Thieren, die seiner Gottheit Anieezieren“; immer in dem Wahn, damit ein Werk zu schaffen, für das mir die Nation und vielleicht auch kommende Generationen einigen Dank schuldeten; angefeuert durch das Interesse, welches das Publikum erichtlich meiner Arbeit entgegenbrachte, und durch den Beifall jener vorhin genannten Freunde, die ich für mein Theil zu den Besten ihrer Zeit zu zählen mir erlaube und denen auch ihr politischer Gegner Sybel in dem sechsten Bande seiner „Begründung des Deutschen Reiches“ den Zoll seiner Achtung nicht versagt.

Leichtfertiges Publikum! Verblendete Freunde! Gedankenloser, in seiner Gedankenlosigkeit höchst strafwürdiger Autor!

Zu dem eines Tages sein Verleger schreckensbleich ins Zimmer stürzt: er wisse aus absolut sicherer Quelle: mein Roman sei von sehr hochgestellter Seite dem Staatsanwalt denunzirt, der nicht verfehlen werde, auf Grund der §§ 130 und 131 des Strafgesetzbuches gegen uns einzuschreiten. Und eben sei eine neue Auflage in Vorbereitung; der Schaden, erfolge Verurtheilung und Konfiskation, unermesslich!

Nun, er war ein reicher Mann, mein Herr Verleger, und mochte auch Dies in sein Verlustkonto schreiben, ohne arm zu werden. Ich — war ein deutscher Schriftsteller. Wann wäre der je „mit Schätzen reich beladen“ gewesen!

Die dräuende Wolke zog vorüber; aber nicht so schnell, daß ich nicht während der Zeit, die ich auf die Rede verwandte, mit der ich den Gerichtshof zerschmettern wollte, gut und gern zwei Novellen hätte schreiben können. Und wenn für einen Menschen Zeit Geld ist, ist sie es für den Schriftsteller.

Ich war gewarnt worden; aber gelernt hatte ich nichts — ich Thor!

Ein paar Jahre später sollte ich mich wieder versündigt haben, diesmal gegen §. 184, durch eine gewisse, allerdings mit recht warmem Kolorit gemalte Szene in meinem Roman „Angela“.

Und jetzt schien es Ernst werden zu sollen. Die Nummer der Zeitung, in deren Feuilleton die inkriminirte Szene figurirte, war konfisziert worden; die Sache also rite eingeleitet. Ich hatte einen Termin, in welchem ich mich zur Autorschaft bekennen und die altherwürdigen Fragen: τίς τούτων εἶς ἀνδρῶν; πόθεν τοι πόλις ἦδὲ τοκῆς; beantworten sollte. Dann sechs Monate langes banges Schweigen. Wieder tägliches und nächtliches Wälzen einer Rede, in Vergleich mit der, was die Länge betrifft, sämmtliche ciceronischen ein kürzestes Stoßgebet waren; wieder die Verdüsterung meiner Seele bis zum Menschenhaß ohne Reue; wieder der grause Diebstahl an der Zeit, meinem einzigen Eigenthum. Bis eines schönen Morgens ein amtliches Schreiben einläuft: der Staatsanwalt habe von der weiteren Verfolgung der Sache Abstand genommen!

Und die Moral und der kurze Sinn dieser langen Geschichten?

Daß ich dies Alles nicht hätte zu erdulden brauchen, wäre jener Zeit ein Umsturzesgesetz, wie es vorgelegt ist und hoffentlich ohne Abstrich zur Annahme kommt, im Schwange gewesen. Dann würde ich, als ein nicht völlig unkluger Mann, mich wohl gehütet haben, meinen Kopf in eine so furchtbare Schlinge zu stecken; vielmehr, ich wäre nicht einmal in Versuchung gekommen, durch ein Netz schlüpfen zu wollen, dessen Maschen selbst für den winzigen Leib eines armfälligen Ukelei zu eng sind.

Darum denn, meine lieben Brüder in Apollo, besinnt Euch zehnmal, bevor Ihr gegen ein so gerechtes, so wohlthätiges, so gerade für Eure speziellen Interessen väterlich besorgtes Gesetz Euren beschränkten Unterthanenverstand mobil macht! Gebet nicht Raum dem thörichten Gelüste, der Freiheit, die bekanntlich ihren Reigen am Sternenzelt führt, auf dieser dunklen Erde eine Gasse machen zu wollen! Höret auf meinen alten Freund, den pommerschen Gutsbesitzer, der zu seinen Knechten, wenn ihm einer mit „Ich dachte“ kam, zu sagen pflegte: „Kindings, dat Denken äverlat mi!“ So auch überlaßt Ihr es den Herren Ministern, welche die Sache ex officio verstehen müssen! Und sorgt hübsch für Euer Weib und Eure Kinder; als ruhige Bürger und Schneider Jetters, die Ihr doch im Grunde Alle seid! —

Dies auf Ihre Frage meine Antwort vom Standpunkt des Roman- und Novellendichters.

Ich zweifle keinen Augenblick: die dramatischen Autoren werden mir freudig zustimmen. Niemand freudiger als Gerhart Hauptmann, der ein viel zu stolzer Mann ist, als daß die fortgesetzte Reklame, welche die Herren von Stumm und Genossen von der Rednerbühne des Reichstags für seine „Weber“ machen, ihm das schöne Stück nicht längst verleidet haben sollte.

Charlottenburg.

Friedrich Spielhagen.



## Meine Umsturzvorlage.

Sehr geehrter Herr Harden,

Sie haben in der „Zukunft“ Aeußerungen der Professoren Haedel, Herkner, von Silienthal, Paulsen, Sombart und Wagner über die Umsturzvorlage und gegen die konfuse Bekämpfer der naturwissenschaftlichen und sozialen Fortschritte gebracht. Ich werde weniger Raum brauchen. Entkleidet man den Plan unserer neuesten Staatsretter der Form, die die moderne Civilisation des parlamentarischen Verkehrs erheischte, so ergibt sich eine verblüffend einfache Lösung der ganzen sozialen Frage. Mit drei Paragraphen ist Alles gemacht.

§ 1. Die Vernunft ist nicht göttlich;

§ 2. Die Wissenschaft und ihre Lehre sind vogelfrei;

§ 3. Die Professoren werden verbrannt.

Im Beobachten der neuesten Phase der bösen Wissenschaft hat einer meiner Freunde die höchst interessante Entdeckung gemacht, daß bei dem stereochemischen Aufbau der Gehirnmolekel da, wo wir Phosphor haben, unsere Gegner Schwefelatome führen. Der Phosphor spielt aber jetzt in der nationalen Eisenindustrie, wie Herr von Stumm einigen, sogar für ihn noch nicht genügend fortgeschrittenen Abgeordneten mittheilte, eine ganz besondere Rolle und kann beim Thomasprozeß auch für die Landwirthschaft nutzbringend gewonnen werden. Man rettet also jetzt ganz einfach die Patentreligion des Herrn Groeber, indem man die Professoren verbrennt. Wenn man aber sich hierzu nicht des längst überwundenen Scheiterhaufens, sondern einer von einem Eisengroßindustriellen zur Verfügung gestellten Thomasbirne bedient, giebt man der Industrie Arbeit und gewinnt dabei noch den Phosphor für die Landwirthschaft, der man so auch auf die Strümpfe hilft. So sind zunächst die Patentreligion, die Industrie und die Landwirthschaft gerettet. Aber die Wissenschaft verräth noch mehr. Nämlich: der von unseren vereinigten Gegnern bei diesem Vorgange in sogenannten aequivalenten Mengen in eigener Thätigkeit produzierte Schwefel wird zum Ausräuchern der Sozialdemokraten, Sozialisten einschließlich der Katheder- (und Katheter-) sozialisten mit Vortheil verwerthet und auch diese Plage so ganz nebenbei mühelos beseitigt. Da haben Sie meine Umsturzvorlage.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr

Prag.

Professor Dr. Ferdinand Hueppe.



## Ärztliches Demagogenthum.

Wenn sich in Berlin ein junger Arzt niedergelassen hat, so hört man fast immer bereits nach drei oder vier Wochen von seinen Verwandten, Onkeln und Tanten, daß er „schon ganz hübsch zu thun hat“. Wenn der Arzt dann nach einem Jahre über seine Einnahmen redet, so belausen sich diese auf 2000 bis 6000 Mark; der Betrag schwankt nach dem Grade der Re-nommisterei. Im zweiten Jahre steigen die Einnahmen schon auf 10000 Mark, und im dritten erreichen sie ungefähr das Gehalt eines Unterstaatssekretärs. Wer solchen Prahlereien nicht Glauben schenkt, Der konnte schon lange wissen, daß thatsächlich zahlreiche berliner Aerzte nicht satt zu essen haben, daß sie, um zu leben, zum Theil im Vertrauen auf eine spätere Mitgift Schulden machen und daß jedenfalls viele von ihnen mehr ausgeben, als sie in ihrem Beruf verdienen. Die Ursachen für diesen nicht zu leugnenden Nothstand unter den Aerzten sind verschieden. Eine der unwichtigeren Ursachen war die moderne Krankenkassen-Gesetzgebung: Viele, die sich früher auf eigene Rechnung behandeln ließen, mußten nun in Krankenkassen eintreten; diese Kassen stellten Aerzte an, die für ein bestimmtes Gehalt die bei ihnen Versicherten behandeln mußten, wobei natürlich das Gehalt niedriger war als bei Be-zahlung einzelner Leistungen nach der Tage. Andere Aerzte hatten kein Recht auf Behandlung der Krankenkassenmitglieder, wenigstens nicht, wenn es auf Kosten der Kassen geschah. Diese Anstellung bestimmter Aerzte galt nun plötzlich für den Hauptgrund des Nothstandes der Aerzte, und um ihn zu beseitigen, fing man vor etwa drei bis vier Jahren an, immer lauter nach Abschaffung der angestellten Aerzte zu rufen; das Zauberwort, mit dem das Aerzte-Elend aus der Welt geschafft werden sollte, hieß: „Freie Arztwahl!“

Freie Arztwahl sollte eingeführt werden. Jedes Mitglied einer Krankenkasse sollte Gelegenheit haben, zu dem Arzte seines Vertrauens zu gehen. Es bildete sich der „Verein der frei gewählten Kassenärzte“, in den einzutreten jeder Arzt das Recht hatte. Einige Führer dieser Bewegung unter den Aerzten gingen in Arbeiterversammlungen und erzählten dort, wie schlecht die bisherigen angestellten Aerzte die Kranken behandelten. In jeder Versammlung wurde von jedem Agitator die selbe Rede gehalten. Wer die Rede verfaßt hat, ist nicht ganz aufgeklärt: kürzlich aber hat, wie ich höre, ein Arzt, den man als etwas unbequem jetzt in den Hintergrund geschoben hat, Prioritätsansprüche erhoben. In Folge dieser Agitationen mehrerer Aerzte gegen ihre Kollegen führten einige Krankenkassen freie Arztwahl ein; sie ließen ihre Patienten von Mitgliedern jenes Vereins behandeln. Dies galt nun für einen Riesenerfolg.

Allmählich bildeten sich die ärztlichen Agitatoren, denen dies schöne

Resultat zu danken war, ein, daß sie große Staatsmänner seien. Zum Theil waren sie schon als Bezirksvereinsredner aufgetreten. Aber mit dieser Stellung begnügten sie sich nicht mehr. In Manchem stieg schon die stille Sehnsucht auf, Fraktionführer im Reichstage zu werden, ja, vielleicht gab es den Einen oder den Anderen, dessen Träume noch weiter gingen. War aus einem nicht bestätigten Bürgermeister Eugen Richter, aus einem Knaben, der Gänse gehütet hatte, Windthorst und aus einem Deichhauptmann Bismarck geworden, — warum sollten nicht diese Agitatoren sich in Staatsmänner verwandeln? In der That hatten sie Alle, wie ich bei genauer Nachforschung feststellen konnte, eine musterhafte Vorbildung für ihren zukünftigen Beruf erhalten. Da war Einer, der in Gesellschaft zweimal schrägüber von einem früheren Reichstagsabgeordneten gefessen hatte; ein Anderer verkehrte in einem Restaurant, das nur zehn Minuten vom Reichskanzlerpalais entfernt ist; ein Dritter hatte im Café zuweilen an dem selben Tisch gefessen wie eine Stunde vorher ein Regierungsrath. Bei einem Vierten war seine staatsmännische Vorbildung schwer zu ermitteln; indessen gelang es mir, doch noch Genaueres zu erfahren: der Herr hatte einmal beinahe die Tochter eines Stadtverordneten bei einem Diner zu Tische geführt; Einige behaupten sogar, er sollte sie heirathen. Das weiß ich aber nicht. Dies war, wie ich für Interessenten mittheile, die Vorbereitung, die jene Weltverbesserer durchgemacht hatten. Diese Vorbereitung genügte plötzlich, zu Führern der berliner Ärzte zu werden und diesen einzureden, daß die freie Arztwahl ihnen goldene Berge bringen würde.

Was aber viel trauriger ist als die Selbsttäuschung jener Herren, ist der Umstand, daß viele Ärzte von ihnen sich allmählich terrorisiren ließen. Die Thatfache, daß die Ärzte trotz den Erfolgen der freien Arztwahl immer weiter hungerten, wurde durch schöne Zukunftsträume überwunden; die Hoffnung hielt Alle aufrecht. Daß eine zu große Zahl von Ärzten in Berlin wohnt, daß diese in Berlin immer mehr und unverhältnißmäßig zunehmen, wurde nicht weiter beachtet. Uebersehen wurde, daß, in Berlin wenigstens, das Arbeitsgebiet der Ärzte dauernd enger wird. Die Zahl der akuten Krankheiten, die schließlich immer noch ärztlicher Hilfe bedürfen, hat abgenommen. Für das materielle Elend der Ärzte mußte plötzlich das Krankenkassengesetz allein die Verantwortung tragen, und um die Schädigung der Ärzte auszugleichen, wurde die freie Arztwahl entdeckt und eingeführt. Da kam Ende des Jahres 1894 der große Strach. Einige Kassenvorstände sahen, daß die Kassen unmöglich bei der freien Arztwahl materiell weiter bestehen können, und sie beschloßen, die Verträge mit jenem Verein zu kündigen. Andere Kassen, die bereits die Absicht gehabt hatten, mit dem Verein Verträge abzuschließen, thaten Dies nicht. Der Magistrat, oder viel-

mehr in neuester Zeit ein Magistratskommissar, der als Aufsichtsbehörde die Verantwortung für das Gedeihen der Kassen hat, sah sich zu strengen Vorschriften genöthigt, die besonders den Verein der frei gewählten Kassenärzte trafen. Darüber war aber großes Entsetzen. Muthige Männer, die zu Führern der Aerzte geführt waren, griffen jetzt diese Behörde sehr gehässig an und suchten ihre Wünsche bei der höheren Verwaltungsbehörde, dem Oberpräsidenten, durchzusetzen. Hatten Anhänger der freien Arztwahl früher über allzu große Devotion einzelner Aerzte gegenüber dem Oberpräsidenten gespöttelt, so konnte man jetzt das erhebende Schauspiel erleben, wie in ihrer Noth Anhänger der freien Arztwahl demüthigt hier um Hilfe bettelten. Das Betteln hat einstweilen keinen Erfolg gehabt, trotz allen von diesen Herren in die Presse lancirten Bemerkungen.

Darüber sind fast Alle einig, daß bei schrankenloser Durchführung der freien Arztwahl die Kassen zu Grunde gehen. Ich zweifle gar nicht daran, daß Dies der Endzweck ist, den einige Hauptagitatoren für die unbeschränkte freie Arztwahl haben. Das Simulantenthum macht es unmöglich, eine schrankenlose freie Arztwahl durchzuführen. Wenn der eine Arzt das Kassenmitglied nicht für krank erklärt und ihm dadurch Krankengeld verschafft, dann geht der Simulant zu einem anderen und einer der zweitausend Aerzte, die Berlin und Umgegend hat, wird es schon thun. Natürlich wird dieser eine Arzt es nicht thun, weil er dem Mann einen Gefallen erweisen und dadurch, daß der Mann zu ihm kommt, Geld verdienen will, — Das nur zu denken, verstieße gegen die ärztliche Standesehre, die heute überall herhalten muß; nein, er würde es thun, weil er den Simulanten nicht für einen solchen hält. Jedenfalls aber macht das Simulantenthum nach Ansicht jedes Sachverständigen die Durchführung der unbeschränkten freien Arztwahl unmöglich. Um diese Thatsache so lange zu verschleiern, bis die freie Arztwahl überall durchgeführt ist, um ferner das Wohlwollen der Behörde zu gewinnen und diese über die wahren Ziele der Bewegung zu täuschen, werden nun verschiedene Mittelchen angewendet; das eine ist das Institut der Vertrauensärzte. Damit nämlich einzelne Kassen nicht vorschnell ruiniert werden, d. h. bevor der Ruin aller Kassen gesichert ist, führte man Vertrauensärzte ein, was man gegenüber den anderen Aerzten mit Vorliebe verschweigt. Auf Befehl der Kasse wurde nämlich der sich krank Meldende zu einem bestimmten Arzt zwangsweise geschickt, und nur dieser eine Arzt hatte dann das Recht, den Krankenschein auszustellen. Wer zum Vertrauensarzt geschickt wird, hängt vom Kassenrendanten allein ab. Man darf über diese Vertrauensärzte vor den anderen Aerzten des Vereines der frei gewählten Kassenärzte nicht reden; denn die Anstellung der Vertrauensärzte beweist, daß der Vorstand dieses Aerztevereines seinen eigenen Aerzten nicht traut, — sonst brauchte

man natürlich keinen Vertrauensarzt. Es ist nun wirklich recht naiv, zu verlangen, daß die Kassenvorstände und die Behörden allen Ärzten eines Vereins trauen sollen, dessen eigener Vorstand ihnen nicht traut.

Ein weiteres Mittel, die wahren Ziele zu verheimlichen, ist das Vorschieben ethischer Ziele bei der freien Arztwahl. Was sich die Agitatoren hierunter eigentlich denken, ist nicht ganz klar. Ob es besonders ethisch ist, Ärzte und Patienten gegen andere Ärzte, nämlich die früher angestellten Kassenärzte, aufzustacheln, bleibe dahingestellt. Aber die große Masse der Ärzte wurde überhaupt nur durch die Aussicht, Geld zu verdienen, in die Bewegung hineingezogen. Man sagte sich: Hier ist ein Kassenarzt, der jährlich 1500 Mark Gehalt bekommt. Wenn man gegen diesen Kassenarzt recht kräftig heßt, so kann man es erreichen, daß diese 1500 Mark auf uns Alle vertheilt werden. Dies war die Ethik der freien Arztwahl. Es ist genau die selbe Ethik, die sich bei allen Agitationen gegen Besizende zeigt. Die Sozialdemokraten aber sagen wenigstens ganz offen, daß sie für die Arbeiter bessere Löhne und bessere Lebensbedingungen einführen wollen.

Man wird nun gegen die Behauptung, daß das Geldverdienen bei der ganzen Bewegung die Hauptrolle spiele, vielleicht einwenden, daß bekannte Männer der Wissenschaft Mitglieder jenes Vereins sind und sich zum Theil kräftig agitatorisch betheiligen. Dem gegenüber sei nur darauf hingewiesen, daß diese Herren ganz genau wissen, was sie wollen. In der That wollen sie nicht Geld verdienen, sondern sie wollen sogenanntes Material haben. Es hat sich nämlich bei einzelnen Kassen, die ihre Kranken nicht vom Verein der frei gewählten Kassenärzte behandeln lassen, in neuerer Zeit die Neigung bemerkbar gemacht, Herren, die die Kranken als Unterrichtsmittel und als wissenschaftliches Material ansehen, nicht mehr als Spezialärzte anzustellen. Die Kassenvorstände gingen von der sehr richtigen Voraussetzung aus, daß, da für ihre Kassenmitglieder bezahlt werde, die Ärzte nur für deren gute Behandlung und nicht für deren wissenschaftliche Verwerthung zu sorgen hätten. Früher lag die Sache anders. Da hatten die meisten Kassen nur unbesoldete Spezialärzte. Und in der That waren jene „Männer der Wissenschaft“, die jetzt so sehr für absolut freie Arztwahl schwärmen, damals mit ihren unbesoldeten Stellungen ganz zufrieden. Als aber einige Kassen diesen Herren, und zwar größtentheils aus dem eben genannten Grunde, kündigten, da traten die Herren plötzlich so eifrig für die freie Arztwahl ein. Thatsächlich sind die Autoritäten, die die Kassenkranken als „Krankenmaterial“ nicht brauchen, jenem Ärzteverein dauernd fern geblieben.

In ein geradezu bedenkliches Stadium mußte die Bewegung für freie Arztwahl eintreten, als aus dem Verein der frei gewählten Kassenärzte ein agitatorischer Verein wurde. Hatte man früher diesen Verein wesentlich nur

als Geschäftsverein angesehen, bestimmt zur Vertheilung des Arzthonorares, so wurde er später in einen Agitation-Verein verwandelt. Für zahlreiche Handlungen, und zwar an sich sehr ehrenhafte Handlungen, wurde der Ausschluß angedroht, und zwar in der ausgesprochenen Absicht, den Betreffenden materiell zu schädigen. Verschiedene Kassen hatten eingesehen, daß sie auf Grund ihrer Statuten nicht das Recht hatten, mit einem Verein Verträge abzuschließen; der Handelsminister hatte bereits vor längerer Zeit festgestellt, daß, wenn nach den Statuten „bestimmte Kassenärzte“ die Behandlung der Mitglieder übernehmen, die einzelnen Aerzte als solche von den Kassen angestellt seien und mit ihnen Verträge abschließen müßten; ein Vertragsabschluß mit einem Verein sei statutenwidrig. Verschiedene Kassen, die nun diesen gesetzlichen Standpunkt einnahmen, und besonders die größte berliner Krankenkasse, die sogenannte Meyersche, machten in Folge Dessen Verträge mit einzelnen Aerzten, die sich außerdem in einen Verein, den Verein der Berliner Kassenärzte, zusammenschlossen. Um Dies zu verhindern, hatte der Verein der frei gewählten Kassenärzte vorher mehrere Beschlüsse gefaßt, besonders den, Aerzte, die mit der Meyerschen Kasse in Verbindung treten, auszuschließen, ferner auch den, Aerzte überhaupt auszuschließen, die sich um Stellen bei Krankenkassen bewarben oder Stellen bei Krankenkassen annehmen, wenn diese Krankenkassen die freie Arztwahl mit Umgehung des Vereines der frei gewählten Kassenärzte durchführen wollten. Es sollte dadurch verhindert werden, daß Aerzte mit Umgehung des Vorstandes des Vereines der frei gewählten Kassenärzte Krankenkassenverträge abschließen. Der Vorstand dieses Vereines wollte seine Macht möglichst stärken, und er glaubte, Das auf solche Weise thun zu können. Daß er hierbei ungesetzlich vorging, da er die Krankenkassen zwingen wollte, das Gesetz, wie es der Handelsminister ausdrücklich erklärt hatte, zu brechen, ist ganz klar. Jedenfalls sollten verschiedene Krankenkassen ohne den Vereinsvorstand keine Aerzte erhalten. Was sich hierbei die Führer des Vereines eigentlich dachten, ist nicht aufgeklärt worden. Einige Menschenkenner behaupten, die Führer hätten gesehen, wie die Maurer, die Buchdrucker, in einen Strike eingetreten waren, wie man einen Bierboykott beschlossen hatte, und so hätten sich diese fähigen Köpfe eines Tages gedacht: laßt uns ein Wischen Strike und Boykott spielen. Indessen sind alle Versuche des Vorstandes des Vereines der frei gewählten Kassenärzte, den Kassen unmöglich zu machen, ohne seine eigene hochwohllobliche Zustimmung Aerzte anzustellen, fehl geschlagen. Die Kassen fanden Aerzte genug, und zwar, wie eine Liste ergiebt, sehr ehrenhafte und tüchtige Aerzte.

Diese Aerzte, etwa 160 an der Zahl, schlossen sich in dem Verein Berliner Kassenärzte zusammen, und unter diesen Aerzten sollte jedes Kassenmitglied vollkommen freie Wahl haben, d. h. es wurde eine beschränkte freie



Arztwahl eingeführt. Eine größere Reihe von Krankenkassen schloß Verträge mit den Ärzten dieses Vereins ab, und die Zukunft wird zeigen, ob die Kassen hierbei schlecht stehen werden. Daß allerdings von einzelnen Ärzten des Vereins der frei gewählten Kassenärzte Alles geschehen wird, um auch jetzt die Kassenmitglieder gegen ihre neuen Ärzte aufzuheizen, kann bei dem demagogischen Charakter jener Agitatoren nicht bezweifelt werden. Die unbefchränkte freie Arztwahl hatte Fiasco gemacht; das System der Vertrauensärzte sollte dazu dienen, das Fiasco zu verdecken. Es hatte sich gezeigt, daß manche Ärzte solche Verordnungen gaben, daß die Kassen ernstlich bedroht waren. Da hatte ein Arzt dem Patienten auf Kosten der Kasse eine halbe Ente, ein anderer einem Patienten wegen eines Wandwurm einen blau emailirten Eimer verschrieben, — blau emailirt sollte und mußte der Eimer sein. Ein Arzt verschrieb an einem Tage einem Kassenmitglied „20 Citronen à 20 Pfennige“ (!) aus der Apotheke. An Cognacs, Weinen, Bädern u. s. w. wurden unglaubliche Quantitäten verordnet. Nachdem in solcher Weise die Unmöglichkeit der absoluten freien Arztwahl dargethan war, wollten die Kassenvorstände und die Gewerbe-Deputation des berliner Magistrates doch wenigstens die beschränkte freie Arztwahl für die Kassenmitglieder retten.

Es ist behauptet worden, daß die ärztliche Opposition gegen den Verein der frei gewählten Kassenärzte antisemitischen Ursprunges sei. Ich glaube, daß Dies nicht der Fall ist. Wer sich die Arzteliste des neuen Vereins ansieht, wird von Antisemitismus kaum sprechen können. Ein antisemitisch gefärbter Aufsatz, der einmal gegen den Vorstand des Vereins frei gewählter Kassenärzte erschien, ist nicht von dem neuen Verein Berliner Kassenärzte ausgegangen, und der Vorstand dieses Vereins hat mich ausdrücklich autorisirt, zu erklären, daß er weder jenen Aufsatz geschrieben noch beeinflusst habe und daß ihm der Verfasser dieses Aufsatzes gänzlich unbekannt sei. Wenn man die Politik hineinzieht, dann muß man es hingegen für bedauerlich erklären, daß jene Agitatoren, die jetzt die Gunst der Behörden zu erbetteln suchen, sich vorher, in dem Glauben, daß die Behörden gar nichts in der Sache zu sagen hätten, an Sozialistenführer wendeten, um durch deren Einfluß auf die Arbeiter ihre Sache zu fördern. Diese Bemerkung soll natürlich nichts für oder gegen den Sozialismus sagen. Man kann jede politische Ueberzeugung achten und dabei doch jedes Doppelspiel verurtheilen. Die demagogische Bewegung, die mit mehr Geschrei als Intelligenz von den sogenannten Führern der Berliner Ärzte geleitet wurde, ist in Folge der zahlreichen Widersprüche, die sie in sich trug, gescheitert. Ethik vorschützen und Geld verdienen wollen, ist nicht ethisch. Hoffentlich werden die berliner Ärzte, wenn es einmal gelten sollte, ihre berechtigten Interessen zu vertheidigen, fähigere Köpfe für diese Vertheidigung gewinnen können. Dr. Albert Moll.



## Neues aus Bulgarien.

Wenn der Zar Alexander III. länger gelebt hätte, würde er seine helle Freude daran gehabt haben, daß seine Politik, Bulgarien beharrlich laufen zu lassen, am Ende doch wirksamer war als die verhängselnde Liebe, welche die mitteleuropäischen Staaten diesem jüngsten Genossen gewidmet haben. Ohne auch nur den Finger zu rühren, hat Rußland es erreicht, daß jetzt der russische Einfluß in Bulgarien dominirt, und mit Freuden würde sich die bulgarische Regierung dem russischen „Brudervolk“ in die Arme werfen, wenn dieses „Brudervolk“ sich nicht noch immer sehr kühl und spröde verhielte.

Der harmlose Leser, der in der letzten Zeit die verschiedenen, einander widersprechenden Nachrichten über die Vorkommnisse in Bulgarien gelesen hat, wird sich gewiß wie Pilatus fragen: Was ist Wahrheit? Er thäte auch gut, gleich dem römischen Landpfleger sich die Hände zu waschen, denn die Ereignisse und Streitigkeiten im Balkanstaat sind nicht ganz reinlicher Art. Bald heißt es, das Ansehen Stambulows sei in Bulgarien sehr groß; das ganze Land sei über die beabsichtigte Verhaftung des gestürzten Ministers äußerst empört; dann aber wird wieder gemeldet, daß die neugewählte Sohranje, die doch in ihrer Mehrheit sozusagen das Land repräsentirt, in der Erfindung neuer Chikanen gegen den ehemaligen allgewaltigen Diktator unerschöpflich sei. Stambulow hat in der letzten Zeit sogar einen neuen Ton angeschlagen: er verkündet in seiner „Swoboda“ und durch gefällige Korrespondenten urbi et orbi, er sei großmüthig, er wolle dem Prinzen Ferdinand Verzeihung gewähren, er wolle ihn retten malgré lui, obwohl der Fürst in seiner Verblendung gar nicht gerettet sein will; er wolle ihn vor dem bösen Zankow schützen, der den armen Fürsten wie Judas seinen Herrn verrathen und verkaufen werde. Dann wiederum hören wir von Annäherungsversuchen, die der großmüthige Stambulow gemacht, von Glückwünschen, die Stambulow dem kleinen „Kronprinzen“ Boris übersendet hat. Ja, — was ist Wahrheit?

Ich bin nicht abgeneigt, bei dieser Art der Berichterstattung in vielen Fällen bona fides anzunehmen. Man hat sich in Mitteleuropa, wo man die Balkanverhältnisse nicht genau kennt, daran gewöhnt, in Stambulow den bewährten Freund des Dreibundes zu erblicken und unter seiner Leitung Bulgarien als einen Ring in der Kette des Friedensschutzes zu achten. Man hat nicht einmal Sinn für die Lächerlichkeit der Auffassung, in dem winzigen, russenfreundlichen Bulgarien einen Schutz gegen russische Uebergriffe zu sehen. Nun ist Stambulow seit neun Monaten gestürzt und das Ende der Welt wird seitdem unaufhörlich propheet. Hat man es doch früher für unmöglich gehalten, daß Fürst Ferdinand nur eine Woche ohne Stambulow würde regiren können. Und obwohl bisher keine der düsteren Prophezeiungen eintreffen wollte, sind doch Viele in ihre eigenen Theorien so verliebt, daß sie jeden Augenblick die Rückkehr Stambulows zur Herrschaft für unvermeidlich halten.

Wäre der Fürst Ferdinand in der That regirungsfähig, so hätte er gleich nach Stambulows Entlassung die besten Trümpfe in der Hand gehabt, — die er

aber ohne greifbaren Nutzen ausgespielt hat. Das Gewaltregiment Stambulows war in Bulgarien seit Jahr und Tag so verhaßt, daß durch das ganze Land ein Gefühl der Befriedigung und Erleichterung ging, als diesem brutalen Gewaltthaber die Macht aus der Hand genommen wurde. Man muß nur während der Stambulowschen Herrschaft im Lande gewesen sein und mit Leuten gesprochen haben, die nicht in Jedem einen Spion der despotischen Regierung witterten. Russische Verhältnisse sind dagegen das reine Paradies, denn in Rußland herrscht immerhin Recht und Gesetz und man weiß wenigstens, woran man ist; auch ist dort die Grenze zwischen Mein und Dein deutlich gezogen. Von Alledem war in Bulgarien keine Rede und nach seinem Sturz war Stambulow naiv genug, Das selbst einzugestehen, — freilich in einem wehmüthigen, apokalyptischen Ton, wie Ciner, der für das Heil der Menschheit alle Leidensstationen der via dolorosa durchgemacht hat. Ein Regent von Thatkraft und Talent hätte die herrschende Stimmung ausnützen können, um seine eigene Popularität zu befestigen. Daß Dies nicht geschah, ist nicht in Abrede zu stellen; aber damit ist keineswegs erwiesen, daß Stambulows Popularität wieder im Wachsen begriffen sei. Bulgarien befindet sich im Stadium der Versumpfung, wie die anderen Balkanstaaten, die schnell abgewirthschaftet haben: Serbien und Griechenland, — und alle drei haben die von Europa in sie gesetzten Erwartungen arg enttäuscht.

Als vor einiger Zeit die Nachricht durch Europa ging: Stambulow sei der Theilnahme an der Ermordung Beltshew's angeklagt und solle demnächst verhaftet werden, da höhnte man überall im gebildeten, civilisirten Europa, wo bekanntlich nur Recht und Gerechtigkeit herrschen und wo das Lamm mit dem Wolf friedlich neben einander graßt. Man lachte und meinte: wieder eine neue Lächerlichkeit dieses dummen Stoilow! Stambulow wegen Theilnahme an der Ermordung des armen Beltshew anzuklagen und verhaften zu wollen! Und doch äußerte erst vor kurzer Zeit ein bedeutender Staatsbeamter Bulgariens, der überdies mit Stambulow keineswegs verfeindet ist, daß bereits im März 1891, als der arme Beltshew der Kugel eines Meuchelmörders zum Opfer gefallen war, Verdachtsmomente gegen Stambulow ausgesprochen wurden. Die Personen, auf deren Aussagen sich jene Verdachtsmomente stützten, sind aber bald danach auf räthselhafte Weise verschwunden. Auch hat die Witwe Beltshew's schon damals erzählt, ihr unglücklicher Gatte habe ihr oft geklagt, Stambulow führe ihn immer auf abgelegene Wege und Plätze, so daß ihm der Verkehr mit dem Allmächtigen geradezu unheimlich sei. Aber die arme, geängstigte Frau wurde damals rasch zum Schweigen gebracht. Volles Licht wird schwerlich auf jene unheimlichen Vorgänge geworfen werden; jedenfalls wird im Land weit und breit daran geglaubt, daß Stambulow an der Ermordung Beltshew's schuldig sei. Ich gebe nach langem Aufenthalt in Bulgarien sehr wenig auf diese vox populi, die oft sehr befangen ist; wenn man aber von der wachsenden Enttäufung, die im Lande gegen die Verfolgungen Stambulows herrsche, spricht, so ist Das doch — allzu starker Tabak.

Wenn man die „Svoboda“ liest, kann man allerdings zahlreiche Depeschen und Zuschriften an Stambulow finden. Aber Das darf Niemanden irre führen, der weiß, wie derartige Dinge gemacht werden. Man bedenke, wie viele Beamte, Kreaturen Stambulows, abgesetzt worden sind, wie viele unsaubere Elemente

sich später an Stoilow und die neue Regierung gebrängt haben, um Stellen zu ergattern, sich aber in ihren Erwartungen getäuscht sahen, — und man wird die Autoren aller jener Zuschriften und Depeschen, die der „allgemein herrschenden Entrüstung“ Ausdruck geben, leicht finden. In der letzten Zeit hat die Regierung vielleicht einen großen taktischen Fehler begangen, als sie sich die Verzehrungssteuer bewilligen ließ und sie seit dem ersten Januar in Anwendung brachte. Dadurch hat das Ministerium einen Theil der städtischen Bevölkerung, der diese Steuer lästig fallen muß, gegen sich aufgebracht, obwohl Niemand sagen kann, wie sonst das Gleichgewicht im Budget herzustellen wäre, da die direkten Steuern noch verhaßter sind und gar nicht mehr einzutreiben wären. Man vergißt, daß die zerrütteten Finanzverhältnisse, die dem Lande so schwere Opfer auferlegen, ein Inventarium der Stambulowschen „Musterwirtschaft“ bilden. Will nun Bulgarien seinen Verpflichtungen nachkommen und das Gleichgewicht im Budget erhalten, so muß das Otkoi, so drückend es erscheinen mag, doch beibehalten werden. Jedemfalls hat nur Oesterreich ein Interesse daran, dagegen zu protestiren, da dadurch sein Export getroffen wird; es ist aber geradezu unverständlich, warum in Deutschland, wo ein Theil der bulgarischen Anleihen untergebracht wurde, in den Zeitungen gegen die bulgarische Verzehrungssteuer geizert und von einer unvergleichlichen Barbarei gesprochen wird, oder wie Stambulows Klage da Beifall finden kann, daß unter dem neuen Kurs eine Verminderung der Friedenscadres stattgefunden habe. Wenn man derartige Ueberheiten liest und sieht, wie sie ernst genommen werden, so muß man an dem gesunden Menschenverstand ernstlich zweifeln.

Im Uebrigen verdient hervorgehoben zu werden, daß, selbst wenn Stambulow so engelrein und unschuldig wäre, wie er sich zu geben versucht, schon der Umstand, daß er volle acht Jahre unumschränkter Herrscher in Bulgarien gewesen ist, genügen muß, um ihn verhaßt zu machen. Man muß da unten am Balkan gelebt und gesehen haben, welche hündische Gesinnung zum Vorschein kommt, wenn ein Ministerium gestürzt wird; Dem einen Fußtritt versehen zu können, vor dem man gestern ehrerbietigst den Hut ziehen mußte, — dieses Vergnügen weiß nur ein echter Orientale ganz zu würdigen. Freilich wird es auch Stoilow nicht besser gehen, — und selbst dem Fürsten Ferdinand nicht; dem vielleicht noch früher, als er ahnt. Aber wenn dem Fürsten Ferdinand fast mit mathematischer Gewißheit vorausgesagt werden kann, daß er schließlich doch in dem Lande, dessen Sprache er nur mühsam spricht, nicht lange bleiben wird, so hat Das mit Stambulows angeblicher Popularität nichts zu thun. Vielleicht ist gerade die Entlassung des Diktators der einzige Grund, daß der Fürst noch nicht aus dem Lande gejagt worden ist; die Leute fürchten, wieder Stambulows harte Häuste auf ihrem Nacken zu spüren. Wer aber den Kundgebungen und Loyalitätsversicherungen der bulgarischen Bevölkerung allzu leichtgläubig traut, Der wird eines Tages recht unangenehm überrascht werden.

Dr. S. Bernfeld.



## Unlauterer Wettbewerb.

Der Vermögensschutz des geistigen Eigenthums — bei uns wird immer nur sehr zart von: Schutz gesprochen — ist in Deutschland bisher durch drei Gesetze gemährt worden: das Markenschutz-, das sehr nützliche Patentschutz- und das Musterchutzgesetz. Mit dem jetzt geplanten Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb schließt sich der Ring. Man kann ruhig sagen, daß in den meisten dieser Maßregeln keine soziale Ader schlägt, daß von einer tieferen Theilnahme für den eigentlichen Arbeitsmarkt, für die Hände, die hier spinnen, weben und schmieden, kaum Etwas zu finden ist, während andererseits den selben Schichten doch ein gewisser indirekter Vortheil daraus erwachsen kann. Denn wenn es großen Betrieben möglich wird, bezüglich ihrer Geheimnisse, ihrer Konkurrenz, ihrer feineren Fabrikation ein starkes Sicherheitgefühl zu gewinnen, können sie sich auch auf die Stetigkeit oder Vergrößerung ihres Personals eher einlassen. An diesem Umstande hat aber unsere Großindustrie ein Selbstbewußtsein genährt, wonach ihr fettes Dasein die wohlthätige Vorbedingung zu dem mageren Leben der von ihnen abhängigen Menschen bilden soll. Das ist eine Uebertreibung, die am Bedenklichsten da zum Vorschein kommt, wo sie, wie z. B. in Neunkirchen, zu einer Art innerer Ueberzeugung emporgebläht erscheint. Aus ganz ähnlichen Erwägungen sind wohl in dem Projekt zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes einzelne Paragraphen entstanden, die gerade den Fabrikanten zu einer illoyalen Konkurrenz in ungewöhnlichem Grade befähigen.

Die Wollust des Strafens würde man hier Vieles nennen können, wenn dem deutschen Wesen die Pebanterie des Strafens nicht viel näher läge. Paragraph 1 und 2 lauten: „Wer es unternimmt, im geschäftlichen Verkehr durch unrichtige Angaben thatsächlicher Art über die Beschaffenheit oder die Preisbemessung von Waaren und gewerblichen Leistungen, über die Bezugsquelle von Waaren, über den Besitz von Auszeichnungen, über die Menge der Vorräthe oder den Anlaß zum Verkauf den Anschein eines besonders günstigen Angebotes hervorzurufen, kann auf Unterlassung der unrichtigen Angaben in Anspruch genommen werden. Dieser Anspruch kann von jedem Gewerbetreibenden, der Waaren oder Leistungen gleicher Art herstellt oder in den Verkehr bringt, und von Verbänden Gewerbetreibender geltend gemacht werden.“ — „Wer es unternimmt, in öffentlichen Bekanntmachungen oder in Mittheilungen, welche an einen größeren Kreis von Personen sich richten, durch wissentlich unwahre Angaben thatsächlicher Art über die Beschaffenheit oder die Preisbemessung von Waaren oder gewerblichen Leistungen, über die Bezugsquelle von Waaren, über den Besitz von Auszeichnungen oder den Anlaß zum Verkauf den Anschein eines besonders günstigen Angebotes hervorzurufen, wird mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder mit Gefängniß bis zu sechs Monaten bestraft.“

Die Idee wollte hier jedenfalls ganz richtig die marktschreierischen Reklamen treffen, die speziell in der Manufakturwaarenbranche so großes Unheil anrichten; aber auch zahlreiche andere Gebiete werden damit unversehens in hundert Verlegenheiten gebracht. So macht das bedeutendste Organ der chemischen Industrie

darauf aufmerksam, daß auch dort die meisten schriftlichen und mündlichen Offerten einen besonders günstigen Anschein erwecken wollen. Man sei in dem geschäftlichen Leben dieses Gebietes so an Superlative gewöhnt, daß viele geschäftliche Ausdrücke nicht vollständig „tatsächlich richtig“ sind. Nun muß man sich aber die unangenehme Belästigung vorstellen, sobald die vorhandenen termini technici durch sorgfältiger gewählte sofort zu ersetzen wären. Wenn ein Fabrikant oder Droguist in der Preisliste ein Präparat mit den bekannten Bezeichnungen auführt: „albissimum-purissimum-optimum“, so könnte ein Konkurrent, der den gleichen Artikel um eine Nuance weißer oder nur um  $\frac{1}{100}$  Prozent reiner führt, gerichtliches Einschreiten verlangen; er kann ja durch Vorlage seines Präparates beweisen, daß jenes nicht das weißeste oder reinste, also auch nicht das beste ist. Auch muß man die deutschen Gerichte kennen, die auf das subjektive Empfinden eines Sachverständigen entscheiden sollen, bei welchem Gehalt an Beimengungen ein Präparat aufhört, chemisch rein, absolut rein, oder nur rein zu sein.

Es giebt sogar Leute, die im Sinne jenes Paragraphen 1 selbst das Fabrikbild als strafbar ansehen, falls es mehr oder größere Gebäude zeigt, als in Wirklichkeit vorhanden sind. Dabei nennt sich heute eine stattliche Anzahl von Kaufleuten Fabrikanten, ohne es zu sein. Diese ganz soliden Firmen, besonders in Cigarren, bestellen jahraus, jahrein bei ersten Fabriken sehr gute Waare in fertigen Packungen, die dann dort nicht allein die eigene Firma und Schutzmarke erhalten, sondern auch ein Idealbild der Fabrik, die nur im Monde existiert. Und dennoch ist das Ganze kein Schwindel, da die Waare ja gut und durchaus brauchbar ist. Warum sollte man also hier in eine Menge an sich ganz guter Geschäftsverhältnisse einschneiden, wo doch ein unlauterer Wettbewerb ausgeschlossen erscheint? Recht oft ist eine solche Firma einst selbst Fabrikant gewesen und hat nur der Konkurrenz weichen müssen. Auch wäre es strafbar, falls eine Fabrik auf ihre Briefe und Cirkulare Verkaufsartikel drucken läßt, die sie momentan gar nicht herstellt, zu deren Fabrikation sie aber doch jeden Augenblick schreiten kann. Einig scheinen alle Kompetenzen darin zu sein, daß es Schwindel ist, sobald Jemand in großen Reklamen als Fabrikant auftritt, während er nur ein Comptoirzimmer gemiethet hat. Ich kann mich aber auch hierbei des mißtrauischen Gefühls nicht erwehren, daß man die Anstrengungen des kleinen Mannes, sich herauszuarbeiten, viel zu wenig gewürdigt hat und so den schwächeren Kapitalisten von vorn herein leicht ins Unrecht setzt.

Was die falschen Bezugsquellen betrifft, so zeigen bekanntlich die Fabrikanten von englischer oder nordhäuser Schwefelsäure die Herkunft eben so wenig an wie die von Schweizer und Holländer Käse, — eine Bezeichnung, die nur die Beschaffenheit, die Art, andeuten solle. Das neue Gesetz kann da aber sehr böse interpretiren. Ganz unannehmbar scheint mir nach der Vorlage der verbündeten Regierungen der Paragraph 7, und man darf wohl fragen, wo denn in diesem Paragraphen auch nur ein Funke moderner Sozialpolitik steckt: „Wer Geschäfts- oder Betriebsgeheimnisse, die ihm als Angestellten, Arbeiter oder Beuhling eines Geschäftsbetriebes vermöge des Dienstverhältnisses anvertraut oder sonst zugänglich geworden sind, vor Ablauf von zwei Jahren seit Beendigung des Dienstverhältnisses zu Zwecken des Wettbewerbes mit jenem Geschäftsbetriebe unbefugt an Andere mittheilt oder anderweit verwerthet, wird mit Geldstrafe

bis zu 3000 Mark oder mit Gefängniß bis zu einem Jahre bestraft und ist zum Ersatz des entstandenen Schadens verpflichtet.“ Hier ist endlich der Punkt, wo das Gesetz klar und deutlich den Arbeitgeber direkt gegen den Arbeitnehmer fördert. Wie viele Betriebe erfreuen sich nicht der Erweiterung oder Verbesserung durch Talent und Fleiß der Angestellten. Oft muß diesen Helfern sogar ein gewisser Gewinnantheil zugestanden werden. Eines Tages denkt der „Herr“, auch ohne seinen Untergebenen fertig werden zu können, es erfolgt ein Streit, der Angestellte muß gehen. Nun muß er bei außerordentlich hoher Strafe zwei Jahre lang die Hände in den Schoß legen, während früher die Sache so lag, daß der Beamte während der folgenden 2 oder 3 Jahre Karenzzeit  $\frac{3}{4}$  oder auch  $\frac{1}{4}$  seines sonstigen Gehaltes bezog. Das war doch eine Entschädigung, die der Billigkeit entsprach. Die Falle, in die unsere Gesetzesvorlage durch irgend eine dunkle Einwirkung gerathen ist, zeigt sich am Besten durch folgendes Beispiel: Ein Reichsgerichtserkenntniß hob einst eine ewige Karenzzeit als ungiltig auf, wonach es also nicht mehr statthaft war, daß man einen ehemaligen Angestellten durch eine regelmäßige Jahressumme ein für alle Mal an seinem Fortkommen hinderte. Sofort nahmen sehr viele große Etablissements, vor Allem die chemischen, eine zweijährige Karenzzeit in die Verträge mit ihrem Personal auf. Sie thaten Das, ohne viel zu fragen und ohne natürlich dabei auf Widerstand zu stoßen. Und jetzt? O Wunder! Jetzt wird den Ausgetretenen in Formen, die ihnen kaum eine andere Wahl als das Nichtsthun lassen, genau die selbe Zeit ohne Entschädigung vorgeschrieben. Es ist nicht mehr von Karenzzeit die Rede, sondern einfach von zwei Jahren seit Beendigung des Dienstverhältnisses. Dieser ominöse Paragraph braucht nur Gesetz zu werden und die großen Etablissements streichen ohne Weiteres die mit Entschädigung verbundene Karenzzeit aus den Verträgen mit ihrem Personal wieder heraus. Das ist doch dann ein unlauterer Wettbewerb gerade seitens jener Großen, die Anderen weder eine selbständige Existenz noch eine Verwerthung ihrer Kräfte überhaupt auf dem gleichen Geschäftsgebiete für Jahre hinaus gestatten wollen. Selbst der Centralauschuß berliner kaufmännischer, gewerblicher und industrieller Vereine hat in seiner Eingabe an den Reichskanzler die dunklen Seiten dieses Paragraphen nicht in die hinreichend grelle Beleuchtung gerückt. Dies ist aber um so nothwendiger, je unbedingter der nachdrückliche Schutz unserer Industrie gegen unbefugte Ausbeutung allseitig anerkannt wird. Hier wurde schon vor vielen Monaten die Wichtigkeit des „Fabrikgeheimnisses“ ausführlich beleuchtet, aber auch damals schon die überspannten Ansprüche hervorgehoben, welche die Prinzipale bei ihren Angestellten mitunter geltend machen.

Das ist auch aus dem Paragraphen 8 zu ersehen, wonach der Verführer, also der große Nutznießer eines Vertrauensbruches, nur die Hälfte der Strafe des von ihm Verführten zu gewärtigen hat. Wie viele sonst ganz respectable Fabrikanten — nach dem Rezept, daß das Leben ein Kampf ist, — haben sich schon solcher Verführung schuldig gemacht und erfahrungsmäßig sind sie selbst am Allerstrengsten, sobald man ihnen einmal derartig mitspielt. Und wie aufdringlich gehen solche Konkurrenten dabei vor! In einem Darmstädter Blatt erschien eines Tages eine Annonce, worin Vorarbeiter gesucht wurden, die das Milchsäureverfahren genau kennen. Merkt in Darmstadt besitzt nämlich dieses

Verfahren. In einem Diebricher Blatt wurden wiederum anonym Cementbrenner gesucht, — wegen der dortigen Cementfabrik. In Kall bei Köln hatte ein Blättchen eine Annonce, worin zu den höchsten Preisen tüchtige Bleilöther gesucht waren, — dort ist nämlich die Akkumulatorenfabrik von Gottfried Hagen. Und Industrielle, die anderen Fabriken so nahe auf den Hals rücken, gleichsam vor deren Augen die Leute zu sich hinüberlocken, sollten nur halb so schwer bestraft werden wie die von ihnen schließlich Bethörten? Das wäre doch wirklich eine arge Ungleichheit.

Als kleinlich und auch recht zweischneidig wird der Paragraph 11 angesehen. „Wer im Inland eine Hauptniederlassung nicht besitzt, hat auf den Schutz dieses Gesetzes nur insoweit Anspruch, als in dem Staat, in welchem seine Hauptniederlassung sich befindet, nach einer im Reichsgesetzblatt enthaltenen Bekanntmachung deutsche Gewerbetreibende einen entsprechenden Schutz genießen.“ Ich habe über diesen Vorschlag mit Juristen und mit Geschäftsleuten gesprochen; sie haben sämmtlich die Köpfe geschüttelt. Nach ihrer Meinung geht es doch nicht gut an, daß z. B. die französischen Sect- und Chocoladefabrikanten nunmehr bei uns kein Recht bekommen sollten, falls ihre Etiketten etwa von ihren deutschen Kollegen nachgeahmt würden. In diesem Falle könnte doch keineswegs der Unterschied zwischen einer Generalvertretung und einer Hauptniederlassung entscheidend sein, oder gar die Abwesenheit eines ähnlichen Schutzgesetzes in Frankreich. Vor Allem aber entbehrt dann unser eigenes Publikum gegen minderwertige und auf Täuschung berechnete Waare eines Schutzes. Erfahrene Leute glauben nicht, daß Frankreich, die Schweiz oder Amerika in Folge dieses Paragraphen 11 zu einem ähnlichen Gesetz gedrängt werden könnten. Indessen kann der Spieß auch umgedreht werden. Nehmen wir z. B. eine elektrotechnische Firma vom Range der Brown-Boveri bei Zürich mit ihren Wechselstrommaschinen, oder die Amerikaner Thompson-Houston mit ihren Erfindungen für elektrische Bahnen (die „Union“ in Berlin); sobald Deutschland hier keinen Schutz mehr gewährt, würden diese gewaltigen Firmen sich auch uns gegenüber nicht mehr geniren. Und die große deutsche Industrie kann von der Schweiz auf diesem Wege ganz anders mißhandelt werden, als Dies umgekehrt der Fall sein könnte. Unserer Chemie bereiten übrigens die Fabriken der Eidgenossenschaft schon jetzt hinreichenden Schaden.

Das sind die Punkte, wo die neue Gesetzesvorlage vor Allem gründlich umzuarbeiten sein wird. Und wenn dann wirklich erträgliche Paragraphen gewonnen worden sind, so fehlt noch das Wichtigste: die Aufklärung darüber, ob die erste Instanz in diesen Sachdingen aus unseren ordentlichen Gerichten gebildet werden soll oder aus praktischen Handelskreisen. Daß die zweite Instanz das Reichsgericht werden müsse — wegen der Gleichmäßigkeit der Rechtsprechung —, wird wohl ziemlich allgemein angenommen. Allein auch die ersten Entscheidungen dürfen durch ihre rein theoretische Auffassung nicht allzu sehr befremden. Denn befremden heißt auch oft: eine öffentliche Meinung demoralisiren. Pluto.





## Notizbuch.

In den Zeitungen hat sich ein Zanf über die Frage erhoben, warum und von wem Herr von K  ller zum Minister des Innern berufen worden ist. Dabei zeigt sich wieder die Unkenntniß der wirklichen Vorgnge und Verhltnisse, die, trotz allen parlamentarischen Abenden, unsere Presse noch immer auszeichnet. Die Bewunderer des Grafen Caprivi sollten doch eigentlich wissen, daß schon zur Zeit des von ihnen verehrten Staatsmannes die Berufung des Herrn von K  ller in Aussicht genommen war. Warum? Ja, weil man mit der Freisinnigen Vereinigung allein doch nicht gut regiren kann, weil die Konservativen dem Caprivismus zurückgewonnen werden sollten und weil Herr von K  ller früher, ehe die agrarischen Kmpfe begannen, in der konservativen Partei eine gewisse Rolle gespielt hatte. Er war nicht in diese Kmpfe verwickelt, war nicht kompromittirt und konnte, mit der ihm eigenen Zuversichtlichkeit, das Vershnungswerk unternehmen. Außerdem war die Voraussetzung für seine Berufung, daß Graf Botho zu Eulenburg vom Platz weichen mußte, und diese Aussicht war den Herren der Wilhelmstraße ganz sicher nicht unangenehm. Es ist ein Zeichen politischer Kurzsichtigkeit, wenn man annimmt, Graf Caprivi htte, als er die Handelsvertrge durchgedrückt hatte, nicht um jeden Preis den Frieden mit der konservativen Partei gesucht; wahrscheinlich wre Alles genau so gekommen, wie es nun gekommen ist, höchstens wre die Umsturzvorlage etwas geschickter vertheidigt worden. Herr von K  ller war denn auch sicher nicht sehr überrascht, als der Fürst zu Hohenlohe ihm das Telegramm des Kaisers zeigte, das die Weisung enthielt: „K  ller mitbringen!“ Er wußte, er solle Minister des Innern werden, und war darüber wohl eben so erfreut wie ein großer Theil der Bewohner der Reichslnder, denen der Unterstaatssekretr immer ein fremder Herr aus Pommern geblieben war. Die eigentliche Ueberfischung war die Ernennung des Fürsten Hohenlohe zum Reichskanzler; der alte Herr ging aus, einen Rath zu ertheilen, und fand eine historische Mission. Die erfreuliche Anwesenheit des Herrn von K  ller aber danken wir nicht dem neueren, sondern dem neuen Kurs. Das kindliche Bemühen, zwischen dem Kanzler und dem Minister des Innern einen Gegensatz zu konstruiren, verdient einstweilen keine Beachtung. Die Hauptsache ist: wir haben Herrn von K  ller und wir wollen hoffen, daß wir ihn lange mit Stolz den Unseren nennen dürfen.

\* \* \*

Die Anhnger des **Bimetallismus** sollen einen fabelhaften Sieg erstritten haben und großes Entsetzen herrscht deshalb bei allen Denen, die in der Goldwhrung ein unantastbares Dogma sehen. Bei nherem Zuschauen zerflattert die ganze Mr ins Reich der unbestimmten Vertrstungen. Die Reichstagsmehrheit hatte den Antrag gestellt, die Regierung möchte „baldtunlich!“ eine internationale Konferenz zur Regelung der Whrungsfrage einberufen. Der Antrag kam auf die Tagesordnung, Graf Mirbach hielt eine ausgezeichnete Rede, auch Graf Bismarck-Schönhausen sprach vom Standpunkt des menschenverstndigen Landwirthes recht wirksam und schließlich verlas der Reichskanzler eine Erklrung, die er als „sorgfltig ausgearbeitet“ bezeichnete und die verspricht: er wolle mit den verbündeten Regierungen erwgen, ob man nicht

mit anderen Regirungen erwägen könne, wie dem zunehmenden Werthunterschied der beiden Münzmetalle abzuhelpen sei. Das nennen Freunde und Feinde der Goldwährung einen entscheidenden Sieg und beide Parteien vereinen sich zu der Behauptung, Dergleichen sei unter dem Grafen Caprivi unmöglich gewesen. Ob die Herren vergessen haben, daß genau vor einem Jahre, am zweiundzwanzigsten Februar 1894, im Reichsfinanzamt eine Kommission zusammentrat, der die Aufgabe gestellt war, über „praktische Maßregeln zur Hebung des Silberwerthes“ sich zu äußern? Das war, obwohl Graf Mirbach den Verhandlungen fern blieb und Adolph Wagner, der erste Währungspolitiker Deutschlands, gar nicht eingeladen war, doch noch eher ein Sieg zu nennen als die vage Verheißung, man werde erwägen, ob man erwägen könne. Die prinzipielle Frage ist in diesen Blättern von Schaeffle, Balfour, Kleinwächter und Fürstheim ausführlich behandelt worden und keine neue Debatte kann zur Beurtheilung Neues herbeibringen. Karl Hecht — nicht ein verhafter Theoretiker, sondern ein „Mann aus dem praktischen Leben“ — hat in seinem „Anti-Bamberger“ gesagt: „Einen Zweck für die Erlebigung der Währungsfrage können die Redeturniere, die man internationale Münzkonferenzen nennt, in der That nicht haben. Erst müssen die einzelnen Regirungen selbst wissen, was sie wollen.“ Daran eben hapert es einstweilen noch bei uns: aus der Erklärung des Fürsten Hohenlohe und aus den ihr nachgesandten offiziellen Kommentaren ist ganz und gar nicht zu ersehen, was er will, insbesondere nicht, ob er entschlossen ist, die Initiative zum Uebergang zu vertragsmäßiger Doppelwährung zu ergreifen. Bevor man darüber aber nichts weiß — die Sache ist nach dem Urtheil der Sachverständigen recht eilig und in jedem Falle spruchreif — sollte man sich doch hüten, über fabelhafte Siege zu jauchzen oder zu jammern.

\* \* \*

Der **Bund der Landwirthe** hat in Berlin seine Generalversammlung abgehalten. Vorher hatte der Bundesvorstand dem Kaiser eine Adresse überreicht und der Kaiser hatte in seiner Antwort recht strenge Worte über die vom Bunde betriebene Agitation gesprochen. Da nun im Laufe der Generalversammlung abermals hitzige Reden gehalten wurden, waren eifrige Geberdenspäher gleich bei der Hand, um die Landwirthe als schlimme Rebellen zu denunziren. Diese maßvollen Herren, denen jedes derbe Wort ein Gliederschlottern bescheert, sollten doch bedenken, daß es, wenn ein paar tausend kräftige Männer, die in verzweifelm Kampfe um ihr Dasein stehen, alljährlich einmal zusammenkommen, dabei nicht so sittiglich zugehen kann wie in einem Jungfernstift und daß maßvoll gewöhnlich nur Der ist, der gut verdaut hat und ohne Sorgen den kommenden Tag erwarten kann.

\* \* \*

Im **Waschraum des Reichstages** soll ein Brief gestohlen worden sein. Nachdem man sich eine Weile über diesen doch gar nicht so ungewöhnlichen Vorgang entrüstet hatte, ist der Seniorenkonvent zu dem löblichen Entschlusse gelangt, über der Waschoilette auf einer Marmorplatte den Spruch anbringen zu lassen: „In politischen Dingen geht es nicht immer mit reinen Händen zu; man wäscht sie hinterdrein.“



Berlin, den 2. März 1895.

## Der Landesvater.

Nach dem Gesetz der Zwölf Tafeln war das Haupt der römischen Familie ein absoluter Herrscher im eigenen Hause, der freischaltende Herr über Weib und Kind, Sklaven und Vieh, Acker und Heimstätte. Plutarch hat ausdrücklich darauf hingewiesen, daß Brutus nicht als Konsul oder Richter, sondern als pater familias die Söhne zum Tode verurtheilen konnte; und Mommsen erzählt: „Sämmtliche Mitglieder des Haushaltes waren jedes gesetzlichen Rechtes entblößt, — die Gattin und das Kind nicht minder als der Ochse oder Sklave.“ Diese patria potestas, die sich bis zu den helleren Tagen des Marcus Aurelius auch auf die erwachsenen Kinder erstreckte und diese der unumschränkten Machtvollkommenheit selbst eines geistig gestörten Familienvaters unterwarf, war, nach Westermarcks Zeugniß, von allen indo-europäischen Völkern nur den Römern eigenthümlich und Justinian noch konnte, vielleicht mit einigem Stolz, verkünden, „daß nirgends sonst die Männer eine solche Gewalt über ihre Kinder besitzen wie bei uns.“ In Athen brauchte der Sohn, wenn er das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte, zur Eheschließung die väterliche Erlaubniß nicht mehr und in Sparta scheint etwas später die Allmacht des Vaters auch eingegrenzt worden zu sein. Die Teutoncu kannten das mundium, die Schutzgewalt über die der Hilfe Bedürftigen, aber es fand an der Schwelle der Mündigkeit seine Grenze, der erwachsene Sohn, der sich selbst ernähren konnte, war sein eigener Herr und ein barbarischer Brauch gestattete ihm sogar, die altersschwachen Eltern aus der

Zeitlichkeit zu befördern. Die Sitten säufstigten sich mit dem Wandel der Zeiten. In der römischen Republik wehrten die Censoren den Mißbräuchen der väterlichen Gewalt, später bestimmte Alexander Severus, daß nur die Obrigkeit den Familiengliedern schwere Strafen auferlegen dürfe, Konstantin behandelte den Vater, der sein Kind getödet hatte, wie jeden gemeinen Mörder und allgemach kam es so weit, daß sogar die Töchter den Widerspruch wagen durften, wenn der Vater sie einem Manne von üblem Ruf zur Ehe geben wollte. Der Einfluß des Christenthums, das die Idee der Gleichheit aller vom Weibe Geborenen begünstigt, that das Uebrige, um namentlich bei den Teutonen die väterliche Gewalt einzuschränken; im Schwabenspiegel kann man lesen: „Wenn ein junger Mann sein vierzehntes Lebensjahr zurückgelegt hat, kann er ohne Einwilligung seines Vaters eine Frau heimführen.“ Selbst in Frankreich, wo die strenge Familienzucht am Längsten währte und Bodin noch gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts schreiben konnte, der Vater sei das wahre Ebenbild des großen göttlichen Herrschers, lockerten sich nach und nach die straffen Bande und die Encyclopädisten prägten schließlich das ganz moderne Wort: „Die väterliche Gewalt ist viel eher eine Pflicht als eine Macht.“ Das wurde in einer Zeit ausgesprochen, wo zum ersten Male von dem Rechte, das mit uns geboren ist, ernstlich die Rede war und wo in der Vorpostenkette die Empfindung dämmerte, daß ein sterblicher Mensch über das Geschick seines Nächsten nur solche Rechte beanspruchen dürfe, die des Bevormundeten Wohlfahrt fördern.

Damals, als in der Weltanschauung das Großreinmachen begann, als Diderot und d'Alembert mit alten und abgelebten Begriffen rücksichtslos aufräumten, saß auf dem preussischen Königsthron ein Mann, der gern das Wort des Seneca wiederholte, daß der Fürst dem Staat, nicht der Staat dem Fürsten gehört, und der diese — den Herren von Köller und Stumm gewiß unliebsam klingenden — Sätze schrieb: „Die meisten Fürsten sind der Meinung, daß Gott lediglich aus einer ganz besonderen Rücksicht auf ihre eigene Größe, Glückseligkeit und Eitelkeit jene Menschenmassen geschaffen hat, deren Heil ihnen anvertraut ist, und daß ihre Unterthanen nur dazu bestimmt seien, die Werkzeuge und die Diener der fürstlichen Leidenschaften zu werden. Wollten die Fürsten sich dieses Irrthums entschlagen und mit Ernst auf den Zweck ihrer Einsetzung zurückgehen, so würden sie sehen, daß ihr Rang, auf

den sie so eifersüchtig sind, und daß ihre Erhebung nur das Werk der Völker ist, daß diese Tausende von Menschen, die ihnen anvertraut sind, sich keineswegs zu Sklaven eines Einzelnen gemacht haben, damit dieser um so furchtbarer und mächtiger werde." Der Gedankengang, den der gekrönte Freund Voltaires mit solchen Sätzen beschritt, führte geraden Weges an das Ziel der Encyklopädisten. Er tilgte aus dem Zwölftafelgesetz der politischen Dogmen jede Erinnerung an die Tage des byzantinischen Kodex und löschte den Grundsatz des Gottesgnadenthums aus: Praesumitur rex habere omnia iura in scrinio pectoris sui. Die Fürsten hatten sich lange als die Väter ihrer Völker gefühlt, als die Alleinherrscher über unmündige Massen, denen die höhere Weisheit der Allerhöchsten die zu wandelnden Wege vorschreiben müsse und die in geduldiger Ruhe zu erwarten hätten, was vom Thron herab über sie verfügt werden würde. Sie hatten sich das *ius vitae necisque* angemacht, das Recht über Leben und Tod, das dem altrömischen Familienvater eigen gewesen war, und so war, wie im lateinischen Empfindungsbezirk der Caesarenbegriff, in den germanischen Landen, wo früher das Gefühl der Gleichheit nicht einmal eine gesonderte Priesterkaste geduldet hatte, der Begriff der Landesväterlichkeit entstanden. Der Fürst war der *pater familias* des ganzen Volkes, er allein sorgte für das Land, trug nur vor Gott die Verantwortung und wies jedes selbständige Bestreben der Unterthanen, aus eigener Kraft ihre Lebensbedingungen zu verbessern oder bei der Geschäftsführung mitzuwirken, als einen ungehörigen Eingriff in seine Rechte zurück. Dieser Zustand währte, bis zuerst ein lokales Ereigniß und später ein weltgeschichtliches Datum ihm ein Ende setzte: die englische und die französische Revolution; Karl Stuart und Ludwig Capet waren in Westeuropa die letzten Landesväter im alten, überlieferten Sinn. Im germanischen Osten vollzog die Entwicklung sich langsamer, aber auch ruhiger und zunächst ohne empfindliche Stöße. Der große Friedrich war seinem Volke voraus; er lebte in der Geistergemeinschaft der guten Europäer, war bereit, den mythischen Vorrechten der aus Gottes Gnade Erwählten zu entsagen und als *premier domestique* des Staates seine Pflicht zu thun, und erkannte früh, daß man *la part du feu* machen und vor dem Ausbruch des Weltenbrandes rasch die Theile des Königthums retten müsse, die in gewandelter Zeit noch Stand halten könnten. Vielleicht erkannte ers allzu früh; die Masse des Volkes war dem Ideal eines im

engen Kreis ernster Pflichten schaltenden sozialen Königthums noch nicht reif und der letzte Scufzer des müden Monarchen, der selbst freilich seine Lehre nicht immer gelebt hatte, galt dem Bedauern, daß er vom Schicksal bestimmt gewesen sei, über Sklaven zu herrschen. Immerhin dämmerte der Morgen schon im Osten, aus dessen Tiefe das Pflichtgebot des kategorischen Imperativs erscholl, und als bald darauf die Menschenrechte verkündet wurden, mußte den unruhig Harrenden ein neuer Tag strahlend emporsteigen. Eine Jahrhundertwende brachte den Individuen und den Völkern die Befreiung vom sanft lastenden Joch väterlicher Vormundschaft: der unumschränkte pater familias verschwand mit dem absoluten Landesvater in die historische Kumpellkammer; und im Zarenreich nur, dem Lande der langen Nächte, stöhnte der stumpfe Sinn sein Leid noch immer dem Batjuschka aus, dem Väterchen, das, je nach dem Bedürfniß, abwechselnd die Züge des Grundherrn oder des Gubernators, des Kaisers oder des lieben Gottvaters trug.

Im Deutschen Reich gehen jetzt seltsame Gespenster um. Dieses kunstvoll und künstlich gefügte Reich hat eine nach neuestem Stil modisch verputzte Fassade, die der Geschmacksrichtung der meisten Miether entspricht, der demokratisirten Massen, die alle Gelasse und Keller des neuen Gebäudes mit wirrem Gewimmel erfüllen; im ersten Stock aber wohnen feudale Herren, die, weil sie ihrer Herrlichkeit die Götterdämmerung heraufziehen sehen, mit verlöschender Kraft noch gewaltthätig sich bemühen, die Sitten und Bräuche des Feudalismus auch in veränderter Zeit zu bewahren. Fast alle Uebel, unter denen wir heute leiden, rühren im letzten Grunde von diesem Widerspruch her: unsere Einrichtungen sind modern, um den Geist aber, der sie nutzbar machen soll, webt und wittert der Hauch der Feudalzeit. Der Widerspruch ward nicht ganz offenbar, so lange der Riesenschatten einer genialen Persönlichkeit ihn verdeckte, eines auch im Fehlen niemals beirrten Jägers, der immer wieder als Stützpunkt eine neue Bülte fand und bald mit dem Proletariat gegen die Bourgeoisie, bald mit der Bourgeoisie gegen das Proletariat ein paar Fußbreiten weiter zu kommen versuchte. Seit er aus dem Hausverwalterdienst fortgeschickt worden ist, will es in dem Neubau nicht mehr ruhig werden; man fühlt jetzt, daß in der Konstruktion Etwas nicht recht stimmt, und die Miether merken, daß sie verschiedene Sprachen sprechen und einander deshalb nicht verstehen können. Abenteuerliche Vorschläge tauchen auf: ernsthaftes Leute erörtern

ernsthaft die Frage, ob man einen von Millionen brünstig bekannten Glauben mit Kanonen aus der Welt knallen kann; Andere, die immer noch ernsthaft genommen sein wollen, erhigen sich für den Plan, die staatliche Schutzmannschaft als Hüter der Religion aufzubieten und Jeden, der nicht an ihren Gott glaubt, bei Wasser und Brot für das himmlische Heil zu drillen; und ein Herr, der auf dem Bildungsniveau eines achtbar begabten Kriminalkommissarius steht, spricht über Kunst und Literatur Ansichten aus, die im ganzen Land schallende Heiterkeit wecken. Dieser Gespensterkarneval währt nun schon in den fünften Monat und jetzt hat, kurz vor dem Aschermittwoch, auch noch der Schatten der Landesväterlichkeit in den wirbelnden Schemenreigen hineingespukt.

Es war beim Festmahl des brandenburgischen Provinziallandtages. Der Deutsche Kaiser und König von Preußen hielt eine Tischrede, die nur zum Theil in die Oeffentlichkeit gedrungen ist und die, wie man schon aus diesem Fragment sehen kann, eine sehr strenge Zurückweisung der von den deutschen Landwirthen aufgestellten Forderungen brachte. Kein Stand, so sagte der Kaiser, darf auf Kosten der anderen Stände besonders bevorzugt werden. Das ist ein vortreffliches Wort, denn es läßt uns hoffen, daß nun auch die Arbeiter das Recht der Standesorganisation erlangen werden, das allen anderen Klassen längst schon gewährt worden ist und das ganz allein, weil es die Massen an der Erhaltung des Staates interessirt, einen dauernden Schutzwall gegen revolutionäre Gefahr bieten kann. Es ist auch für die Landwirthe ein gutes Wort, denn sie klagen mit Recht ja darüber, daß ihr dürftiges Dasein von den gierigen Wünschen mächtiger Exporteure und Zwischenhändler allzu lange gefährdet worden ist, und ihr Sinnen und Trachten geht nur dahin, nach den Bedingungen der heimischen Produktion, ohne Schleuderkonkurrenz aus billig im Raubbau wirthschaftenden Ländern, ihre Waare auf den Markt bringen zu können. Ueber diesen berechtigten Anspruch scheint der Kaiser eben so ungenügend informirt zu sein wie über die geradezu verzweifelte Lage der Landbevölkerung; die Schuld daran trügen ganz allein die Minister, trüge vor allen Anderen der Kanzler, der die Pflicht, rückhaltlos offen zum Monarchen zu sprechen, wenn er das ernste Gefühl seiner Verantwortlichkeit hat, nicht versäumen darf. Jedenfalls zeigt, allen Deutungversuchen zum Troß, die Rede des Kaisers, daß er in dem Bestreben, die künstliche Herabdrückung des Getreidepreises zu beseitigen,

vielmehr das Vermessen eines einzelnen Standes sieht, in selbststüchtigem Interesse und auf Kosten der anderen Stände den Getreidepreis künstlich zu erhöhen. Das ist ganz genau der Gedankengang des Grafen Caprivi und die Frage, die hier einst an den Herrn der Huber und Goering gerichtet wurde, darf ehrerbietig nun wohl auch dem Kaiser unterbreitet werden: wie es, wenn diese Gedankenfolge richtig sein soll, denn verantwortet werden kann, daß überhaupt noch ein Getreidezoll aufrecht erhalten wird, der dann doch ganz sicher die Bevorzugung eines Standes auf Kosten anderer Stände ergeben muß. Man kann Freihändler sein und die ganze Welt in einen Riesenbazar umgestalten wollen, den kosmopolitische Großkaufleute beherrschen und in dem, nach dem Takt des freien Spieles der konkurrierenden Kräfte, unablässig gehandelt und gewandelt wird, ohne Rücksicht darauf, ob zu Hause ein paar Hunderttausend Produzenten zu Grunde gehen, für die auf günstiger situirten Märkten ja leicht der Ersatz zu finden ist. Man kann Schutzzöllner sein und den Wunsch hegen, die heimische Produktion, von deren Wohlergehen am Ende doch die Gesundheit und Selbständigkeit des ganzen Volksorganismus abhängt, vor dem drückenden und ruinirenden Wettbewerb mit billiger produzierenden Ländern nach Möglichkeit zu bewahren. Beide Anschauungen sind zu verstehen; auch die von Manchester wäre nicht ganz zu verachten, wenn sie, die recht eigentlich das Sonderinteresse parasitischer Zwischenhändler vertritt, nicht beständig im lichten Gewande der selbstlos beglückenden Menschenliebe erschiene. Unverständlich aber ist die dritte Ansicht, die zwar einen mäßigen und für den Agrarproduzenten unzureichenden Schutzzoll bestehen läßt, die in dem Bestreben aber, das Produkt nicht unter dem Selbstkostenpreis abgeben zu müssen, überspannte und utopistische Hoffnungen sieht. Leider hat sich gerade zu dieser Anschauung der Deutsche Kaiser bekannt. Er will mit ganzer Kraft dafür eintreten, dem Bauernstand dauernd Nütliches zu schaffen; Das aber, was dieser Stand selbst für allein dauernd nützlich hält — die Beseitigung der durch die Verkehrserleichterungen künstlich bewirkten Minderung des Produktionsertrages in einem armen Lande — lehnt er mit strengem Wort ab, im „allgemeinen Interesse“. Die Folge ist, daß man im ganzen Reich, sichernd oder seufzend, fragt, warum denn der Graf von Caprivi einsam in Montreux seine alten Civilkleider auftragen muß, da der Kaiser die Wirthschaftspolitik des Arlosen



doch fortsetzen will, — wie man seit fünf Monaten überall fragt, warum denn Bismarck fortgeschickt werden mußte, da der Kaiser doch in die mit den Februarerlassen einst aufgegebenen Bahnen der letzten sozialpolitischen Periode des alten Kanzlers wieder zurückkehrt.

Die Rede an die Brandenburger hat die Antwort darauf gebracht und sie hat auch, deutlicher noch als andere Kundgebungen des Monarchen, die Wurzel der Mißverständnisse gezeigt, die zwischen einem ungewöhnlich begabten und vom besten Willen beseelten Fürsten und einem ganz überwiegend monarchisch gestimmten Volk immer wieder entstehen. In dieser Rede hat der Kaiser sich selbst den Landesvater genannt, dem das ganze Volk fördernd zur Seite stehen müsse. Es wäre unsinnig, dabei an mythische Vorstellungen zu denken, die mit dem Gedanken an eine Macht über Leben und Tod spielen; der Kaiser denkt ganz sicher nicht daran, irgend ein Gesetz zu verletzen, und er wird eben so sicher dem Drängen, das ihn auf den abschüssigen Weg der Staatsstreiche locken will, widerstehen. Aber es wäre erbärmlich und feig und die sträflichste Beleidigung der in jedem muthigen Manne lebenden Majestät, wenn man noch länger verschweigen wollte, daß in das Verhältniß des Kaisers zum Volk das gefährlichste Mißverständniß sich einzunisten droht. Wilhelm der Zweite fühlt sich als Landesvater; er hat auf hoher See mit den Sternen stille Zwiesprache gehalten, er glaubt, die Wege zu kennen, die das deutsche Volk in das herrliche Land der Glückseligkeit führen, und er hat von seinem Herrscherberuf eine so stolze Meinung, daß er die patria potestas, die mild und nützlich zu übende Macht des Vaters einer Völkerfamilie, niemals und nirgends sich schmälern lassen will. Er ist von Mittelmäßigkeiten umringt, von glatten Herren mit öligen Zungen, und hat die wahrscheinlich ganz richtige Empfindung, daß er mehr kann und namentlich Größeres will als dieses Gehudel. Deshalb heischt er für seine Entschlüsse, auch wo sie rasch wechseln, blindes Vertrauen; deshalb fordert er, wie ein gütiger Vater, der das für alle Hausgenossen Allerbeste schon finden wird, von allen Gliedern der Familiengemeinschaft Gehorsam und ehrfürchtig abwartende Geduld; deshalb nimmt er jedes Bemühen, das aus eigener Kraft und aus eigenem Recht die Daseinsbedingungen bessern will, als eine persönliche Kränkung der landesväterlichen Vormundschaft unwillig hin; deshalb war er verletzt, als die Arbeiterklasse, der er in schöner Wallung die

Hand entgegengestreckt hatte, nicht vertrauensvoll ihre Geschichte in diese starke Hand gab; deshalb ist er jetzt beleidigt, da der Bauernstand, dem er Hilfe verheißten hat, dennoch fortfährt, die Standesinteressen agitatorisch zu fördern, — nicht gegen den Kaiser, sondern gegen die vielfach verschlungenen Gewalten, die im Wechsel der Zeiten neben dem Herrscherthron emporgeschossen sind. Deshalb mußte der übermächtig gewordene Vasall weichen, der, von nahezu mythischem Heroenglanz umloht, neben dem nach Thaten dürstenden Landesvater stand, und deshalb wurde der ergebenste Diener der Versöhnungspolitik schlicht verabschiedet, als er sich unterstanden hatte, ohne vorher anzufragen, eigene Meinungen in die weithin duftende Pfüge zu werfen, die alle Wohlgerüche von Johann Maria Farina doch nicht entstäubern können.

Die ruhige Entwicklung des arg verwirrten Interessengesträhnes im Deutschen Reich hängt zunächst davon ab, daß dieses Mißverständniß, das dem löblichsten Orange, einen großen Rahmen ganz auszufüllen, entspringt, rasch und für immer beseitigt wird. Montaigne wünschte, einen rechtschaffenen Offizier in auskömmlicher Vermögenslage — quod sit, esse velit; nihilque malit — mit der Aufgabe betraut zu sehen, dem König die Wahrheit zu sagen, weil die Fürstensprossen, unter deren Berührung Alles sich binsenhast biegt und beugt, sonst nur von den Pferden, die sie besteigen, rücksichtslos abgeworfen werden und darum, nach der Meinung des ernstesten Spötters, meistens nur das Reiten ganz gründlich lernen. Einen Enkel Friedrichs, eine starke Persönlichkeit, die, wie der Ahnherr, immer sich selbst setzt, braucht man wohl nicht zärtlich und zimperlich nach Höfplingsart zu umschmeicheln. Dem Deutschen Kaiser Wilhelm dem Zweiten kann man furchtlos sagen, daß die Zeiten des Patriarchalismus für immer dahin sind, in der Familie wie in der Volkheit; daß die Völker, als sie erwachsen waren, auf der Basis der Gleichberechtigung mit den Fürsten Verträge abgeschlossen haben, die man Verfassungen nennt und die jedem Einzelnen und jedem Stande das Recht verbürgen, mit allen Mitteln, die das Gesetz nicht verbietet, seine Interessen wahrzunehmen; daß auch die landesväterliche Gewalt, nach dem Wort der Encyclopädisten, allgemach viel eher eine Pflicht als eine Macht geworden ist; und daß, wo früher der unmündige Unterthan in schweigendem Gehorsam die Entschlüsse des Landesvaters erwartete, mündige Völker und Fürsten wetteifernd jetzt sich mühen müssen, im Dienst des gemeinsamen Vaterlandes.



## Sozialpolitik und Umsturzvorlage.

Das Sozialistengesetz wurde 1889 nicht wieder erneuert. Nach zwölfjährigem Bestande schien damit der Ring zerbrochen, der die deutsche Arbeiterwelt als revolutionäre Partei eifern zusammengehalten hatte. Bald darauf ergingen die kaiserlichen Erlasse vom vierten Februar 1890. Darin waren energische soziale Reformen in Aussicht gestellt. Ja, es befand sich darin eine Stelle, die ganz besonders die Erwartung erregen mußte. Da waren gesetzliche Bestimmungen versprochen über „die Formen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, welche ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten beteiligt und zur Wahrung ihrer Interessen bei Verhandlung mit den Arbeitgebern und mit den Organen der Regierung befähigt werden“ sollten. Das versprach noch nicht die Anerkennung der Fachvereine, welche die Arbeiter sich selbst geschaffen haben, als Vertreter der Arbeiter; aber es legte eine solche Anerkennung doch nahe und jedenfalls bedeutete es eine völlig veränderte Haltung gegenüber den Arbeiterorganisationen. Diese Stelle stand vielleicht am Meisten im Widerspruch mit Allem, was, seitdem Herr von Puttkamer das preussische Ministerium des Innern übernommen hatte, die Regierungspolitik gewesen war. Voll Freude sahen Alle, denen das friedliche Aufsteigen der Arbeiterklasse am Herzen lag, der Zukunft entgegen. Sanguinische Patrioten aber sahen in den Erlassen die Wiederkehr der Zeiten der Stein-Hardenbergischen Bauernbefreiung.

Und heute, nachdem fünf Jahre verlaufen sind?

Die Erwartungen, die sich an das Aufhören des Sozialistengesetzes knüpften, haben sich vollauf erfüllt. Menthälben fand man — bis zum Auftauchen der Umsturzvorlage — eine Milderung des revolutionären Tones bei den Sozialdemokraten, und wo sie zu positiver Mitarbeit zugelassen wurden, war Dies sowohl im Interesse der Sache als auch von erziehlicher Wirkung.

Nicht das Selbe gilt von den Erwartungen, die an die kaiserlichen Erlasse geknüpft wurden. Nicht als ob die Gewerbeordnungsnovelle von 1891 nicht große Verbesserungen gebracht hätte. Namentlich gilt Dies von der Beschränkung der Kinder- und Frauenarbeit, der Einführung von Arbeitsordnungen und Arbeiterausschüssen und der Bestimmung der Gleichheit der Kündigungsfristen. Aber andere dringende Reformen — wie die Verschärfung der Sonntagsruhe — wurden in ihrer Ausführung so lange verzögert, bis die einsetzende rückläufige Strömung so viele Ausnahmen einfügte, daß kaum mehr zu sagen ist, für welche Fälle die Regel gilt. Und während alle diese Verbesserungen nicht der Art waren, daß es möglich wäre, davon einen Umschwung in der Stimmung der 1800 000 Männer zu erwarten, die durch Abgabe sozialdemokratischer Wahlzettel ihre revolutionäre Gesinnung gegenüber

dem Bestehenden bekundeten, blieb den Arbeitern das Einzige versagt, was diesen Umschwung herbeiführen konnte —: die Freiheit der Organisation zur Wahrung ihrer Interessen. Ja, statt dieser Freiheit, welche die kaiserlichen Erlasse in Aussicht gestellt hatten, ist das Entgegengesetzte gefolgt, und wer sich nach Parallelen in der Geschichte des sozialen Königthumes umsieht, braucht nicht weit zu suchen. Auf die Bauernbefreiung von 1811 kam bekanntlich die Bittschrift der ostpreussischen Gutsbesitzer unter Führung des Grafen Dohna gegen die Durchführung des Regulirungediktes und darauf 1816 unter dem Namen der Deklaration die theilweise verfügte Zurücknahme dieses Ediktes; in Folge Dessen dauerten die Mißstände fort, die der Bewegung von 1848 auf dem Lande den Nährboden gaben, und erst diese Bewegung hat dann wirklich die Bauernbefreiung gebracht. So ist auch diesmal die Morgenröthe der königlichen Versprechungen übergegangen in einen trüben Tag und bleiern drücken die Nebel, die einflußreiche Interessenten zur Verhüllung der Sachlage zu erzeugen verstehen. Wie damals in der Einsicht der Gutsbesitzer, so findet man heute in der der Millionäre das Heil. Denjenigen aber, deren Gewissen gegenüber solcher Wendung sich aufbäumt, droht eine neue Auflage der Karlsbader Beschlüsse.

Eine Ermordung — diesmal ist es nicht die eines Kogebue, sondern eine Ermordung im Auslande — hat den Anstoß zu einer Gesetzesvorlage gegeben, zu der die heimischen Verhältnisse absolut keinen Anlaß bieten, und weil der Widerstand, den man in Frankreich selbst den berechtigtesten sozialen Reformen entgegensetzt, daselbst einen Anarchismus gezüchtet hat, der vor den wahnsinnigsten Verbrechen nicht zurückschreckt, soll bei uns die Freiheit von Wissenschaft und Kunst der Interpretation von Sautschutparagrafen durch Staatsanwälte und Richter preisgegeben werden.

Unter solchen Verhältnissen war es ein Verdienst, die kaiserliche Regierung zu einer Aussprache darüber zu nöthigen, ob denn die Aera des sozialen Königthums, der man vor fünf Jahren vor dem versammelten Europa den größten deutschen Staatsmann zum Weiheopfer gebracht hatte, bereits geschlossen sei. Dieses Verdienst hat sich die Interpellation Hise-Lieber erworben. Sie hat vor Allem die mannhafte Erklärung des Freiherrn von Verlepsch gebracht, daß unzweifelhaft in Bezug auf die Arbeitervertretung der kaiserliche Erlaß von 1890 noch nicht zur Durchführung gekommen sei.

Über wenn damit auch eingeräumt ist, daß das Versprechen, von dessen Erfüllung allein der Umschwung in der Stimmung der Arbeiter zu erwarten war, noch nicht erfüllt ist: das Uebrige, was die Debatte brachte, war — mit wenigen Ausnahmen in den Reden der Abgeordneten Roeßke und Hüpeden — von der traurigsten Art. Die Regierung scheint abwarten zu wollen, daß die Sozialdemokratie erst aussterbe, bevor sie die Maßnahmen in Angriff

nimmt, die allein zur Umwandlung ihres Charakters führen können; und da der revolutionäre Geist unter dieser Politik des Abwartens am Besten gedeiht, dürfte sie sich diese Maßnahmen für ewig sparen können. Das ist nun selbstverständlich ganz im Sinne der Herren von Kardorff, Stumm, Hehl und Möller (Dortmund), die jedweden weiteren Gedanken an Arbeitervertretung schon heute den heftigsten Krieg erklären. Es freut sich Dessen aber nicht minder die Sozialdemokratie, deren revolutionäre Leitung nichts mehr fürchtet als das Aufblühen der Berufsorganisationen. Immerhin hat man es bei den Vertretern beider Lager mit klaren, wenn auch einseitigen Standpunkten zu thun, und nach Bacon's Ausspruch führt der Irrthum noch eher zur Wahrheit als die Konfusion. Dagegen erscheint als völlig hoffnungslos die „wohlmeinende“ Verwaschenheit des Interpellanten Dr. Hise. Entweder entbehrt dieser dermalige sozialpolitische Leiter des Centrums jeder Gabe, das Problem, das in Frage steht, präzise zu erfassen, oder der Patriarchalismus der Wohlfahrteinrichtungen, in dem er sozialpolitisch herangewachsen ist, hat ihm den Muth genommen, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Nur auf die eine oder andere Weise erklärt es sich, wenn Herr Hise besondere Interessenvertretungen für die Arbeiter fordert und gleichzeitig die einzige auf Grundlage der bestehenden Ordnung mögliche Organisation der Arbeiter zur Wahrung ihrer Interessen, den Gewerkverein, ablehnt.

Und Dies führt mich zu dem Hauptmangel der ganzen Reichstagsdebatte. Drei Tage ist über die Nothwendigkeit besonderer Berufsorganisationen der Arbeiter gestritten worden. Aber in diesen drei Tagen ist kein Mensch aufgetreten, der dargelegt hätte, warum denn diese Berufsorganisationen etwas von unserer heutigen Wirthschaftsordnung geradezu Gefordertes sind. Daher fehlt auch der ganzen Debatte jeder große Zug. Niemand war da, der gezeigt hätte, warum, so lange diese Forderung elementarster sozialer Gerechtigkeit nicht erfüllt ist, von irgend welcher friedlichen Lösung des sozialen Problems nicht die Rede sein kann. Statt Dessen ein Hin- und Herreden von den kleinsten Gesichtspunkten aus. Und doch ist die Frage die, ob die heutige Gesellschaft bereit ist, die sich zu Gunsten der Organisation der Arbeiter aus der bestehenden Ordnung ergebenden Folgen ehrlich und voll zu ziehen, oder zu riskiren, daß sie mitsammt allen ihren sanften und groben Polizeimittelchen zur Stützung dieser Ordnung von den entrüsteten unteren Klassen hinweggefegt werde. Und warum fordert die heutige Wirthschaftsordnung die Berufsorganisationen der Arbeiter geradezu?

Sehen wir uns die vorausgegangene Ordnung des Arbeitvertrages zur Zeit des Polizeistaates einen Augenblick näher an.

Lohn und Kost waren zur Zeit des Polizeistaates durch die Behörden bestimmt. Desgleichen war die Arbeitszeit durch Herkommen oder ausdrückliche

Vorschrift begrenzt. Dabei war der Zugang zu den Gewerben und die Beschäftigung der erwachsenen Arbeiter durch die Lehrlingsvorschriften geregelt. Der Arbeitsvertrag wurde auf lange Termine mit langen Kündigungsfristen abgeschlossen. Waren diese Bestimmungen auch sämmtlich im Interesse der Arbeitgeber getroffen, so kamen sie doch dem Arbeiter in dem Augenblick zu Gut, da die Konjunktur sich gegen die Arbeiter wandte. Es war damals prinzipiell fast Alles gegeben, wofür der Arbeiter heute streitet: Stetigkeit der Beschäftigung, Regelung des Angebotes der Arbeit, Normalarbeitstag, Lohnminimum. Das Einzige, was fehlte, war die Anerkennung der Gleichberechtigung der Arbeiter mit dem Arbeitgeber. Aber in einer Zeit, da die Rechte eines Jeden standesmäßig abgezirkelt waren, wurde Dies auch von den Arbeitern nicht als Mangel empfunden. Das Alles haben wir grünlich beseitigt und den sogenannten freien Arbeitsvertrag an die Stelle gesetzt.

Warum haben wir Dies gethan? Etwas aus doktrinären Gründen? Da war das Argument, daß der Arbeiter als freier Mann berechtigt sei, wie jeder Waarenverkäufer für seine Waare, so für seine Arbeit den bestmöglichen Preis zu erzielen, und dieses Recht hatten Turgot und Adam Smith für das erste, das heiligste und unverjährbarste erklärt. Aber trotz dem mächtigen Einfluß dieser Männer, — es war doch nur eine Doktrin, und theoretische Argumente pflegen in praktischen Fragen keine Siege zu erfechten, wenn sie nicht von einem mächtigen Interesse getragen sind. Welches aber war das Interesse, das die Freiheit des Arbeitsvertrages trug? Waren es etwa die Arbeiter? Sie petitionirten ja um die Beibehaltung der alten Regelung des Arbeitsvertrages, als sie abgeschafft werden sollte, und ihre Ohnmacht zeigte sich gerade darin, daß man stumm über ihre Bitten hinwegschritt. Nein, es war die Großindustrie, die der Freiheit des Arbeitsvertrages zum Siege verhalf. Die alte Regelung des Polizeistaates hatte man ertragen, so lange man für ruhige Marktverhältnisse produzirte. Als aber die steigende Konkurrenz auf dem Weltmarkt die aufkommenden Großindustriellen nöthigte, einander zu unterbieten, wurden alle die alten Vorschriften über lange Arbeitskontrakte, lange Kündigungsfristen, feste Lohnsätze, normale Dauer der Arbeit, als eben so viele Fesseln empfunden und mit Eifer trat man nun ein für die Freiheit des Arbeiters, unbeengt durch gesetzliche und behördliche Vorschriften, sein heiligstes Eigenthum, seine Arbeit, wo und wie sich die Gelegenheit böte, zu verwerthen.

Und wie steht es denn nun mit dieser Freiheit in der Wirklichkeit?

Diese Lehre vom freien Arbeitsvertrag war die größte Unwahrheit, die jemals zur Grundlage einer Lebensordnung, die Dauer beanspruchte, gemacht worden ist. Vor Allem überfah sie den Hauptunterschied, der zwischen der Arbeit und allen anderen Waaren besteht: die unlösbare Verbindung zwischen Dem,

was verkauft wird, und der Person des Verkäufers. Und zu dieser Besonderheit der Arbeit als Waare kam noch, daß der Arbeiter in der Regel nichts hat, wovon er leben kann, als den Verkauf seiner Arbeit. Die Folgen dieser Besonderheiten aber sind von der größten Bedeutung.

Der Verkäufer jeder anderen Waare ist etwas persönlich von ihr Gesondertes. Er hat diese Waare hergestellt oder gekauft, um aus ihrem Verkaufe Gewinn zu ziehen. Er ist für ihr Dasein auf dem Markte verantwortlich. Sinkt die Nachfrage nach seiner Waare, so sendet er sie an den Ort, an dem eine größere Nachfrage besteht, insofern es einen solchen Markt giebt. Ist dieser Markt nicht vorhanden, so beschränkt der Verkäufer seine Produktion und sein Angebot und sucht durch Anpassung seiner Waare an die Nachfrage ein unverhältnißmäßiges Sinken der Preise zu hemmen. Umgekehrt ist er im Stande, bei steigender Konjunktur durch sofortige Preissteigerung den der Marktlage entsprechenden Vortheil zu ziehen. Der Verkäufer anderer Waaren kann also deren Angebot beeinflussen und in dem Gewinn oder Verlust trifft ihn Lohn oder Strafe für eine wirtschaftliche oder unwirtschaftliche Verwendung von Elementen der Produktion.

Von Aledem ist bei dem Arbeiter, so lange die Arbeiter nicht organisiert sind, keine Rede. Ohne sein Zuthun und ohne Rücksicht auf Angebot und Nachfrage kam er und mit ihm seine Arbeitskraft auf die Welt, und seine Armuth zwingt ihn, die Nutzung dieser Arbeit zu Markt zu bringen. Die Folge ist, daß ihm jeglicher Einfluß auf das Angebot seiner Waare fehlt. Sinkt die Nachfrage nach Arbeit, so kann er seine Waare nicht gleich dem Verkäufer anderer Waaren auf den Markt senden, auf dem bessere Preise dafür bezahlt werden; denn ohne Organisation ist er nicht im Stande, die Marktlage an anderen Orten zu übersehen, und in Folge der Untrennbarkeit seiner Person von seiner Waare muß er, um diese zu verkaufen, sich überallhin persönlich begeben; zu solcher Ueberfiedelung fehlen ihm aber in Folge seiner Armuth die Mittel. Eben so wenig kann er das Angebot seiner Waare entsprechend der gesunkenen Nachfrage mindern, indem er es vom Markte zurückzieht. In Folge seiner Armuth ist er, um sein Leben zu fristen, zu fortwährendem Verkaufe gezwungen. Anstatt daß weniger Verkäufer als früher zu Markt kämen, wird bei abnehmender Nachfrage der Wettbewerb sogar nothwendig größer. Denn wenn die Nachfrage sinkt, kann nur mehr eine geringere Anzahl als früher Beschäftigung finden; um zu dieser Zahl zu gehören, muß der eine Arbeiter den anderen unterbieten, und um überhaupt die Mittel zum Leben zu erhalten, für geringeren Lohn sich zu längerer Arbeit verpflichten. Bei sinkender Nachfrage steigt also das Angebot von Arbeit, wo die Arbeiter nicht organisiert sind, und damit erfolgt ein unverhältnißmäßiges Sinken des Lohnes. Steigt aber die Nachfrage, so strömen

aus benachbarten Beschäftigungen Arbeitskräfte herbei, welche die der Marktlage entsprechende Lohnsteigerung aufhalten oder hemmen, und ohne Organisation kann der Arbeiter den Vortheil nicht wahrnehmen. Die Folge ist also, daß der Arbeiter da, wo die Organisation fehlt, ganz und gar nicht in der Lage ist, gleich anderen Waarenverkäufern den bestmöglichen Preis für die von ihm verkaufte Arbeit zu erzielen. Trotz aller theoretischen Gleichberechtigung zwischen Arbeitgeber und Arbeiter beim Abschluß des Arbeitsvertrages ist es der Arbeitgeber, der einseitig die Arbeitsbedingungen diktiert.

Seit Beseitigung der alten Regelung durch Gesetz und Behörden besteht somit der schneidendste Widerspruch zwischen Recht und Wirklichkeit auf dem Gebiete des Arbeitsvertrages. Das Eigenthümliche aber ist, daß die Gesetzgebung diese Unwahrheit selbst anerkannt hat, aber nicht, um sie zu beseitigen, sondern um sie durch die Halbheit ihrer Maßnahmen nur noch zu steigern. Als die Gesetzgebung die alte gewerbliche Ordnung beseitigte, verbot sie auch jede weitere Assoziation von Arbeitern, Arbeitgebern und Waareninhabern, sowie jedwede Koalition von Genossen des selben Gewerbes. Bloss zwischen isolirten Individuen sollte der ganze Wirthschaftsprozess künftig sich abspielen. Allein die Noth des Lebens hat der Gesetzgebung den Widerruf dieser Verbote längst abgenöthigt. Diese hat den Arbeitern eben so wie allen übrigen Interessenten gestatten müssen, sich zu vereinen, um gemeinsam ihre Interessen zu wahren. Und in der That bietet die Organisation der Arbeiter diesen erst die fehlenden Voraussetzungen, von denen die Doktrin des freien Arbeitsvertrages einst ausging. Sie setzt den Arbeiter in den Stand, den Markt zu übersehen und seine Arbeit da anzubieten, wo sie besser bezahlt wird; sie setzt ihn in den Stand, bei sinkender Nachfrage das Angebot von Arbeit entsprechend zu mindern und demgemäß ein unverhältnißmäßiges Sinken der Löhne zu verhindern; sie ermöglicht ihm, bei steigender Konjunktur sofort die Marktlage auszunutzen. Die Organisation giebt also dem Arbeiter erst die Möglichkeit, das Angebot der Arbeit der Nachfrage anzupassen und macht ihn erst zu Dem, als was ihn unsere Gesetzgebung ansieht: zum freien Waarenverkäufer. Und darum fordert geradezu unsere Wirthschaftsordnung die Berufsorganisation der Arbeiter. Unsere Gesetzgebung aber hat sich darauf beschränkt, die Verbote, die prinzipiell alle Verabredungen der Arbeiter zu gemeinsamer Regelung des Arbeitsvertrages mit Strafe bedrohten, zu beseitigen. Aber nach wie vor bleiben alle Maßnahmen, die zur Verwirklichung der Koalitionsfreiheit unentbehrlich sind, von der Willkür der Polizeibehörden abhängig. Dies gilt besonders von dem Vereins- und Versammlungsrecht.

Woher wie sollen die Arbeiter von dem Koalitionsrecht Gebrauch machen, ohne sich zu versammeln und Vereine zu gründen? Thun die Arbeitgeber Dies etwa nicht, sobald sie Maßnahmen gegen die Arbeiter verabreden?



Wer hat je davon gehört, daß eine solche Versammlung polizeilich überwacht oder ein solcher Verein, weil er sich mit öffentlichen Dingen befaße, aufgelöst worden wäre? Oder ist es nur eine öffentliche Angelegenheit, wenn die Armen die Mittel berathen, ihre Löhne zu steigern, nicht aber, wenn die Reichen die Mittel ins Auge fassen, eine solche Steigerung zu verhindern? Es ist fast unvermeidlich, anzunehmen, daß Dies die Auffassung der maßgebenden Behörden ist. Alle Arbeiterversammlungen, in denen über die Maßnahmen zur Besserung der Arbeitsbedingungen verhandelt wird, stehen in Gefahr, als politische behandelt zu werden. In Bayern hat man unter diesem Vorwand bereits jede Organisation der weiblichen Arbeiter unmöglich gemacht und fortwährend melden die Zeitungen von Fachvereinen der Arbeiter, die als politische Vereine von den Behörden aufgelöst worden seien. Dazu gesellen sich dann noch die polizeilichen Hemmnisse, wo es wirklich einmal zu einem Arbeitsstillstande kommt. Den Arbeitgebern kann man nicht verbieten, mit einander in Verbindung zu treten und durch Mittheilung der Namen der Feiernden zu verhindern, daß sie anderswo Beschäftigung finden; die Arbeiter aber, die sich nur dadurch benachrichtigen können, daß sie Schildwachen ausstellen, die vor dem Zuwandern warnen, werden daran polizeilich gehindert. Um es kurz zu sagen: es besteht Koalitionsfreiheit, aber es ist den Arbeitern verboten, davon Gebrauch zu machen.

Somit leidet die Behandlung, welche Gesetzgebung und Verwaltung seit hundert Jahren dem Arbeitsvertrag haben zu Theil werden lassen, an einer schreienden Unwahrhaftigkeit, und jeder Schritt in der Fortbildung des Arbeitsvertrages hat nur dazu gedient, diese Unwahrhaftigkeit mehr zum Bewußtsein zu bringen.

Zuerst hatten wir eine Regelung des Arbeitsvertrages durch die Behörden. Sie war zunächst im Interesse der Arbeitgeber erlassen. Aber sobald die Dinge eine Wendung nahmen, daß nunmehr die Arbeiter in ihrem Interesse danach verlangten, haben wir sie beseitigt und durch die Freiheit des Arbeiters, die bestmöglichen Arbeitsbedingungen für sich zu erreichen, ersetzt. Diese Freiheit des Arbeiters war aber in Wirklichkeit das freie Belieben des Arbeitgebers, die Arbeitsbedingungen einseitig festzustellen. Und Das hat die Gesetzgebung sogar anerkannt, indem sie sich genöthigt sah, mit Rücksicht darauf die Koalitionsverbote zu beseitigen. Aber während die Gesetzgebung somit öffentlich bezeugt hat, daß von einem freien Arbeitsvertrag zwischen dem isolirten Arbeiter und dem Arbeitgeber keine Rede sein könne, behindert sie nach wie vor die Organisationen, welche die Voraussetzungen, auf denen unsere Wirthschaftsordnung beruht, allein zur Wirklichkeit machen können.

Dies Alles geschieht aber zu einer Zeit, da man allen übrigen Interessentkreisen nicht nur volle Organisationfreiheit gestattet, sondern die-

jenigen, welche davon keinen Gebrauch machen, geradezu zwangsmäßig von oben zu organisiren bestrebt ist. In dieser Zeit soll die Klasse, die der Organisation am Dringendsten zur Wahrung ihrer Interessen bedarf, sie allein entbehren!

Und welches sind die Gründe, aus denen diese einfache Forderung elementarster Gerechtigkeit verweigert wird?

Ja, wenn solche Gründe greifbar geltend gemacht würden! Man würde sich ja freuen, einmal gegen ernsthafte Gründe kämpfen zu können. Aber — da sind die Freiherren von Stumm und von Heyl. Sie vertreten die Rolle der ostpreussischen Grundbesitzer gegenüber der Stein-Hardenbergischen Bauernbefreiung. Bei der bloßen Ankündigung des Handelsministers, daß die Regierung die kaiserlichen Versprechen über Arbeiterorganisationen noch nicht als erfüllt betrachte, rauscht Herr von Heyl empor, um jedem Versuch ihrer Erfüllung seine und seiner Freunde Fehde anzukündigen. Sein Ideal ist die Fabrikfeudalität seines Freundes Stumm und die auf Grundlage wirtschaftlicher Abhängigkeitsverhältnisse beruhende Herrschaft des Fabrikherrn über seine gesammte Umgebung. Dazu passen freilich keine Arbeiterorganisationen, die gerade die Wahrung der Freiheit des Arbeiters gegenüber solchen Gelüsten zur Aufgabe haben. Ein anderer Gegner ist Herr Möller, der Vertreter von Dortmund. Er ist nicht feudal; er rühmt sich sogar als eines Verdienstes, daß er die Gleichberechtigung des Arbeiters beim Abschluß des Arbeitsvertrages anerkenne; aber es ist nur die Anerkennung des Advokaten, die formell anerkennt, um materiell desto wirksamer verneinen zu können; denn nur mit jedem Arbeiter einzeln will Herr Möller auf Grundlage der Gleichberechtigung verhandeln; das Einzige dagegen, was diese Gleichberechtigung zur Wahrheit machen kann, die Organisation der Arbeiter und die Vereinbarung der Arbeitsbedingungen durch diese Organisation mit der Organisation der Arbeitgeber, lehnt er ab. Statt Dessen redet er von der Uebereinstimmung der Interessen von Arbeitgeber und Arbeiter, die eine gesonderte Arbeitervertretung zu einem Unding mache, und sieht das einzige Heil in Organisationen, die gemeinsam Arbeitgeber und Arbeiter umfassen. Und gewiß soll die Organisation der Arbeiter in der der Arbeitgeber ihre Ergänzung und dann sollen beide Sonderorganisationen in einer gemeinsamen höheren ihre Vereinigung finden. Damit aber Beide ihre Aufgaben erfüllen, darf eine jede nur Diejenigen umfassen, deren Interessen in den Fragen, um die es sich handelt, identisch sind. So ist es wenigstens allenthalben, wo man es ehrlich wünscht, daß eine Organisation entgegenstehender Interessenten zum Frieden führe, denn es ist die einzige Voraussetzung dafür, daß nicht die eine Interessentenpartei die andere überorthete. Aber freilich: Herr Möller leugnet, daß wir es in unserer Frage mit entgegenstehenden Interessen zu

thun haben. Das steht auf dem Niveau seiner Anerkennung der Gleichberechtigung der Arbeiter, beim Abschluß des Arbeitvertrages — aber nur Jeder vereinzelt — mitzureden. Oder sollte Herr Müller wirklich behaupten, daß, wo es um die Theilung des Produktionsertrages zwischen Arbeitgeber und Arbeiter sich handelt, die vollkommenste Uebereinstimmung zwischen Beiden bestehe? Dann ist nur zu verwundern, daß Lohnstreitigkeiten überhaupt vorkommen. Da ist ferner Herr Dr. Hize, der uns über seine dormaligen Anschauungen völlig im Unklaren läßt. Er hat sich zur Erkenntniß durchgerungen, daß eine Organisation, welche die entgegenstehenden Interessenten gemeinsam umschließt, nicht zum Frieden zu führen vermag, aber noch immer lehnt er die Organisation auf Grundlage ihrer Sonderinteressen in Gewerbevereinen ausdrücklich ab. Da ist endlich der Handelsminister. Seine Stellung erinnert aufs Lebhafteste an die Hardenbergs gegenüber der Bauernbefreiung. Als Ziel hält er die Anerkennung der Arbeiterorganisationen als Vertreter der Arbeiter fest; aber er wagt nicht, sie zu schaffen. Er fürchtet, daß auch diese Arbeiterorganisationen aus Sozialdemokraten bestehen und daß sie somit zur Stärkung statt zur Beseitigung der Sozialdemokratie führen würden. Und kein Zweifel, daß die Berufsorganisationen, die erst ins Leben treten würden, eben so wie die, welche bereits am Leben sind, aus Sozialdemokraten bestehen würden. Aber Das wäre nicht nur kein Unglück, sondern die ganze Berufsorganisation wäre verfehlt, wenn die Sozialdemokraten draußen blieben. Denn wäre daraus eine Stärkung der Sozialdemokratie zu erwarten? Das wäre doch nur der Fall, wenn der Sozialdemokratie die Berufsorganisationen besonders willkommen wären! Wie Herr Koeside sehr treffend bemerkte, bedarf aber die Sozialdemokratie nicht erst der Berufsorganisation, und die Frage ist die, ob nicht gerade die Thatfache, daß den Arbeitern allein von allen Interessenten die besondere Berufsorganisation zur Wahrung ihrer Interessen auf Grundlage unserer Wirtschaftsordnung erschwert wird, der mächtigste Förderer jenes revolutionären Geistes ist, der die Sozialdemokratie zum Gegner des Bestehenden macht! War es denn nicht Kaiser Wilhelm II., der 1889 gerade damit seine neue Sozialpolitik kennzeichnete, daß er sagte: „Es käme überhaupt darauf an, den Arbeitern die Ueberzeugung zu verschaffen, daß sie ein gleichberechtigter Stand seien und allseitig als solcher anerkannt würden; nur dann würde es gelingen, sie der Sozialdemokratie zu entfremden“?

Und in der That, was ist es, das mehr als Alles den Geist des Umsturzes gegen die bestehende Ordnung erzeugt und großzieht? Es ist das Gefühl, daß es zweierlei Recht gebe im Staat, eines für die Besitzenden, ein anderes für die Besitzlosen Arbeiter.

So lange die Arbeiter sehen, daß die selben Organisationen, die nicht

nur allen übrigen Interessentkreisen, sondern insbesondere auch ihren Gegnern im Preiskampf gestattet sind, ihnen allein vorenthalten werden, wird die revolutionäre Stimmung gegen die bestehende Ordnung bei ihnen nothwendig die Oberhand haben. Dann werden auch die bedenklichsten Störungen der Ordnung auf die Dauer nicht ausbleiben, und werden diese Versuche dann, wie es nothwendig sein muß, gewaltsam niedergeworfen, so wird nicht die Ruhe die Folge sein. Die an der Möglichkeit, ihre Lage zu verbessern, Verzweifelnden werden vielmehr dem Anarchismus in die Arme getrieben; denn der Anarchismus entspringt dem Gefühl der Ohnmacht. Umgekehrt ist das Aussterben jedweder revolutionären Strömung unter den Arbeitern zu erhoffen, wenn die Organisationen der Arbeiter zur Wahrung ihrer Sonderinteressen ihnen praktisch den Beweis geliefert haben, daß eine Besserung ihrer Lage auf Grundlage der bestehenden Staatsordnung möglich ist. Die unentbehrliche Voraussetzung für diese Erfahrung aber ist die Freiheit der Berufsorganisation der Arbeiter. Dies zeigt die Geschichte der Berufsorganisationen in England.

Wiederholt haben im Laufe der Reichstagsdebatte die verschiedensten Redner sich auf die englischen Berufsorganisationen berufen. Ich will nicht auf die von den lückenhaftesten Kenntnissen zeugenden Ausführungen der einzelnen Redner eingehen. Allein ich will mich auch keineswegs auf meine eigene — auf achtundzwanzigjährigem Studium beruhende — Kenntniß berufen. Da ist vor einem Jahre eine neue Geschichte der englischen Gewerksvereine erschienen, die von Angehörigen aller Lager mit Recht als das beste Werk über den Gegenstand gepriesen worden ist: *The History of Trade Unionism* by Sidney and Beatrice Webb.\*) Ganz deutlich geht aus dieser neuen gründlichen Untersuchung hervor, daß, so oft den Arbeitern die Aussicht genommen wurde, auf Grundlage der bestehenden Ordnung ihre Interessen zu wahren, die revolutionären Strömungen unter ihnen die Oberhand erhielten, und daß umgekehrt, sobald die Berufsorganisationen ihnen die Möglichkeit boten, auf Grundlage des Bestehenden ihre Lage zu bessern, alle revolutionären Gelüste unter ihnen erstarben. Dies ist der rothe Faden, der sich durch die ganze englische Gewerksvereinsgeschichte hindurchzieht. Mit der Auflösung der alten gewerblichen Ordnung traten die Gewerksvereine ins Leben, zunächst, um diese Ordnung aufrecht zu erhalten. Als diese ihnen zum Trost dann abgeschafft wurde, suchten sie deren Regelungen auf dem Wege der Arbeitseinstellung durchzusetzen. Und als die drakonischsten Koalitionverbote solche Arbeitseinstellungen hinderten, entbrannte

\*) Vergl. meine ausführliche Besprechung dieses Werkes in dem demnächst erscheinenden Heft von Brauns Archiv.

das ganze Land in wildester Rebellion. Aber kaum waren die Koalitionsverbote beseitigt, als die Arbeiter abermals versuchten, auf Grundlage des Bestehenden ihre Lage zu bessern, und erst als man das kaum gewährte Koalitionsrecht durch juristische Fallstricke illusorisch zu machen suchte und die Koalitionen fehlschlagen, entstanden die sozialrevolutionären Bewegungen der Oweniten und der Chartisten. Darauf lieferte die Neuorganisation der Maschinenbauer allen Arbeitern das Muster eines wohlorganisirten Gewerksvereins und damit den Beweis, daß auf Grundlage der bestehenden Ordnung die Lage der Arbeiter zu heben sei, und abermals erfolgte die Versöhnung der Arbeiter mit der bestehenden Ordnung; und erst als die Noth der Niedergangsjahre seit 1874 namentlich unter den Ungelernten die Verzweiflung, auf Grundlage des Bestehenden je ihre Lage zu bessern, hervorrief, erzielte der revolutionäre Sozialismus neue Triumphe. Aber auch hier war es ein neuer Erfolg der Berufsorganisation, der wiederum den Umschwung herbeigeführt hat. Seit dem Siege der londoner Dockarbeiter im Jahre 1889 sind die englischen Arbeitermassen aufs Neue in gesetzliche Bahnen eingelenkt. Und wenn auch auf Gewerkskongressen Resolutionen zu Gunsten der Verstaatlichung aller Produktionsmittel angenommen wurden, so haben solche theoretischen Glaubensbekenntnisse keine größere Bedeutung als die Resolutionen von Katholiken-Kongressen, welche die Vereinigung der ganzen Menschheit als einer Herde unter einem Hirten verlangen. Denn wichtiger als solche Erklärungen, an deren Verwirklichung gar Niemand denkt, ist der Umschwung, der unter dem Einfluß der erzielten Erfolge der Berufsorganisationen selbst bei den vorgeschrittensten Gewerksvereinigern eingetreten ist. Nach dem ausdrücklichen Zeugniß der Verfasser des eben genannten Buches, die selbst weit vorgeschritten im sozialistischen Lager stehen, haben die neuen Gewerksvereiner sich von der revolutionären Propaganda der englischen Sozialdemokratie abgekehrt und ihre beiden Hauptführer, John Burns und Tom Mann, sind trotz den heftigen Schmähreden, die sie sich damit zuzogen, aus der sozialdemokratischen Föderation ausgetreten. In dem loyalen Patriotismus dieser wiedergewonnenen Massen findet der englische Staat aber eine feste Grundlage weiterer Stärke, — einerlei, welchen Gefahren er entgegengeht.

Und diese Stärke wird auch das Deutsche Reich finden, wenn es nur den Muth hat, das Recht, das es allen übrigen Gesellschaftsklassen zuerkennt auch seinen Arbeitern zuzuerkennen. Zur Ueberwindung der uns bedrohenden sozialen Gefahren bedarf es somit nur Eines: des Muthes der Gerechtigkeit.

München.

Professor Dr. Lujo Brentano.



## Meine Duellangelegenheit mit dem Freiherrn von Stumm.

### I. Der Appell an die Öffentlichkeit.

**E**s ist meines Wissens sonst nicht deutsche Gewohnheit, Ehrenhändel anders denn als private, streng diskrete Angelegenheiten zu behandeln. Sie an die große Glocke zu hängen, um sich dadurch vermeintlich in ein günstiges, den Gegner in ein ungünstiges Licht zu setzen, ist eine Neuerung, die gerade unter ernstern, dem Duell nicht prinzipiell gegnerischen Männern, wie mir vielfach kundgeworden ist, Befremden und Mißbilligung erregt. Vollends aber, wenn man an die Öffentlichkeit appellirt und den Gegner der Mißachtung „aller anständig Denkenden“ preisgeben will, wissentlich in unrichtiger Weise über das Vorgefallene zu berichten oder berichten zu lassen, ist ein Verfahren, welches auf Den, der sich dessen schuldig macht, nur selbst zurückfällt. Denn es beweist, daß ein solcher Mann, der gegen die ersten, selbstverständlichen Regeln eines „unter Ehrenmännern“ üblichen Verfahrens und eines ungeschriebenen, aber in der Brust jedes „anständig Denkenden“ stehenden „Ehrentodes“ verstößt, am Allerwenigsten das Recht hat, dem Gegner Vorwürfe zu machen, daß dieser sich nicht richtig benommen habe. Wer so vorgehen wollte, wie Herr von Stumm, bezw. sein Organ, die „Post“, Der hatte die Pflicht, wenigstens die einfachen Thatsachen, welche zu einer unparteiischen Urtheilsfällung bekannt sein müssen, korrekt und vollständig mitzutheilen. Er mußte dann diese Thatsachen für sich allein sprechen lassen, aber sich nicht anmaßen, den Richter in eigener Sache zu spielen und die unrichtig und unvollständig mitgetheilten Thatsachen selbst auszulegen. Und er durfte vollends nicht, absichtlich wider besseres Wissen die Dinge darstellend, Ehrentränkungen begehen, die nur durch seine wissentlich falsche Darstellung den Schein einer Berechtigung für den nicht oder ungenügend Unterrichteten erhielten, während sie durch die einfache Richtigstellung und vollständige Mittheilung der maßgebenden Thatsachen sofort für jeden Unparteiischen und Verständigen jede Grundlage einer Berechtigung verloren. Wie man ein solches Vorgehen im gewöhnlichen Leben und wie man Den nennt, der bewußt wider besseres Wissen in ehrverletzender Absicht so gegen einen Anderen vorgeht, -- Das brauche ich hier nicht besonders zu sagen. Dem Redakteur der „Post“ werde ich Gelegenheit geben, sich die Antwort darauf, wie das Strafgesetz (§ 187) eine derartige Handlungsweise nennt, an kompetenter Stelle zu holen.

Nachdem Herr von Stumm, bezw. die „Post“, gegen alle jene Regeln korrekten Verfahrens sich vergangen und Herr von Stumm, endlich hinter dem Busch hervortretend, in seiner „Erklärung“ in der „Post“ (erste Bei-

lage vom 16. Februar) nun auch unter eigenem Namen wesentlich Unrichtiges in nicht mißzuverstehender Weise wiederholt hat, nämlich: ich hätte es abgelehnt, für Beleidigungen mit meiner Person einzutreten, bin ich meinerseits auch jeder Rücksicht gegen einen solchen Ehrenmann entbunden, aber freilich — nicht, wie er und die „Post“, der Rücksicht auf die volle Wahrheit. Ich folge der „Post“, bezw. dem Herrn von Stumm, nunmehr in die Deffentlichkeit, leider durch sein unqualifizirbares Verfahren gezwungen, nun auch in solcher privaten, diskreten Sache diesen Weg zu betreten. Denn ich glaube, der Wahrheit und meiner Ehre schuldig zu sein, falsche und unvollständige Mittheilungen richtig zu stellen und so in der That allen „anständig“ und vernünftig Denkenden, an deren Urtheil mir allein gelegen sein kann, das Material zur Urtheilsfällung zu bieten. Ich werde dabei so objektiv wie möglich auch in dieser persönlichen Angelegenheit berichten. Eben deswegen muß ich leider wieder, wie schon in den beiden früheren Artikeln, etwas weitläufig sein und auf alle wesentlichen Einzelheiten eingehen, um zu zeigen, wie die Dinge wirklich verliefen. Denn nur so läßt sich die Grundlage für ein unparteiisches Urtheil gewinnen. Die „Post“ mag diese Weitläufigkeit wieder, wie schon bei meinem ersten Artikel, bemängeln und sich in etwaigen Antworten erheblich kürzer fassen können. Das hätte ich auch gekonnt, wenn ich, wie sie und Herr von Stumm, alles zur unparteiischen Urtheilsfällung Erforderliche verschwiegen und namentlich alles Beweismaterial des Gegners — eben einfach fortgelassen hätte. Ich hätte mich auf die wenigen Worte beschränken können: „Die ‚Post‘, bezw. Herr von Stumm, haben wider besseres Wissen die Angelegenheit unrichtig dargestellt, um Herrn von Stumm im Lichte eines muthig sein Leben für seine Ehre in die Schanze schlagenden Mannes erscheinen zu lassen und mich, seinen Gegner, dem Publikum in ehrenkränkender Weise verächtlich zu machen. Siehe Strafgesetzbuch § 187.“ Basta! Ich halte es aber meinerseits für geboten, Beweise zu bringen und eben deswegen muß ich — weitläufig sein, wie es einmal die Feststellung des Thatbestandes und die historische Darstellung des Verlaufes einer solchen Sache verlangt. Das ist wieder der Unterschied in der Auffassung und Handlungsweise des „grauen Theoretikers“ und „dümelhaften Professors“ einer- und des autokratischen Fabrikanten und flüchtigen Journalisten andererseits.

## II. Der äußere Verlauf der Duellangelegenheit.

Am Freitag, den 25. Januar, hatte ich mich, nicht ganz wohl, zwischen meiner etwas frühen Mittagsstunde und meiner Kollegienzeit, wo ich zur Universität gehen muß, wie gewöhnlich einen Augenblick zurückgezogen, um etwas zu ruhen. Ich nehme in dieser Zeit keine Besuche, auch keine Meldungen dazu an, meine Dienftboten sind darauf hin unterrichtet. Eben ruhte

ich einen Moment, als trotzdem mir ein Besuch angemeldet wurde. Etwas unwirsch darüber, äußerte ich mich demgemäß, so daß es wohl in der Stage darunter zu hören gewesen sein mag. Aber es hieß, der Herr habe sich nicht abweisen lassen und mich unbedingt sofort zu sprechen verlangt. Die mir überreichte Visitenkarte — „Richard Vopelius, Major der Landwehr-Kavallerie, Mitglied des Hauses der Abgeordneten (Berlin W., Palasthotel — Sulzbach bei Saarbrücken)“ — ließ mich sofort richtig vernuthen, um was es sich handeln werde. Denn ich hatte zufällig einige Tage vorher von den Beziehungen — ich glaube verwandtschaftlichen — dieses Herrn mit Herrn von Stumm sowie auch mit dem Professor von Kaufmann vernommen. Ich kannte Herrn Vopelius auch flüchtig vom Abgeordnetenhaufe her — er ist Mitglied der freikonservativen Partei — und hatte ihn auch sonst wohl einmal gesehen. Ich kam daher auch sofort herunter in mein Zimmer, wo Herr Vopelius sich über sein „Daraufbestehenmüssen“, mich jetzt zu sprechen, entschuldigte, weil es sich um eine „ernste Sache“ handele. „Wohl um eine Herrn von Stumm betreffende Sache?“ erwiderte ich. „Ja“, sagte er, „ich bin beauftragt“, indem er auf eine Nummer des „Volk“ in seiner Hand hinwies, die, so weit ich bei meiner starken Kurzsichtigkeit sehen konnte, meinen Brief an das „Volk“ enthielt, „Sie aufzufordern, die hier von Ihnen gethanen beleidigenden Aeußerungen gegen Herrn von Stumm zurückzunehmen.“\*) Ich war über die ganze Art dieses plötzlichen Eindringens und dieses Verlangens etwas ärgerlich und bemerkte sofort etwa: „Das ist ja eigenthümlich. Beleidigt, und zwar schwer sachlich beleidigt, bin ich, ohne jeden thatsächlichen Grund, durch die Aeußerungen des Herrn von Stumm im Reichstage. Ich habe wohl das Recht, mich dagegen zu wehren, wie ich gethan. Nicht Herr von Stumm, sondern ich bin der Beleidigte.“ Herr Vopelius wehrte jedes Ein-

---

\*) Gerade auf diese Aeußerungen im „Volk“ in meinem Schreiben, nicht auf anders lautende Aeußerungen in der christlich-sozialen Versammlung am 18. Januar bezog sich das Verlangen des Herrn von Stumm. Wie in der Nachschrift zu Artikel II gesagt ist, verwechselt die „Post“ (16. Februar) hier diese beiderlei verschiedenen Aeußerungen und fügt dann gleich wieder die beleidigende Insinuation hinzu, ich „hätte unverkennbar die Absicht, die gegen Herrn von Stumm gebrauchten Ausdrücke jetzt (erster Artikel S. 320) abzuschwächen!“ Kann widerlege ich Das (im „Volk“ vom 20. Februar), so dreht die „Post“ (erste Beilage vom 21. Februar) wieder den Spieß um und jagt vorwurfsvoll, ich „beharrte also auf meiner ehrenrührigen Behauptung“! Das werthe Blatt kann oder will nicht einmal unterscheiden zwischen einfach historischer Darstellung, wie ich sie in diesen Aufsätzen gebe, und „Abschwächen von Ausdrücken“ oder „Beharren bei solchen“, was bei solcher Darstellung Beides gar nicht in Frage steht! Kann man die Verfehrung der Thatsachen und die Täuschung seines Lesepublikums weiter treiben?



gehen auf derartige Erörterungen ab und wiederholte nur, er habe mir jene Aufforderung der Rücknahme zu stellen. Darauf erwiderte ich etwa: „Darauf kann ich, zumal in dieser Allgemeinheit, nicht eingehen, jedenfalls nicht sofort, Das will nothwendig überlegt sein, wozu mir im Augenblick, da ich alsbald zur Universität gehen muß — es war etwa drei Uhr, um vier Uhr lese ich dort — die Zeit fehlt.“ „Dann muß ich Ihnen im Namen des Freiherrn von Stumm eine Forderung auf Pistolen stellen“, antwortete mir Herr Vopelius. Ich replizierte sofort: „Das will vollends überlegt sein; ob ich darauf eingehen würde oder nicht, kann ich im Moment ebenfalls nicht sagen. Indessen in diesem Stadium der Sache wird es besser sein, die Führung meiner Angelegenheit einem Dritten zu übergeben. Ich werde mich sofort, freilich frühestens heute Abend, nach meinen Kollegien, an einen Freund, dem ich in dieser Sache vollstes Vertrauen schenke, wenden, Herrn Dr. Jannasch, den bekannten Handelsgeographen. Dieser Herr wird mit Ihnen, nachdem er und ich nähere Rücksprache genommen haben, alles Weitere verhandeln. Allerdings war Dr. Jannasch kürzlich verreist und ich weiß nicht sicher, ob er schon zurückgekehrt ist. Sollte Dies nicht der Fall sein, so werde ich mich an einen anderen Freund wenden, was dann freilich vielleicht eine kleine Verzögerung mit sich bringen kann. Sie werden so bald wie möglich weitere Mittheilungen von mir oder meinem Beauftragten erhalten.“ Herr Vopelius erklärte sich hiermit einverstanden, betonte aber die Eile der Sache, sogar andeutend, daß sonst ein Erklärung gegen mich veröffentlicht werden würde. In den paar weiteren Worten, die wir wechselten, ward meiner speziellen Entrüstung über die Darstellung der Geschichte mit der sozialwissenschaftlichen Studentenvereinigung noch erwähnt, worüber Herr von Stumm absolut falsch unterrichtet sei. Herr Vopelius wies dafür auf die „Frankfurter Zeitung“ hin, die die Quelle für die Stummsche Darstellung dieser Sache gewesen sei. Ich erwiderte, diese Zeitung sähe ich nicht. Aber was sie auch berichtet habe: ich müsse doch wissen, ob ich mit dem Rektor in Konflikt gerathen sei, was ich unbedingt verneine.

Die ganze Unterredung dauerte nur wenige Minuten. Ich hatte sofort den Eindruck, daß die Pistolenforderung lediglich den Zweck habe, mich zu einfacher Revokation zu bestimmen, wo dann der eingeschüchterte „Professor“ bei entsprechender Veröffentlichung der Sache der durch den „Freiherrn“ Blamierte werden sollte. Der weitere Verlauf der Sache hat mich, und nicht nur mich, in dieser Auffassung bestärkt. Dadurch war für mich Komik und Ernst in der ganzen Angelegenheit von vorn herein gemischt. Nun, — einstweilen ging ich in die Universität, hielt meine zwei Stunden Kolleg über Finanzwissenschaft, durchdachte vor- und hinterher die ganze Geschichte und suchte dann abends meinen Freund Dr. Jannasch auf, nicht ohne einige humoristische

Empfindung darüber, wie in unserer sozial aufgeregten Zeit Leute einigen Temperaments, die sich persönlich gar nicht einmal kennen, selbst noch im Alter von sechzig Jahren — und viel jünger kann wohl Herr von Stumm auch nicht sein — an einander gerathen können.

Dr. Jannasch, den ich vorher sofort von meinem beabsichtigten Besuche unter Andeutung eines wichtigeren Zweckes benachrichtigt hatte, war glücklicher Weise am Tage zuvor von seiner Reise zurückgekehrt, zu Hause anwesend und sofort bereit, mich in der Sache zu vertreten und die Verhandlungen mit Herrn Bopelius zu führen. Wir verabredeten das weitere Vorgehen. Danach sollte Dr. Jannasch betonen, welche schwer beleidigenden Angriffe gerade Herr von Stumm gegen mich und meine Berufs- und Gesinnungsgenossen zuerst gerichtet habe. Ich wollte mich gleichwohl bereit erklären, die etwaigen Verbalinjurien, die meine Aeußerungen im „Volk“ über Herrn von Stumms Angriffe im Reichstage enthalten könnten, speziell den in der That von mir nicht im injuridischen Sinne gemeinten Ausdruck „leichtfertige Verleumdung“ in einer öffentlichen Erklärung, als gegenstandslos geworden, zurückzunehmen, wenn Herr von Stumm seinerseits in einer öffentlichen Erklärung (im Reichstage oder in der „Post“) einräume, seinen Angriffen und den darin enthaltenen sachlichen Beleidigungen gegen uns hätten nicht genügende Informationen zu Grunde gelegen und er habe uns damit Unrecht gethan. Zu einem Weiteren konnte und wollte ich mich nicht verstehen. Sollte Das Herrn von Stumm nicht genügen, so war mir vom Dr. Jannasch selbst vorgeschlagen worden, ein Ehrengericht bilden und darüber entscheiden zu lassen, ob Herr von Stumm noch mehr verlangen könne als eine solche an seine Erfüllung jener Bedingung geknüpft Rücknahme meiner Ausdrücke, oder ob andererseits, wenn das Ehrengericht meine Stellung dieser Bedingung für nicht gerechtfertigt erklären und ich nicht ohne diese Bedingung revoziren wolle, ich die Pistolenforderung anzunehmen hätte. Demgemäß setzten Dr. Jannasch und ich einige Schriftsätze obigen Inhalts auf, die meinem Freunde zur Verhandlungsgrundlage gegenüber Herrn Bopelius dienen sollten.

Zur eventuellen Annahme der Pistolenforderung verhielt ich mich, und eben so alsdann in meinem Auftrage Dr. Jannasch, nicht prinzipiell ablehnend, meinem Standpunkte in solcher Frage gemäß. Ich komme darauf später zurück. Aber wohl war mein Freund mit mir darüber einverstanden, daß die ganze Angelegenheit im Grunde zu unbedeutend wäre, um eine derartige schwere Forderung seitens des Herrn von Stumm zu begründen. Eben so darüber, daß Männer in unserem Lebensalter und unseren Lebensstellungen und bei den daraus für uns hervorgehenden mannichfachen Pflichten auch gegen Andere nicht wie junge Leute oder wie die Franzosen bei ihren politischen Duellen in solcher Sache vorgehen, sondern andere, ruhige, un-

parteiische Männer, wie sie in einem Ehrengericht sich zusammen finden würden, darüber entscheiden zu lassen hätten, ob die ganze Angelegenheit wirklich ein Rencontre auf Leben und Tod rechtfertige oder sich in einer anderen ehrenhaften, beide Theile befriedigenden Weise ausgleichen lasse, — wie der Vorschlag, meinerseits zu revoziren, wenn Herr von Stumm seinen Irrthum bekenne, sie zu bieten schien.

Dr. Jannasch benachrichtigte noch am selben Freitag Abend Herrn Vopelius brieflich, daß er ihn in meiner Angelegenheit als mein Beauftragter am folgenden Morgen in dem Hotel, wo Herr Vopelius wohnte, aufsuchen werde. Dies geschah dann auch. Beide Herren besprachen die Angelegenheit und vereinbarten das im Folgenden dargelegte Vorgehen, behielten sich aber vor, die endgiltige Entscheidung über ihre Verabredungen Herrn von Stumm und mir zu überlassen. Dr. Jannasch kam sofort zu mir und machte mir die erforderlichen Mittheilungen. Ich war im Ganzen einverstanden, bemerkte aber, daß Das, was ich in dem folgenden Schreiben an Herrn Vopelius kundgab, das Aeußerste sei, wozu ich mich verstehen könne. Dr. Jannasch und Herr Vopelius hatten verabredet, daß ich an Herrn Vopelius, Herr von Stumm an Dr. Jannasch betreffende Briefe richten solle, die mit den Besprechungen der Herren Jannasch und Vopelius im Einklang wären. Darüber solle dann eine kurze thatsächliche, in beiderseitigem Einverständniß formulirte Erklärung veröffentlicht werden. Damit wäre die Angelegenheit erledigt worden.

Auf Grund dieser Verabredungen schrieb ich folgenden Brief an Herrn Vopelius, natürlich im Einzelnen nach den mir vom Dr. Jannasch gewordenen Mittheilungen und mit dessen Einverständniß:

Berlin N.W., Lessingstr. 51, 26. Januar 1895.

Herrn Landtagsabgeordneten H. V o p e l i u s.

Erw. Hochwohlgeboren!

Auf Grund der mir von meinem Freunde Dr. Jannasch gemachten Mittheilungen erkläre ich hiermit, daß ich die in dem Artikel des „Volk“ vom 25. d. M. enthaltenen Ausdrücke, soweit dieselben gegen Freiherrn v. Stumm gerichtet sind, zurücknehme, indem ich insbesondere hervorhebe, daß die Worte „leichtfertige Verleumdung“ nicht die Bedeutung haben sollten: ich hätte Freiherrn v. Stumm die Absicht untergelegt, wider besseres Wissen jene Aeußerungen gethan zu haben, was mir völlig fern lag.

Ich habe damit lediglich sagen wollen, daß diese Aeußerungen jeder thatsächlichen Unterlage entbehren, daß dieselben aber gegen mich und meine Fachkollegen die Wirkung einer Verleumdung haben müßten, eine Wirkung, welche durchaus geeignet sei, uns in der öffentlichen Meinung zu diskreditiren. Gegen eine derartige Wirkung von Ausführungen, welche im Reichstage von einem angesehenen Abgeordneten gethan worden, habe ich nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, Stellung zu nehmen.

Ich nehme meine Aeußerungen aber zurück in der Voraussetzung, daß Freiherr v. Stumm seinerseits an meinen Freund Dr. Jannasch die schriftliche Erklärung abgibt, „er habe die Bemerkungen in Betreff der Vorgänge der Studentenschaft und der von ihm behaupteten Theilnahme der Professoren dabei nur mangels genügender Information gemacht“.

Zugleich bemerkte ich noch, daß nach dem stenographischen Wortlaut der Rede des Freiherrn v. Stumm am 9. Januar (Bericht S. 210) die Auslassungen über „Boycottiren von Nationalökonomien, die nicht in das sozialistische Horn stießen“, allgemein nur so aufgefaßt werden konnten — und auch von mir so aufgefaßt worden sind —, als ob hiernach Gelehrte einer anderen sozialpolitischen als der sogenannten kathedersozialistischen Richtung von den Vertretern der letzteren „verfolgt, für unwissenschaftlich ausgegeben und am Vorwärtskommen gehindert würden“: was mit den Thatfachen völlig in Widerspruch steht, aber uns, speziell mich, schwer verletzen mußte.

Hochachtungsvoll

Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Adolph Wagner.

Diesen Brief nahm Dr. Jannasch in einem unverschlossenen Couvert mit, um ihn bei der mit Herrn Vopelius verabredeten zweiten Zusammenkunft, in der Wohnung des Dr. Jannasch, jenem Herrn vorzulesen und eventuell mitzugeben. Dr. Jannasch verließ mich gegen ein Uhr Mittag. Die Besprechung mit Herrn Vopelius war auf die Zeit zwischen zwei bis vier Uhr verabredet. Zu meiner Verwunderung war Dr. Jannasch schon bald nach zwei Uhr wieder bei mir. Herr Vopelius war sehr pünktlich erschienen. Mein ihm durch Dr. Jannasch mitgetheiltes Brief hatte ihm aber nicht genügt! Er verlangte im Namen seines Auftraggebers bedingungslose Revokation meinerseits! Doch verspreche Herr von Stumm, er wolle alsdann den Sachverhalt in Betreff meiner Beschwerde über seine Darstellung der studentischen Angelegenheit und unsere, der Professoren, Bethheiligung dabei, bona fide „prüfen“ und, wenn er sich im Irrthum befunden haben sollte, Das später offen erklären. Weder Herr von Stumm noch Herr Vopelius scheinen empfunden zu haben, welche unerhörte Beleidigung mir mit diesem Verhalten in der Sache angethan werde, denn ich mußte doch in der That meine eigene Stellung zu jener Angelegenheit kennen und vor Allem wissen, ob „der Rektor wegen eines großen Skandals gegen uns habe einschreiten müssen.“ Wenn ich Das direkt bestritt, der Wahrheit gemäß, und mir Das nicht geglaubt, sondern die Wahrheit meiner Behauptung erst noch „geprüft“ werden sollte, so — zieh man mich implicite einer Lüge! Dr. Jannasch, der Das natürlich eben so wie ich auffaßte, machte gleichwohl noch den Vorschlag zur Güte an Herrn Vopelius, sich doch sofort an den Rektor zu wenden und um Aufklärung zu bitten. Das ließe sich ja in einer Stunde ausführen und solche Eile habe die Sache doch nicht. Auch Dies lehnte Herr Vopelius ab! „Nun“, sagte Dr. Jannasch, „dann schlage ich Ihnen im Namen des Pro-

sessors Wagner vor, die ganze Angelegenheit einem Ehrengericht zu unterbreiten, das darüber zu entscheiden hätte, ob Herr von Stumm die vom Professor Wagner für seine Zurücknahme der betreffenden Ausdrücke gestellte Bedingung zu erfüllen oder ob Wagner bedingungslos zu revozieren oder anderenfalls die Pistolenforderung des Herrn von Stumm anzunehmen habe; der Entscheidung dieses Ehrengerichtes würden sich beide Theile bedingungslos zu fügen haben.“ „Ein derartiges Vorgehen steht nicht in meinem Ehrenkodex,“ erwiderte Herr Vopelius. „Aber in meinem, Herr Vopelius,“ antwortete Dr. Jannasch. Herr Vopelius ging hierauf nicht weiter ein, sondern bemerkte nur: „Also ist die Forderung des Herrn von Stumm seitens des Professors Wagner abgelehnt?“ „Nein, Herr Vopelius“, replizierte Dr. Jannasch, „sie ist nicht abgelehnt, sondern die Sache bleibt in der Schwebe. Ich stelle nochmals den Antrag auf Bildung eines Ehrengerichtes zur Entscheidung der Angelegenheit.“ Herr Vopelius brach jedoch die Verhandlungen ab und entfernte sich; mein Brief blieb in den Händen des Dr. Jannasch.

Dr. Jannasch war entrüstet über ein solches Verhalten der Gegenpartei. Einer Behandlung der Sache konnte ich nur vollständig beistimmen, insbesondere wollte ich eben so wenig auf die wahrlich nicht schwer vom Herrn von Stumm zu erfüllende Bedingung verzichten, daß Herr von Stumm sofort, sogar nur in der einen Sache, die ich hervorgehoben (der studentischen Angelegenheit), seinen Irrthum eingestehe, wenn ich meine Ausdrücke gegen ihn zurücknehmen solle. Mit der nachträglichen, noch so loyal erfolgenden „Prüfung“ jener Sache durch Herrn von Stumm war mir nicht genügend gedient. Mit dem Vorschlag des Ehrengerichtes war ich vollkommen einverstanden. Auch in derartigen formalen Punkten von Ehrenhändeln konnte ich dem richtigen Urtheil meines Freundes Jannasch völlig vertrauen und in der That auf dessen Ansicht mehr Gewicht legen als auf diejenige des Großindustriellen und Landwehr-Kavallerie-Majors Vopelius. Dr. Jannasch, der weder meinen politischen noch meinen sozialpolitischen und wirtschaftspolitischen Standpunkt überall theilt, gehört zu meinen nächsten persönlichen Freunden. Er ist etwa zehn Jahre jünger als ich. Wer diese mannhafte, kernige Persönlichkeit kennt, weiß, daß dieser Mann ein in jeder Hinsicht geeigneter Vertreter für mich in solchem Ehrenhandel war und ich mich auf ihn und auf Das, was er vorschlug und für recht hielt, in aller und jeder Beziehung verlassen konnte, nach der materiellen wie nach der formalen Seite der Sache.

Wie sehr mein Brief an Herrn Vopelius entgegenkommend war, dafür könnte ich mich auf zahlreichste Äußerungen der Presse aller Parteien, auch der mir politisch scharf gegnerischen, berufen, als mein Brief im „Volk“

(Nummer vom 20. Januar) erschienen war, den viele Zeitungen, nur bezeichnender Weise wieder nicht die „Post“, abgedruckt haben. Unter Anderem konstatiere ich gern, daß auch die mir vor Augen gekommenen Organe der freisinnigen Presse sich durchaus anständig in dieser Sache mir gegenüber benommen haben, dem sie sonst sehr gern am Zeuge ständen. Auch ein Organ, dem ich sehr fern stehe, die „Germania“, hat jenen Brief abgedruckt und gemeint, daß es nun doch an Herrn von Stumm liege, sich zu äußern, -- noch nachdem dessen, bezw. der „Post“, ehrenrührige Erklärung gegen mich schon erschienen war. Und die Münchener Allgemeine Zeitung hat den Brief ebenfalls übernommen und, in einem Mißverständniß, das aber gerade für mich spricht, angenommen, nach diesem meinem Briefe sei die Sache zwischen Herrn von Stumm und mir beiderseitig befriedigend beigelegt.

Das war sie aber, wie aus dem eben Gesagten hervorgeht, nicht, und das weitere Verfahren der Herren von Stumm, Popelius und der „Post“ in der Sache sollte Das bald öffentlich zeigen.

Ich hatte gleich den Eindruck, daß diese sieberhafte Eile meiner Gegner, die Ablehnung selbst des Vorschlages, sofort beim Rektor sich zu erkundigen, ob Herr von Stumm oder ich in der oft genannten Frage Recht habe, den Zweck verfolgten, möglichst rasch und möglichst empfindlich für mich die Sache vor die Öffentlichkeit zu bringen, wie mir Herr Popelius ja gleich angedeutet hatte. Daher wohl auch die Eile am Sonnabend, den 26. Januar, mittags. Nun war es noch Zeit, die beabsichtigte Notiz in die nachmittags gedruckte, abends erscheinende Nummer des Leiborgans, die „Post“, zu bringen. Ich vermuthete gleich, daß Das geschehen werde, sah mich auch am Sonnabend Abend nach der „Post“ bei Holporteuern in der Nähe meiner Wohnung um, konnte aber des Blattes nicht habhaft werden. Am Sonntag, den 27. Januar, früh, erhielt ich dann einen Brief von befreundeter Seite, worin mir Mittheilung von der Notiz in der „Post“ gemacht ward. Ich verschaffte mir nun das Blatt und fand die Notiz. Es war Alles für die Herren Gegner günstig, das Blatt der „Post“ war die Hauptnummer für den Sonntag, Kaisers Geburtstag, fand da viele Leser und brachte die Mittheilung gleich vorn an bevorzugter Stelle. Die berliner Morgenzeitungen würden sich eine solche pikante Notiz nicht entgehen lassen. Dann aber erschienen die meisten Blätter erst am Montag Nachmittag wieder. Bis dahin konnte die ehrenkränkende Notiz ungeschmälert wirken. Eine Antwort war von mir schwer vor Montag Abend in die Blätter zu bringen. Nur in einem Punkte stimmte Das nicht: gerade die „Post“, wie ich wußte, giebt eine Sonntag-Abend- bezw. Montag-Morgen-Nummer heraus, und diese, wie sich zeigen wird, stand mir, Dank der Loyalität der Redaktion, wie ich hier in diesem Falle gern bezeuge, für eine Erwiderung zur Verfügung.

Jene Notiz „von Redaktionswegen“ (<sup>1</sup>), gleich an der Spitze des redaktionellen Theils der „Post“, nach den Telegrammen, auf der ersten Seite lautete wörtlich:

„Freiherr von Stumm-Halberg hat den Professor Wagner auffordern lassen, entweder die in seiner durch das ‚Volk‘ veröffentlichten Erklärung vom vierundzwanzigsten Januar enthaltenen beleidigenden Aeußerungen zurückzunehmen oder die unter Ehrenmännern übliche Genugthuung zu gewähren. Nachdem Professor Wagner Beides unter nichtigen Vorwänden abgelehnt hat, überlassen wir das Urtheil über die Person und das Verhalten des Professors Wagner allen anständig Denkenden.“

Der Inhalt dieser Erklärung konnte nur auf Herrn von Stumm oder Herrn Bopelius zurückgeführt werden, die allein Eingeweihten. Hier war also wider besseres Wissen eine unvollständige und unrichtige Darstellung des Sachverhaltes gegeben, mit unverkennbar ehrenkränkender Absicht. Denn, wie ich mich im „Volk“ (Nummer vom 30. Januar) darüber äußerte, „da für jeden Verständigen die Stellung meiner Bedingung, wie der Vorschlag eines Ehrengerichtes, das eventuell mich zur Erfüllung des einen oder anderen Verlangens des Herrn von Stumm genöthigt hätte, weder ‚nichtige Vorwände‘, noch ‚Ablehnung‘ genannt werden können, so liegen in dieser schwer beleidigenden Insinuation alle Merkmale einer mit dem Zweck ehrverletzender Wirkung gethauen Aeußerung.“

Mein Verhalten war hiernach klar vorgezeichnet. Ich wandte mich zunächst an die Redaktion der „Post“ und verlangte auf Grund des Pressegesetzes die Aufnahme einer Entgegnung. Da es Sonntag war, aber abends eine Nummer der „Post“ erscheint (bezw. für den Montagmorgen), fuhr ich alsbald zur Redaktion, um meine Entgegnung noch in diese Nummer zu bringen. Der Chefredakteur, Herr Grobdeck, bat mich, sie ihm vorzulesen und versprach dann sofort, nachdem er sie gehört, die wörtliche Aufnahme in die Abendnummer. Diese ist denn auch in loyaler Weise erfolgt. Meine Erklärung lautete („Post“ vom Montag, den 28. Januar, zweite Seite, ebenfalls an der Spitze des politischen Theiles):

„Die Mittheilung der ‚Post‘ über den Freiherrn von Stumm und mich in der gestrigen Abendnummer nöthigt mich zu folgender Erklärung, deren Aufnahme in die nächste Nummer Ihres Blattes ich hiermit auf Grund des Pressegesetzes verlange.

Es ist vollständig unwahr, daß ich ‚unter nichtigen Vorwänden‘ es abgelehnt hätte, meine neulichen Aeußerungen gegen Freiherrn von Stumm zurückzunehmen oder die andererseits verlangte Genugthuung zu gewähren.

Ich habe jene Aeußerungen, insbesondere den einzigen Ausdruck, der injuriös hätte gedeutet werden können (‚leichtfertige Verleumdung‘), zurückzunehmen mich schriftlich bereit erklärt, unter der Bedingung, daß Freiherr von Stumm seinerseits schriftlich meinem Beauftragten erkläre, er habe sich in

Bezug auf die tatsächlichen Unterlagen seiner Angriffe auf uns berliner national-ökonomische Professoren im Reichstage geirrt.

Als diese Bedingung von dem Beauftragten des Herrn von Stumm nicht zugestanden wurde, beantragte mein Beauftragter, unter ausdrücklicher Hervorhebung, daß die Forderung damit nicht abgelehnt sein, sondern die Sache in der Schwebe gehalten werden sollte, die ganze Angelegenheit einem Ehrengericht zu unterstellen, dessen Entscheidung beide Parteien sich bedingungslos zu fügen hätten.

Dies lehnte der Beauftragte des Freiherrn von Stumm ab.

Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Adolph Wagner."

Ich habe über diese Angelegenheit zahlreiche Freunde und viele Bekannte, aber, was mehr sagen will, auch zahlreiche Stimmen in der Presse aller Parteien vernommen. Sie lauteten ausnahmslos dahin, daß mein Verfahren völlig korrekt gewesen sei und daß speziell Herr von Stumm nicht das Recht habe, von „nichtigen Vorwänden“ und „Ablehnung“ zu sprechen. So etwa äußerte sich z. B. auch die mir politisch durchaus gegnerische „Vossische Zeitung“, die, wie andere Blätter ihrer Partei, mir nur darin Unrecht gab, daß ich nicht von vorn herein die Duellforderung abgelehnt hätte. Völlig spontan brachten mir meine Zuhörer in den Auditorien Ovationen dar, wie ich sie noch nie erlebt habe. Sie bewiesen mir jedenfalls, daß die Studenten, welche in solchen Ehrenpunkten auch feinfühlig sind, sich trotz der Mißachtung aller „anständig Denkenden“, der mich Herr von Stumm überliefert hatte, dennoch unentwegt zu mir hielten und zwar gerade zu meiner Person, nicht bloß zu dem Lehrer und Gelehrten. Und eben so hat der große, schöne, erfolgreiche Kommerz, der meinem auch von der „Post“ angegriffenen Kollegen Schmoller und mir zu Ehren am achten Februar gegeben wurde und wohl von 800—900 Personen besucht war, Schmoller und mir diesen erfreulichen Beweis geliefert. Herr von Stumm mag da von „Größenwahn der grauen Theorie“ sprechen, die in diesen Tagen „wahre Orgien“ gefeiert habe, von „pöbelhaften (!)“ Angriffen in „urtheilslosen Versammlungen“; Männer wie Heinrich von Treitschke, Gustav Schmoller, Otto Gierke — und ich „dünnlicher Professor“ füge hinzu: auch Adolph Wagner — dürfen sich über dergleichen Beschimpfungen erhaben halten. Die Parteipresse des Herrn von Stumm in Schleißen und hier mag die Kundgebungen unserer Studenten, sogar jenen Kommerz, die Wahrheit verhehlend, als Demonstrationen zu Gunsten gefährlicher sozialer Richtungen an unseren Universitäten, unter uns Lehrern, unter unseren Studenten hinstellen: es waren lauter aus dem Herzen der akademischen Jugend kommende Kundgebungen für die Persönlichkeiten ihrer Lehrer, Kundgebungen der Zuneigung, der Verehrung, des Vertrauens für ungerecht geschmähte und in ihrer persönlichen Ehre verletzte Männer. Das war auch der Inhalt der uns überreichten Adressen, — „in unauslöschlicher Liebe und Verehrung“



schloß diejenige meiner Zuhörer, die von mehr als 600 Namen unterzeichnet war, „in aufrichtigster unerschütterlicher Verehrung und Treue“ schloß die ähnliche Adresse an Professor Schmoller. Nicht ein Urtheil über die Wissenschaftlichkeit und die sozialpolitische Richtung ihrer Lehrer, wie es wohl auch geheißen hat und getadelt worden ist, sondern ein Bekenntniß jener dargelegten Gesinnung gegen uns als Männer und Lehrer haben uns unsere Studenten gegeben. Das aber war freilich eine Freude und etwas Erhebendes, wie es mir in diesem Maße noch nie zu Theil geworden ist. Es wog schwer, vollends unter berliner akademischen Verhältnissen, wo naturgemäß nach den Verhältnissen der großen Stadt und der großen Studentenzahl die persönlichen Beziehungen zwischen Lehrern und Studenten nicht so nahe wie in einer kleinen Universtitätstadt sein können. Die erneuten hämischen, denunziatorischen Ausfälle des Herrn von Stumm im Reichstage (Rede vom 7. Februar) und in seiner „Erklärung“ vom 14. Februar werden an dieser Gesinnung unserer Studenten und zahlreicher anderer Kreise nichts ändern. Im Gegentheil sie noch stärken. Ich habe auch eine ganze Anzahl telegraphischer, schriftlicher und mündlicher Zustimmungserklärungen mir völlig Unbekannter erhalten, auch von evangelischen Arbeitervereinen aus großen Industriebezirken. Wenn aber Herr von Stumm die „maßgebenden Stellen“ apostrophirt, sie sollten „erkennen, daß es vergeblich sei, mit Strafparagrafen gegen den Umsturz vorzugehen, so lange man den pseudo-wissenschaftlichen und pseudo-christlichen Sozialismus ruhig gewähren lasse“, so rufe ich ihm — wie neulich Kollege Heinrich von Treitschke, und zwar in Bezug auf Stumms Einmischung in die Besetzung akademischer Lehrämter, nicht, wie die „Post“, wieder den Sachverhalt verkehrend, gegen Herrn von Treitschke leitartikelte, in Bezug auf Kenntniß des Wirthschaftlebens, sein „Schuster, bleib bei Deinem Leisten“ — so rufe ich Herrn von Stumm in Bezug auf seine Aeußerungen über „pseudowissenschaftlichen“ und „pseudochristlichen“ Sozialismus zu:

Freiherr von Stumm-Halberg, bleiben Sie doch hinter Ihren Defen und Schlöten. Davon, wie man für sich daraus eine Goldgrube, für Deutschland ein großartiges, mit Recht berühmtes industrielles Etablissement macht, sollen Sie ja was verstehen. Aber über Das, was wissenschaftlich und pseudo-wissenschaftlich, christlich und pseudochristlich in sozialen Dingen ist, haben Sie kein Urtheil. Da würde der letzte Essenslehrer eines großen industriellen Werkes — natürlich nicht des Ihren, denn Ihre Arbeiter müssen ja in sozialen Dingen „stumm“ sein — und der einfachste christliche Mann aus dem Volke eine viel kompetentere Stimme haben als Sie Vertreter einer lediglich großkapitalistischen, einer, wie einer Ihrer Parteigenossen selbst sagt, rein mammonistischen sozialen Anschauung.

Doch ich komme noch auf den Abschluß unserer Duellaffaire zurück.

Keine Gegenklärung in der „Post“ bewog, wiederum allem Brauch in solchen Ehrenständen zuzusetzen, wie ihm mein Freund Dr. Jannasch das Zeugnis ausstellte, den Rittmeister des Herrn von Stumm, den Landwehr-Kavallerie-Major und Landtagsabgeordneten Herrn Popelius, mit folgender Erklärung in der „Post“ 29. Januar herauszurufen:

„Der von Professor Wagner gegebenen Darstellung des Hergangs der Unterhandlungen zwischen seinem Beauftragten und mir ist hinzuzufügen, daß ich ausdrücklich erklärte, einer Einmischung eines Ehrengerichtes nicht zustimmen zu können, da ein solches Verfahren dem Ehrenkodex widerspreche; ich hielt deshalb die Forderung aufrecht und erklärte dieselbe als abgelehnt, nachdem der Beauftragte des Professors Wagner an dem Vorbehalt der Entscheidung durch ein Ehrengericht festhielt.“

Ich habe vorhin schon über diesen Punkt gesprochen und komme im folgenden Abschnitt auf die Frage eines „Ehrenkodex“ und Ehrengerichtes noch einmal zurück. Hier nur schon die eine Frage: „Dem“ Ehrenkodex widerspreche? Welchem Ehrenkodex? Dem des Herrn Popelius?! Doch eine seltsame und präventive Zumuthung, daß Dr. Jannasch und ich diesen behaupteten „Ehrenkodex“ für uns maßgebend sein lassen sollten!

Dr. Jannasch trat dann seinerseits mit folgender Gegenklärung hervor, die an mehrere Blätter gleichzeitig geschickt wurde, auch durch einen eigenen Boten an die Redaktion der „Post“, die sie wieder im Interesse des Herrn von Stumm — nicht aufnahm! Zahlreiche andere Zeitungen haben sie gebracht, sie enthebt mich einer weiteren Auseinandersetzung über das Verfahren des Herrn Popelius.

„Unter Bezugnahme auf die Erklärung des Herrn R. Popelius in Nummer 28 der „Post“ (29. Januar) in Sachen des Freiherrn von Stumm gegen Professor W. Wagner finde ich mich zu der Erklärung veranlaßt, daß ich darauf verzichten muß, als Vertreter des letztgenannten Herrn in die öffentliche Diskussion eines Ehrenhandels einzutreten, welcher, als spezifische Privatangelegenheit, üblicher Weise eine streng diskrete Behandlung verlangt.“

Ich füge zur „Erklärung“ des Herrn Popelius nur das Eine hinzu, daß darin die ausdrückliche Bemerkung des Dr. Jannasch, die Forderung sei damit nicht abgelehnt, sondern die Sache in der Schwebe geblieben, wieder verschwiegen wird.

Nun aber kam noch der letzte Streich des Herrn von Stumm, bezw. der „Post“. Im unmittelbaren Anschluß an jene Popelius'sche Erklärung ward folgende Notiz gebracht:

„Auf Grund der eigenen, durch vorstehende Erklärung ergänzten Darstellung des Professors Wagner müssen wir die Behauptung in unserer Nummer 26, wonach Professor Wagner sowohl die Zurücknahme der gegen Freiherrn von Stumm Halberg gerichteten Beleidigungen als dessen Forderung unter nichtigen Vorwänden abgelehnt hat, vollkommen aufrecht halten.“

Hiermit war also auch nach meiner den Thatbestand feststellenden Erklärung wider besseres Wissen, ein Wissen, das jetzt sowohl Herr von Stumm als die Redaktion der „Post“ nothwendig besitzen mußten, eine Wiederholung dieser schwer beleidigenden Insinuation erfolgt, die, wie ich auch in einer Zuschrift an das „Volk“ vom 29. Januar (Nummer vom 30. Januar) ausdrückte, „alle Merkmale einer mit dem Zweck ehrverletzender Wirkung gethanen Aeußerung“ an sich trug. Ich habe in jener Zuschrift bereits meine Absicht kundgethan, diese Aeußerung „nunmehr gegen die ‚Post‘ zur strafgerichtlichen Entscheidung zu bringen, da Herr von Stumm für seine schweren sachlichen Beleidigungen im Reichstage ja gerichtlich unverantwortlich und er in der Presse (wenigstens bis vor dem 15. Februar) nicht offen hervorgetreten ist, sondern Andere für ihn die Beleidigungen gegen mich begangen haben“.

Dies die objektive, streng wahrheitsgetreue Darstellung des Verlaufes dieser Duellangelegenheit. Nunmehr mögen alle „anständig Denkenden“ und Vernünftigen über meine Person und mein Verfahren und über die Person und das Verfahren des Freiherrn von Stumm-Halberg urtheilen. Jetzt haben sie wenigstens das erforderliche Thatfachenmaterial, das ihnen die „Post“ und der Freiherr von Stumm abichtlich vorenthielten, als sie mich verächtlich zu machen suchten.

### III. Ein prinzipielles Wort zur Frage des Duells.

Mein persönliches Verhalten in der dargelegten Duellangelegenheit ist mir von kompetenten Personen, welche im Prinzip das Duell unter gewissen Umständen für berechtigt, ja, für nothwendig halten, als völlig korrekt bezeichnet worden, insbesondere auch in dem Punkte des Verlangens eines Ehrengerichtes gerade in einem Falle wie dem vorliegenden. Im Hinblick auf derartige Fälle ist auch in der Presse die Frage der Einrichtung von Ehrengerichten im zustimmenden Sinne erörtert worden, auch unter Hinweis auf anderswo praktisch bewährte Einrichtungen der Art und sich diesen anpassende Sitten, so in einem beachtenswerthen Artikel der Kreuzzeitung vom Professor Schieman, unter Hinweis auf die mustergiltigen Verhältnisse der baltischen Provinzen. Ich bin prinzipiell der selben Meinung, wie sie hier vertreten worden ist.

Die komische Anmaßung der Herren von Stumm und Bopelius, ihre private Ansicht, daß das Verlangen eines Ehrengerichtes in Widerspruch mit „dem“ Ehrenkodex stehe, ist auch in der Presse zurückgewiesen worden. So wird von unterrichteter Seite im „Volk“ (30. Januar 1895) gefragt: „Welchen Ehrenkodex meint denn Herr Bopelius? Uns ist ein solcher allgemeiner Ehrenkodex für das deutsche Volk, dem der Freiherr von Stumm und Professor Wagner gleichmäßig unterstellt wären, nicht bekannt. Wohl

aber kennen wir einen Ehrentodex für Studenten und für Offiziere. Nach beiden ist eine schwere Forderung stets einem Ehrengericht zu unterbreiten.“ Herr Vopelius sei daher mit seiner Auffassung im Unrecht; Jeder, der unbefangen die Sache beurtheile, müsse zugeben, daß ich nicht allein sachlich im Recht, sondern auch formell durchaus korrekt verfahren sei.

Von anderen Seiten ist mir aber vorgeworfen worden, ich hätte unbedingt von vorn herein die Forderung zum Duell ablehnen müssen. Die Einen begründen Das damit, es sei thöricht, eine solche Differenz, die Folge einer sachlich verschiedenen Auffassung sozialer Dinge, mit der Pistole entscheiden zu wollen. Das würde ich natürlich zugeben, wenn es sich nicht um Dinge handelte, welche wegen dabei gefallener, angeblich beleidigender Ausdrücke in das Gebiet persönlicher Differenzen, wenigstens nach der Ansicht des einen Theiles, hinübergelangen sind.

Anderc weisen auf das nach dem Gesetz Strafbare der Handlung, der Forderung zum Duell, der Annahme und der wirklichen Vollziehung des Duells, hin und sehen darin eine nicht zu duldennde Hinwegsetzung über die Gesetze und die Gerichte, die zu eventueller Entscheidung solcher persönlichen Streitigkeiten und zur Bestrafung des Schuldigen bestanden. In dieser Weise äußerte sich namentlich die linksliberale Presse. Ich gebe natürlich bereitwillig zu: formell mit Recht. Der ja auch von seinen politischen Gegnern hinlänglich ausgenutzte Widerspruch eines Mannes wie des Herrn von Stumm: hier zu einer gesetzwidrigen und strafbaren Handlung auffordern und den Mann, der, wie der Herr freilich wissentlich falsch behauptete, die Aufforderung ablehne, dann öffentlich verhöhnen, weil er Dies gethan, also weil er nicht eine strafbare Handlung habe begehen wollen und auf der anderen Seite die bekannte Stellung zur Umsturzvorlage und zur Verfolgung der nach seiner Behauptung gesetzwidrigen Handlungen der Sozialdemokraten z. einnehmen, — Das war ein Vorgehen, halb lächerlicher, halb widerwärtiger Art. Das hat sich ja Herr von Stumm auch genügend sagen lassen müssen.

Indessen — und hier stehe ich eben doch auf einem von den Vertretern jener Verpönmng des Duells etwas abweichenden Standpunkte —: formelles Recht und Anschauungen und Sitten decken sich eben nicht immer. Da handelt es sich doch um die nicht ganz unberechtigte Berücksichtigung subjektiver und in gewissen Streifen einmal bestehender Anschauungen gerade auf dem so heftigen Gebiet der persönlichen Ehre. Ueber diesen Zwiespalt vermag auch ich, Das kann ich nicht leugnen, nicht hinwegzukommen und ich bin, wie so Viele, geneigt, auch der gesetzwidrigen und nach dem bestehenden Recht strafbaren Anschauung, Sitte und Handlungsweise hier doch in gewissem Maße Rechnung zu tragen. Aber gerade bei dieser Sachlage ist meines Erachtens

das Verlangen von Bedingungen, Kautelen und Einrichtungen, wie sie ehrengerichtliche Institutionen bieten, auch um so mehr gerechtfertigt. Nur dadurch kann verbürgt werden, daß die Entscheidung über ein Duell, gerade weil es eine gesetzwidrige und strafbare Handlung ist, getroffen werde nicht allein nach individueller subjektiver Ansicht und nach der Willkür irgend eines gewissenlosen Kaufboldes, der statt mit Gründen mit Pistolen-Kugeln nachweisen will, daß er im Rechte ist, sondern nach dem billigen Urtheil unparteiischer Männer.

Der schwerste Vorwurf ist mir aber von christlicher und auch allgemein von ethischer Seite geworden, wo eben das Duell prinzipiell als unchristlich und unsittlich angesehen wird. Auch hier liegt freilich, glaube ich, die Sache doch nicht so einfach, wie man von dieser hochachtbaren Seite aus meint. Ich kann die Analogie mit dem Kriege doch nicht für so unzutreffend halten, wenn man auch einwendet, hier fehle es eben an Entscheidungsinstanzen, wie sie in persönlichen Streitigkeiten in den Gerichten vorhanden wären. Ich befinde mich hier ebenfalls, wie ich einräume, in einem gewissen Zwiespalt der Meinungen und stehe einigermaßen auf dem Standpunkte, den in jüngster Zeit die „Kreuzzeitung“ in ihren bezüglichen Erörterungen, so auch in denjenigen mit der „Germania“, einnahm. Aber es hat mich doch andererseits tief berührt, daß ernste Männer mir mündlich und schriftlich Vorwürfe gemacht haben, weil ich mich wenigstens auf die Eventualität eines Duells eingelassen hätte. Ein von mir sehr hoch geschätzter, vornehmlich in praktischer Thätigkeit stehender, dem öffentlichen politischen Leben völlig ferner Theologe schrieb mir zum 3. B.:

„Gott zum Grusse! Seit langer Zeit hat mich nichts so erschüttert, als was ich soeben über Ihren Handel mit von Stumm lese. Ich . . . wage es . . ., Sie auf das Herzlichste zu bitten, in dieser ganzen Angelegenheit doch als ein Christ zu verfahren und den herrschenden, nach meiner Ueberzeugung grundfalschen Ehrenschaunungen den Abschied zu geben. . . . Es giebt für uns Christen eine Ehre, die viel höher steht, als daß sie mit der Waffe in der Hand gewahrt und vertheidigt zu werden brauchte.“

Eine Stimme unter manchen ähnlichen. Im „Volk“ (8. Februar) ist in einem auch sonst beachtenswerthen Artikel „Zur Duellfrage“ ein Schreiben mitgetheilt, in dem es heißt:

„Mit tiefster Betrübniß hat es christliche Kreise erfüllt, als kürzlich die Nachricht durch die Presse ging, daß Herr von Stumm, nachdem er mit jenen Aeußerungen über die Kathedersozialisten Niasko gemacht hatte, zu dem letzten, aber sehr beklagenswerthen Beweismittel griff und Professor Ab. Wagner fordern konnte. Bedauern erweckt der Gedanke, daß letztgenannter Herr . . . nicht sofort ein solches Ansinnen mit Entrüstung von sich gewiesen hat.“

Ja, — wer immer und überall auf dem Boden solcher christlichen

Anschauung stände und allein danach folgerichtig handelte! Aber sind in unserer sündigen Menschenwelt, wo die Leidenschaften, die Anschauungen der Gesellschaftskreise, zu denen man gehört, einmal mitsprechen, diese Konsequenzen immer zu ziehen? Ich kann mich zu diesem Standpunkte so wenig wie viele andere Männer meiner religiösen, sittlichen, sozialen Anschauungen unbedingt bekennen, wenn er mir auch als sittliches, als christliches Ideal der richtige zu sein scheint. Wer dieses Ideal schon jetzt als schwacher sündiger Mensch mehr zu verwirklichen vermag, wird meine höchste Achtung haben, auch wenn ich ihm nicht durchaus folgen kann. Ich muß es mir dann freilich gefallen lassen, von Personen, die auf diesem folgerichtigeren sittlichen und christlichen Standpunkte stehen, getadelt zu werden.

Ich glaube, im praktischen Leben kommt es aber doch auch hier auf die Würdigung der konkreten Verhältnisse an, um zu einer haltbaren Entscheidung zu gelangen. Zwei Punkte scheinen mir hier in Betracht zu kommen, einmal die Feststellung der genügenden Gründe für ein Duell, und zweitens die Feststellung der Bedingungen für die Ausführung des Zweikampfes. Bei beiden Punkten sehe ich hier von dem völlig anders liegenden Falle ab, wo es sich, wie z. B. bei den studentischen Mensuren, überhaupt nicht um eigentliche Duelle, sondern um Kampfspiele ernsterer Art handelt, wobei dann nur der Ausschluß tödlicher Waffen und die, ja auch allgemein übliche, Vornahme gewisser Vorkehrungen zur Verhütung besonders gefährlicher Verwundungen zu verlangen ist. Gerade für die Feststellung des genügenden Grundes für ein wirklich ernst gemeintes Duell sollten ehrengerichtliche Institutionen unbedingt bestehen. Zweifelhafter könnte sein, ob solche Institutionen auch für den zweiten Punkt in entscheidender Weise mit zu sprechen hätten, bei der Feststellung der Bedingungen eines Duells. Es ließe sich denken, daß hier einige allgemein gültige Normen festgestellt würden, an welche sich die Duellanten unbedingt zu halten hätten. Doch könnte auch hier wohl passend gerade nach Lage des individuellen Falles eine Mitwirkung von Ehrengerichten Einiges, z. B. innerhalb eines Spielraumes allgemeiner Normen, mit entscheiden.

Ein Ehrengericht hätte daher immer und endgiltig, bindend für beide Theile, zu bestimmen, ob überhaupt ein Duell stattzufinden habe, und anderseits, wenn Dies verneint wird, den Gegnern, wiederum bindend, vorzuschreiben, was sie zu thun hätten, in Bezug auf Revokation, Bedingungen dabei, anderweite Sühnen u. s. w. Das Duell wäre nur in wirklich ernstesten Fällen schwerer Ehrvertränkung zu gestatten. Welcher Art solche Fälle sein müßten, läßt sich nicht allgemein im Voraus bestimmen. Gerade hier wäre es Sache des Ehrengerichtes, jeden Fall individuell zu behandeln. Wer sich weigerte, sich der Entscheidung des Ehrengerichtes zu fügen, z. B. die ihm vorge-

schriebene Revokation zu leisten oder andererseits das Duell anzunehmen, hätte eine bezügliche öffentliche oder in bestimmten Personenkreisen mitzutheilende Erklärung des Ehrengerichtes über den ganzen Fall und gegen sich zu gewärtigen: ein wohl hinlänglich starker Antrieb, sich der Entscheidung zu fügen.

Ich weiß natürlich, daß ein derartiges „Kompromiß“ in der Duellfrage den extremen Anschauungen der unbedingten Gegner und der unbedingten Anhänger des Duells nicht genügt. Ich glaube gleichwohl, das Gesagte vertreten zu können. Die mir richtig scheinende Stellungnahme in der Frage hängt aber auch noch mit dem zweiten Punkte, den Bedingungen des Kampfes selbst, zusammen.

Nach meiner Ansicht liegt hier eine der schwächsten Seiten des ganzen heutigen Duellwesens. Man braucht nicht auf die alte Idee des Gottesurtheils im Zweikampfe zurückzukommen, die natürlich unhaltbar ist. Aber ein wirkliches Duell hat doch nur Sinn, wenn es wirklich ernsthaft genommen und ernsthaft ausgeführt wird. Geschieht Das bei dem heute üblichen Pistolenduell? Außer im Fall besonders verschärfter Bedingungen entschieden nicht. Oftmals beide Gegner — noch öfter ist es der eine Duellant — sind im Gebrauch dieser Waffe völlig ungelibt. Das positive Ergebnis, Verwundung, Tötung, ist ein nicht gewolltes, ein insofern unverschuldetes, als es die Kämpfer bei ihrer Ungeübtheit gar nicht haben absichtlich bewirken können. Es ist vielmehr die Folge des Zufalles, vielleicht, gegen den Willen des Betheiligten, die Folge seiner Ungeschicklichkeit. Das negative Ergebnis, „Schießen in die Luft“, ist aber eben so nur eine Folge des Zufalles oder gar der Absicht eines der beiden Betheiligten. Ist Das schließlich etwas Anderes als eine Poffe, ein Lotteriespiel, eine Trivialität, und nicht in der That gerade ein Sachverhalt, der das Duell als Entscheidung von Ehrenhändeln diskreditiren muß? Die Voraussetzung aller Zweikämpfe, die überhaupt vorhandene und wenigstens einigermaßen auf beiden Seiten gleichmäßig vorhandene Waffengeübtheit, fehlt eben hier doch oftmals ganz. Gerade darin liegt aber auch das Unsitliche eines derartigen Duells, wo die Preisgebung des eigenen Lebens und, was viel schwerer wiegt, die furchtbare Verantwortung, ein anderes Leben, oftmals eines Menschen, gegen den man im Grunde persönlich nichts hat, geopfert zu haben, weil es — der Zufall so wollte, die Ungeschicklichkeit der Waffenführung so mit sich brachte, eine Trivialität ohne Gleichen ist. Und wie viele Fälle liegen so! Verdient eine solche Einrichtung des Duells Achtung? Fordert sie nicht mit Recht den Spott der Einen, die bittere Entrüstung der Anderen förmlich heraus? Wenn aber, wie ja doch vielleicht in der Mehrzahl der Fälle, nur „Löcher in die Luft geschossen werden“, liegt da die Sache anders? Ist Das dann nicht vollends

eine Poffe? Mag Zufall oder Abſicht mitſpielen! Kann hier wirklich von einer Sühne für verletzte Ehre geſprochen werden?

Das Mindeste wäre doch, den Duellanten Zeit zur Einübung in dem Gebrauch der Waffe, der Piſtole, zu geben. Iſt der Eine geübt, der Andere nicht, ſo liegt doch eine Ungleichheit der Stellung und der Chancen im Kampfe vor, die wieder eben ſo unehrenhaft wie unſittlich erſcheint.

Gerade in Betreff der Bedingungen des Kampfes, der Art der Waffen, wären daher doch allgemeine Normen zu verlangen, die nur einen gewiſſen Spielraum für den einzelnen Fall zu geben hätten. Wie dann in einem ſolchen einzelnen Falle die Bedingungen innerhalb der allgemeinen Normen zu ſtellen wären, Das müßte aber wiederum von der Entſcheidung des Ehrengerichtes abhängen. Gerade ein ſolches könnte die individuellen Verhältniſſe der beiden Duellanten gebührend in dieſem Punkte der Kampfbedingungen berückſichtigen.

Ich kann nun freilich nicht umhin, meine Meinung dahin zu äußern, daß gerade ſchwere Bedingungen allgemein im Duellkodez vorgeſchrieben werden müßten, d. h. ſolche, die die Herbeiführung der Kampf-unfähigkeit des einen Theiles zum nothwendigen Ziele des Duells machten, vorbehaltlich einer ſelbſt wieder an erſchwerte Bedingungen zu knüpfenden gegentheiligen Entſcheidung ſeitens eines Unparteiſchen und Vergleichenden. Wer zum Duell fordert und wer ein Duell annimmt, ſoll genöthigt ſein, an den wirklichen Ernſtfall zu denken. Das allein entſpricht der einzigen Idee im Duell, welche mir berechtigt erſcheint, Das allein der Würde der Inſtitution als einer ſtatt der geſetzlichen Entſcheidungsinstanz in Streitfällen fungirenden. Und Das gerade wird auch die Duelle auf ſolche Fälle wirksam beſchränken, wo ſie nach Lage der Sache allein berechtigt erſcheinen. Ein Duell ſoll eben nicht, wie ſo oft die heutigen Piſtolenduelle, ein bloßer Scheinkampf ſein, der zur Komödie herabſinkt. Der Duellant, Forderer wie Geforderter, ſollen die Chance der eigenen ſchweren Verwundung oder ſelbſt Tötung wie derjenigen des Gegners mit allem dabei in Betracht kommenden Gefühl der Verantwortlichkeit für die Folgen auf ſich nehmen. Wer Das nicht will, ſoll nicht fordern und nicht Forderungen annehmen, ſondern in der That ehrengerichtlich genöthigt werden, die ſonſtige Sühne, Revokation u. ſ. w., zu leiſten. Ich glaube, auf dieſem Wege käme man eben ſo zu einer Verminderung der Duelle wie zur Hebung des Anſehens der Inſtitution des Duells unter Denen, welche ſich duelliren, wie in der öffentlichen Meinung überhaupt. Der jetzige Zuſtand iſt freilich in jeder Hinſicht unhaltbar.

So, in Verbindung mit obligatoriſchen ehrengerichtlichen Einrichtungen, würde das Duell auch dem Rechtsbewußtſein der Zeit nicht ſo widerſprechen und, wie ich glaube, den ſittlichen, ſelbſt den religiöſen Einwendungen nicht



so wie jetzt ausgesetzt sein. Für das Strafrecht ergäbe sich dann freilich die Folge, daß ein unter den angegebenen Modalitäten erfolgtes Duell nicht länger strafbar sein dürfte, sondern nur jedes sonstige, das dann aber auch für um so schwerer strafbar zu erklären wäre. Der gegenwärtige Rechtszustand, z. B. im Heere, daß Duelle in gewissen Fällen angenommen werden müssen, wenn andere schwere Folgen vermieden werden sollen, aber daneben dennoch strafbar sind, ist doch in der That etwas völlig Unhaltbares.

\* \* \*

Im Vorausgehenden habe ich einige Gedanken niedergelegt, welche mir beim Nachdenken über die Frage, und zwar nicht erst jüngst, gekommen waren. Ich möchte sie auch für mich nicht in jeder Einzelheit als endgültig abgeschlossen bezeichnen. Dazu ist die Frage zu schwierig. Meine Ausführungen werden wohl nur getheilte Beistimmung erfahren, zumal auf Seiten der unbedingten Gegner wie Anhänger des Duells. Aber vielleicht dienen sie in dem einen oder anderen Punkte Manchem, der ähnlich steht wie ich — und Das sind zahlreiche Männer — als Ferment für eine weitere Beschäftigung mit der Frage.

Ob ich nach meinen Anschauungen dem Freiherrn von Stumm gegenüber korrekt verfahren bin, mögen Unparteiische entscheiden. Ich glaube, richtig gehandelt zu haben, indem ich dem Versuch, das Duell in politischen Streitfragen bei uns einzuführen, bezw. die Forderung als Pressionmittel zu gebrauchen, um unbedingte Revokation zu erzwingen, während man selbst nicht einmal bereit ist, einen Irrthum einzugestehen, entgegentrat, daher meine Rücknahme vermeintlicher Beleidigungen an die Bedingung des Eingeständnisses solchen Irrthums seitens des Gegners und die unbedingte Revokation oder Annahme der Duellforderung an die Entscheidung eines Ehrengerichtes knüpfte.

Professor Dr. Adolph Wagner.



## ~~///~~ Unsterblichkeit.

Wer weiß es nicht, daß Gedanken, die wir am Tage zurückgebrängt, nicht ausgedacht haben, im Traum der Nacht aufbringlich wiederkehren und dann der Ausgangspunkt endloser Affoziationen werden? Was der Einzelne aber so empfindet, Das wird auch der ganzen Menschheit zu Theil. Auch im Geistesleben der Kulturvölker giebt es einen Tag und einen Traum. Und hier wie dort: was das forschende Gehirn im hellen Lichtkreis der Wissenschaft vor schnell bei Seite wirft und nicht des Ausinnens werth erachtet, Das taucht wie ein nach Erlösung ringendes Gespenst da wieder auf, wo die Fessel der scharfen Logik gefallen ist und das freie Spiel der Phantasie beginnt. Wer schärfer prüft, Der erkennt in beiden Fällen die gleiche Lehre. Man soll Gedanken nicht vergewaltigen. Das Unterdrückte wächst doch empor, und vielleicht an schlimmerer Stelle. Wohin man schauen mag in unserer zerrissenen Zeit, da erfüllt sich dieses Gesetz, da erschallt diese Lehre. Und ein Theil der Trostlosigkeit, die so Viele aus dem Weltbilde des modernen Naturforschers anzustarren scheint, ein Theil der wachsenden Skepsis, mit der man in gewissen Kreisen die Früchte aller freien Forschung nach der Natur gerade jetzt wieder verwerfen möchte: sie entspringen aus diesem Punkt.

Man legt den Finger in eine solche Wunde, wenn man das Wort Unsterblichkeit ausspricht. Kein Zweifel, daß hier eine unterdrückte Idee unserer Zeit liegt. Es giebt sehr viele Menschen, besonders gerade wissenschaftlich geschulte, die diesen Begriff gar nicht mehr zu erwähnen wagen. Man weiß, daß zu viel an dieser Stelle gesündigt worden ist, und man schweigt lieber. Aber Ideen sterben nicht daran, daß man sie verschweigt, und sie sterben auch nicht von selbst an den Sünden, die Unberufene in ihrem Namen vollbracht haben. Als ein verstoßener Flüchtling sucht sich das Unsterblichkeitproblem seine Stätte bei dem fahrenden Volk, das hinter der großen Geistesarmee herzieht. Es verwildert dort selbst, aber zugleich wirkt es doch auch mit dem alten Zauber, der ihm seit Jahrtausenden innewohnt, und verleiht Kräfte, die eines besseren Ortes und einer ehrlichen Ausnutzung für den echten Hochgeist der freien Wissenschaft wahrlich würdig wären.

Und doch sollte die Naturforschung diesen Begriff vor Allem für sich reklamiren. Man mag zetern, wie man will, und den modernen Naturforscher noch so sehr für den Antichrist verschreien, der dem armen Menschen den Trost eines Fortlebens nach dem Tode rauben wolle: so viel muß das geringste Nachdenken zunächst lehren, daß der eigentliche Grundbegriff „Unsterblichkeit“ in der ersten, einigermaßen brauchbaren Fassung überhaupt erst eine Errungenschaft der streng exakten Forschung, und zwar der unseres eigenen Jahrhunderts, ist. Philosophisch ist der Gedanke ja gewiß uralte. Aus den ehernen Rhythmen des alten Lukretius erdröhnt schon das „Aus nichts wird nichts in Ewigkeit“ mit seiner Schreieite: der Unsterblichkeit der Materie. Und doch war, wenn man auf das Wissen, auf die wahre Physik der Zeit, die Das so stolz schon verkündigte, schaut, der Unsterblichkeitgedanke, auf das physische Grundwesen der Welt angewendet, nur eine schillernde Hypothese, ein geistvolles Aperçu, wie zahllose andere,

die nie auch nur den Schattenwerth einer Wahrheit erhalten sollten. In Wirklichkeit verschwand dieser Zeit, wo immer sie forschend auftrat, allenthalben ihre Natur unter den Händen. Aus „nichts“ nährte sich die Flamme, die dem Weisen in seiner Studirstube leuchtete, in „nichts“ versank die Kraft des Hammers, der auf den Ambos schlug. Ueberall fehlten die Verknüpfungen, starre zwischen den Erscheinungen die Debe, über die kein lebendiger Zusammenhang hinüberführte. Allerdings erkannte man Das nicht in einer Welt, die keinen Anstoß nahm an Sprüngen wie etwa dem, daß hoch entwickelte Thiere, wie Frösche oder Mäuse, aus Schlamm und Kechricht direkt „entstehen“ könnten. Als das nachfolgende Christenthum eine einzelne Anwendung des Unsterblichkeitgedankens, die Lehre von der Unsterblichkeit der individuellen Menschenseele, in den Vordergrund schob — unter gleichzeitiger Aufgabe der lukrezigen Welt-Unsterblichkeit zu Gunsten einer Schöpfung aus dem Nichts und eines Weltgerichts —, wurden die Dinge nur noch ärger. Beinahe zwei Jahrtausende noch sollte die Menschheit sich plagen, ehe endlich von der unerwartetsten Ecke aus die erste einigermaßen konkrete Fassung und Begründung des uralten Gedankens kam, daß überhaupt irgend Etwas „unsterblich“ sein könne. Sie kam in unseren Tagen mit der einfachen physikalischen Darlegung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft.

Man mag sich sträuben, wie man will: im realen Sinne war mit diesem fundamentalsten aller Naturgesetze zum ersten Male objektiv die Möglichkeit gegeben, alle physikalischen Erscheinungen als lückenlose Bethätigung eines einzigen Prinzips zu fassen, das sich innerlich absolut gleich blieb und, wie schon der zuerst gewählte Name „Erhaltung“ andeutete, den ersten exakten Begriff einer „Unsterblichkeit“ lieferte, der jemals Menschen entgegengetreten war. Zwei Fliegen waren gleichsam dabei mit einer Klappe geschlagen: zugleich hatte man schlechtweg darin das erste „Unsterbliche“, das bis dahin exakt nachgewiesen war, — und zugleich sah man diese Unsterblichkeit bei dem Ding der Welt, das wenigstens für die objektive Betrachtung geradezu alle Erscheinungen dieser Welt der Formel nach erschöpfte: man hatte mit der Unsterblichkeit der Kraft auch in Händen die Unsterblichkeit der objektiven Welt. Aber wäre Das auch nicht der Fall gewesen, so hätte man doch jetzt endlich nach so ungeheurer Debatte ein exaktes Beispiel gehabt, einen Anhaltspunkt dafür, daß überhaupt im Prinzip unsterbliche, dem Wechsel der Form an sich entrückte Dinge in der Welt existiren. In der großen und lärmenden Literatur über Unsterblichkeitsfragen, die auch nach den grundlegenden Mayer-Helmholtz'schen Entdeckungen ihr Spiel getrieben hat, sucht man durchweg vergebens nach einer Anerkennung dieses unschätzbaren Dienstes, den die Naturforschung hier geleistet hat, — unschätzbar, ganz einerlei, für welche Privatmeinungen man ihn nun ausnützen mag.

In neuester Zeit fehlte es nicht an interessanten Versuchen, ein zweites Gebiet der Natur in ähnlicher, rein objektiver und wissenschaftlicher Weise für Unsterblichkeitgedanken zu gewinnen: das des organischen Lebens in seiner Gesamtheit. Es ist kein Zweifel, daß die gewaltigen Anregungen, die Darwin vor dreißig Jahren gegeben hat, der Formenreihe der Organismen einen überraschenden Zusammenschluß, eine reale Einheitlichkeit, verliehen haben, die gleichsam aus all den zahllosen Formen einen einzigen, seit Jahrtausenden bestehenden

und innerhalb dieser Millionen schlechterdings unverwüflichen Riesenorganismus macht. Noch zu Cuviers Zeiten, da man um die Wende jeder geologischen Epoche die Erde durch eine enorme, lebenvernichtende Katastrophe verwüftet werden ließ, um dann durch einen „Schöpfungakt“ eine neue Thier- und Pflanzenwelt „entstehen“ zu lassen, konnte von jener Kontinuität des Lebens keine Rede sein. Heute, wo die Katastrophen ein geologischer Mythos geworden sind, wo die Aufeinanderfolge der Organismen uns lediglich noch unter dem Bilde eines „Stammbaums“ erscheint, wo wir eingesehen haben, daß in der Mehrzahl der Fälle, wo früher der Formunterschied auf eine Vernichtung und ein Neuentstehen hinzuweisen schien, in Wahrheit nur eine „Entwicklung“ stattgefunden hat, bei der die Form sich verwandelte, ohne daß der Faden des Lebens riß und neu angesponnen werden mußte: heute kann es nicht einmal mehr unter die parabogen Sätze gerechnet werden, wenn man sagt, daß das erste mit Lebenserscheinungen behaftete Protoplasma, das vor Jahrmillionen auf der Erde erschien, im buchstäblichen Sinne bis auf den heutigen Tag „unsterblich“ geblieben ist, so vieltausendfach auch die Formen sind, in die es durch zunehmende Anpassung gepreßt worden ist. Allerdings nun wird dieser relativen Unsterblichkeit durch die gewöhnliche Argumentation ein Hemmnis hinsichtlich des Ueberdenkens ins Absolute in den Weg gelegt. Man wird gezwungen, zu betonen, daß das organische Leben nach rückwärts eine Grenze findet in der Unbewohnbarkeit der noch glutthlüssigen Urerde und daß ihm nicht minder in der Zukunft ein Ende vorgeschrieben ist beim Erlöschen der Sonne und dem damit bedingten Versiegen der wesentlichen irdischen Wärmequelle. Gewisse kühne Hypothesen der Neuzeit wollen sich aber damit nicht zufrieden geben. Von Preyer beispielsweise ist seit Jahren energisch betont worden, daß es sich bei unserem Protoplasma möglicherweise bloß um eine Anpassung des Lebens an eine gewisse Temperatur, wie sie etwa seit der Laurentischen Formation bis auf den heutigen Tag auf der Erde besteht, handele, daß aber auf einem glutthlüssigen Planeten das Leben eben einfach an anderen Anpassungsformen haften könnte. Ohne Zwang ließe sich Das auch auf die kommende Vereisung des Sonnensystems anwenden, vorausgesetzt, daß diese langsam genug nahte, um entscheidende Anpassungen (bei denen dann auf der Erde wohl wesentlich der Mensch in Frage käme) möglich zu machen. Ich will den geistvollen Hypothesen des Physiologen hier nicht volle reale Beweiskraft beimessen. Aber sie scheinen mir wenigstens einen Weg zu öffnen, wie man eventuell neben das Gesetz von der Unsterblichkeit der Kraft ein solches von der Unsterblichkeit des Lebens einmal setzen könnte, — und zwar abermals rein vom Boden der Naturforschung aus.

Ein dritter Faktor, den man für unseren Zweck betonen darf, liegt darin, daß das Weltbild des modernen Naturforschers unter gewissen Gesichtspunkten uns höchst wahrscheinlich Etwas garantiert, was bisher keine metaphysische Unsterblichkeitlehre recht bewältigen konnte: nämlich die Unsterblichkeit des Moments. Es ist nicht ganz leicht, sich in diese Idee hineinzufinden, und es bedarf vielleicht einiger groben Beispiele. Aber ich glaube nicht, daß man die Grundlagen der Spekulation scharf angreifen kann. Es gehört zu dem alten und überaus spitzfindigen Problem jedes individuellen Unsterblichkeitglaubens, was

von der Seele des Menschen übrig bleiben soll. Ist es ihr letzter irdischer Zustand? Bleibt also unter Umständen als Frucht einer langen Geistesentwicklung, deren Gipfel aber in der Hochblüthe der Jahre lag, der kindische Greis? Bleibt von Lenau oder Nietzsche der Irre übrig? Früh schon ist der Einwand gemacht worden, daß aller noch so befriedigende Glaube an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode die trübe Empfindung in uns nicht erlösen könne, daß wir gewissermaßen im Leben selber tausendfach schon gestorben sind und daß uns die verlorenen Momente keine Unsterblichkeit zurückgeben könne. Jeder Herbst erregt dieses Gefühl in uns, und die Gewähr, daß immer wieder, auch über den Tod hinaus, ein neuer Frühling folge, würde diese Schmerzempfindung niemals bannen können. Die objektive Unsterblichkeit des Naturforschers befindet sich in diesem Falle in einer wesentlich glücklicheren Lage. Die Welt, in der nach dem Gesetz von der Unsterblichkeit der Kraft nichts verloren gehen kann, verliert auch die Momente nicht. Jedes Geschehen in jedem Moment spielt gewissermaßen die Rolle eines Steines oder Regentropfens im Spiegel eines uferlosen Teiches: es wirft nach allen Seiten bestimmte Erregungskreise, deren Kraft als solche niemals erlischt, wenn sie auch dem groben Blick sehr bald verloren scheint. Ginge sie in Wahrheit jemals ganz verloren, so müßte allerdings die reale Rekonstruktion der früheren Momente eine Sache des Wunders bleiben. So wie die Dinge liegen, kann man sagen, daß sie eine Sache der Intelligenz ist, — allerdings einer Intelligenz, von der wir Menschen vielleicht für immer, jedenfalls aber für jetzt, nur einen verschwindend kleinen Theil besitzen. Nehmen wir zur Verdeutlichung ein recht sinnfälliges Beispiel. Unsere geologischen Lehrbücher wimmeln von mehr oder minder guten Landschaftszeichnungen der Steinkohlenzeit, rekonstruirt nach den unvollkommenen Resten, die uns aus dieser Zeit erhalten sind. Jeder Kenner wird eine tiefe Betrübniß darüber empfinden müssen, daß diese eigenartige und herrliche Pflanzenwelt endgiltig von der Erde verschwunden ist. Kein entzückter Botaniker wird unter ihren Riesenschachtelhalmen und Bärlapp-Bäumen wirklich wandeln und alle jene Rekonstruktionversuche sind kaum ein vager Schatten des verlorenen großen Moments der Erdgeschichte. Aber ist der Moment wirklich ganz verloren? War nicht auch er ein fallender Stein im Weltensee, dessen Kreise noch immer weiter ziehen? Es ist uns heute schon gegeben, wenigstens hypothetisch einen dieser noch immer vorwärts zitternden Kreise zu ahnen. Er liegt in der Ausbreitung des Lichtes. Wie allgemein bekannt ist, verbreitet sich das Licht von dem leuchtenden Punkte aus im Raum mit einer für die Sekunde meßbaren Geschwindigkeit, deren Ziffer keine allzu hohe ist, wenigstens nicht so hoch ist, daß in der gleichen Sekunde, da das Licht etwa auf der Erde aufklammert, der Schein auch schon zu den fernsten Sternen hinübergeworfen wäre. Schon unser nächster Fixstern jenseits der Sonne ist so ungeheuerlich weit von uns entfernt, daß das Licht erst mit einer Verspätung von Jahren dort eintrifft. So gut wie wir diesen Stern heute so sehen, wie er vor Jahren aussah, so muß auch ein dort beobachtender Astronom unsere irdischen Verhältnisse zu dieser Stunde so erblicken, wie sie vor einigen Jahren sich gerade gestaltet hatten. Im Fluge auf jenen Stern ver setzt, würde Jeder von uns mit Staunen sich selbst als handelnde Person auf der Erde schauen: d. h. sein Selbst von vor ein paar Jahren,

dessen Bild jetzt erst die Lichtpost dorthin übermittelt hat. Man begreift, welche Perspektive diese einfache Thatfache öffnet. Zu Sternen, die sehr viel weiter als jener von uns absteht, wird das Licht erst nach Jahrtausenden bringen. Die Existenz denkender Beobachter und entsprechend scharfer Instrumente vorausgesetzt (natürlich Instrumente, die unsere weit überflügeln müßten), erschien dort etwa Christus am Kreuz als reales Bild für das Jahr 1894. Ein Schritt weiter in dieser Gedankenlinie: und ein Stern, der Millionen von Lichtjahren von uns entfernt schwebte, müßte das ersehnte Problem wenigstens für den Anblick lösen, — er würde zu dieser Stunde noch in die ganze Märchenpracht eines Farnwalbes der Steinkohlenzeit wirklich hineinblicken können. Ich will beiläufig hinzufügen, daß es eine astronomische Streitfrage ist, ob an unserem Himmel wirklich sichtbare Sterne glänzen, die durch Millionen von Lichtjahren von uns getrennt sind; man hat die Hypothese aufgestellt, daß das Licht bei so ungeheuren Entfernungen unterwegs absorbiert werde, so daß alle Rechnungen, die zu so hohen Ziffern führten, falsch sein müßten; indessen ist die Sache noch durchaus Problem und braucht uns hier, wo es sich ohnehin um die Annahme einer schier unermesslichen Feinheit der Instrumente auf den fernen Weltkörpern handelt, nicht zu stören. Der Werth des ganzen Beispiels liegt in der handgreiflichen Art, wie die Natur darin Momente konserviert. Die Bewegung des Lichtes ins Unendliche zugestanden, gewahren wir jeden Moment der Erdgeschichte in einen „unsterblichen“ verwandelt. Und ein märchenhafter Reisender im All, der sich mit einer bestimmten Geschwindigkeit geradlinig von der Erde entfernte, würde, indem er die verspäteten Lichtposten eine nach der anderen einholt, Moment um Moment rückwärts wieder auftauchen sehen, — ein beinahe graufiges Schauspiel, da sich einem so begünstigten Beobachter die Geschichte rückwärts abrollen würde, die Wirkung allemal vor der Ursache stände und das ganze Kausalitätsgesetz zum Teufel ginge!

Es war bei diesem letzten Beispiel aus dem Gebiet Dessen, was ich „objektive Unsterblichkeit“ genannt habe, nöthig, eine der menschlichen ähnliche oder sie bereits relativ überbietende Intelligenz gleichsam als Spiegelfläche, als Auffang-Apparat, vorauszusetzen, — eine Annahme, die für die bewohnbaren Planeten etwa ferner Sonnensysteme an sich keinerlei unwahrscheinliche Elemente enthält. Wenn man aber solche Intelligenz erwähnt, wenn man sich dem Gedanken überläßt (gegen den es nicht den Schatten eines Beweises giebt), daß eine bewußte Durchdringung der Weltbegebenheiten, wenigstens für Gegenwart und Vergangenheit, durch menschenähnliche Gehirne das große Ziel ist, auf das alle kosmische Entwicklung lossteuert, so wird man auch schließlich noch von dieser Erde überhaupt aus einen weiteren Faden für Unsterblichkeitideen finden. Uns steht die Offenbarung des verspäteten Lichtstrahls für unsere eigene Vergangenheit allerdings nicht zu Gebot. Trotzdem: welche Riesenarbeit der Rekonstruktion des Vergangenen in unserer gesammten Wissenschaft! Ist es nicht, als arbeite auch hier ein geheimnißvoller Unsterblichkeitstrieb der Natur, der uns zwingt, rastlos in dem Verschollenen zu wühlen und unsere höchste Freude, unsere höchste sittliche Befriedigung darin zu finden, wenn wir irgend eine winzige Thatfache der Vorzeit, sei es in Geschichte oder Geologie, „auferstehen“ lassen? In dem unerfülllichen, mit allem Lichtglanz des höchsten Ideals umkleideten

Erkenntnißbrange des Menschen liegt, wie immer wir ihn fassen mögen, unanzweifelbar ein neuer Hebel zu einer grandiosen Weltauferferthung. Seine ganze Größe allerdings wird man wahrscheinlich erst in ferner Zukunft völlig begreifen. Dann erst, wenn man auf der einen Seite schärfer erfaßt haben wird, daß — bei der emigen Gleichartigkeit der Naturgesetze — die experimentalen, Reales neu schaffenden Zweige der Naturwissenschaft aufs Allerengste verwachsen sind mit den scheinbar rein historischen. Wer heute Herr wird der Vererbungsgeetze, Der wird das größte Problem des organischen Werdens in der Vorzeit gelöst haben, wie die geologische Theorie des Granits oder Basalts gelöst ist im Moment, da Granit und Basalt im Apparat des experimentirenden Mineralogen „neu“ entstehen. Und dann, wenn man auf der anderen Seite eingesehen haben wird, daß der grübelnde Historiker in Wahrheit einen unentbehrlichen Helfer besitzt in dem plastisch schauenden und gestaltenden Künstler, unter dessen Gabe erst das Getrennte wieder zur psychologischen Einheit wird kraft einer schöpferischen Fähigkeit des menschlichen Organismus, deren Existenz wir vorläufig nur konstatiren können, ohne ihre ganze Tiefe und vor Allem ihre Entwicklungsfähigkeit für kommende Zeiten noch im Geringsten ausdenken zu können.

Wie sich im innersten Gewebe die Dinge verschlingen, darüber weiß ja auch der Naturforscher nichts. Daß ihm der Begriff der Unsterblichkeit an den verschiedensten Ecken seines Weltbildes entgegen tritt, ist sicher. Aber man sollte ihm dabei nun auch sein Recht lassen, an anderen Stellen zu zweifeln, wo in Kreisen, die ihm bei aller Achtung keine Autorität sein können, energisch bejaht worden ist, ohne daß man ihn befragt hat. Ich für meinen Theil glaube, daß es für das ganze Gebiet, das der ominöse Name „Unsterblichkeit der Seele“ umfaßt, keinen größeren Segen geben könnte, als wenn ein kräftiger Schwamm Alles, was seit den ältesten Tagen darüber geschrieben worden ist, von der Tafel der Menschheit zunächst einmal herunter wischte. Das Wort selbst würde dabei ruhig mit verschwinden können. Denn es drückt keineswegs in prägnanter Form die Lösung des eigenthümlichen Widerstrebens aus, das in jedem Individuum gegen den Gedanken der Vernichtung sich regt, sondern es bejaht bereits in einem höchst problematischen Schulfinne, der „Seele“ und „Leib“ in zwei reale Stücke zerschneidet. Erst wenn wir so einmal resolut absehen könnten von dem ganzen Wust historischer Eierschalen, die wir in diesen Dingen mit uns herumschleppen, würde das Problem auch an dieser Ecke wieder interessant werden. Nicht als ob ich der Ansicht wäre, daß die schweren physiologischen Einwände, die mit vollem Recht gegen jede grobe Unsterblichkeitshypothese hier erhoben worden sind, ihre Beweisraft noch einmal wieder einbüßen würden. Aber, Hand aufs Herz: sie sind zum großen Theil doch nur Einwände gegen historische Gespenster und Widerlegungen von Phantasien gewesen, die in dieser rohen Form längst unseren besten und tiefsten Geistern schon rein ideell nicht mehr genügt hatten. Die tiefe Durchgeistigung dieser Fragen über die Grenzen des Individuums, über das Verhältniß des Individuums zum All, über das „Stirb“ und „Werde“, das aus einem „trüben Gast auf dunkler Erde“ doch noch einen vertrauenden Bewunderer der Natur schafft — wie sie etwa Goethe bejeelt hat —, sie wird nicht getroffen durch alle jene Forschungsergebnisse.

Friedrichshagen.

Wilhelm Bölsche.



## Währung und Börse.

Die letzte Währungsdebatte im Reichstag hat als ein gewaltiger Sieg der Bimetallisten gegolten. Da in Folge Dessen für die amerikanische Union ganz unabsehbare Stimmungen eingetreten sind und für das deutsche Kapital eine höchst bedenkliche Neigung zu gewissen exotischen Werten, so muß es erlaubt sein, auf die Urheber dieses falschen Siegeseinbrudes zu fahnden. Kein Anderer trägt daran die Schuld als die goldfreundliche Opposition unseres Reichstages. Sie konnte ihre Niederlage gegenüber dem bimetallistischen Antrage völlig übersehen. Falls es ihr also wirklich am Herzen lag, den Markt vor Beunruhigung zu behüten, brauchte sie sich mit der sicheren Uebermacht gar nicht zu schlagen. Sie hätte sich ganz ruhig jenem Antrage anschließen können, mit der Motivierung: „Eben, weil wir fest überzeugt sind, daß eine Münzkonferenz resultatlos auseinander gehen wird, wollen wir den Bestrebungen unserer Gegner, sich über diesen Punkt Klarheit zu verschaffen, nicht im Mindesten hinderlich sein!“ Ein solcher Schachzug möchte vielleicht den parlamentarischen Gewohnheiten widersprechen, in denen ja doktrinaire Darlegungen obenan stehen; aber es wäre dann auch nicht zu einer Debatte mit Bau des Richters gekommen. In dessen man wollte durchaus reden und so ließ die Opposition lieber über ihre „Wahrheiten“ abstimmen. Die Folge war eine Niederlage dieser Wahrheiten und dieser Effekt war ungleich größer als der unserer Reichskanzler-Erklärung, die mit wenigen Worten wenig gesagt hatte.

Nun entstand im Publikum ein dumpfes Brausen, das sich aber dem geübten Börsenhörer durchaus nicht als Bangen, sondern als Hoffnung kund gab. Wer blickt denn im Wertpapier-Verkehr über den Tag hinaus? Doch nur Wenige. Selbst für die Klügeren und Reicheren ist zumeist der Moment entscheidend, weil der Eine immer nur den Anderen als Schwarzgen Peter sehen will. Das sehr beträchtliche Publikum also, das heute vergeblich nach Anlagen schmachtet und das in Folge eines nothgedrungenen Ektetizismus spekulativer als je geworden ist, brauchte keineswegs an einen Sieg des Silbers zu glauben. Es brauchte vielmehr nur diesen Glauben bei Anderen vorauszusetzen, um sich sofort in Silberwerten zu engagiren. Das geschah denn auch mit einer Kraft, die man bisher am deutschen Markte noch nicht erlebt hat. Die Mexikaner, deren Beliebtheit hier erst kürzlich erörtert worden ist, wurden noch nicht zwei Tage nach jener Reichstagsdebatte das Herzblatt der süddeutschen Kapitalisten. Alles wollte die dreiprozentigen Internals kaufen, mit denen man nach dem Umrechnen der Coupons zum Silberkurs zwar kaum noch  $6\frac{1}{2}$  Prozent macht, die aber doch im Falle einer Silberbesserung auch neun und zehn Prozent abwerfen könnten. Anstatt sich also zu sagen, daß für ein Papier mit herabgehender Währung und einem an sich nicht einwandfreien Staatskredite eine Rente von  $6\frac{1}{2}$  Prozent nicht zu viel sei, rechnete man umgekehrt den billigen Preis heraus, weil man mindestens  $6\frac{1}{2}$  Prozent einziehe und auch Chancen auf neun und zehn Prozent habe. An solche Kalkulationen würde aber ohne den Ausgang unserer Währungsdebatte kein Mensch gedacht haben. Nachdem nun diese gedruckt zu lesen war, kam die spekulative Eigenart der Menschen hinzu und meinte: da so lange schlechte Silbernachrichten eingewirkt haben, müßten auch nun einmal wieder gute Umstände zusammentreffen. Ueber das



„Wie“ ließ man ruhig den Reichskanzler nachdenken, der sich wohl über die Zumuthung gewundert hätte, seine feierlich vorgetragenen Worte auch noch näher begründen zu sollen. Thatsächlich hat jetzt das deutsche Kapital binnen wenigen Tagen mehr mexikanische Papiere aufgenommen als sonst in zwei Monaten. Und es waren keineswegs allein die dreiprozentigen Internals. Während man sich seit Wochen fragte, ob das Wagniß wirklich unternommen würde, die neuen sechsprozentigen Goldbonds von London hinweg auch in Berlin einzuführen, während selbst Kenner der Platzverhältnisse Dies für unmöglich hielten, verschob sich plötzlich die Bühnenvand wie von selbst. Und ohne viel Ceremoniell, gerade wie Goethe den kriegerischen Lärm zur Heirath mit seiner Christiane benützt hatte, so benutzten die Großinteressenten hier das allgemeine Mexikaner-Getümmel zur Einführung der neuen Bonds. Nun haben wir sie. Inbessen: so viel Rücksicht auch die unverschuldete Verlegenheit jenes Staates verdient, so viel Zutrauen auch die Ehrlichkeit des allerdings nicht mehr jungen Präsidenten beanspruchen darf, wir hatten bereits genug mexikanische Papiere und das beträchtliche Mehr seit dem achtzehnten Februar ist wirtschaftlich nicht zu rechtfertigen. In der Hauffe steht Deutschland ganz allein mit diesen Papieren; London begnügt sich dabei in der Rolle des ehrlichen Mäkkers und Mexiko selbst schickt so viele Internals heraus, wie zahllose kleine Bankiers im Absehen auf ihre Kundenschaft fortwährend bestellen.

Das war die eine Folge der Währungsdebatte; die zweite betrifft die Rückwirkung auf die Union und damit die Lage eines Weltmarktes. Wer die Verhandlungen im amerikanischen Senat liest, kann sich keinem Zweifel darüber hingeben, daß die rücksichtslose Energie der dortigen Silbermänner, die sich auf sachliche Diskussionen kaum einläßt, auf die Haltung des Deutschen Reichstages von jetzt an stark rechnet. Nun kann man es schon begreiflich finden, daß ein Land von diesem Silberreichthum eine reine Goldwährung als unannehmbar ansieht; aber von der gegenwärtig nothwendigen Regierungmaßnahme: der Ausgabe von Goldbonds, bis zu einer einheitlichen Valuta in gelbem Metall ist doch noch ein weiter Weg. Wenn man die Goldmänner Fanatiker schilt, weil sie bei der jetzigen amerikantischen Krisis gar nicht die schlechte Handelsbilanz sehen, sondern die protektionistischen Gesetze zu Gunsten des Silbers, so sind doch auch die Silbermänner keine Engel, indem sie hinwiederum alle Schuld auf das Zwiel an Gold setzen. Die Union braucht einmal den englischen Markt, wie Rußland kaum Frankreichs bedarf, und sie kann daher bei ihrem Zahlungsmodus das Gold nicht außer Rechnung lassen. Es mögen Zeiten kommen, wo die Experimente des Cleveland feindlichen Senates weniger kostspielig sind; heute, inmitten einer Handelskrisis, fürchten alle Geldgeber das Neuzerke. Nicht einen Augenblick nehmen die Engländer an, daß die Macht der Rothschilds und Morgans ausreichen könne, um die Goldbasis der Union aufrecht zu erhalten. So lange einer wirklich großen Anleihe die Bestätigung versagt bleibt, wird das Mißtrauen wachsen. Auf der anderen Seite hat man nicht einmal das Recht, die neuen vierprozentigen United States Bonds, die sich ihrem Kurse nach mit 3 $\frac{3}{8}$  Prozent rentiren, anders als in Silber aufzufassen. Der Präsident selbst scheint da viel zu optimistisch gewesen zu sein. Das Syndikat für die Uebernahme hatte ihm ein dreiprozentiges Anlehen in Gold angeboten, „but if you desire to have the option of paying

us principal and interest in either gold or silver, as you chose, then we will charge you 4 0/0." Da nun in Folge der ausdrücklichen Ablehnung des Goldversprechens ein vierprozentiges Anlehen zu Stande kommen mußte, so hat man auch wenig Recht, auf eine Goldzahlung dabei zu hoffen. Das Wort: coin bedeutet heute eher Silbermünze.

Was wird also nunmehr kommen? Ein Goldagio, das den Handelskredit noch weiter herunterbringt und das über die heutigen größten Zahler nach dem Auslande, über die Bahnen, Verlegenheiten ernstester Natur heraufbeschwören könnte. Das heißt: in Verlegenheit kämen dann nur die europäischen Prioritätenbesitzer, die bisher ihre Coupons in Gold eingelöst erhielten, während die Herren Railroadmen nunmehr wohl kaum anstehen würden, in Silber zu zahlen. Es giebt nämlich, wie der Kurszettel lehrt, eine ganz hübsche Anzahl von Eisenbahnbonds, die auf currency, oder coin, oder lawful money, oder auch auf nichts lauten; bisher wurde aber immer Gold bezahlt. Entsteht nun ein Agio, so daß diese Bahnen ihr Gold höher kaufen müßten, so werden die Share-holders, die doch darunter zu leiden haben, die schlechte Lage ihrer Gesellschaften überhaupt in Erinnerung bringen und wahrscheinlich die künftige Zahlung in Silber veranlassen. Ein einziges Beispiel würde da die allgemeinste Nachahmung finden und ich erinnere nur an die Chicago-Burlington oder Chicago-Rock-Island mit ihren neueren Bondsausgaben, um den Schaben unserer Kapitalisten auch nur einigermaßen anzudeuten. Das Recht wäre dabei völlig auf der Seite der betreffenden Bahnen und diese würden sicher nicht anstehen, sich, ähnlich wie der Senat, auf die Silberbewegung in Deutschland selbst zu berufen. Das gäbe ein um so größeres Unglück, als es noch bis vor Kurzem fast ganz außer Sicht war, während unmittelbar nach unserer Währungsdebatte der Nacken der amerikanischen Senatoren ungleich steifer wurde.

Nun kann man aber selbst ein deutscher Bimetallist sein, ohne unser Interesse mit dem der Union zu identifizieren. Wir haben doch unter keinem noch so entschiedenen Parteigesichtspunkte einen Nutzen davon, den Bergwerken in Nevada und Colorado ihr ungezähltes Silber abzukaufen. Welches Vertrauen zwingt uns also zu einer Freundschaft gerade mit den Yankees, deren rückstichtlose Profitmacherei selbst Herr von Kardorff neulich festgenagelt hat und deren smartness wir ja am Zuckermarkt schon empfinden?

Wichtiger als alle diese Fragen ist indessen die Frage, weshalb unsere leitenden Geldmänner so trüb in die Zukunft sehen. Zusammenhängen könnte dieser thattsächliche Pessimismus auch mit Alter oder anderweitiger Verbitterung; aber er ist jedenfalls da und wächst. Die bedeutenden Geldleute sehen eben die ganze Bewegung als einen „Raubzug der Junker“ an — was ja nur bei der heutigen Feindseligkeit der Stände unter einander zu denken ist — und glauben, in der Regierung keine Stütze zu finden, nicht einmal in Herrn Miquel. In dem Augenblick, wo durch eine sehr geschickte Seitenschwenkung der Bimetallismus nicht mehr als Währung, sondern als Wirtschaftfrage hingestellt wurde, ist der Kampf ein ganz anderer geworden, denn nunmehr brauchen die Einwände der Goldmänner vom möglichen Niedergange des Handels, vom Steigen der Getreidepreise u. s. w., nicht mehr widerlegt zu werden; im Gegentheil, man antwortet einfach: Das gerade wollen wir! Es ist eine neue Art von Agitation, welche die leitenden Köpfe unserer be-

stehenden Währung nicht recht auf der Wahlstatt findet. So ist z. B. der neuerliche Einwand, daß durch diesen „Sturm“ eine eventuelle Konversion der vierprozentigen Konsols unmöglich werde, höchst fragwürdig. Was sollen denn unsere Großkapitalisten bei aller Silberfurcht für ihr freigeordnetes Geld kaufen, wenn sie keine dreiprozentigen nehmen? Etwa die theueren englischen Konsols? Auch der Umstand, daß das Ausland uns unsere Papiere wieder zurücksenden werde, fällt nicht ins Gewicht. Diese dreißig Millionen circa wären in acht Tagen bei uns absorbiert. Das Unglück will auch, daß die Industrie durchaus nicht, wie Herr Siegle, auf den Monometallismus schwört. Seitdem die rheinischen Industriellen an Südamerika Verluste erlitten haben, meinen sie, daß sie bei einer Doppelwährung besser weggekommen wären. Und doch leidet Argentinien nicht an seiner Valuta, sondern an seinem schlechten Geschäftsgang.

Einen anderen Rechenfehler weist man mit weniger Recht den Agrariern nach. Sie sollen irrtümlich glauben, ihre Hypotheken dann in schlechtem Geld auszahlen zu können, da für sie der Vortheil doch nur dann handgreiflich sein würde, wenn sie das Geld zur Rückzahlung wirklich besäßen. Allein jene Kritiker übersehen doch, daß bei einer verringerten und durch zweierlei Metall fundirten Valuta der Geldeswerth sich naturgemäß nahezu verdoppeln müßte. Die Güter würden also plötzlich eine unvergleichlich größere Summe repräsentiren. Uebrigens vergessen manchmal auch die Gutsbesitzer, daß sie ihren Zinsfuß seit Einführung der Goldwährung um nahezu 50 Prozent erniedrigt gesehen haben. Und nur die Goldwährung macht möglich, daß das Ausland jeden Augenblick unserem Handel die größten Summen leiht. Bei anderen Ländern bleibt man da immer in einer Art Valutaspekulation. Nehmen wir z. B. Italien, wo unsere Hochfinanz dem Handel gern Geld geben möchte, aber eben die Valuta fürchtet. Diese Hochfinanz würde den Summen nach plötzlich ihr Vermögen verdoppelt sehen, ohne eine Hand gerührt zu haben. Im ganzen Kurszettel würden die Notizen mechanisch um 100 Prozent erhöht werden müssen, also zunächst ein Riesengeschäft, — bis dann das Katerfrühstück servirt wird.

Indessen zunächst kommt ja die Münzkonferenz! Kein Staat wird Nein sagen, wie ja auch nach Brüssel Alle kamen. Bekanntlich wurde damals über die Werthrelation des Goldes zum Silber nicht einmal diskutiert. Ueber diesen wichtigsten Punkt muß aber doch eine Vereinbarung erzielt werden oder das Ganze bliebe ein Puppenspiel. Nun sagen die reinen Goldmänner: selbst eine Relation von 1 zu 40 sei hinfällig, weil man keine festen Werthe mit einem schwankenden Werth binden könne. Aber wer denkt an 1 zu 40? Unsere Bimetallisten würden wahrscheinlich bei einem Verhältniß von 1 bis 15<sup>1</sup>, höchstens bis 16 stehen bleiben. Glaubt irgend Jemand auf der weiten Welt, daß England sich hierauf einläßt? Man darf der überzeugteste Bimetallist sein, man darf die gegenwärtige Agrarbewegung in England vollauf würdigen und wird sich dennoch einer solchen Illusion nicht hingeben können. Ein Vertrauen unserer Bimetallisten auf britische Währungsfreundschaft ist mit der sonstigen Klugheit dieser Männer absolut nicht in Einklang zu bringen. Und dennoch wäre ein Bimetallismus ohne England, das scheinbar schier Unmögliche, bei uns möglich. Wenn der Kaiser will, haben wir auch bald eine Doppelwährung, ohne Vereinbarung zwar mit dem wichtigsten Staate der Welt, aber unter allseitiger Zustimmung des Senates in Washington. Plu to.



## Notizbuch.

✕ In den „Hamburger Nachrichten“ konnte man neulich lesen, Fürst Bismarck stehe durchaus auf dem Boden der Rede, die der Freiherr von Stumm am neunten Januar im Reichstage von sich gegeben hat. Diese Rede enthielt, außer den unbegründeten Schmähungen der berliner Nationalökonomien und den allgemeiner gefaßten Angriffen auf die Katheder- und Kanzelsozialisten, als einzig positiven Kern den Vorschlag, den Sozialdemokraten und Anarchisten das aktive und passive Wahlrecht zu entziehen und die Agitatoren auszuweisen oder einzusperren. Es ist psychologisch und historisch bemerkenswerth, daß Fürst Bismarck diesen selbst vom hehren Herrn von Bennigsen verworfenen Gedanken für ausführbar hält, obwohl gerade er der Schöpfer des allgemeinen Wahlrechts und der mächtigste Förderer des Staatssozialismus gewesen ist. Aus Bismarcks Reden wäre leicht der Beweis zu erbringen, daß der alte Kanzler früher dem Standpunkt Adolphs Wagner sehr viel näher als dem des Herrn von Stumm stand. Aber warum soll er nicht von dem guten Recht Gebrauch machen, seine Meinung zu ändern? Die Leute, die sich mit der ehrenwerthen, aber geringfügigen Aufgabe bescheiden, den Wünschen eines großen Mannes zum Sprachrohr zu dienen, müssen natürlich nach dem Kommandowechsel in die veränderte Richtung einschwenken. Für die anderen Leute, die den großen Mann bewundern und lieben, sich aber auch ihm gegenüber stets den nicht überflüssigen Luxus einer selbständigen Meinung gestattet haben, ist eben so natürlich in der Beurtheilung des Herrn von Stumm nicht das Allergeringste dadurch verändert, daß Fürst Bismarck dem Eisenkönig den Beistand seines Ansehens leiht. Sie werden fortfahren, Otto Bismarck zu lieben, und sich über das traurige Gefühl, in der wichtigsten Frage moderner Volksorganismen seit Jahren nicht mit ihm übereinstimmen zu können, auch fernerhin mit der Erwägung hinwegzutrosten versuchen, daß ein Mann, der 1815 in einem märkischen Junkerhause geboren wurde, anders als sie empfinden muß und daß auch die größten Menschen eben durch ihre Schwächen an die Zeit ihres Werdens gekettet sind.

\* \* \*

Herr von Boetticher ist wieder einmal der Held des Tages. Er hat auf dem Deutschen Handelstag zwei bedenklich nach einem Rückfall in den Caprivismus schmeckende Reden gehalten. Herr von Boetticher hat mindestens 800 000 vollwichtige Gründe, den Vertretern des Großhandels und besonders der Börse freundlich gesinnt zu sein und ihnen das hohe Lied von den Segnungen der Handelsvertragspolitik anzustimmen. Wenn er aber so stark ins Zeug geht, wie er's diesmal that, wenn er sogar, trotz der „sorgfältig gearbeiteten“ Erklärung des Fürsten Hohenlohe, kein armes Wörtchen des Widerspruchs gegen den Goldwährungsfanatismus seiner Leute findet, dann muß wieder einmal ein Wetterwechsel bevorstehen. Denn Herr von Boetticher ist nicht nur Gipspezialist und Konkurrent des geschickt zaubernden homme masqué, sondern auch ein politisches Barometer, das bisher immer noch ganz genau angezeigt hat, ob morgen die Sonne scheinen oder ob es regnen wird.



Berlin, den 9. März 1895.

## Die Junker.

Der emsig immer und im rechten Holzpapierglauben die Zeitungen liest, Der muß allgemach zu der Ueberzeugung gelangen, daß alle Erscheinungen dieser Erde im Grunde unendlich einfach sind und daß auf dem Gebiet besonders, das man gewöhnlich das politische nennt, nur zwischen Guten und Bösen eigentlich unterschieden werden kann. Die Guten sind dabei natürlich die Anführer und die Angeführten der Zeitungspartei, als Böse werden die Gegner aus dem Höllenrachen beschworen. Solche Vereinfachung entspricht dem Wesen der Presse, die in ihrer überhasteten Arbeit sich bei den leiseren Nuancen nicht aufhalten kann, und dem Bedürfniß der Parteien, die in dem wilden Konkurrenzkampf um Stimmen und Macht nur mit Schlagwörtern arbeiten können und den in einem Punkt Dissentirenden deshalb gleich als Gegner behandeln müssen. Die Psychologie und die Aesthetik wirthschaften heutzutage nicht mehr mit dem verrosteten Rüstzeug der klassischen und der romantischen Zeit, die den Menschen als ein gottähnlich frei geborenes Geschöpf höherer Mächte nahm und an den nie zu verändernden Maßstäben von Gut und Böse seinen Werth bestimmte; die Psychologie und die Aesthetik haben sich längst schon gewöhnt, im Menschen das Resultat der ererbten, angeborenen, anerzogenen und anerlebten Eigenschaften zu erblicken, und sie bemühen sich deshalb nicht mehr, ihn nach kodifizirten Satzungen zu richten und zu verurtheilen, sondern, aus der Gebundenheit seiner sozialen Lage und seiner individuellen Eigenthümlichkeit heraus ihn zu verstehen

und zu erklären. Nur in der Politik, wo auch das Naturrecht noch immer herumspuhlt, soll die alte Art der Werthung auch heute noch maßgebend sein und die Politiker haben, um diese dem groben Sinn bequeme Methode bewahren zu können, ihr Kampfgebiet mit hohen Mauern eingezäunt, auf daß keines Unberufenen Fuß je es betrete. Leider sind diese Mauern von Papier und ein hitziger Athem fegt sie zusammen. Politik ist nicht ein Ding an sich, das ein eigenes Leben führt und eigenen Gesetzen gehorcht, sondern die Lehre von dem für das πολιτικόν ζῶον, das gesellige Thier, Nothwendigen und Nützlichen; Politik ist die Summe Dessen, was den zum Staatsbürger gewordenen Menschen angeht, seine Rechte und seine Pflichten begrenzt und die Atmosphäre schafft, in der er die Kräfte des Geistes und Körpers bethätigen kann; Politik treibt Jeder, der diese Atmosphäre verändert: durch ein Gesetz oder durch ein starkes Kunstwerk, durch das Finden einer neuen oder durch das Beseitigen einer alten Wahrheit, durch jede weithin wiederhallende Produktion oder Kritik. Die Papiermauern, die uns die Politik zur Geheimlehre machen möchten, müssen endlich umgeweht werden, damit die Einsicht Raum gewinnt, daß auch auf diesem bisher ängstlich abgesperrten Gebiet mit Nutzen nur die modernen Methoden des Erkennens zu verwenden sind. Wir haben uns fast dreißig Jahre hindurch einer Kunstpolitik erfreut, deren Kraft und Schwäche in einer genialen Persönlichkeit wurzelte; jetzt sind die großen nationalen Kämpfe vorläufig abgeschlossen, die innere Arbeit der Völker beginnt, die in neuen Verhältnissen mit neuen Ansprüchen sich einzurichten haben, und die diplomatische Meisterschaft tritt hinter die ruhig verweilende Prüfung sozialer Organismen zurück, hinter die tastende und suchende Ergründung des scheinbar unendlich Kleinen, das in seiner wimmelnden Vielheit ganz insgeheim groß und anspruchsvoll geworden ist. Das neue Bedürfnis verlangt für den Begriff der Politik einen neuen Inhalt; und die herrschende Rathlosigkeit, deren wohlwollende Absicht den Völkern unnützlich ist, wird nicht eher weichen, als bis an die Stelle der politischen Metaphysik eine wissenschaftliche Politik getreten sein wird, die organisch Gewordenes zu verstehen und unheilvoll Werdenendes organisch zu heilen versucht.

Die letzten Monate haben gelehrt, wie weit wir von solcher wissenschaftlichen Politik noch entfernt sind. Zuerst kam der Beginn einer in ihrem Verlauf und in ihren Folgen unübersehbaren Para-

graphenkur; ein Allheilmittel wurde gebraut, das gegen alle sozialen Schäden schützen soll, und wie schlechte Aerzte mit dem selben Rezept alle von einer sogenannten Krankheit Befallenen geschwind abfertigen, so soll mit einem Wundertrank nun eine ganze, unruhig umhergetriebene Menschheit in linden Dämmerchlummer gelulkt werden. Der gute Arzt, der immer auch der bescheidene ist, sucht die Lebensbedingungen des erkrankten Individuums zu ändern, statt an einen vergeblichen Kampf gegen die Krankheit die Zeit zu verzetteln; er bemüht sich, die Hindernisse zu beseitigen, die den natürlichen Lebensprozeß hemmen, und so gegen Anfechtung die Immunität zu schaffen, die für den relativ gesunden Menschen früherer Tage, obwohl es auch damals Bacillen gab, vorhanden war. Dem schlechten Arzt, der nach unzähligen Fehlschlägen noch immer in eitler Siegesicherheit verharret, bleibt alles Menschliche fremd: er kämpft gegen die Pilze, kümmert sich nicht um die Frage, warum die Pilze nur auf gewisse Organismen zerstörend wirken, warum sie andere, diesen scheinbar völlig gleiche, verschonen, und streckt sich getränkt aufs Bett, wenn ein neues und möglichst strenges Seuchengesetz dekretirt worden ist. Die hastige Vereinfachung leistete auch diesmal wieder herrliche Dienste; sie verwischte geschwind alle Nuancen, schied nach dem Maßstab von Gut und Böse und beklebte Alles, was ihr böse erschien, mit einem Zettel, auf dem zu lesen ist: Sozialdemokraten — oder, nach einem auch schon gebräuchlichen Wort, Umstürzler —, äußerlich zu behandeln. Kaum war dieses höchst segensreiche Werk vollbracht, da war auf der anderen Seite ein zweiter Zettel mit der in blutrothen Lettern weithin leuchtenden Inschrift „Junker“ zu sehen. Und nun war in der Vereinfachung das Menschenmögliche erreicht und der gläubige Zeitungsleser konnte wähnen, daß an der Noth und Verwirrung der Zeit nur beutelustige Sozialdemokraten oder, wenn ihm Das besser gefiel, nur habgierige Junker die Schuld tragen. Rechts rief man die Erinnerung an alle blutigen Revolutionen aus dem Schlaf, — als ob Revolutionen jemals durch Polizeigesetze verhindert worden wären; links inszenirte man eine Feße gegen den Adel, nach dem Muster von 1789, und vergaß ganz, daß auch der Adel nicht eine im Wechsel der Zeiten un- wandelbare, sondern eine von nationalen, wirthschaftlichen und sozialen Daseinsbedingungen abhängige und von ihnen bestimmte Institution ist. Rechts ist es für den Augenblick wenigstens etwas stiller geworden, seit eine in dieser Fülle und Mannichfaltigkeit niemals gesehene Schaar

geistig bedeutender Männer gegen das wüste Geschrei Einspruch erhoben hat und seit drängende Lebensfragen der Beantwortung näher gerückt worden sind. Links aber, wo man ganz richtig die entscheidende Bedeutung der zu erwartenden Antwort fühlt und sie dem eigenen Interesse gern günstig gestalten möchte, wird mit verdoppelter Lungenkraft gegen die Junker gewüthet und die Tonart des Kampfrufes erinnert lebhaft an Chamfort und Sieyès, die also sprachen: „Der anständigste Rechtstitel unseres Adels ist seine Abstammung von 30 000 behelmten, beschienten und gepanzerten Menschen, die auf geharnischten Pferden saßen und acht bis zehn Millionen andere Menschen zertrampelten;“ und: „Die Adelskaste ist wirklich ein besonderes Volk, aber ein falsches Volk, das aus Mangel an nützlichen Organen nicht für sich allein leben kann und sich daher an eine echte Nation hängt, wie gewisse Pflanzenauswüchse nur vom Saft der Pflanzen leben können, die sie aussaugen und austrocknen.“ So weit sind wir, mit der Vereinfachung und dem Fanatismus, nun wieder gelangt; die Definitionen, die wir heute vernehmen, mahnen sehr deutlich an die legendäre Zeit, die einen zum Papismus neigenden irischen Pferdeieb einen Tory nannte und jedes revolutionär gesinnte Mitglieb schottischer Konventikel kurzweg einen Whig hieß. In England hat ein wirtschaftlicher Krieg — der Kampf um den Kornzoll und die Biersteuer — den alten Parteianamen einen neuen Inhalt gegeben. In Deutschland würden wir auf dem Wege einer ruhigen Entwicklung schon um ein gutes Stück vorwärts kommen, wenn es nur erst gelänge, die entwertheten politischen Schlagwörter aus dem Verkehr zu entfernen.

Das klingt übertrieben, ist aber buchstäblich wahr. Für und wider eine Umsturzvorlage oder ein Sozialistengesetz kann man Monate lang ohne den allermindesten Aufwand von Geist oder schöpferischen Gedanken kämpfen, nur mit den strohenden Phrasen von Ordnung und Freiheit. In dem Augenblick aber, wo man auf die Schlagwörter verzichtet, sieht die Sache gleich anders aus; die Sozialdemokraten und die Umsturzmänner, die man heute noch, wie die Diphtherie, als ein unveränderlich Gegebenes betrachtet, fallen in die Versenkung, die aufzuklebenden Zettel fehlen und schließlich zeigt es sich, daß die Frage ganz einfach so lautet: Soll man den Unzufriedenen einen Knebel in den Mund stecken oder soll man versuchen, die Ursachen der Unzufriedenheit zu beseitigen; soll man Denen, die an der Erhaltung des jetzigen



Staates wenig oder gar nicht interessirt sind, die Liebe zu diesem Staat kommandiren oder soll man sich bemühen, den Kreis der an der Erhaltung des Staates Interessirten zu erweitern? So fördert die Entfernung eines einzigen Schlagwortes die nüchterne Klarheit des Denkens. Wenn sämmtliche Schlagwörter geopfert würden und man sich entschloesse, statt der inhaltlos gewordenen Parteinamen die Interessenbezeichnungen einzuführen, wenn man Exporteure und Großkapitalisten nicht mehr nationalliberal oder freikonservativ, überlebende Achtundvierziger oder behende Zwischenhändler nicht mehr freisinnig nennen wollte, dann wäre für die Möglichkeit einer Verständigung immerhin schon viel erreicht. Dann würde man rasch begreifen, wie es geschehen konnte, daß Herr Stoecker in ganz vortrefflichen Reden gegen die Herren von Ehnern und Zedlig die Freiheit der Wissenschaft verteidigen mußte, daß Herr von Stumm heute eigentlich nur wiederholt, was Herr Bamberger nun schon ein Vierteljahrhundert über die Dächer schreit, und daß Herr Richter, der sonst so Redselige, bisher kaum das leiseste Tadelswörtchen über die Umsturzvorlage gefunden hat. Die nach wirthschaftlichen Interessen gesonderten Gruppen hängen leider noch immer politische Firmenschilder aus; dadurch entsteht die Verwirrung. Und weil man eine mächtig erstarkende Interessentengruppe beim Volk und bei dessen gekröntem Vertrauensmanne jetzt gern diskreditiren möchte, deshalb heftet man ihr einen Ekelnamen an und bläst die Botschaft in alle Winde, daß von der Begehrlichkeit des Junkerthums uns ein fürchtbarer Beutezug droht.

Der Alarmruf muß wirken. Zunächst natürlich auf die annoch überlebenden Reste der bürgerlichen Demokratie, die gar nicht bemerken, daß die großen Entscheidungsschlachten um die politischen Rechte längst ausgekämpft sind, daß die politische Gleichheit gesetzlich verbürgt und der Adel nur noch eine gesellschaftliche Institution ist. Diese meist durchaus ehrenwerthen Fanatiker stürzen sich auf das rothe Tuch, ohne zu ahnen, daß, wenn es ihnen gelänge, die gesellschaftliche Bevorrechtung des Adels zu brechen, die Erben der Feudalherren nicht sie sein würden, sondern die Großkapitalisten, deren Joch doch wahrlich nicht leichter lastet. Zweierlei kommt solcher Wahnvorstellung zu Hilfe: erstens die in Deutschland übliche schroffe Kastenabschließung, die einem Vaterland Angehörige hindert, einander kennen und erkennen zu lernen; zweitens der noch niemals genügend beachtete Umstand, daß die auch

äußerlich sichtbare Herrschaft der Bourgeoisie bei uns bisher nicht Ereigniß geworden ist. Hinter den Coulißten hat die Plutokratie zwar lange genug die Fäden geleitet, an den Trog aber, in den Besitz der äußeren politischen Macht, ist sie nicht gelangt und sie hat ihre Unfähigkeit zur Regierung deshalb leider noch nicht bewiesen; hier fehlt in der Entwicklung ein Glied, die deutschen Thiers und Gladstone fehlen, und man könnte beinahe bedauern, daß der Caprivismus nicht noch ein paar Jahre länger gedauert hat, um uns die Wonnen auch dieser Zwischenstation bis zur Reife auskosten zu lassen. Das ist der Punkt, wo die Wühlarbeit der eigentlich bourgeois Elemente einsetzt: wenn es gelingt, einen Kampf gegen die mit dem Ekelnamen des Junkerthumes Behafteten zu entfesseln, dann muß endlich die ersehnte Stunde der Bourgeoisieherrschaft schlagen, dann müssen die nachgeborenen Cobdeniten Minister, Botschafter und Oberpräsidenten werden und die herrlichste Blüthezeit des Handels und Wandels muß beginnen. Zwei Gruppen, die in der Fabrikation von öffentlichen Meinungen sehr betriebsam sind, öffnen dem Feldgeschrei also willig ihr Ohr: die gespenstergläubigen Nichtsalsradikalen, die noch im Bannkreis politischer Schlagwörter leben, und die im Zwischenhandel fett gewordenen Parasiten, die jetzt die Konjunktur ausnützen möchten, um ein hitziges Gelüsten nach Macht zu fühlen. Und als Dritter im Bunde sieht die Sozialdemokratie seelenvergnügt zu, wie der feste Unterbau der bürgerlichen Gesellschaft gelockert wird, ohne daß sie selbst sich dabei zu bemühen braucht, und sie wartet des Tages, wo, wie die Thräne auf den herben Zwiebel, auf die Epoche schrankenloser Geldherrschaft die Expropriation der Expropriateure ganz sicher folgen muß.

Zwischen diesen mehr oder minder dicht zusammengeschlossenen Gruppen fluktuiert nun eine Bevölkerungsschicht, in der das Klassenempfinden nicht so stark wie das geistige Bedürfniß nach Bewegungsfreiheit entwickelt ist; Gelehrte, Künstler, Beamte zählen zu dieser Schicht und aus allen Klassen strömen ihr unabhängige Männer zu. Wie kommt es, daß auch diese Schicht sich von dem Gebrüll gegen die Junker packen und schrecken läßt? Etwa, weil der Adel, wie der Freiherr von Wolzogen in einer nur die Oberfläche der Erscheinungen streifenden und die Fülle der historischen und sozialen Zusammenhänge ignorirenden Schrift behauptet, zu ungebildet ist und erst nach links schwenken müßte, um des wahrhaft modernen Heiles theilhaftig zu

werden? Ganz gewiß nicht; es ist schlimm, daß Graf Roon, nach dem argen Rath des Mephistopheles, Vernunft und Wissenschaft verachtet, daß der Generallieutenant von Boguslawski neben anderen Fehlern auch den begeht, Heines Weberlied, das im Jahre 1847 zuerst veröffentlicht wurde, für eine sozialdemokratische Dichtung zu halten, und daß Herr von Köller von Gottfried Keller nicht mehr zu wissen scheint als der neue Pharao von Joseph; aber diese bedauerlichen Erscheinungen sind für den Bildungsstand des deutschen Adels nicht typisch und wir werden keine angenehmeren Erfahrungen machen, wenn die bürgerlich geborenen Herren Stumm, Groeber, Mintelen oder auch Richter ihre Ansichten über Literatur auf den Markt bringen. Herr von Wolzogen ist ein ehrlich begeisterter Pathetiker, aber ein schlechter Soziologe; er übersieht völlig den mächtigen Einfluß der natürlichen Auslese und der geschlechtlichen Zuchtwahl, die das Ueberleben der Passendsten im Kampf ums Dasein verbürgen und die der Gattung nützlichsten Eigenthümlichkeiten vererben. Das, was Herr von Wolzogen moderne Bildung nennt — die oft wohlthätig wirkenden Elemente mählicher Zerfetzung —, taugt nur für aufsteigende Klassen, die ihren Rechtsbesitz erweitern möchten, nicht für die im Besitzrecht bedrohten Bewahrer alter Feudalprivilegien. Das eigentliche Junkerthum ist aus den Reihen der bei den Markgrafen bediensteten Ministerialen hervorgegangen, die für höfische Dienste ein Hoflehen erhielten und später, wenn sie reich genug geworden waren, um vom Herrn die Freiheit zu erkaufen, in den Freiherrenstand erhoben wurden. Weder als willenlose Glieder des Hofgesindes noch als Landbewohner konnten sie dekomponirende Stoffe brauchen, die ihr Wurzelerdreich nur lockern konnten; sie mußten ihre Eigenart bewahren, die sie für einen unter bestimmten Bedingungen aufzunehmenden Kampf ums Dasein am Tüchtigsten machte, und sich bemühen, ihren Nachkommen die Eigenthümlichkeiten zu vererben, die ihnen den Vorrang gesichert hatten. So entstand ein Typus, der in seiner Abhängigkeit und Begrenztheit nicht immer angenehm wirkte, der in der Geschichte Preußens aber nicht zu entbehren war und der, in seinen vorzüglichsten Exemplaren, gerade noch im letzten Jahrhundert kaum zu überschätzende Dienste geleistet hat. Heute ist die Situation vollkommen verändert. Die Adelsprivilegien sind abgeschafft und vor dem Gesetz wenigstens sind alle Bürger gleich berechtigt. Die Schaar der Herren, die mit diesem Zustand der Dinge unzufrieden

sind, ist nahezu ausgestorben und nicht von junkerlichem Uebermuth drohen uns, in der Zeit der Bank- und Börsenherrschaft, ernste Gefahren. Und wie kommt es, darf man zum zweiten Mal fragen, daß trotzdem die Leute sogar, denen gar nichts daran gelegen ist, ob im diplomatischen Dienst und in der Verwaltung die Geschäftsführer des mobilen Kapitals die Stellen der Adelligen einnehmen, der Bottschaft gläubig lauschen, die Begehrlichkeit der Junker rüste zum Beutezug, während in Wirklichkeit ein Bauernkrieg um das Daseinsrecht entbrannt ist? Ein Mißverständnis trägt die Schuld, das im letzten Grunde von den falschen politischen Firmenschildern abzuleiten ist. Der Grundbesitzer und der Bauer kann vom Ertrag seiner Arbeit und vom Erlös seiner Produkte nicht mehr auskömmlich leben; er sieht, daß Alles, was sich liberal nennt und mit moderner Bildung paradiert, seinem verzweifelten Bemühen, bessere Lebensbedingungen zu erreichen und von der Schleuderkonkurrenz fremder Raubbauwirthschaft befreit zu werden, feindlich gegenüber steht; er fühlt die Uebermacht dieser Gegner, die im Geräusch der Städte über den wichtigsten Theil der Geldmacht und der Meinungsfabriken gebieten; und allmählich muß er zu der Ueberzeugung gelangen, daß ihm nur zu helfen ist, wenn Alles, was mit den sogenannten liberalen Ideen, von denen Goethe nichts wissen wollte, und mit der modernen Bildung zusammenhängt, zurückgedrängt und vernichtet ist. Da geschieht es denn, daß kluge und gebildete Agrarier für ein Umsturzesgesetz, über das sie im Privatgespräch die Achseln zucken, ins Feuer gehen und so, ohne es vielleicht zu ahnen, die Zahl und die Macht ihrer Gegner mehren und stärken. Denn der natürliche Rückschlag kann ja nicht ausbleiben: in dem Augenblick, wo die Bauernpartei im Kampf gegen die mühsam erworbenen Schätze moderner Bildung offen die Führung übernimmt und die Sorge für diese Schätze dem kaum noch lebensfähigen Liberalismus überläßt, — in dem Augenblick muß aus den Reihen der Gebildeten eine feste Phalanx von Streikern erstehen, die, wenn es sein muß, mit Zähnen und Nägeln, sich gegen die Zumuthung wehrt, dem rückständigsten Element Heercsfolge zu leisten. Ganz so einfach, wie mans in den Zeitungen liest, liegen die Dinge also nicht. Die Großkapitalisten, die Zwischenhändler, die ehrlich in verspäteten Wahnvorstellungen Befangenen und die um das Lebensrecht ihrer geistigen Freiheit Bangenden bilden, mit der Sozialdemokratie vereint, eine furchtbare Macht, gegen

die der gerechte Anspruch der Agrarier schwer durchzusetzen sein wird. Die nächste Zukunft unseres Vaterlandes hängt davon ab, ob es gelingt, dieses verhängnißvolle Mißverständniß zu beseitigen. Der Adel braucht nicht, nach dem Kommando des Freiherrn von Wolzogen, im Trab nach links einzuschwenken, denn es handelt sich gar nicht, wie schlaue Geschäftsmacher uns einreden möchten, um einen Kampf zwischen Adel und Bürgerthum. Die Bauernpartei aber, deren erster Rufer im Streit kein fürchterlicher Junker, sondern ein frischer und froher Bauerngutsbesitzer war, muß offen bekennen, daß sie die Autorität und die Ordnung des Staates zwar gegen jeden gewalthätigen Angriff schützen, dem geistigen Schaffen aber und der im Auslöchern modernden Erdreiches auch schöpferisch wirkenden Kritik jede Bewegungsfreiheit wahren und sichern will. Dann erst, wenn diese Klarheit gewonnen ist, wird es sich zeigen, ob im Deutschen Reich wirklich die Leute die Mehrheit haben, die im Freihandel und in der Goldwährung einen unantastbaren Dogmensatz sehen, und ob Jeder ein reaktionärer Junkerknecht genannt werden muß, der dem Urproduzenten die Daseinsmöglichkeit verbürgen und die Gesellschaft dadurch stützen will, daß er die an ihrem Bestande Interessirten zu kräftigen und den Kreis der an diesem Bestande Interessirten zu erweitern versucht.

Leider scheint auch an der Stelle, auf die das ganze Volk sehnd sieht, diese Klarheit noch nicht vorhanden zu sein. Der Kaiser hat während der letzten Jahre und auch neuerdings noch harte Worte gegen das Treiben der Junker gesprochen. Er hat das ganz richtige und vornehme Gefühl, daß er über dem Interessenzwiespalt steht und sich Sonderwünschen nicht gefangen geben darf. Aber er irrt vielleicht in der Annahme, daß ihm ein solches Ansinnen gestellt wird. Ein abstraktes allgemeines Interesse giebt es in der gemeinen Wirklichkeit der irdischen Dinge nicht; die Frage kann heute nur lauten: ist das Interesse der Landbevölkerung, deren Vermögen unbeweglich ist und deren Söhne die besten Soldaten werden, wichtiger als das des mobilen Kapitals und der vereinigten Kaufmannschaft? Die entscheidende Antwort darauf kann ein Einzelner, mag ihn auch die edelste Absicht und die höchste Intelligenz leiten, allein nicht geben; hier müssen die Interessenvertreter gehört und es muß ihnen das Recht gewahrt werden, in freien Organisationen für ihren Anspruch Stimmen und Stimmung zu werben. Das erscheint dem Kaiser unerwünscht, scheint ihm sensationelle Agitation,

und er ist offenbar dem Glauben geneigt, daß ihm die Aufgabe zu-  
gefallen ist, eine Adelsfronde niederzuzwingen, wie der erste Hohen-  
zollern in Brandenburg die Quitzows, wie Mazarin die adeligen Feinde  
Annas von Oesterreich und wie die Iwan und Peter die hochgemuthen  
Bojaren einst niederzwangen. Dieser Glaube, der den Caprivismus  
erzeugte, wird auch jetzt noch, wenn nicht alle Anzeichen trügen, geschickt  
genährt und die Empfindlichkeit des Kaisers, der gläubig abwartendes  
Vertrauen heischt, wird mit dem Hinweis auf die fortwährende Agitation  
der Landwirthse gestachelt. Auch hier liegt also ein Mißverständnis vor.  
Wenn heute alle Junker sich von der agrarischen Bewegung zurück-  
zögen, dann würde die Agitation nur noch geräuschvoller und  
sensationeller werden, — ganz einfach, weil ein großer Berufsstand  
sich nicht vernichten läßt, ohne mit letzter Kraft um Hilfe zu schreien.  
Das ganze Gerede vom drohenden Raubzug des Junkerthums ist ein  
Spuk, der im hellen Licht der Wahrhaftigkeit schmähslich zerflattern  
muß. Freilich: diese Wahrhaftigkeit muß ernsthaft auf allen Seiten ge-  
übt werden. So lange die Führer der Landwirthse, die bösen Junker,  
öffentlich im Gewand der Vasallentreue stolziren und den Wahn auf-  
recht erhalten, auch in einem konstitutionellen Staat sei des Königs  
Wille höchstes und einziges Gesetz, dem das Opfer des Intellektes rasch  
und freudig dargebracht werden müsse, so lange sie sich nicht auf den  
Boden des historisch Gewordenen stellen und rückhaltlos einräumen,  
daß der Monarch der im sicheren Verfassungsgehege jeder Verant-  
wortlichkeit entrückte Repräsentant des Volkswillens ist, — so lange  
liefern sie ihren geschmeidigen Gegnern die schärfsten Waffen. Die brutale  
Offenheit, mit der sie ihre Weltanschauung ausspricht, ist das wirk-  
samste Mittel der sozialdemokratischen Propaganda, weil es sie klar  
und scharf von der Heucheltaktik aller anderen Parteien scheidet.  
Wer erkannt hat, daß sich in der Sozialdemokratie das böse Gewissen  
der bürgerlichen Gesellschaft verkörpert, Der hat auch die Pflicht, da-  
für zu sorgen, daß die falsche Firmirung aufhört, daß die täuschenden  
Schlagwörter verschwinden und die einzelnen Glieder des Volks-  
organismus so, wie sie sind, erscheinen. Ist diese Reinigung erst  
einmal vollbracht, dann werden dem gesunden Körper weder die  
beuteluftigen Sozialdemokraten noch die habgierigen Junker der Legende  
mehr ernstlich zu schaden vermögen.



## X Die Gesellschaft Jesu.

Sehr geehrter Herr Garten,

Anlässlich eines jüngsten Botums des Reichstages komme ich gern dem wiederholt von Ihnen geäußerten Wunsche nach und sende Ihnen anbei eine Episode aus dem Theile meiner Deutschen Geschichte, der, so Gott will, im nächsten Herbst erscheinen soll. Er handelt von der Gesellschaft Jesu, ihrer Entstehung und ihrem Wesen. Es wird von Leuten geredet, über die es heutzutage doppelt Pflicht ist, Zeugniß abzulegen, und die jeder Gebildete genau kennen sollte, damit er sie schätze und fürchte.

In ausgezeichnete Hochachtung Ihr ergebener

Vamprecht.

**D**er Heilige Ignatius (Don Inigo Recalde de Loyola), im Jahre 1491 geboren, war ein jüngerer Zeitgenosse Luthers. Aber nicht in den rustigen Wohnräumen einer armen Bergmannsfamilie erblickte er das Licht der Welt. Er war der Sproß eines der ersten Adelshäuser jenes räthselhaften, mit feurigster Einbildungskraft ausgestatteten Volkes der Basken; nicht weit von San Sebastian ragte das Schloß seiner Ahnen hoch in die blaue Luft der Pyrenäen. Als von edelster Geburt hat er sich auch sein ganzes Leben hindurch erwiesen; niemals trat ihm Gemeines nahe. Sein Beruf schien zunächst mit seinem Stande gegeben; als kühner Kriegsmann zeichnete er sich schon in jungen Jahren aus. Da bannte ihn im Jahre 1521 eine schwere Verwundung, die er sich im Kampfe um das navarresische Pampelona zugezogen hatte, ans Krankenlager; der Ritterromane satt, las er Heiligenlegenden: und der Thatsache gewiß, daß er, wenn auch genesen, doch zum Kriegsdienst niemals mehr werde tauglich sein, entdeckte er, verwundert zunächst, den in den verborgensten Tiefen seines Herzens rauschenden Quell religiöser Gefühle.

In Räthselreden eine Zukunft christlicher Entfagung andeutend, verließ er das Schloß seines Bruders in Guipuscoa; ein Asket im Sinne des früheren Mittelalters, ein Bettler, wollte er im Lande umherziehen. So ritt er in kriegerischem Schmutz zum Kloster Montserrat, der Stätte längst geheiligter Verehrung; knieend während der Nacht, vor dem Feste der Verkündigung Mariae, im uralten Brauche der Waffenwacht, weihte er sich zum Ritter der Heiligen Jungfrau. Arm, waffenlos, zog er darauf von dannen, dem nächsten Bettler überreichte er sein letztes glänzendes Gewand; im Büßerhemd, die Lenden mit einem Stricke umgürtet, wird er von nun ab Gott in Handreichungen der Krankenpflege dienen.

Aber bald genügte seinem nimmer schlafenden Intellekt die praktische Askese nicht mehr; er rettete sich in die Einsamkeit des Dominikanerklosters Manresa; und angeflammt, nervös erregt durch alle Mittel der Selbstpeinigung, durch Kasteiung und Fasten, suchte er die Selbstbetrachtung im Sinne des

Heiligen Bernard, des Bonaventura und des Franz von Assisi. Und welcher Wunder wurde sein glühendes Hirn gewürdigt! Fortgerissen von den Schauern der Vision, erblickte er das Geheimniß der Heiligen Dreifaltigkeit, ward er des unmittelbaren Anschauens der göttlichen Weltordnung theilhaftig; bis zur Dauer achtägiger Verzückung erdehnte sich seine Ekstase.

Aber in all diesen Gnadenzuständen, jetzt wie später, blieb Don Inigo der willensstarke Rittermann, der er gewesen. Er ruhte in der Ekstase nicht lässig aus, wie einst die Mystiker Deutschlands, wie damals noch zahlreiche mystisch bewegte Seelen Spaniens; er ließ sich von ihr nicht aus sich herausdrängen; seine Selbstbeherrschung — wie er es ausdrückte, seine discretio — ging niemals verloren. So ging er auch nicht unter in der frommen Wollust dieser Uebungen; ein organisatorisches Genie vielmehr, wie einst Bonifaz, wurde er aus den Erfahrungen persönlicher Frömmigkeit wieder den Daseinsfragen der Kirche zugedrängt: dem Ganzen wollte er dienen.

Und alsbald begriff er, daß es hierzu anderer Vorkenntnisse als der seinigen bedürfe. Nach einer fromm-abenteuerlichen Fahrt zu den Stätten des Morgenlandes, da seine gegenständliche Phantasie greifbar die Fußspuren des Herrn zu berühren meinte, studirte er eifrig zu Barcelona, zu Alcala und Salamanca, sowie, nachdem er dort als religiöser Sonderling der Inquisition verdächtig geworden war, seit Anfang des Jahres 1528 zu Paris. Und indem er nun im geistigen Centrum der westeuropäischen Nationen der vollen Auffassungswelt dieser Nationen näher trat, indem er sah, wie sich in Deutschland der freche Geist einer angeblich neuen evangelischen Freiheit zügellos erhob, ward er sich klar über die Ziele eines christlichen Ritters. Nicht dem äußeren Kampfe gegen die Heiden, wie er wohl geträumt, der Vertheidigung vielmehr der mittelalterlichen Frömmigkeit, in der er lebte und die in seinem Heimathland bald in den Meditationen des Petrus von Alcantara und der Heiligen Theresia von Jesu wie in den Heiligenbildern der großen spanischen Maler eine glänzende Auferstehung feiern wird, sollen seine Dienste gewidmet sein; ihr, der Kirche, die sie entwickelt, und dem Papstthum, das diese Kirche krönt, soll der Strom seines Lebens fließen.

Und nicht blos der seine. Schon längst hatte er erkannt, daß es für seine Ziele der vereinten Anstrengung gleich gestimmter Geister bedürfe. So hatte er eine Schaar begeisterter Genossen zu sich heran erzogen, den Savoyarden Petrus Faber, den künftigen Verbreiter des Jesuitismus in Deutschland, eine schwärmerisch unselbständige Natur, doch unter energischer Leitung der größten Dinge, selbst höchster diplomatischer Klugheit fähig, ferner den Navarresen Franz Xavier, dereinst den großen Heidenapostel des Ordens, dann die Kastilianer Diego Lainez, den klar zerlegenden, und Alonso Salmeron, den feurigen, die beiden großen Theologen, die Helden des Tridentinums,



endlich den liebenswürdigen Alfons Bobadilla und Andere. Und sie Alle mußte er völlig Eins mit sich zu machen, indem er sie den selben Bildungsgang durchlaufen ließ, den seine eigene Entwicklung genommen hatte.

In geistlichen Uebungen (*exercitia spiritualia*) wurden sie unter Umständen äußerer Askese unterworfen, dem Tragen von Cilicien, der Geißelung, der Verwundung. Vor Allem aber wurden sie eingeführt in die Geheimnisse kontemplativer Selbsterforschung und Selbstzermarterung; und aus ihnen heraus, wie sie in systematischer Gewissensleitung durch Loyola Wochen hindurch währten, wurden empfängliche Seelen sogar emporgezückt zu visionärem Verhalten. Als sicheres Ergebniß aber fand sich allezeit während der Uebungen eine knechtische Furcht ein vor dem unergründlichen Willen des Allerhöchsten und der eine Gedanke, daß Gott, ein Herr aller Dinge, ein furchtbarer Richter vor Allem sei aller sündigen Geheimnisse der Menschenseele. Es ist ein Zustand, der, planmäßig mit allen Mitteln südllich erregter Vorstellungskraft, allen Werkzeugen erprobter mittelalterlicher Frömmigkeitspraxis herbeigeführt, ähnliche Wirkungen hervorrief, wie sie Luther in der Erfurter Klosterzelle mit verwandten Mitteln erzeugt hatte.

Aber während Luther aus den Schauern der Verzweiflung heraus durch ein persönliches Verständniß der Bibel dem unmittelbaren Verhältniß seiner wie jeder anderen Menschenseele zum alten und nun doch so neuen Christengotte Bahn brach, wies Loyola die also Verzweifelten zurück auf die objektiven Gnadenmittel der Kirche: in ihnen sollte der Einzelne sich, sein Heil, seinen Verstand und seinen Willen geborgen fühlen. Es ist der entscheidende Unterschied zwischen Protestantismus und modernem Katholizismus.

Der moderne Katholizismus beruht auf der Fesselung des Einzelnen an die Wirkung der Sakramente als der magischen Gnadenmittel der Kirche; er bedarf, um diese begehrenswerth zu machen, der fortwährenden Wiedererregung mittelalterlicher Frömmigkeit in Kontemplation und Askese, ja gelegentlich sogar in Ekstase. Der Protestantismus dagegen, der den Einzelnen seinem Gotte unmittelbar, ohne objektive Zwischenglieder der Vermittlung, gegenüber stellt, bedarf der mittelalterlichen Frömmigkeitserreger nicht mehr und hat statt Dessen neue Stufen einer weit vergeistigteren Frömmigkeit vom Pietismus ab bis auf unsere Tage durchschritten.

Für Loyola aber bedeutete das Auffuchen der Kirche aus den unbefriedigenden Schrecken der mittelalterlichen Frömmigkeit heraus ein einziges und ein volles Heil. In der Kirche hat der verzweifelte und verlassene Fromme sich ganz zu finden: sie ist sein Verstand und sein Wille. Erscheint uns Etwas weiß, wovon die Kirche lehrt, es sei schwarz, so werden wir unser Urtheil durch das ihrige ersetzen. Befiehlt die Kirche Etwas, so wird es der Fromme vollbringen, denn er ist ein Werkzeug der Kirche. Das gilt für

jeden Frommen; um wie viel mehr für Die, die in Frömmigkeit vollkommen sein sollen, für die besonderen Diener und die Erwählten der Kirche. Von diesem Standpunkte aus hat es der Heilige Ignatius gegenüber seinen Jüngern ausgesprochen: „Ich will, theuerste Brüder, daß Alle durch wahren und vollkommenen Gehorsam, durch Verzicht auf Urtheil und Willen, hervorragen . . . . Daher müßt Ihr auch eifrig Das verhüten, daß Ihr Euch nicht bemüht, zu irgend einer Zeit den Willen der Oberen, den Ihr für den göttlichen halten müßt, nach Eurem Willen zu beugen . . . . Wer aber sich durchaus ganz Gott opfern will, Der muß außer dem Willen auch die Einsicht, die Vorstellungsgabe, darbringen, daß er nicht nur das Selbe wolle, sondern auch das Selbe denke, wie der Obere, und dessen Urtheile das seinige unterwerfe, so weit der ergebene Wille den Verstand zu beugen vermag.“

Es sind Worte, die zugleich den ganzen praktischen Unterschied der Lehren des Heiligen Ignatius von denen der mittelalterlichen Mystik, mit der seine Frömmigkeit sonst so verwandt ist, begreifen lassen; nicht vergebens haben die Jesuiten später die deutschen Mystiker des Mittelalters systematisch in Vergessenheit zu bringen gesucht. Die mittelalterliche Mystik sucht ein Aufgehen des Willens wie des Verstandes in Gott anzubahnen; in diesem Sinne erstrebt sie Gelassenheit, Das heißt: quietistisches Ausruhen im transcendentalen Prinzip, als ihr höchstes Ziel. Der Heilige Ignatius dagegen wendet eine durch alle Mittel der Askese und Kontemplation angefachte religiöse Stimmung ins Diesseits, bezieht sie auf die Kirche, gießt sie in wild entfesselte Energie um und macht sie in diesem Sinne, einen unwiderstehlichen Strom weltvergessender Begeisterung und Thatkraft, der einer Kirche dienstbar.

Damit drängte die neue Frömmigkeit ohne Weiteres auf Thaten. Und indem sie zu einem Gemeingut des Kreises junger Leute geworden war, die der Heilige Ignatius um sich gesammelt hatte, war sie an die Lebensäußerungen eben dieses Kreises gebunden. Welche Pläne wurden da nicht geschmiedet! Man wollte in Palästina der Kirche Ritterdienste verrichten. Man verbrachte manches Jahr in halb abenteuerlicher Predigt und Seelsorge in den oberitalienischen Ländern und zu Rom. Endlich aber fanden sich, um die Wende der dreißiger und vierziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts, die rechten Formen für die neue Absicht. Am 27. September 1540 erhielt der Heilige Ignatius für sich und seine Schaar durch eine päpstliche Bulle mit den bezeichnenden Eingangsworten „Regimini militantis ecclesiae“ den Charakter eines Kriegsfähnleins Christi, einer *Compañia de Jesus*: einer frommen Truppe, die sich der Förderung der Seelen in Leben und Lehre und der Verbreitung des rechten Glaubens widmen sollte: in Keuschheit und Armut und in absolutem Gehorsam gegen den Oberen, in dem Christus als gleichsam gegenwärtig anzuerkennen und zu verehren sei. Als Oberster aber

aller menschlichen Oberen erschien der Papst, der Herrscher der hierarchischen Kirche. Es sind die Anfänge des Jesuitismus.

Die Gesellschaft sollte anfangs nicht über sechzig Mitglieder umfassen; bald aber fanden sich der frommen Streiter mehr; und eine Bulle vom vierzehnten März 1543 hob die Begrenzung der Mitgliederzahl auf. Damit erst recht begann unter der Leitung Ignazens als des ersten Generals der neuen Armee die Organisation des Kampfes.

Natürlich, daß sie eine monarchische, ja absolutistische sein würde. Was besagte das Bestehen einer Generalkongregation des Ordens neben dem General? Die untersten Glieder der Gesellschaft begaben sich ihres Willens und Intellektes zu Gunsten der nächsten Oberen, diese zu Gunsten höherer, die höchsten zu Gunsten endlich des Generals: dieser war geistlicher Diktator, war Christus quasi praesens. Es war eine Organisation, die der Heilige Ignatius der göttlichen Weltordnung, die er einst visionär geschaut, unmittelbar nachgebildet hatte: damals war ihm durch die göttliche Vorsehung Alles sanft geordnet erschienen, das Unterste durch das Mittlere, das Mittlere durch das Höchste: was Wunder, daß dem Orden späterhin die Konstitutionen seines Gründers als unmittelbare Offenbarungen Gottes galten?

Aber indem der General allein meinte und befahl, bedurfte er der Ausführung seines Willens und des Geheimnisses zur Sicherung seiner Herrschaft. Denn was ist groß ohne Unterbau, und was erhaben, ohne unaßbar zu sein? So waren die Mitglieder der Gesellschaft gleichsam in mehrere konzentrische Ringe geordnet, um in immer höherer Reinheit Gott nach dem Munde seines Vertreters, des Generals, zu dienen. Den innersten Ring bildeten die Professoren, eine kleine Anzahl erprobter Männer, die tabellos alle tieferen Stufen des Ordens durchschritten hatten, hochgebildete Leuchten vor Allem der Theologie und Philosophie, und dennoch unanfechtbar in der einzigen Begeisterung für die Ziele des Ordens. Sie allein hatten aktives und passives Wahlrecht für die Nennung des Generals, sie sind das Mark der Gesellschaft.

Einen weiteren Ring bildeten die geistlichen Koadjutoren, Mitglieder von voller Geistesbildung, die der Gesellschaft durch ihren Eid rückhaltlos verbunden waren, während der General sie unter Umständen entlassen mochte. Sie waren zahlreich; sie bildeten die äußerlich werththätigen Mitglieder; ihr Kampfplatz war die Predigt und die Lehre, die Mission und vor Allem der Beichtstuhl. Unter den Koadjutoren aber standen die Mitglieder noch weiterer äußerer Ringe bis hinab zu den Novizen und allen denen, die in der reichen Zahl der Proben standen, ehe ihre volle Aufnahme in die Gesellschaft erfolgte.

Denn Jahre des Duldens und der Selbstertötung vergingen, ehe der Zugelassene sich den heiligeren Zirkeln des Ordens nahte. Da gab es Probezeiten im Feuer immer wiederholter geistlicher Exerzitien, und Jahre, in denen

der Einzelne vornehmlich nur noch beobachtet, untersucht, getadelt, gerügt ward. Da gab es Prüfungen in der Krankenpflege und in der Demuth des Bettels, im Lehramt und in der Seelsorge, im Kirchendienst und in der Wahrnehmung der niedrigsten Verrichtungen des Hauses. Es war eine volle neue Welt mannichfachen Thuns, die sich den Mitgliedern des Ordens, wie jetzt etwa den Offizieren einer unserer modernen Armeen, die ja auch Staaten im Staat bilden, erschloß.

Aber so reich und den verschiedensten Begabungen angemessen auch das Feld der Thätigkeit war — der handelnde Jesuit gehörte niemals sich selbst. Hatte er von vorn herein sein Vaterland und die Sprache seiner Kindheit vergessen, hatte er Eltern und Geschwister verleugnet und verzichtet auf Ehre und Besitz, — so fand er im Orden nicht einmal den freien Odem der Freundschaft wieder. Willenlos, wesenlos, fiel er nur dem Ideal der Gesellschaft anheim: sein Denken, sein Thun, sein Lieben gehörte nur ihr. Und Einrichtungen mechanischen Zwanges sorgten dafür, daß er in diesem Zustand verharre. Schritt für Schritt, Stunde für Stunde, sah er sich kontrollirt; all sein Handeln und Sinnen lag offen vor dem Auge einer allgegenwärtigen Denunziation, deren Ausübung Pflicht war: nicht vor dem Verhältniß des Freundes zum Freunde, nicht vor den Beziehungen des Lehrers zum Schüler machte die Delationspflicht Halt. Und damit jene Gebundenheit des Geistes und Willens aufrecht erhalten werde, die der Orden verlangte und die sonst nur dem Geistesleben niedriger Kulturen noch kommunistischen Wirthschaftslebens entspricht, ward im Orden selbst als Voraussetzung des geistigen Daseins ein wirthschaftlicher Kommunismus entwickelt. Das ist der Sinn der Lehre von der Tugend der heiligen Armuth, die gebot, daß bei allem Reichthum des Ordens der Einzelne niemals eine Sache als eigen ansehen und gebrauchen dürfe.

All das Menschliche aber, das die Gesellschaft so, auf ihr großes Ideal hingezogen und hingestimmt, sich einverleibte, Das wandte sie nun nach außen, ein Orden des Kampfes. So trat sie auf zu einer Zeit, da die Kirche tödtlich darnieder zu liegen schien, und lehrte alsbald die oberste oberhirtliche und lehramtliche Souverainetät des Papstes; so nahm sie sich der Heidenmission an; so wirkte sie gegen die Protestanten; und so schuf sie vor Allem in der eigenen Kirche wieder Sammlung, Zuversicht und Hoffnung des Sieges.

Und wie gelang ihr Werk! Schon beim Tode Loyolas, im Jahre 1556, zählte der Orden in 13 Provinzen und 100 Niederlassungen über 1000 Mitglieder; siebenzig Jahre später hat er 15 493, im Jahre 1762 gar 22 787 Mitglieder gehabt. Doch abgesehen von dem Aufschwung eigener Macht, mit welcher Wucht der Wirkung wurde der Orden ins Allgemeine thätig!

Wir verfolgen seinen Einfluß in dieser Richtung hier nicht auf dem

Gebiete der Staats- und Kulturgeschichte; oft genug werden wir da seinem Namen noch begegnen. Wohl aber sei hier seine noch viel tiefere Bedeutung für die sittliche Haltung der Kreise erörtert, die seinem Wirken sich öffneten.

Die Frömmigkeit des Ordens, der religiöse Urquell all seines Thuns, ist mittelalterlich. Im Mittelalter hatten einst die Klöster, einsame Träger der vergangenen Bildung kulturhoher Zeiten, als Atolle gleichsam eines großen, künftigen Festlandes hoher Bildung über das gemeine Niveau des Lebens emporgeragt. Dem gegenüber werden jetzt, mit dem Tagen der Neuzeit, die Häuser der Gesellschaft Jesu zu stehenbleibenden Nesten der untergehenden mittelalterlichen Welt, — den Vulkanen verschwundener Welttheile gleich, die eine veränderte Umgebung noch immer mit unterirdischer Erregung bedrohen. Indem die Gesellschaft ihre Mitglieder und Jünger in Erlebnissen mittelalterlicher Frömmigkeit heranbildete und umgestaltete, erweckte sie in ihnen das gebundene Wesen mittelalterlichen Geistes, machte sie sie im modernen Sinne personlos: in einem Zeitalter des Individualismus sollten sie gleichwohl keine Individuen sein. Es war ein vom Standpunkte individualistischer Sittenbegriffe aus zweifelsohne unmoralisches Ziel: es war von diesem Standpunkte aus schlimmer als körperlicher Totschlag, es war geistiger Mord.

Aber, nimmt man die Gesichtspunkte der Gesellschaft Jesu auf, so brauchte immerhin, abstrakt betrachtet, der sittliche Aktionboden eines jesuitisch erzogenen Menschen noch nicht zu schwanken, auch wenn er nicht mehr individuell im eigenen Gewissen verankert war. Der Adept hatte seinen Willen mit Gott identifizirt; Gott aber will nichts Böses. Nun war freilich der Wille Gottes innerhalb der Gesellschaft mit dem Willen des Oberen ganz — oder nach einigen anderen Aeußerungen des Heiligen Ignatius wenigstens nahezu — identifizirt, und die Frage konnte auftreten, ob denn der Obere immer objektiv nur Gutes zu befehlen im Stande sein werde?

Aber hiervon abgesehen: in der Praxis des Lebens blieb das persönliche Handeln unter allen Umständen an fremde Einwirkung von Fall zu Fall gebunden und bestand mithin nur in einer Anzahl in sich unzusammenhängender Handlungsfälle. Damit wurden die Moralgrundsätze des Einzelnen ersetzt durch eine wuchernde Kasuistik obrigkeitlicher Vorschriften, durch eine iurisprudentia divina, durch ein äußerliches Gesetzbuch einzelner von außen her auferlegter Verbote und Gebote, das je länger je mehr ausgebildet ward und schließlich nur noch wenig von den allgemeinen großen Anschauungen ahnen ließ, die der Gewissensbestimmung ursprünglich, in den ersten Blüthjahren des Ordens, noch zu Grunde gelegen hatten.

Und die Gesellschaft Jesu hatte sich zur Lenkung ihrer mittelalterlich gestimmten Geister nicht erst eine solche neue Kasuistik zu schaffen —: längst war diese, nach kleinen Anfängen schon in der Zeit der Patristik, seit dem

dreizehnten Jahrhundert als ein natürliches Lebensbedürfniß des Mittelalters entwickelt worden. Und indem man schon damals die einzelne Pflicht als solche nicht mehr aus einem höheren Prinzip abgeleitet, sondern als für sich nach irgend welchen niedrigeren Rücksichten gegeben gedacht hatte, war man schon längst von der Kasuistik weiter zum Probabilismus fortgeschritten. Denn indem man die Pflichten nach äußeren Auffassungen und Gründen abmaß, begann man, diese Auffassungen und Gründe gegen einander abzuwägen, und fand dann, daß je nach ihrem Gewicht bald die eine, bald die andere Anschauung einer Pflicht, einer That, billigerswerther, probabler, erscheine.

Diesen Probabilismus nun, die Methode, Pflichten und Handlungen nicht nach ihrem innersten sittlichen Charakter, sondern mehr nach äußeren Umständen als nothwendig oder billigerswerth zu beurtheilen, erweckte jetzt die Gesellschaft zu neuem Leben. Schon der Heilige Ignatius hatte an Stelle der Moral eine bedenkliche Klugheitslehre aufgestellt, die nur noch durch seinen vornehmen Charakter sittlich gehalten ward. Nachdem dann aber der spanische Dominikaner Bartholomaeus de Medina zuerst im Jahre 1577 und bald darauf einige andere Spanier wieder den vollen Probabilismus des Mittelalters gelehrt hatten\*), konnte ihn der Jesuit Gabriel Vasquez schon 1598 als das herrschende System unter den Theologen seiner Zeit — und damit als den vor Allem im Jesuitenorden geltenden Brauch — bezeichnen.

Es war die schlimmste Entwicklung, die für die Moral der katholischen Völker eintreten konnte. In den mittelalterlichen Kulturen gebundener Persönlichkeit konnte der Probabilismus allensfalls noch als der nicht allzu sehr schädigende Auswuchs einer vielleicht theilweise nothwendigen sittlichen Kasuistik gelten, für ein Zeitalter freier Persönlichkeit und selbständig werdenden Gewissenslebens, wie es die Jesuiten trotz allen Bemühens dennoch nicht unterdrücken konnten, bedeutete er moralische Vergiftung. In der That entwickelten sich erst jetzt, auf dem wucherisch üppigen Nährboden eines anderen Zeitalters, die furchtbarsten Schäden des Probabilismus und die traurigsten Künste einer von ihm aus bestimmten Seelsorge: die moraltheologische Anerkennung der Amphibolie und des geheimen Vorbehaltes, die Kunst, die Absicht zu lenken, und, als Gipfel des religiös Unstittlichen, die devotion aisée des Paters Pierre Le-Moine (1652).

Leipzig.

Professor Dr. Karl Lamprecht.

\*) Ueber den Zusammenhang des mittelalterlichen und des neueren Probabilismus fehlen eingehende Studien; behauptet wird er von Harnack, Dogmengesch. 3<sup>2</sup>, 589 Anm. 1, 640. Vgl. auch Döllinger, Moralstreitigkeiten S. 28 ff.



## Volksvergifter.

Eine Sitzung der sogenannten Umsturzkommission, die im besten Zuge ist, alle Vorstellungen, die man draußen etwa noch von dem Volke der Denker und Dichter hat, umzustürzen, brachte uns neulich gleich zwei unvergeßliche Ueberraschungen. Der Generallieutenant Graf von Noon erklärte, für eine Wissenschaft, die den Thron Gottes umstürzen und an seine Stelle die Vernunft erhöhen wolle, habe er nur Verachtung. Darüber ist im Staat des großen Atheisten Friß nichts zu sagen; die Bürger der hellen Stadt Minden indgen überlegen, wie ihnen ein Vertreter behagt, der hundert Jahre nach Kant die Vernunft noch verachtet. Aber der Geheime Ober-Justizrath Viktor Rintelen, Mitglied des Kammergerichtes — also einer der Richter, zu denen wir jetzt felsenfestes Vertrauen haben sollen —, begründete an dem selben Tage auch seinen berühmten Antrag, dem Staatsanwalt alle ruchlosen Menschen zu überliefern, die das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele etwa zu leugnen wagten. Und bei dieser Gelegenheit enthüllte Herr Rintelen auch die ganze Abscheulichkeit zweier deutschen Dichter und verkündete, daß Paul Heyse, der feinste Plastiker unter den uns Lebenden, und der harmlos unbeträchtliche Friedrich Bodenstedt die Volksseele tödtlich vergiftet hätten. Bodenstedt ist tot und kann über den schwarzen Spatz nicht mehr lachen. Heyse aber, der goethisch klare Meister der Novelle, mußte die heitere Geschichte erfahren, die so wundervoll das Zeitalter des Herrn von Köller bestrahlt; deshalb schickte ich ihm den Bericht, bat ihn um eine Aeußerung und legte, damit er wisse, was schon gesagt ist, die Aufsätze Paulsens und Spielhagens bei. Hier ist die Antwort des Dichters, die mir in novo Alles zu enthalten scheint, was über die Sache noch gesagt werden kann:

**W**enn Sie mir nicht diese beiden Hefte Ihrer „Zukunft“ geschickt hätten, werthher Herr, wer weiß, ob ich der Versuchung widerstanden hätte, trotz der Nachwehen der Influenza, die mich noch immer zu allem Guten träge machte, jenem Herrn Rintelen auf seinem Obstruantenpfade heimzuleuchten. Nun aber finde ich in Paulsens und Spielhagens trefflichen Protestreden in Schimpf und Glimpf Alles gesagt, was Humor und Indignation mir selbst etwa auf die Zunge gelegt hätten. Meine persönliche Sache aber könnte ich nicht führen, ohne eine gewisse Genugthuung zu verrathen bei der Erinnerung an die Zeit, da meine verrufenen „Kinder der Welt“ ans Licht traten. So laut auch damals das Zetergeschrei gewisser Zionswächter erscholl, so erfuhr ich doch selbst von Seiten gläubiger konfessioneller Theologen die Anerkennung, daß ein redlicher, auf seine Weise frommer Wahrheitssucher dies Buch geschrieben, dem es Gewissenssache gewesen, im Rahmen einer Dichtung nachzuweisen, daß Ethik und Metaphysik getrennte Gebiete seien, daß man ein sittlicher Mensch sein könne, auch wenn man das Unglück

gehabt habe, über dem verwirrenden Streit der Dogmatiker und über schweren Lebenserfahrungen seinen Kinder glauben zu verlieren. Wie ich über das Andachtbedürfniß der Menschheit denke und über die Nothwendigkeit, den religiösen Trieb auch Derer zu befriedigen, die in den traditionellen kirchlichen Formen kein Genüge finden, habe ich in meinem „Merlin“ so deutlich ausgesprochen, daß ich keinen Beruf fühlen kann, bei diesem Anlaß mein Glaubensbekenntniß noch einmal öffentlich abzulegen.

Auch will mir scheinen, als ob in dieser Lebensfrage unserer geistigen Kultur der Einzelne mit seiner Person zurücktreten müsse, da unter Allen, denen das Recht des freien Denkens am Herzen liegt, nur Eine Stimme darüber ist, daß das bewußte Gesetz eine Schmach für das deutsche Volk des neunzehnten Jahrhunderts sein würde. Zum Ueberfluß habe ich eine Adresse an den Reichstag unterschrieben, die von sehr ehrenwerthen Männern und notablen Kollegen ausgeht, freilich in einer Fassung, die ich etwas lapidarer und stolzer gewünscht hätte. Was mir einzig zu sagen bliebe, wäre eine Schutzrede für Bodenstedt, den bis zu dem literaturkundigen Centrums-Heißsporn kein Mensch im Verdacht gehabt hat, daß er jemals eine religiöse Gewissensfrage der Menschheit, ein tieferes geistiges oder sittliches Problem in seiner Dichtung auch nur gestreift habe.

Auch Das aber ist überflüssig. Die Beschuldigung, Bodenstedt habe durch seine harmlosen west-östlichen Scherze in der Maske Mirza Schaffys dazu beigetragen, „die Volksseele zu vergiften“, ist von Allen mit Gelächter aufgenommen worden, die unsere beiden Namen in jener Achterklärung zusammen gelesen haben. Der heitere Lyriker selbst, wenn er die Anklage noch vernehmen könnte, würde wohl nichts Anderes darauf erwidern als die letzte Zeile eines seiner bekanntesten Ghafels:

„Wer da lügt, muß Prügel haben!“

Mit freundlichem Gruß Ihr sehr ergebener

München, am dritten März 1895.

Paul Heyse.





## Das Tischrücken als physikalisches Problem.

Die Vernunft begnügt sich nicht mit Dem, was augenfällig ist; ihr größerer und schönerer Theil hat es mit dem Verborgenen zu thun.

(Seneca: ep. 95 ad Lucilium.)

Der Lamulische Dichter Tiruvalluver sagt in seinem „Kural“: „Die Gelehrten nennt man augenhaft; im Gesicht zwei Geschwüre haben die Ungelehrten.“ Die Augenhaftigkeit, die hier gemeint ist, besteht nicht darin, daß der Gelehrte Dinge sieht, die noch Niemand gesehen hat, sondern daß er aus alltäglichen Erscheinungen, die schon von Tausenden gesehen wurden, eine Offenbarung zieht. Newton sah den Apfel fallen und entdeckte die Gravitation. Die Lampe, die Galilei im Dom zu Pisa schwingen sah, führte ihn zur Entdeckung der Gesetze der Pendelbewegung. Galvani sah Froschschenkel zucken und entdeckte den Galvanismus. Watt sah den Dedel seiner Theemaschine sich heben und entdeckte die Dampfkraft. Daß von einem warmen Luftstrom aufgebauschte Hemd führte Montgolfier zur Entdeckung der Luftschiffahrt. Solche Beispiele, die leicht vermehrt werden können, zeigen, wie sehr der Fortschritt der Wissenschaften von dem Zufall abhängt, daß ein unscheinbarer Vorgang von einem augenhaften Menschen beobachtet wird. Il faut beaucoup de philosophie, sagt Rousseau, pour observer les choses que nous voyons tous les jours. Wiewohl nun aber unscheinbare Beobachtungen häufig zu den größten Entdeckungen geführt haben, so besteht bei den Junstgelehrten noch immer das Vorurtheil, daß es der Würde der Wissenschaft nicht angemessen sei, sich mit unscheinbaren Dingen zu beschäftigen. So wurde Galvani als Tonameister der Frösche verspottet, und das Telephon wäre sicherlich viel früher vervollkommenet worden, wenn es nicht als Kinderspielzeug schon lange im Gebrauch gewesen wäre.

Das Tischrücken, das in den fünfziger Jahren wie eine Epidemie sich über Europa verbreitete, ist ebenfalls eine solche unscheinbare Entdeckung, die zu wichtigen physikalischen Erkenntnissen hätte führen müssen, wenn sie nicht gar so unscheinbar erschienen wäre. Als Kinderspiel wurde es aufgegriffen und als Kinderspiel ist es wieder längst bei Seite gelegt. Die Schuld lag zum Theil daran, daß es beim physikalischen Phänomen nicht verblieb. Man beobachtete alsbald, daß Fragen, die an den Tisch gestellt wurden, durch rhythmisches Heben und Senken seiner Füße beantwortet wurden, — das sogenannte Tischklopfen. Später stellte man kleine elliptische Tischchen her — sogenannte Blanchetten —, die auf drei Füßen ruhten, deren einer ein Bleistift war, und nun wurden die Fragen auch schriftlich beantwortet. So war man allzu rasch beim Spiritismus angelangt, und für die Gelehrten war damit die Sache abgethan. Sie schüttelten das Kind

mit dem Wade aus; denn das ursprüngliche Phänomen, das eigentliche Tischrücken, ist ja ein rein physikalisches Problem, und dessen Unscheinbarkeit darf uns von der Untersuchung nicht dispensiren. Die Wissenschaft betrachtet es als eine ihrer Aufgaben, den Aberglauben zu unterdrücken. Das geschieht aber nicht, wenn man über das Phänomen lacht, sondern nur, wenn man die natürlichen ihm zu Grunde liegenden Kräfte aufdeckt. Reichen diese zur Erklärung des Phänomens aus, so brauchen wir überhaupt keinen Spiritismus; reichen sie dagegen nicht aus, so wird die spiritistische Erklärung wenigstens auf das ihr zukommende Feld eingeengt.

Unser Problem reicht sehr weit ins Alterthum zurück und wurde als ein mystisches angesehen. In den Mysterien von Samothrake finden wir bereits den Herakles als „Tischgott“ (ἐπιτραπεζιός)<sup>1)</sup>. Die Chinesen kennen das Tischrücken schon lange<sup>2)</sup>. Sargent fand das Tischklopfen im Gebrauch bei den Indianern in den Wildnissen von Iowa<sup>3)</sup>. Jamblichus spricht von den Göttern, welche leblosen Dingen eine Seele geben, unbeweglichen eine Bewegung, Verstand den verstandlosen, so daß man glauben sollte, sie hätten Kenntniß von der Zukunft, die sie offenbaren<sup>4)</sup>. Die Handlette und die prophezeienden Tische kommen im fünften Jahrhundert bei Tertullian vor<sup>5)</sup> und sein Kommentator scheint auf das Tischklopfen anzuspieren, wenn er sagt, daß die Tische mit Hilfe der Dämonen „reden.“ Hermes spricht von der Kunst, „Götter zu machen“, die darin besteht, daß ihre Statuen sich bewegen. Minutius Felix spricht von der geheimnißvollen Bewegung lebloser Gegenstände als einem Beispiel der dämonischen Mantik. Ferner erwähnen das Tischrücken Hinkmar von Rheims im neunten Jahrhundert und die Schrift „Von der Lehre der zwölf Apostel“ aus dem zweiten Jahrhundert<sup>6)</sup>. Bei Marcellinus finden wir geradezu eine spiritistische Sitzung zu mantischen Zwecken sehr ausführlich beschrieben<sup>7)</sup>. Auch den Juden ist die Sache längst bekannt<sup>8)</sup>. In einem Buch aus dem Jahre 1665 — dessen Titel leider nicht angeführt ist — soll das Tischrücken durch Personen, die herum sitzen und die Handlette bilden, sogar abgebildet sein<sup>9)</sup>. Die mediumistische Seite des Phänomens finden wir schon bei Homer erwähnt, wo die goldenen

<sup>1)</sup> Carus: Die Wahrsagung aus den Bewegungen lebloser Körper. 280.

— <sup>2)</sup> Perty: Die mystischen Erscheinungen. II. 16. Perty: Die sichtbare und unsichtbare Welt. 20. Des Moussaux: Les médiateurs. 60—63. —

<sup>3)</sup> Perty: Die mystischen Erscheinungen. II. 1. — <sup>4)</sup> Jamblichus: de myst. Aegypt. — <sup>5)</sup> Tertullian: Apoll. c. 23. — <sup>6)</sup> Kieseewetter: Die Geheimwissenschaften. 371. — <sup>7)</sup> Ammianus Marcellinus. XIX. 1—2. Sozomenos: hist. Ecol. VI. 35. Zonares Annal. III. Paulus Diaconus: de gest. Long. XII. — <sup>8)</sup> Delitsch: Biblische Psychologie. 313. Anmerkung 4. Harleß: Das Buch von den ägyptischen Mysterien. 130—132. — <sup>9)</sup> Du Potet: Journal du magnétisme. XIII. 536. —

Tripoden des Hephästos von selbst in die Versammlung der Götter rollen und wieder zurückkehren<sup>1)</sup>. Wenn nun aber erzählt wird, daß, als Apollonius von Thyana bei den Brahminen Jarchas zu Gast war, ebenfalls vier Tripoden heranrollten, so weiß ich zwar, daß die im Auftrage der Kaiserin Julia, Gemahlin des Septimius Severus, geschriebene Biographie dieses Mannes vielfach als bloßes Phantasierwerk mit antichristlicher Tendenz betrachtet wird; wer aber im Decultismus bewandert ist, wird anders urtheilen; denn alle sogenannten Wunder des Apollonius bilden Parallelfälle zu den Phänomenen des modernen Somnambulismus und Mediumismus. Die Alten nannten den Apollonius ein Mittelwesen zwischen Göttern und Menschen; heute würde man ihn einen Fakir nennen. Er war freilich nebenbei auch noch ein Gelehrter, und — um wenigstens ein Beispiel anzuführen — er hat schon 1500 Jahre vor Harvey von der Circulation des Blutes gesprochen<sup>2)</sup>.

Wer also eine Geschichte des Tischrückens schreiben wollte, könnte Berichte aus allen Jahrhunderten und Ländern zusammenstellen. In Europa aber wurde dieses uralte Phänomen in weiteren Kreisen erst bekannt, als Dr. André, aus Amerika heimkehrend, darüber schrieb. Es ist das Verdienst der „Allgemeinen Zeitung“<sup>3)</sup>, diesen Bericht weiter verbreitet zu haben. Damals handelte es sich übrigens nur um das Tischrücken als physikalische Erscheinung, d. h. um jene rotirende Bewegung, in welche Tische gerathen, wenn eine Anzahl von Personen die Hände flach auf die Tischplatte legt, mit oder ohne geschlossene Kette. Die Gelehrten freilich waren mit der Erklärung schnell fertig. Reichenbach sagt: „Während die ruhig darein blickende Menschheit zu Staunen aufgeregt wurde über eine Erscheinung, die an Klarheit mit dem hellen Tag wetteiferte, machten die Physiker, die Physiologen, die Mechaniker und die ganze Naturforschung Chorus, um aus einem Munde sie als Irrthum, Täuschung, Unsinn und Betrug zu erklären, und als gar einer ihrer Altmeister, der hochverdiente Faraday, sich an ihre Spitze stellte, hielten sie sich für berechtigt, sie als Wahnmwiz unserer Zeit der Lächerlichkeit preiszugeben. Eine gleiche unwissenschaftliche Gewaltthätigkeit war in der Welt noch kaum vorgekommen<sup>4)</sup>. Faradays Erklärung aus unbewußten Muskelbewegungen<sup>5)</sup> blieb maßgebend. Auch Braid, der Entdecker des Hypnotismus, schloß sich ihr an und bekämpfte die schon damals bekannte animalisch-magnetische Erklärung. Er sagt: „daß die Einbildungskraft und die Erwartung von Dem, was kommen soll, das Blut, die

1) Ilias XVIII. 373. — 2) Philostratus: Vita Apoll. c. 15. 3) Allgemeine Zeitung. 23. IV. 1853. 4) Reichenbach: Carus, die Wahrsagung S. 166. — 5) Carus, Die Wahrsagung S. 166.

Nerven und die Muskeln beeinflussen können und thatsächlich beeinflussen“<sup>1)</sup>. So gelten denn noch heute die minimalen unbewußten Muskelbewegungen und Pulsationen als wissenschaftliche Erklärung des Phänomens.

Hätte man die Sache ganz vorurtheilslos untersucht, so würde man nichts Geringeres gefunden haben als eine neue Naturkraft, und Das wäre eine Entdeckung von sehr großer Tragweite gewesen. Schon damals erhoben sich Stimmen in diesem Sinne. Medizinalrath Schindler sagt 1857: „Das oft verlachte Tischrücken wird der Weg werden, die tiefsten Probleme der Menschennatur zu lösen, allen Aberglauben zu tilgen, aber manches als Aberglauben Verlachte wieder einzureihen unter die naturgemäßen Vorgänge einer magisch-schöpferischen Thätigkeit des Menschengeistes. Das übel berüchtigte Tischrücken — ein Wort, das jeder Gebildete sich heute noch auszusprechen scheut — wird dereinst für den Philosophen wie Psychologen die größten Probleme deuten helfen.“<sup>2)</sup> Das sind scheinbar sehr überschwängliche Worte, aber schon beim Studium der physikalischen Seite des Problems wird man Schindler Recht geben; denn die Kraft, die Tische in Bewegung setzt, liegt im Menschen und sie liefert uns zur Erkenntniß des Menschenrathfels einen Beitrag von großer Tragweite. Man war in Deutschland schon ein paar Mal nahe daran, dieser Kraft auf die Spur zu kommen, und insofern waren wir auf den amerikanischen Import dieser Entdeckung gar nicht angewiesen. Johann Gottfried Feidler in seinem „Pantomysterium“ (1700) und Christian Schäffer in seinen „Versuchen mit dem beständigen Elektrizitätsträger“ (1784) haben über die Bewegung lebloser Gegenstände durch menschlichen Einfluß schon interessante Versuche angestellt; sie hätten angesichts des Tischrückens ihren Schriften nur ein neues Kapitel anzufügen gehabt und ihre Erörterungen des Gegenstandes stehen hoch über den oberflächlichen Urtheilen der Neuzeit. Die Sucht, Alles erklären zu wollen, geht eben doch nicht immer gleichen Schritt mit der Fähigkeit, Alles erklären zu können, und lobenswerther ist Alexander von Humboldt, der 1853 ein an der Berliner Hofstafel geführtes Gespräch über das Tischrücken mit den Worten schloß: „Die Thatfachen sind unleugbar, die Erklärung bleibt die Wissenschaft schuldig.“<sup>3)</sup>

Ein Schritt vorwärts geschah, als man Versuche anstellte, bei denen der mechanische Einfluß, auch der von unbewußten minimalen Muskelbewegungen, ausgeschaltet war. Kerner erwähnt ein Experiment, wobei ein in einem Boot angenagelter Tisch, auf den die Hände gelegt wurden, das Boot in Bewegung versetzte.<sup>4)</sup> Gasparin<sup>5)</sup> und Andere wiesen nach, daß die

<sup>1)</sup> Preyer: Der Hypnotismus. 235. — <sup>2)</sup> Schindler: Das magische Geistesleben. 300. — <sup>3)</sup> Reichensbach: Obische Begebenheiten. 57. — <sup>4)</sup> Kerner: Die somnambulen Tische. Vorrede. <sup>5)</sup> Gasparin: les tables tournantes.

Bewegung auch dann eintrat, wenn man die Zipfel eines über den Tisch gebreiteten Tuches oder auch die Endstücke von Schnüren anfaßte, die lose herabhängend an der Tischplatte befestigt waren. Damit war erwiesen, daß eine aus den Händen ausströmende Kraft die Tische bewegte. Wer den animalischen Magnetismus kannte, mußte nun von selbst auf die richtige Erklärung verfallen. Hier wäre in der That der Magnetismus leichter zu konstatiren gewesen als bei der Magnetisirung des Menschen, wo sich der Einwand der Suggestion anbringen läßt. Aber leider verlor man das physikalische Urphänomen immer mehr aus den Augen, als das Tischklopfen und Tischschreiben an die Reihe kamen. Erst Reichenbach ging wieder auf das Urphänomen zurück und setzte dort den Hebel an. Es ist sehr natürlich, daß gerade er berufen war, die Lösung des Räthfels zu finden. Er hatte die dem Phänomen zu Grunde liegende Kraft bereits in anderen Gebieten gefunden, und so bildete für ihn das Tischrücken nur eine Bestätigung einer Lehre, die er bereits in Händen hielt. Was bisher animalischer Magnetismus genannt worden war, hat Reichenbach *Od* getauft, und er war berechtigt, eine neue Benennung aufzustellen, weil er gefunden hatte, daß dieses *Od* nicht nur an menschlichen Organismen haftet, sondern in der ganzen Natur verbreitet ist. Die Bewegung der Tische beruht nach Reichenbach auf *Od*-verladung.<sup>1)</sup> Zunächst wies er nach, daß die drehende Bewegung der Tische aus mehreren Komponenten besteht. Sie ist eine Ausgleichsbewegung; die Kraft an sich wirkt in gerader Linie. Wenn die Experimentirenden nicht rund um den Tisch sitzen, sondern, nur eine Seite einnehmend, die Finger parallel zu einander auf den Tisch legen, so erfolgt die Bewegung nicht drehend, sondern gerade.<sup>2)</sup>

Nun ist aber das *Od* für das Auge sensitiver Menschen ein Lichtphänomen. Reichenbach gerieth also auf die Idee, das Tischrücken in der Dunkelkammer vornehmen zu lassen. Die *Od*-verladung zeigte sich dabei in der That auf der Tischplatte als Lichterscheinung. Die Finger der Experimentirenden erschienen flammenartig verlängert und die obische Lohe verbreitete sich über die Tischplatte.<sup>3)</sup> Auch die Polarität dieser obischen Ausströmung aus den Händen verrieth sich.

„Dieß ich auf den Tisch lauter rechte Hände legen, mit Hinwegnahme aller linken, so wurden die Lichterscheinungen mehr gräulich bis bläulich gesehen; wenn ich dagegen die rechten alle abnehmen und lauter linke Hände auf die Platte bringen ließ, so wurde die allgemeine Leuchte verstärkt, die Helle gewann an Intensität, die graublau Tinte ver schwand und die gelblich-röthliche Färbung sämmtlicher *Od*-lichterschei-

<sup>1)</sup> Reichenbach: der sensitive Mensch. II. 121—126. 330. — <sup>2)</sup> Reichenbach: Aphorismen. 69. 70. — <sup>3)</sup> Reichenbach: der sens. Mensch. I 821. II 69. —

nungen griff Platz . . . . Bei dem ganzen Versuch legte ich keinen Werth auf die Handkette, sondern die Hände blieben sämmtlich frei und ohne Zusammenhang unter sich . . . . Es gewährt somit dieser reichhaltige Versuch nicht bloß eine vollständige Bestätigung der früheren Beobachtungen, sondern lehrt weiter, daß die obischen Leuchten mit dem Beginn des Tischdrehens bedeutend an Lichtintensität zunehmen, nicht bloß am Tisch, sondern an den theilnehmenden Personen; daß diese Leuchten sich bis zu den Regenbogenfarben steigern; daß sie von männlichen Händen dunkler, von weiblichen heller ausfallen; daß sie von rechten Händen graubläulich, von linken gelbröthlich werden; daß eben so die rechten Füße die Lichtsäule auf dem Tisch graubläulich, die linken gelbröthlich machen; daß der Tischfuß auf dem Zimmerboden leuchtende Streifen erzeugt; daß die Theilnahme durch Hänbeauflegen nicht bloß die Personen leuchtend macht, sondern ihnen auch, wenn sie sensitiv sind, ihr Sehvermögen steigert.“<sup>1)</sup>

Sehr schön beschreibt Reichenbach die Lichterscheinungen in seiner Abhandlung über das Tischrücken, die überhaupt das Beste ist, was über den Gegenstand geschrieben wurde:<sup>2)</sup>

„Eine Gesellschaft von acht Sensitiven hatte die Geduld, erst zwei Stunden lang im Finstern zu harren, bis alle Mitglieder zureichend deutlich Oblicht sahen, dann aber sich von mir an einen bereit gehaltenen runden großen Drehtisch führen zu lassen. . . . Die lichtausströmenden Finger, auf den Tisch gelegt, verbreiteten über ihn zwei lange, gerade, leuchtende Streifen, jeder Finger einen eigenen. Am Rande herum entstand ein breiter leuchtender Ring, so breit wie die Hände lang waren. Es bildete sich in der Mitte des Tischblattes ein leuchtender, runder großer Fleck, in welchem sich die Fingerstreifen vereinigten. Dieser und der Ring nahmen an Leuchte zu, beide wurden größer, wuchsen einander entgegen, erreichten sich und nun leuchtete die ganze Tischplatte im Aussehen, als wenn sie mit einem weißen Tischtuch bedeckt wäre. Jetzt war die Zeit gekommen, wo der Tisch anfang, zu knistern, zu krachen, zu wanken und nunmehr seinen Lauf zu beginnen. Im Augenblick, in welchem er ins Laufen gerathen, war seine Leuchte am Hellsten. Der Tischfuß wurde leuchtend und seine Pragen, wie sie auf dem Boden fortglitten, hinterließen darauf breite leuchtende Streifen, auf welchen die Leute, dem Tisch folgend, herumtraten. Während Dessen wurden auch die Personen stufenweise leuchtend, sie bekamen das Aussehen, als ob sie Alle in schneeweiße Reinwand gekleidet wären; ihre Hände und Gesichter, marmorweiß, sahen lebendigen Bildsäulen gleich und erschienen dabei so deutlich, daß die Leute die Gesichter nach ihren Zügen gewahren und einander erkennen konnten.

„Ehe der Tisch in Bewegung eintrat und als die Leute noch um ihn herum saßen, hatte sich aus seiner Mitte ein leuchtender Klumpen herausgehoben, der auf seiner Platte sich auflagerte. Er wurde anfänglich

<sup>1)</sup> Sensf. Mensch. II 125. — <sup>2)</sup> Reichenbach: die obische Lehre. 108—148.

an Größe mit einer Luftpumpenglocke, von Anderen mit einer Melone, dann von einem Dritten mit einem Krautkopf verglichen, dann wuchs er in die Höhe nach und nach mamsshoch, endlich erreichte er die Zimmerdecke und stand so gleich einer feinen, lichten, geisterhaften, rundlichen Säule furchtbar mitten auf dem Tisch. Am Plafond entstand eine tischgroße weißliche Helle, rings darum her ein Kranz von lichten runden Scheiben, die von den umherstehenden Köpfen erzeugt waren. Unwissend, was Das für eine gewaltige Erscheinung sei, ließ ich meine Sensitiven alle ihre Füße von dem Tischfuß hinweg und unter ihre Stühle so weit wie möglich zurückziehen; unverzüglich blaffete die Lichtsäule, und ehe eine Minute verging, war sie fast verschwunden. Die Füße wieder vorgehoben, dann wieder zurückgezogen, stieg die Säule wieder aus der Tischplatte hervor und hob sich bis zum Plafond, um darauf eben so wieder zu verschwinden. Jetzt ließ ich bloß die rechten Füße an den Tischfuß anlegen; die Säule trat wieder auf, aber nunmehr blaßblau. Ich ließ die rechten Füße zurückziehen und alle linken vor an den Tischfuß rücken: das Blau verlor sich und die Säule prangte jetzt in rothgelbem hellerem Lichte“. <sup>1)</sup>

Nebenbei nur sei erwähnt, daß erst jüngst Luyss und Rochas in Paris die Objektivität dieser odischen Ausströmungen konstatiert haben. Sie beobachteten sie einerseits blau, andererseits roth an den gegenüber gestellten ungleichnamigen magnetischen Polen, sowie an menschlichen Gesichtshälften. <sup>2)</sup> Die Somnambulen haben von jeher behauptet, die leuchtenden Ausströmungen ihrer Magnetisirende zu sehen, und auch in der christlichen Mystik kommen solche Lichtphänomene, z. B. als Heiligenschein, vielfach vor. <sup>3)</sup>

Aber in Deutschland, mehr als anderswo, sind Bücher, wenn sie neue Ideen enthalten, für die Mondbewohner geschrieben. Reichenbach hat es nicht vermocht, seine Zeitgenossen zu überzeugen, daß im Tischrüden ein sehr wichtiges Problem steckt. Es stand ihm jener Autoritätsglaube im Weg, dem zufolge wir, wie Goethe sagt, in keinem Fach einen Schritt vorwärts kommen. Einen Anstoß erhielt die Sache erst wieder durch die dialektische Gesellschaft in London. Dort knieten die sämtlichen Experimentatoren auf ihren Stühlen, legten die Arme auf die Stuhllehnen und hielten die Hände einige Zoll über die Tischplatte. *E pur si muove!* Der Tisch gerieth in Bewegung und damit war die Kraft als eine fernwirkende konstatiert. Man sah von den Händen phosphoreszirende Wolken ausgehen, und wenn man die Hände schüttelte, flogen leuchtende Funken wie Wassertropfen von ihnen ab <sup>4)</sup>. Crookes sagt: „Ich habe mehrere Wiederholungen des von dem Comité

<sup>1)</sup> Reichenbach: Odische Lohé. 141. 142. — <sup>2)</sup> Annales des sciences psychiques IV. 129—162 — <sup>3)</sup> Ribet: La mystique divine. II. 545—553. Görres: Die christliche Mystik. II. 308—339. — <sup>4)</sup> Bericht der dialektischen Gesellschaft. I. 19—22. 40. 117. 126. 130. Vergl. Reichenbach: Aphorismen 67. Reichenbach: Odische Lohé 109. 110. —

der dialektischen Gesellschaft für zwingend betrachteten Experiments erhalten, nämlich: die Bewegung eines schweren Tisches bei vollem Licht, die Stühle mit ihren Rücklehnen gegen den Tisch gekehrt, ungefähr einen Fuß von ihm abstehend, und jede Person auf ihrem Stuhle knieend, mit ihren Händen auf der Lehne ruhend, aber den Tisch nicht berührend. Das geschah bei einer Gelegenheit, wo ich ringsum ging, um zu sehen, wie ein Jeder seine Stelle inne hatte.<sup>1)</sup>

Daß der menschliche Organismus die Quelle jener bewegenden, der Schwerkraft entgegenwirkenden Kraft sei, ließ sich auch noch auf anderem Wege feststellen. Die Sensitivität ist nicht nur Voraussetzung für die Sichtbarkeit des Od, sondern auch für die Abgabe von Od. Reichenbach sagt, daß sich die Tische bei Nichtsensitiven nicht drehen, daß sie sich schwach drehen, wenn sensitive und nicht sensitive Personen gemischt herum sitzen, und daß sie sich lebhaft drehen, wenn nur Sensitive die Hände auflegen.<sup>2)</sup> Entsprechend dem Einfluß der Wärme auf das Od, gelingt das Tischrücken besser, d. h. die Obverladung ist stärker, wenn die Tischplatte erwärmt wird, wenn ferner das Zimmer und die Hände der Agenten warm sind, wie eben auch beim Magnetisieren. Weingenuß zeigt sich als Beförderungsmittel der Tischbewegung und damit stimmt es überein, daß Angetrunkene von Sensitiven ganz feurig gesehen werden. Geschlechtliche Excesse dagegen, weil sie mit Obverlust verbunden sind, verringern die odische Leuchte und Dem entsprechend auch die Fähigkeit, den Tisch zu rücken. Auch noch andere Erscheinungen des sensitiven Lebens finden ihre Bestätigung durch das Tischrücken. Krankheiten, ja bloße Indispositionen, machen die Leidenden unfähig zum Tischrücken, wenn sie auch gesund die besten Rücker sind.<sup>3)</sup>

Weil das menschliche Od identisch ist mit Dem, was Mesmer animalischen Magnetismus genannt hat, kommen beim Tischrücken oft Erscheinungen vor, die aus der mesmerischen Praxis bekannt sind. Personen, die für den Magnetismus sehr empfänglich sind, sind auch die besten Tischrücker. Wie feinerzeit beim mesmerischen Baquet, um welches eine Mehrzahl von Patienten herum saß, so kommt es auch beim Tischrücken vor, daß Personen in Krämpfe fallen oder einschlafen. Wie beim Baquet, so kann auch beim Tischrücken die odische Circulation der Handskette dazu benutzt werden, um eingeschaltete Personen von kleinen Leiden zu befreien. Und wie nicht bloß Menschen, sondern auch Pflanzen und leblose Gegenstände magnetisiert werden können, so können auch Gegenstände der verschiedensten Art, nicht nur Tische, gerückt werden. Man kann Hüte, Schachteln, Teller u. s. w. rücken. Man kann Menschen rücken, sogar Professoren, und diese Versuche wurden schon sehr früh gemacht. Dr. Pleischke in Prag berichtet:

<sup>1)</sup> Psychische Studien I. 107 — <sup>2)</sup> Reichenbach: Odische Leuchte 112. —

<sup>3)</sup> Ebenda 111. 113. 123. —



„Ich versuchte, statt des Tisches ein Mitglied unserer Gesellschaft zu drehen. Wir schlossen um Einen von uns die Kette, indem wir die Hände ihm an Rücken, Achseln und Brust legten. Schon nach einigen Augenblicken fühlte er ein unnenndbares Gefühl, ein unbeschreibliches Drängen, welchem nachgebend der Oberkörper um seine Längsachse von West nach Ost langsam bewegt wurde. Ohne Wissen des eben sich Drehenden wurde am Rücken durch Einen von uns die Kette geöffnet und sogleich wieder geschlossen. Augenblicklich erkannte und meldete Dies der sich Drehende, denn er fühlte augenblicklich ein Aufhören des Drängens nach der einen Seite und fühlte sogleich ein ähnliches Drängen nach der entgegengesetzten Richtung hin. Diesen Versuch wiederholten wir an Jedem von uns, und Alle hatten die selbe Empfindung. Das selbe Nachgeben jenem unsichtbaren räthselhaften Agens. Diesem Drang, sich zu drehen, konnte man wohl Widerstand leisten; leistete man ihn aber nicht, so erfolgte die Drehung immer. Wir gingen noch weiter und berührten blos Einer den Anderen mit der Hand, — mit dem selben Erfolg. Die leiseste Berührung eines Kleidungsstückes oder eines Haares, ohne daß der Berührte davon wußte, rief diese sonderbare Empfindung und mit ihr das Drehen hervor.“<sup>1)</sup>

Sogar an Leichen wurden solche Experimente gemacht; die Erklärung durch Suggestion ist also unzulässig. Dr. Longet nahm den Kopf eines an der Cholera Verstorbenen zwischen seine Hände und — wie auch beim Tischrücken die verlangte Bewegung geschieht — so hob sich seinem ausgesprochenen Willen gemäß die linke und sodann die rechte Hand um 5 bis 6 cm.<sup>2)</sup> Auch der Versuch, einen liegenden Menschen durch Auflegen der Hände in die Höhe zu heben, ist gemacht worden.<sup>3)</sup> Endlich hat man Menschen auch dazu benutzt, um Antwort auf gestellte Fragen zu erhalten. Gasparin sagt: „Wir haben gesehen, wie der Mann, den man in Bewegung setzen wollte, blaß wurde und gradweise in eine Art von Betäubung verfiel; wir sahen, wie er sich drehte, mit dem Oberkörper beginnend, und wie er erst dann mit den Füßen vom Platz rückte, als er nicht mehr anders konnte; wir sahen, wie er dem Befehl, eine bestimmte Anzahl von Klopfönen hervorzubringen, in der Weise nachkam, daß er zwar nicht mit den Füßen klopfte, aber sich nach links und rechts balancirte. Er behauptete, daß kein mechanischer Druck seine Bewegungen verursacht habe und daß er die leicht aufgelegten Fingerspitzen nur wie brennende Punkte fühlte.“<sup>4)</sup> Ein anderer Berichterstatter sagt, daß Menschen sich sogar besser benützen lassen als leblose Gegenstände:

„Einer unserer Kollegen, indem er seine Hand auf die Schulterblätter des Herrn M. legte, brachte ihn trotz seinem Widerstand zur

<sup>1)</sup> Kermer: Die somnambulen Tische. 28. — <sup>2)</sup> Du Potet: Journal du magnétisme. XIII. 619—621. <sup>3)</sup> Ebenda: XII. 449. <sup>4)</sup> Gasparin: Les tables tournantes. I. 79.

Drehung. Aufmerksam auf Das, was in ihm vorging, sagte M., er habe zuerst im Gehirn eine drehende Bewegung gefühlt, die bald seinen Körper ergriff und ihn zum Gehorsam zwang. Manche Versuchspersonen, wenn sie magnetisirt werden, erfahren ähnliche Wirkungen wie die Tische. Wie diese antworten sie durch Klopföne oder auf andere verabredete Weise. Man wirkt beispielsweise auf den horizontal ausgestreckten Arm einer Person ein. Auf Fragen wie z. B.: Wie viel Geldmünzen habe ich bei mir? wie alt bin ich? welche Stunde zeigt meine Uhr? erhebt sich die Hand und antwortet in einer bestimmten Anzahl von Klopfönen. Wie bei den Tischen sind die Antworten oft richtig, meistens aber falsch. Befreit, hat die Person keine Erinnerung an das Vergangene.<sup>1)</sup>

Doch hier verwandelt sich das physikalische Problem bereits in ein psychologisches, und dieses erfordert eine besondere Betrachtung.

Seit der Periode des Tischrücken ist der Hypnotismus in Aufnahme und zur Anerkennung gekommen. Die extremen Anhänger dieser Richtung bestreiten den animalischen Magnetismus; sie behaupten, eine Ausströmung aus der menschlichen Hand gebe es nicht; es gebe keine Menschen, bei denen diese Ausströmung besonders stark eintrete, also keine Magnetisireure; alle scheinbaren Wirkungen des Magnetismus seien vielmehr nur Wirkungen der Suggestion. Offenbar kann nun diese brennend gewordene Streitfrage zur Entscheidung gebracht werden, wenn wir die Magnetisirung lebloser Gegenstände, z. B. eben das Tischrücken, wieder aufnehmen. Wenn es richtig ist — und ich hoffe, den Leser überzeugt zu haben —, daß Tische unter dem Einfluß menschlicher Hände sich auch ohne direkte Berührung bewegen und daß dabei odische Lichtphänomene stattfinden, dann ist die magnetische Ausströmung aus der menschlichen Hand eine unleugbare Thatsache, und damit ist auch für den anderen Theil der bestehenden Streitfrage eine solide Grundlage hergestellt, ob nämlich der sogenannte magnetische Rapport zwischen den Magnetisireuren und den Somnambulen lediglich auf Suggestion beruhe oder auf odisch-magnetischer Vermischung der beiden Individuen. Dem Rapport in seiner einfachsten Form, seinen Urphänomenen, begegnen wir nun ebenfalls beim Tischrücken, und darum soll auch die psychologische Seite unseres Problems nächstens hier untersucht werden.

<sup>1)</sup> Du Potet: XIV. 115.



## Marinevermehrung.

Wenn im Deutschen Reichstage die Prüfung der von der Regierung eingebrachten Flottenvorlagen auf der Tagesordnung steht, wird jedesmal die Klage laut, daß das Ministerium den in irgend einer früheren Budgetperiode aufgestellten Flottenbauplan nicht einzuhalten pflege, fast jede Forderung gehe über die vom Minister selbst freiwillig gezogene Linie hinaus. Gruselerregend ist dabei der Hinweis auf den Unterschied zwischen jetzt und einst. Welche Kluft zwischen den Ansprüchen, die im Augenblick an die Volksvertretung gemacht werden, und der Bescheidenheit, mit der vor zwanzig Jahren noch der Marineminister vor den Reichstag trat! Was hätte nicht Alles mit den Geldern, die diese Kluft ausfüllen, angefangen werden können! Der Schmerz über die Ausgabe von ungezählten Millionen, deren Zinsertrag nirgends gebucht erscheinen kann, weil er, als zu gewissen Imponderabilien gehörig, die mechanische Berechnung nicht erträgt, ist im Grunde für den Philister der gewöhnlichsten Sorte, wenn er es auch nicht zugeben mag, die eigentliche *plèbe de résistance*. Andere opponiren von einer anderen Seite her. Wenn es auch zugestanden werden muß, daß wir eine Flotte nöthig haben, um unsere Küsten und unseren überseeischen Handel zu schützen, so ist damit doch nicht gesagt, daß wir nun auch mit den großen Seemächten in Konkurrenz treten müßten. Im Gegentheil, die eben angeedeuteten Aufgaben, die allein eine deutsche Flotte haben kann, bezeichnen ziemlich genau die Grenze, bis zu der sich der Bestand unserer Marine ausdehnen dürfte. Wenn nun auch die Betrachtungsweise von Leuten, denen alle Kammernisse sich in dem Schlagworte Militarismus ablagern, keines Wortes weiter bedarf, so verdient doch die Politik Derer, die ihre Stimme gegen das, wie Sie meinen, maßlose Ausschreiten unserer Flottenbestrebungen erheben, eine um so eingehendere Beachtung. Vornehmlich aus dem Grunde, weil sie die Anschauung der Leute in Deutschland wiebergiebt, die den Kern des Volkes ausmachen und damit nach allen Richtungen hin dessen eigentliche Kraft darstellen. Man könnte sich darüber wundern, daß trotz den dreißig Jahren unserer Marinegeschichte die Erkenntniß noch so wenige Fortschritte selbst bei diesen besten Bestandtheilen der Nation gemacht hat. Aber der kräftigende Hauch der Seeluft dringt eben kaum einige Spannen weiter als vor vier Jahrzehnten ins Land hinein vor. Mögen immerhin schon unsere Sextaner über Steuer- und Backbord-, über Top- und Bramsegel Bescheid wissen, so sind wir doch noch die selben Landratten, die wir in den vierziger Jahren auch waren. Vielleicht noch mehr. Denn die damals im Volke für die deutsche Flotte erwachende Begeisterung läßt Alles hinter sich zurück, was etwa später an spontanem Empfinden in der vielgenannten Volksseele für die Thätigkeit der Marine laut geworden ist. Aber: wenn es kurz vor der Schlacht bei Salamis in Athen noch viele Menschen gab, die der Meinung waren, daß der Burgfelsen der Akropolis der Hort der athenischen Freiheit sei und daß man nur eine hölzerne Mauer um ihn zu bauen brauche, um an ihr alle Persergefahr zerschellen zu lassen, so kommt es Jedem, der in der Geschichte einigermaßen Bescheid weiß, durchaus selbstverständlich vor, wenn in Deutschland die Mehrheit der denkenden Staatsbürger die Ansicht hat, unsere Flotte könne niemals mehr als ein Appendix der Landmacht sein.

Diese Ueberzeugung liegt auf uns wie etwas vom Schicksal Gegebenes, Unveränderliches und Unerlöschliches. Wie ist es möglich, zu denken, daß allein schon bei der geringen Küstenentwicklung des deutschen Landes die Zahl unserer Kriegsschiffe, großer und kleiner, über das Maß einer Flotte zweiten Ranges hinauszugehen brauche? Dabei wollen wir von unserer Armuth, die bekanntlich den Anforderungen des Landheeres kaum gewachsen ist, gar nicht erst sprechen.

Unsere Nachbarn jenseits des Rheines sind gegenwärtig in einer ähnlichen Lage wie wir selber vor dem Jahre 1866. Wie wir uns in jener Zeit nach staatlicher Einheit sehnten, die wir selbst mit unserem Blute zu erkaufen bereit waren, so trachten sie jetzt, zwei verloren gegangene Provinzen und damit das Prestige wieder zu gewinnen, auf das sie sich von jeher so viel zu Gute gethan haben. In einer solchen Lage nationaler Kummerniß haben die Völker viel schärfere Sinne für die Nothwendigkeiten des Lebens als in den Tagen innerer Befriedigung, wo sie alle mit einander nur allzu sehr die Neigung haben, auf den gewonnenen Vorbeern einzuschlafen. Daß die Franzosen die allerernstlichste Absicht haben, den Zustand der Inferiorität, in den sie gerathen sind, bei der ersten besten Gelegenheit wieder abzuschütteln, ist eine Thatsache, die Jedem aus ihrer beifpiellofen Rüstung klar wird. Als sie nun mit der Vermehrung der Landmacht dem deutschen Rivalen nicht mehr folgen konnten, haben sie sich mit verdoppeltem Eifer auf die Vergrößerung ihrer Flotte geworfen und sie haben dabei aus der tiefsten und innersten Erwägung der Chancen heraus gehandelt, in denen sich der zukünftige Krieg bewegen wird.

Der Admiral La Réveillière hat vor nicht langer Zeit in einer Reihe von Aufsätzen sich über die Ziele ausgelassen, denen Frankreich in seiner gegenwärtigen politischen Lage mit seiner Marine zustreben müsse. Es will auch ihm nicht zweifelhaft sein, daß der erste große Krieg, der in Europa entbrannt, der zwischen Deutschland und Frankreich sein wird, und er stellt die Frage, welche Rolle dabei der Flotte zufallen müsse. Hierbei mag es als eine willkürliche Annahme erscheinen, wenn der Admiral von der Voraussetzung ausgeht, daß in diesem Kampfe Frankreich es nicht allein mit seinem östlichen Nachbarn, sondern auch mit Italien zu thun habe, aber es wird schwer, ihm hierin zu widersprechen. Denn wenn auch andere Kombinationen denkbar sind, die die Vertheilung der am Kampfe theilnehmenden Mächte für Deutschland noch günstiger gestalten, so ist genau das Selbe nach der anderen Seite hin auch möglich. Wer möchte behaupten, daß in unserer Zeit ein Zusammentreten der europäischen Mächte zu einem ähnlichen Zweck wie im siebenjährigen Kriege nicht mehr möglich sei? Der Haß, mit dem das werdende Deutschland noch immer von seinen Nachbarn beehrt wird, ist nicht minder groß als der, den das aufstrebende Preußen gegen sich herauf beschwor. Jedenfalls ist die Grundlage, die der Franzose seinen Erörterungen giebt, durchaus real. Das heißt: sie entspricht einer Gestaltung von Verhältnissen, die auf der einen Seite sehr wahrscheinlich und auf der anderen keineswegs zu günstig für Frankreich aufgefaßt ist.

Eine weitere Voraussetzung des Verfassers, der man ebenfalls seine Zustimmung nicht versagen kann, ist die, daß der künftige Krieg zwischen den Landarmeen sich sehr viel länger hinziehen wird als der vom Jahre 1870. Mag auch die militärische Ueberlegenheit wiederum auf deutscher Seite sein, so wird

sie doch nicht in so raschen Schlägen die Entscheidung herbeiführen, wie es im vorigen Kriege geschehen ist. Hierin spricht sich neben einer wohlthuenden, weil nur die Sache ins Auge fassenden Bescheidenheit ein starkes mannhaftes Vertrauen auf die Armee aus, die dieses in hohem Maße verdient. Die Armee des dritten Napoleons war unzweifelhaft eine sehr tüchtige Truppe, aber sie war schon numerisch der deutschen zu sehr unterlegen. Das ist im gegenwärtigen Augenblick nicht bloß anders, sondern der Vortheil möchte sogar auf Frankreichs Seite sein, während in allen anderen Punkten annähernde Gleichheit das richtige Verhältnis sein dürfte. Wenn nun die französische Armee, und es spricht nichts dagegen, im Stande ist, den Kampf um einige Jahre hinzuhalten, so ist nichts verloren: die Entscheidung liegt, wenn sie nicht von vorn herein siegreich ist, nicht bei ihr, sondern bei der Flotte. Diese muß, was Zahl und Tüchtigkeit betrifft, auf einen Stand gebracht werden, der alle Rivalität Deutschlands ausschließt. Nicht allein, daß aus der Handelsflotte für den Fall des Krieges eine möglichst große Anzahl von Schiffen für die Verwendung in der Marine im Voraus festgestellt werden soll, es muß auch die Zahl der Panzerkreuzer so vermehrt werden, daß mit ihr der Handel des Feindes vernichtet, die Blokade seiner Küsten un durchbringlich wird. In früheren Zeiten moderner Kriegsführung hieß es, daß Der den endlichen Sieg davontragen werde, der den letzten Thaler in der Tasche habe; der Admiral Réveillère eröffnet uns die Perspektive auf den Sieg Dessen, der den letzten Bissen Brot in den Mund stecken kann. Gewiß ist Dies nur ein anderer Ausdruck für die selbe Sache, aber er läßt doch den Ausgang unter ganz anderen Umständen und unter Erscheinungen sich vollziehen, die man sonst nur im Einzelnen eines Krieges, an großen Belagerungen, beobachten konnte. Ein ganzes Land der Nahrung beraubt und dadurch zum Frieden gezwungen: Das ist der Gedanke, von dem der Franzose ausgeht und den ihm die Flotte verwirklichen soll. Daß die Idee neu sei, wird Niemand behaupten, der einigermaßen in der Kriegsgeschichte bewandert ist, aber sie hat etwas Anderes an sich, was der Eigenschaft der Neuheit mindestens gleichkommt. Wenn man sich nämlich genauer mit ihr beschäftigt, wenn man sich klar macht, was Alles dazu gehört, um sie in wirkliche That umzusetzen, dann hat sie etwas so Ungeheuerliches, sie liegt so fern von der gewöhnlichen Heerstraße unserer Vorstellungen, daß wir sie als etwas schlechterdings Uausführbares weit weg werfen. Frankreich allein im Ringen mit Italien und Deutschland will am Schluß durch seine Flotte siegreich beiden Gegnern die Geseze vorschreiben? In der That, wenn man bedenkt, daß die Panzerflotten der beiden Verbündeten erst vernichtet sein müssen, daß, was sonst von italienischem und deutschem kriegsfähigen Schiffsmaterial auf den Wogen schwimmt, vom Meere hinweggefegt sein muß, wenn man, um von allem Uebrigen abzusehen, allein Das sich überlegt, daß England niemals ruhig es mit ansehen würde, wie Frankreich die Herrschaft zur See in seine Hände nähme, so muß man allerdings zugestehen, daß hier ein Gedanke lebendig ist, der nur unter günstigster Gestalt der Chancen einige Aussicht auf Verwirklichung hätte. Man kann sogar noch mehr sagen. Selbst wenn Frankreich, nicht unter nachtheiligen, sondern günstigen Bedingungen, von einem Wirten unterstützt, dem auf der anderen Seite kein Bundesgenosse entspricht, in den Kampf träte, so müßten doch noch eine Menge von günstigen

Umständen zusammenkommen, um den mit der Flotte erstrebten Ausgang als eine Möglichkeit erscheinen zu lassen. Aber diese Möglichkeit liegt vor.

In den Kreisen, in denen man bei uns über die politische und militärische Lage Deutschlands inmitten seiner europäischen Konkurrenten Etwas wissen will, heißt es für gewöhnlich, daß das Deutsche Reich weber seiner Lage wegen eine starke Flotte wie eine der großen Seemächte brauche noch sie wegen seiner Finanzen halten könne. Da wäre es doch besser, wenn solche Beurtheiler kurzweg sagen wollten, Deutschland habe überhaupt keine Flotte nöthig: jedenfalls hätte Das den Vorzug der Konsequenz für sich. Es ist die unerbittliche Logik der Thatfachen, daß, wer einmal mit Bewußtheit den ersten Schritt in einer bestimmten Richtung gethan hat, seinen Weg bis zu Ende gehen muß. Nicht darum handelt es sich, ob Deutschland eine lange oder kurze Küste hat, ob die Meere, die es umschlingen, leicht zu vertheidigen und für feindliche Flotten abzusperrern sind, nicht darum, ob wir auch Geld genug in der Tasche haben, um die Kosten für irgend welche Vermehrung auch tragen zu können, sondern, da wir einmal in voller Bewußtheit des Handelns die Rüstung uns angelegt haben, so haben wir uns in Bezug auf die Frage des Stillstandes auf der betretenen Bahn aller Freiheit des Handelns begeben. An allen Punkten des vor uns liegenden Weges sind wir von den Anstößen abhängig, die sich von außen her geltend machen und die, wenn wir den einmal gefaßten Entschluß nicht aufgeben, sofort als Ursache auftreten müssen, denen die Wirkung bei uns nicht fehlen darf. Aus diesem Grunde ist es auch eine Thorheit, ein Widerspruch in sich, wenn die Volkvertretung geräuschvoll über die Nichteinhaltung der aufgestellten Flottenbaupläne klagt. Als ob es in dem freien Belieben einer gewissenhaften Regierung läge, das Maß ihres Zurüstens im Voraus bestimmen zu wollen!

Die Römer haben immer behauptet, daß sie an keiner Wendung ihrer Geschichte an Eroberung gedacht hätten, sondern daß sie jedes Mal durch die zwingende Gewalt der Thatfachen dazu getrieben worden wären, die Grenzen ihrer Gewalt zu erweitern. Etwas Wahres ist daran: die Eroberungslust ist selbst bei den Römern nicht allein angeborener Charakter, sondern der Einfluß der von außen her einwirkenden Umstände hat sehr stark dazu beigetragen, sie zu Dem zu machen, was sie in späterer Zeit waren. Man kann Das am Besten an jenem Zeitpunkte wahrnehmen, wo sie vor die Frage gestellt waren, ob sie dem von den Mamertinern in Sizilien an sie ergangenen Rufe folgen sollten. Es gab lange Debatten im Senate: eine am Alten hängende Partei warnte nachhaltig und mit gewichtigen Gründen vor dem hastigen Hinaustreren in eine Welt, die nicht klar vor dem betrachtenden Blicke lag. Aber die Aktionpartei siegte, weil das Leben dem frisch Zugreifenden gehört. Durchschlagend war der Grund, daß, wenn man die Karthaginenser nicht in Sizilien angriffe, die Römer sich ihrer in Italien würden erwehren müssen. Indessen machte sich die Sache keineswegs so leicht und glatt, wie die Befürworter der Expedition sich gedacht haben mochten. Zur Unterwerfung der italischen Völkerschaften hatten die Legionen ausgereicht, auch König Pyrrhus war allein durch die Armee aus dem Lande geschlagen worden, aber um den Karthaginensern beizukommen, dazu gehörten andere Mittel. Nach vier Jahren eines Kampfes, der trotz der römischen Ueberlegenheit auf dem Schlachtfelde unentschieden blieb, sahen sich die Römer in der

Lage, entweder eine Kriegsflotte zu bauen oder auf eine endgiltige Besiegung der Karthaginienser zu verzichten. Als sie sich zum Flottenbau entschlossen, thaten sie den Schritt, der für alle Folgezeit bestimmend geblieben ist. Es war der Schritt, vor dem die Bedächtigen im Senat sich gefürchtet hatten, den zurückzuthun sie auch später immer bereit waren. Als im Verlaufe des Seekrieges nach anfangs großen Erfolgen heftige Stürme zu wiederholten Malen ihre schönsten Flotten vernichtet hatten, wurden Senat und Bürgerschaft von Grauen vor einem solchen Kriege ergriffen und die Partei der Muthlosen bekam sogar die Oberhand. Im Senat wurde der Beschluß gefaßt, auf weiteren Flottenbau zu verzichten, und nun folgte eine Kriegsperiode von sechs Jahren, in denen allmählich der Sieg sich auf die Seite der Karthaginienser zu neigen begann. Ging es noch einige Jahre so weiter, so behielten Die recht, die dem Kampfe hatten ausweichen wollen. Da that, was der Staat nicht hatte thun wollen, eine Anzahl von reichen Privatleuten, denen die Zukunft des römischen Volkes höher galt als die Rücksicht auf den eigenen Geldbeutel: aus privaten Mitteln bauten sie die Flotte, die nun mit einem Schlage die Entscheidung herbeiführte, mit der die Römer den ersten Grund zur Beherrschung des Mittelmeeres legten.

Daß die Zeiten des Hamilkar Barca und des Lutatius Catulus ganz andere waren als die, in denen wir jetzt leben, ist ein Einwand, der nur von der äußeren Betrachtung her genommen ist. Denn ob die Völker der Vorzeit auf hölzernen Schiffen mit Ruderverk und Fallbrücken gekämpft haben, während jetzt Dampf, Kanonen und Stahlpanzer die Entscheidung herbeiführen, ob sie auf großem oder kleinem Raume um lang oder kurz sich erstreckenden Besitz gerungen haben, Das ist eben so gleichgiltig wie die Frage, ob die streitenden Parteien von Bundesgenossen unterstützt waren oder nicht, ob sie mit lang oder kurz sich dehnenen Küsten ans Meer stießen. Zugegeben, daß die Römer in der rings vom Meere umgebenen Lage Italiens mehr Veranlassung hatten als augenblicklich das Deutsche Reich, die Sicherheit der Zukunft auf eine starke Flotte zu gründen; nachdem das Reich aber einmal die Scheu vor dem Meere überwunden hat, ist es genau in der selben Lage, wie die Römer waren, als sie nach langem Zaudern das erste Kriegsschiff von Stapel ließen. Sie kämpften für ihre Existenzberechtigung, für das Recht, ihr nationales Dasein in voller Freiheit und Unabhängigkeit nach eigenem Ermessen und ohne Einspruch eines Anderen ausgestalten zu dürfen. Nicht um eines Haares Breite anders ist die Situation, in der sich Deutschland befindet. Optat ephippia bos, rief der Lord Ellenborough im englischen Oberhause höhnend, als bei irgend einer Gelegenheit von den bescheidenen Flottenplänen Preußens vor einigen Jahrzehnten die Rede war; er gab damit die Stimmung wieder, von der damals viele Bevölkerungskreise in England den Aspirationen des deutschen Betters gegenüber bejeelt waren. Jetzt ist Das ganz anders geworden, und schon an der Achtung, mit der man jenseits des Kanals von unserer Marine spricht, könnte die Opposition, die prinzipiell gegen jede Vermehrung unserer Flotte ist, den Grad der Bündnißfähigkeit bemessen, zu dem wir uns emporgeschwungen haben. Das Sattelzeug sitzt wahrlich dem Ochsen ganz vortreflich, und wenn die Herren Geldbewilliger nur wollten, so könnte die völlige Umwandlung des Kindes in einen feurigen Renner leicht vor sich gehen. Aber die Leute haben dafür kein

Verständniß, sie sind die Kinder Derer, die ihrer Zeit dem Staate Preußen den „Großmachtthitel austreiben wollten“. Als Themistokles in Athen, um der Persergefahr zu begegnen, zu der Ueberzeugung gekommen war, daß nur in der Vermehrung der Flotte Rettung zu finden sei, mußte er Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um seine großen Gedanken zu verwirklichen. Von den höllischen Mächten nahm er das Mittel der Bestechung, durch den Mund des Orakels sicherte er sich den Beistand der Götter. Es war schwere Arbeit für den Mann, der doch wußte, daß nur die bewegliche Woge des Weltmeeres die Athener zu Sieg und unsterblichem Ruhme emportragen werde. Aber er brachte sie zu Ende, trotzdem ihm nicht nur die Geldsäcke zuwider waren, sondern auch die treuen, ehrlichen Menschen aus der Umgebung des Aristides, die glaubten, daß die Zukunft schimmere auf den Lanzenspitzen der Marathonkämpfer.

Der Gedanke, hier einmal die griechische Vergangenheit neben unsere Gegenwart zu stellen, drängt sich geradezu mit Gewalt auf, denn es ist eine Thatfache, daß erst der äußerste Widerstand der athenischen Bürgerchaft gebrochen werden mußte, bevor sie zu der Einsicht kam, daß die Flotte die Verteidigungsmauer der Stadt sei. Obgleich die Meereswelle ihre Kochherde bespülte, konnten sie doch von der lieb gewordenen Tradition der letzten Jahrhunderte nicht loskommen. Handels- und Kriegsschiffe waren von jeher gewesen, aber was immer Großes ausgeführt worden war, Das hatten die Hopliten gethan: im frischen Andenken war bei allen der Siegestag von Marathon. Und nun sollte die Flotte nicht nur ebenbürtig neben das Landheer gestellt, sondern sogar über seine Bedeutung für das Vaterland hinausgehoben werden? Daß die Meinung Derer, die so sprachen, eifrige Unterstützung bei den Leuten fand, die nicht gern auf ihre Laurionaktien verzichteten, ist eine Thatfache, die nur beiläufig erwähnt werden mag. Innerhalb der Grenzen des großen Weltmeeres vollzieht sich jetzt, was einstmals im aegaeischen Meere und in seiner Nachbarschaft vor sich ging. Wenn Korinth und Korcyra sich wegen der Stadt Epibamnus in den Haaren lagen, schickten die Athener ein Beobachtungsschwader, und wenn Frankreich heute seine Stellung in Madagaskar befestigen will, so ist gewiß England in der Nähe, um zu verhindern, daß das Vorgehen seines europäischen Nachbarn zu seinem Schaden ausfalle. Wir sind nicht so thöricht, zu verlangen, daß Deutschland die Rolle von Athen spielen solle und daß, wie dieses einstmals die persische und phönizische Vormacht zur See bei Seite schob, ~~das deutsche Volk~~ auf dem Meere an die Stelle von England treten müsse; aber im Drängen der Staaten um Mehrung der Macht soll es nicht mit unzulänglichen Mitteln abseits stehen, sondern mit einer Ausrüstung auf dem Wahlplatze erscheinen, die ihm die volle Freiheit ~~des Handels~~ giebt, wie es sie seit der Zeit ~~des Großen Kurfürsten~~ zu Lande besitzt.

Ein französischer Admiral erörtert allen Ernstes die Möglichkeit, mit der Flotte uns den Lebensathem abzuschneiden. Mag diese Möglichkeit in noch so nebelgrauer Ferne liegen: wir müssen mit ihr rechnen, jedenfalls müssen wir Verteidigungsmittel haben, um aus eigener Kraft dem nach unserer Kehle fahrenden Arm des Feindes begegnen zu können. Die Geldmittel? Hüteu wir uns, daß nicht der Feind uns lehrt, wie man Geld im Lande beschafft.

Wilhelmshaven.

Professor Arnold Folke.





## Die Bilanzen.

**B**innen vierzehn Tagen sind die sechs großen Banken mit ihrem Abschluß herausgekommen und nur die Bilanz der Oesterreichischen Kreditanstalt fiel in Börsen hinein, deren stürmische Aufregung nichts vertragen konnte, nicht einmal ein sehr günstiges Bankerträgniß. Es ist möglich, daß die leitenden Männer die Abschlässe der Ungarischen Kreditbank und der Oesterreichischen Kreditanstalt absichtlich knapp vor Ultimo erscheinen ließen, jedenfalls hat die Nähe dieses großen Abrechnungstages der Spekulation in Budapest und dann in Wien einen empfindlichen Stoß versetzt. Diejenigen niederen Börsensichten, welche mit ihren Engagements bereits hart am Rande waren, brauchten nur von der Vorsicht des ersten Institutes Ungarns gegenüber der Mühlenindustrie zu lesen, um sofort in den Abgrund zu rollen. Das gab dann einen Feuersee, der bis tief in die Bankkreise Deutschlands zu sehen war und der zum nicht geringen Leidwesen unserer Baissiers bereits nach achtundvierzig Stunden wieder erlosch. Die Menschen sind eben nie zufrieden! Anstatt sich zu freuen, so ganz wider alles Erwarten vierzehn Gulden Differenzen auf Kreditaktien eingestrichen zu haben, verwandelten sich hier Zufallsmenschen plötzlich in Charaktere, wollten durchaus einen kurzen Zwischenakt für das Stück selbst ansehen und glaubten, mit diesem einen Kurssturz endlich den lange prophezeihten Krach vor sich zu haben.

Weil Dies ein unangenehmer Irrthum war und zudem die Jahresabschlüsse der ersten Banken deutlich den Aufschwung des Geld- und Effektenmarktes nachweisen, sei hier darüber Einiges gesagt. Im Jahre 1894 betragen bei der

	Aktien-Kapital	Rohgewinn	Reingewinn
Diskontogesellschaft	75 Mill. Mark,	12 359 339 Mark,	7 097 408 Mark.
Handelsgesellschaft	65 " "	7 517 705 "	5 408 757 "
Darmstädter Bank	80 " "	8 682 348 "	6 305 959 "
Deutschen Bank	75 " "	14 987 249 "	11 226 270 "
Dresdner Bank	70 " "	10 069 712 "	6 845 641 "
Total	365 Mill. Mark,	53 616 353 Mark,	36 884 035 Mark.

Rechnen wir hierzu noch die Oesterreichische Kreditanstalt mit einem Kapital von circa 80 Millionen und einem Reingewinn von 10 558 000 Mark, so haben sechs Banken auf ein Kapital von 445 Millionen nicht weniger als 47 442 000 Mark netto erzielen können. Die höchste Dividende vertheilte dabei die Kreditanstalt, deren Aktie bekanntlich noch immer das leitende Spekulationpapier ist, mit 11 $\frac{1}{2}$  Prozent und einschließlich dieses Satzes zahlten alle eben genannten Institute zusammen 50 $\frac{1}{2}$  Prozent. Damit zeigt sich doch die Ueberlegenheit des Großkapitalismus zur Genüge, denn von den Mittelbanken haben wohl nur die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank — allerdings ein Geschäftskonglomerat von Bank-, Hypotheken- und Versicherungswesen — sowie die Leipziger Kreditanstalt — ein erstes Kontokorrent-Institut mit einer sehr glücklichen Hand in böhmischen Bahnunternehmen — hohe Dividenden erzielen können. Es ist eben der Weg der Lawine. Zuerst kamen die Vereinskassen und Genossenschaften, um dem Privatbankier seinen Stand zu erschweren. Dann zertraten die Mittelbanken sehr viele dieser Kassen und schließlich drückten die großen Institute wiederum die Mittelbanken in den Hintergrund.

Heute ist es aber längst so weit, daß eine einzelne Großbank ganz ohninützlich sein würde, wenn sie nicht Gruppen bildete. Und dies Alles hat aus dem Volksmunde, aus den Fliegenden Blättern und den Wahlversammlungen den Typus des persönlichen Bankiers noch immer nicht beseitigen können. Es geht da wie in den Romanen mit den Königen und Kaisern; unsere unrepublikanische Phantastie kann ohne sie nicht fertig werden.

Das Wichtigste an den neuesten Bankberichten ist inbessern die Probe auf die heutige Marktlage. Es kann nämlich als unbedingt sicher angenommen werden, daß die glänzenden Resultate unserer Banken insofern gekünstelt sind, als sie äußerlich noch immer zu niedrig erscheinen. Wohl jede dieser Banken hat in das laufende Jahr stille Gewinnreserven hinübergenommen. Solche Dinge werden in eine Bilanz hineingeheimnißt, indem man Beteiligungen zu 75 Prozent aufnimmt, die bei heutiger Finanzierung das Doppelte ergeben würden, oder indem man bereits erledigte Emissionen nicht mit verrechnet und Effekten fern von zu hohen Kursen bilanzirt. Der schärfer Blickende kann Dies unschwer z. B. bei der Darmstädter Bank, der Diskontogesellschaft, der Oesterreichischen Kreditanstalt und der Deutschen Bank herausfinden. Die Deutsche Bank muß z. B. an Industriewerthen enorm verdient haben, während der starke Verlust auf Mannesmann — eine kostspielige Verliebtheit des verstorbenen Werner von Siemens — bereits auf eine Reichsmark heruntergeschrieben ist.

Da, wo starke Abschreibungen auf Konfortal und Effekten gemacht wurden, wie bei der Handelsgesellschaft — eine Million — und der Diskontogesellschaft — drei Millionen —, sind die Summen wohl ebenfalls genügend. Der Handelsgesellschaft bleibt ihr serbisches Engagement ziemlich martervoll, um so mehr, als die Anlehensverhandlungen durch die wachsenden Parteipannungen in Belgrad verzögert werden. Bei der Diskontogesellschaft spielt vielleicht die Vorsicht gegenüber möglichen Ausfällen in der pariser Druckluft keine große Rolle, wohingegen ihre Beteiligung bei der Venezuelabahn unheimlich ist. Bei den ersten schlechten Nachrichten über Bau und Verzinsung dieser Bahn, die vor zwei Monaten in Deutschland eintrafen, konnte man vor Allem das direkte Engagement der Diskontogesellschaft abzüglich aller Unterbeteiligungen noch nicht ganz übersehen. Erst ganz allmählich ist es durchgesichert, wie viele Millionen von dem Hansemanninstitut selbst drüben entweder vergraben oder eingefahrt sind. An und für sich muß man den leitenden Banken derartige weitreichende Geschäfte zu Gunsten unserer Industrie zum Lob anrechnen; allein es muß doch auch ein kleinlicher Standpunkt in dieser Sache betont werden. Im Allgemeinen liegt nämlich bisher die Erfahrung vor, daß im Falle einer günstigen Sachlage die Engländer bei solchen Unternehmen nicht zu überwinden sind, schon weil sie die billigeren Gelbbedingungen stellen können. Nun hatten aber die Engländer, gerade wie seiner Zeit Argentinien, Venezuela schon aufgegeben, die deutsche Arbeit scheint da also von vorn herein in dunkle Verhältnisse gekommen zu sein. Wie gesagt, der Standpunkt ist kleinlich, der größere, den man in Berlin einnimmt, bringt hoffentlich Glück, allein vorerst sieht es um diese ganze so theuere Bahn unklar, ja trübe aus. Immerhin bleibt es möglich, daß die Spekulation jetzt ab und zu ihre Finger in diese Wunde legt.

Ein hohes Interesse absorbiert gegenwärtig bei fast allen Banken der

Posten: Reports. Er betrifft die Summen der am 31. Dezember vorigen Jahres hereingenommenen Effekten und ihre wahrhaft ungeheure Vermehrung hat der Kritik einen Stich ins Moralphilosophische gegeben, weil doch dadurch das „Börsentreiben“ begünstigt wird. Allein unsere fünf deutschen Großbanken (also ohne die Oesterreichische Kreditanstalt) hatten für 217 Millionen Mark in Effektenprolongationen laufen, gegen 110 Millionen Mark im Vorjahre. Wohin sollen aber die Disponenten mit all ihren flüssigen Geldern? Kein Jahresabschluß, der nicht im Zinskonto ein Minderertragniß auführt; es ist eben ein Nothstand, den die Banken natürlich sehr gern gerade in solcher Weise lindern. Denn der Börse das Geld billig halten, hat von jeher zu den Stimulationen des Bankwesens gehört und dieses sieht die Spekulation keineswegs als den Gegenführer des soliden Kapitalisten an, sondern nur als dessen Vorfrucht. Im Uebrigen sind die Reportposten nicht allenthalben gleich gestiegen, da z. B. die Deutsche Bank schon vor zwei Jahren nahe der heutigen Summe von 43 Millionen Mark war. Auch drücken die angeführten 217 Millionen nimmermehr die Gesamtsumme aller Reportirungen aus, denn zahlreiche Mittelbanken weisen das gleiche Gebiet mit 9 und 12 Millionen Mark aus. Von den Effektenbeständen hebe ich den der Deutschen Bank hervor, der um 20 Millionen Mark stieg, aber in diesem Plus nur erste deutsche Staatspapiere enthält.

An Tratten ist ebenfalls eine bedeutende Steigerung nachzuweisen, so bei der Dresdner Bank von 38 auf 54 Millionen, bei der Diskontogesellschaft von 32 auf 40 Millionen. Dagegen bei der Deutschen Bank, wo das übersseeische Geschäft ins Gewicht fällt, haben die Krisis in der Union und der Krieg in Ostasien die Tratten etwas vermindern können. Immerhin sind es noch 94 Millionen Mark, während allerdings Ende 1890 noch für 104 $\frac{1}{3}$  Millionen Mark in Umlauf waren. Diese Höhe war selbst Herrn Siemens zu steil. Die Accepte der Oesterreichischen Kreditanstalt sind noch nicht bekannt, aber wenn wir dreißig Millionen annehmen, so haben wir wahrscheinlich hoch gerechnet. Im Krachjahr 1873 hatte die selbe Anstalt für ca. 70 Millionen „auf sich“ laufen. Es war das selbe Jahr des Unheils, wo diese Bank von 18 $\frac{3}{4}$  auf 5 $\frac{5}{8}$  Prozent kam, während die mit ihr innigst liierte Diskontogesellschaft auf 14 Prozent fiel, gegen allerdings 27 Prozent im Vorjahr.

Die diesmaligen Abschlüsse mit ihren außerordentlich soliden Bilanzirungen zeigen weniger eine Sorge für Rückstellungen auf das laufende Jahr als das Bestreben, zu möglichst stabilen Dividenden zu kommen. Alle Großbanken wollen doch endlich einmal ihr sicheres Publikum gewinnen, — und angesichts ihrer Reserven werden sie dieses Ziel auch erreichen. Pluto.

In den Aufsatz „Sozialpolitik und Umsturzvorlage“ vom Professor Lujo Brentano haben sich bei der Redaktion leider zwei Irrthümer eingeschlichen. Auf S. 401, Zeile 21 von oben, muß es heißen, daß der Arbeiter durch seine Armuth gezwungen ist, die Nutzung seiner Arbeitskraft zu Markt zu bringen. Und auf S. 405, Zeile 15 von oben, sollte nicht gesagt sein, daß Herr von Berlepsch die Arbeiterorganisationen nicht zu schaffen wagt, sondern, daß er die Anerkennung dieser Organisationen, die er als Ziel festhält, nicht auszusprechen wagt.

## Ibsens Fahne.

**A**uf einem Hügel, den dichtes Gebüsch bedeckt, stehen zwei Menschenkinder, ein Mann und ein Weib. Sie haben, die seit manchem Jahr ins Eheband Eingezwängten, am Tage der Abrechnung einander Böses und Bitteres gesagt, schrille, vom Schmerz geborene Worte, die schmerzen sollten, und mit zäher Härte ums Lebensrecht gerauft, wie zwei Zusammengeschmiedete, die gemeinsam die Gefahr des Ertrinkens bedroht, noch mit erlöschender Kraft, in gurgelnden Tönen, einander schmälen und schimpfen, weil Jeder wähnt, daß nur des Anderen Schwere und die Last der Kette ihn niederzieht. Sie haben von den schwärenden Wunden die blutigen Lappen gerissen und des eigenen Wehes nicht geachtet, um nur dem Anderen recht wehe zu thun. Nun hat der Jorn und der Jammer ausgeleuchtet, das Toben hat sich erschöpft, die Wunden sind wieder umwickelt und in die beiden Menschenkinder ist matte Ruhe zurückgekehrt. Auf dem Hügel stehen sie, im Schlingengewächs einer Laube, und blicken, während vom Sommerabendhimmel mählich die Wolken weichen, still und doch mit zitternden Nerven noch hinab auf den engen Fjord, an dessen Saum wüstes Elend haust, dumpfe Unwissenheit und rohe Gewaltthat. Ein leichtes Geländer nur trennt unser Paar von dem steilen Abhang, der jäh in die Tiefe fährt; zur Linken windet in leiser Sentung sich ein schmaler Fußpfad hinab. Das Geländer schien den Beiden bisher stets ein sicherer Schutz, die Grenze gegen eine fremde und feindliche Welt, deren Leben sie nicht kennen wollten und deren mißtönend heraufhallendem Echo ihr verzärteltes Gehör sich verschloß; da unten wimmelte doch nur viehische Gier und Gemeinheit, mit der die verfeinerte Menschlichkeit keine Gemeinschaft hat: deshalb blieb der schmale Steg unbenützt und der Abhang schied steil von der Höhe die Tiefe. Jetzt erst, da das auf der Höhe vereinsamte Paar den Groll und den Geifer ausgestößt hat, da es wund und müde und zum Schaffen untüchtig herniederstarrt, jetzt erst bedenkt es Derer, die in der fremden und feindlichen Welt da unten sich regen, in Bedrängniß und Qual. Und der Mann geht ans Geländer, wo eine Fahne auf Halbmast weht, zum Zeichen der Trauer, und hißt sie bis zur Spitze des Flaggenmastes empor. Da soll sie künftig nun flattern, im frischen Hochgebirgswind, und, wie vom Klippenthurm das Leuchtfeuer den irrenden Schiffnern, der ängstlich umgetriebenen Menschheit der Tiefe verkünden, daß im Herbstgebüsch des Hügel's noch menschliches Leben wohnt.

Von welcher Farbe ist diese Fahne? Wer hat sie gehißt? Ist's das Banner von Norwegen, das der Gutsbesitzer Alfred Allmers aufgepflanzt hat, um dem Gewimmel am Strande zu zeigen, daß für ihn nun ein neues Leben sorgender Nächstenliebe beginnt? Oder hat der große Dichter, der

in seinem Gedicht vom kleinen Gynolf diesem Herrn Alfred Allmers den breitesten Platz einräumte, selbst der unsicher auf ihn blickenden Menschheit ein vielleicht letztes Lebenszeichen gegeben? Hat er die weiße Fahne gehißt, um nach langem Hader mit Gott und den Menschen Frieden zu schließen und, da es für den Aufrechten allgemach nachtet, bei den müden Mitleidigen die Unterflucht zu suchen, von denen Zarathustra einst also sprach: „Wo in der Welt geschehen größere Thorheiten als bei den Mitleidigen?“

Taine hat, als er die klare Kälte der Stendhal und Balzac dem weicheren und wärmeren Dickens verglich, einmal von seinen Landsleuten gesagt: *Ils aiment l'art plus que les hommes. Ils n'écrivent pas par sympathie pour les misérables, mais par amour du beau.* Taine stammte in gerader Linie von Comte ab, dem Vater des Positivismus, und er hatte seine Aufgabe darin gesucht und gefunden, zwischen den Thatfachen und ihren Bedingungen das verbindende Glied zu entdecken. Aber wie der Meister der philosophie positive noch dahin kam, vor der schlichten Einfalt der Hirtin von Orleans andächtig das Haupt zu neigen, so säntigte auch der grausam gleichmüthige Botanikertrieb des Schülers sich zu mitleidiger Milde: sein Herz gehörte Dickens, Thackeray und der süßen Zauberin Mary Evans und sein Geist nur bot den Stendhal und Flaubert kühl bewundernden Gruß. Das jüngere Galliergeschlecht, das Taine, Renan und der in seinem Vaterlande fast schon verschollene Novalis entbunden haben, hat in der Mitleidenskunst, der müden Tugend der Decadence, rasche Fortschritte gemacht; es schwelgt in den schwülen Weichrauchdümpfen der griechischen Kirche, sieht in Tolstoi das Oberhaupt einer mondänen Urchristengemeinde und pilgert, wenn der grand prix vorüber und Yvette Guilbert auf Urlaub gegangen ist, nach Bayreuth, zu den Wundern des Grals. Diese träg schwärmende Neigung zu neuer Mystik entspricht der Uebersättigung mit scheinbar positiver und scheinbar Wissen schaffender Wahrheit; sie entspringt der Scham des Vergnügungsfüchtlings, den am hellen Mittag erst der schrille Jammerruf von der StraÙe erweckt und der gern den Rest seiner Baarschaft opfern möchte, um im Gewissen den Mahner zur Ruhe zu bringen. Es ist eine Zeitstimmung, die zwischen dem herrlichen Kuppelbau des alten Glaubens und dem harten Gemäuer der Entwicklungslehre zaubernd steht, die im Mitleiden sich einen ewigen Bußtag schafft und die Nietzsche darum also gehöhnt hat: „Ihr drängt Euch um den Nächsten und habt schöne Worte dafür. Aber ich sage Euch: Eure Nächstenliebe ist Eure schlechte Liebe zu Euch selber.“ Ist Henrik Ibsen, der Dichter des kleinen Gynolf, von dieser Zeitstimmung angesteckt worden? Will er wirklich, wie man ausnahmslos bisher, bewundernd bald und bald spottend, gesagt hat, die uralte Heilandsweisheit wiederholen, daß man den Nächsten lieben soll als

sich selbst und daß der Rächegott im eigenen Busen nur durch Werke der Liebe verfühnt werden kann? Weht endlich von dem Eispalast des Magus aus Norden die Friedensfahne zur Kapitulation?

Wer flüchtig hinschaut, mag es wohl glauben. Auf den ersten Blick sieht es wirklich so aus, als sei der unerbittliche Entdecker menschlicher Blöße mit dem koketten Asketen Tolstoi im Ziel zusammengetroffen. Aber der Schein trügt, und wenn man durch die Klüfte, die zwischen den knappen Zeilen des neuen Altersgedichtes sich aufthun, hindurchkriecht, kann man deutlich das Gnomentichern des Schöpfers vernehmen, den grinsenden Ausbruch tückischer Freude darüber, daß auch diesmal das künstlich verwirrte Labyrinth den Besucher narret. Dem Dichten Henriks Ibsen hat nicht die Menschenliebe die Zunge gelöst, sondern die Enttäuschung über die Seltenheit — oder, wie er selbst einmal gesagt hat: die Nieheit — der moralischen Werthe. Er hat armselige Erdenbewohner in sein riesiges Reichthum gerecht, sie zu klein befunden und sich vermessen, selbst den freien und frohen Adelsmensch zu schaffen, den neuen Adam, stolz und stark; er hat, als er überall doch wieder auf den großen Krümmen stieß, den biegsamen Geist der Gefälligkeit, der sich hier duckt und dort feige Kompromisse schließt, den Versuch gemacht, mit einem Streich das ganze gespenstische Heer ins Dunkel zu bannen und auf einem apokalyptischen Schreckensbilde zu zeigen, wie ein erbfindiges Geschlecht unter den Folgen seines Gespensterglaubens zusammenbricht; als auch diese Abschreckung nicht half und der Dichter erkennen mußte, daß die Durchschnittemenschheit mit einer Leiche auf dem Rücken nicht leben kann und daß die Macht überkommener Vorurtheile stärker ist als die selbst zu erwerbende Kraft zur Wahrheit, da hat er, eher verächtlich als mitleidig lächelnd, dem Schwächling die Lebenslüge gestattet und dem Kranken die lindernde Fontanelle in den Nacken gesetzt; und endlich, als der wachsende Weltruhm ihn am eigenen Leibe den Unterschied zwischen Lehre und Leben empfinden ließ, hat er sich selbst gemessen und frei dann vor allem Volke bekannt, daß auch er nur ein kleiner Mensch sei, der die Höhe der eigenen Weltanschauung nicht erklimmen, ein schwindliger Baumeister, der auf seine eigenen Häuser nicht klettern könne. Jede dieser Stappen brachte eine Umwandlung, gewiß; aber nicht der Anspruch wandelte sich, sondern die Hoffnung nur wurde geringer, ihn jemals erfüllt zu sehen; die ideale Forderung blieb bestehen, aber sie wurde seltener präsentirt, weil die Aussicht auf prompte Einlösung dem alternden Dichter mählich entschwinden war. Es klingt nicht sehr glaublich, wenn man jetzt hört, Ibsen sei unter die Slavenapostel gegangen und wolle die Menschen, die er mit harten Ruthenstreichen früher zu bessern versuchte, schmeichelnd nun zum Dämmerkultus des Mitleidens bekehren, wie irgend ein erstbestter Bourget oder ein anderer Ministrant von Notre Dame de la piété sans la foi.

Er ist nie von Beglückungswünschen ausgegangen, sondern stets von dem Trieb, Reinlichkeit und Wahrheit zu schaffen und Unreinlichkeit und Unwahrheit zu enthüllen, — ohne Rücksicht auf Scheu und Scham der also Entdeckten. Auch das Gedicht von Klein Gholp ist kein Erbauungsbuch, etwa wie die Familie Lulliver, Adam Bede oder gar die Kreuzersonate; auch dieses Gedicht zeigt, in ironischer Beleuchtung, nur einen Zustand, der ist, nicht den Zustand, der des Wünschens und Strebens allein würdig wäre; auch in diesem Lied klingt das alte Ibsenmotiv vom grossen Kontrast zwischen Ideal und Wirklichkeit dem hellen Gehör deutlich an; und nur darin besteht zwischen den älteren Werken und dem neuen Gedicht ein Unterschied, daß hier zum ersten Male die ideale Forderung ganz verschwiegen wird. Klein Gholp ist nicht, wie die fast immer Ueberflüssigen, die sich Kritiker nennen, anzunehmen scheinen, Ibsens Parifal, die Verbeugung des zum Reugen untüchtig gewordenen Greises vor mythischem Mitleidensdienst und die strenge Verdammung pochender Sinnentriebe, die Frau Rita Allmers, wie Kundry, im Büßergewande hinwegläutern muß; Klein Gholp ist, richtig verstanden, vielleicht Ibsens „Sturm“, — das dunkle Märchen eines Ermattenden, der nach seinem Ebenbilde Menschen nicht mehr schaffen kann und der in ein letztes, verschwimmendes Bild doch eine Weltstimmung noch und die ganz bestimmte Epoche einer Weltanschauung bannen möchte.

Das merken die Vielzubielen nicht, weil sie das Ibsengeheimniß noch nicht enträthelt haben. Es giebt nämlich ein Ibsengeheimniß, das, merkwürdig genug, bis auf den heutigen Tag nicht erkannt worden und in dem die Wurzel aller im Ibsenreich möglichen Mißverständnisse zu suchen ist. Früher gebrauchten die Dramatiker die Sprache, um ihre eigenen Gedanken oder um die Gedanken ihrer Geschöpfe auszudrücken; wie Einer war, so gab er sich auch in der Rede: tapfer und groß, wenn er zu den Guten, tückisch und gemein, wenn er zu den Bösen gehörte; es kamen auch Heuchler vor, Leute, die anders dachten, als sie sprachen, aber dann war der Ton so dick aufgetragen, daß eine Täuschung nicht möglich war; Richard, der um Anna wirbt oder im Gebetbuch liest, ist so wenig zu verkennen wie der den Bruder bejammernde Franz Moor. Langsam verfeinerten sich die Mittel der Charakterisirung durch die direkte Rede und mancher subtile Dichter kam in ihrem Gebrauch der Vollendung nahe. Keinen aber wüßte ich, der mit Bewußtsein versucht hätte, was Ibsen versuchte und was ihm namentlich in den künstlich gezeugten Alterswerken gelang. Dieser eulenäugige Mann aus der Gegend der Mitternachtsonne hat erspäht, daß der moderne Mensch, dieses komplizirte Gebilde aus altem Vorurtheil und neuem Urtheil, fast immer so spricht, wie er gehört und verstanden sein möchte, und fast nie so, wie er wirklich denkt und empfindet; daß in der Rede zumeist der breite Strom der schönen Ge-

fühle fliekt, die Jeder der Konvention schuldig zu sein glaubt, und daß in der Sprache der Schein und nur im Handeln das Sein sich enthüllt. Die Beobachtung ist ganz sicher richtig; Jeder spricht, in unserer Zeit immerwährender Deffentlichkeit, beinahe schon unberuht eine für ein Publikum bestimmte Sprache und auch in der Intimität giebt es oft genug Abgründe zwischen Dem, was gesagt, und Dem, was empfunden wird. Die Besonderheiten der Temperamente kommen hinzu, der Wunsch des Schwachen, stark, und des Derben, mild zu erscheinen, und auch die Schranken, die uns die gesellschaftliche Höflichkeit errichtet, hemmen die Freiheit des Wortes. Der Widerspruch, der zwischen Reden und Handeln so entsteht, muß die Kunst des satirischen Dichters reizen. Ibsen hat ihn vielleicht nicht zuerst gefühlt, aber ganz gewiß als Erster ihn systematisch dargestellt; er ist ein Virtuose in der Fähigkeit geworden, den Hörer über den wahren Werth des Menschen, der zu ihm spricht, zu täuschen; er treibt ein Räthselspiel, wie Wagner es mit den Leitmotiven trieb, die er für ganz ähnliche Zwecke verfeinerter Charakteristik verwandte. Und der Humor davon ist, daß wirklich Alle getäuscht werden, die eitlen Ibsengelehrten so gut wie die nüchternen Ibsenhasser. Wir haben erlebt, daß Frau Hedda Gabler, dieses anmaßende Nichts, als eine Kraftnatur angestaunt wurde, die in der dumpfen Enge der Kleinbürgerlichkeit sich nicht ausleben kann, und daß der Baumeister Solness für ein sieghaftes Genie gelten mußte; wir erleben jetzt, daß Herrn Alfred Womers ein faustischer Drang und seiner „verzehrend schönen“ Gattin ein schrankenlos begehrender Egoismus angelogen wird. Warum? Ganz einfach: weil alle diese Herrschaften nach ihrem Reden und nicht nach ihrem Handeln beurtheilt werden. Den Geschöpfen Ibsens aber, mögen sie noch so ehrliche Gesichter zeigen, darf man kein Wort glauben; sie sind sämtlich Komödianten und haben vor dem Spiegel sorgfältig eingeübt, wie man schönreden und doch die falschen Zähne verbergen kann. Man muß genau prüfen, was sie thun, wenn man wissen will, wofür man sie zu nehmen hat; ihr Wesen treibt in der Unterströmung. Bisher fragte der gute Dichter, ehe er seine Menschen reden ließ: Wie kann unter diesen bestimmten Umständen dieser bestimmte Mensch sprechen? Ibsen fragt, ehe er seine Ideenträger den Mund öffnen läßt: Wie wird unter diesen bestimmten Umständen dieser bestimmte Lebenslügner durch die Sprache sein Sinnen entstellen?

Wenn man den leitenden Faden gefunden hat, bietet selbst das Labyrinth keine Schrecken mehr. Wenn man das Ibsengeheimniß enträthselt hat, lichtet sich leicht das Dunkel, das über dem seltsamen Gedicht vom kleinen Gyolf liegt.

Herr Alfred Womers, ein armer Student, hat mit seiner Schwester Asta kümmerlich lange vom Stundengeben gelebt. Wenn ihm die akademischen Jahre bescheidene Freuden brachten, mußte sie seelenvergnügt sein, wenn er



einen Kameraden brauchte, mußte sie sich in Anablenkleider verummnen und sich Gholp nennen lassen. Er verstand es, dem guten Kind einzureden, daß er nur für sie lebe, und verlangte in Wirklichkeit doch, daß sie nur für ihn lebe. Da trifft er zu seinem Glück ein schönes und reiches Mädchen, dem er, in der verzärteltesten Art seines Scheingeniethums, gefällt. Wieder muß, da der Gedanke, durch eine Heirath Geld zu gewinnen, sein Selbstgefühl verlegt, die Sorge für die Schwester zum Vorwand dienen; ihr will er, wie stets, auch diesmal sich selbstlos wieder opfern. Natürlich streicht er allein alle Vortheile der Verbindung ein: eine schöne, begehrende und begehrenswerthe Frau und ein ungetrübtes Behagen auf einem herrlich gelegenen Grundbesitz. Er liebt die Frau nicht, hat sie niemals geliebt; mit den starken Reizen der Furcht und der Gier hat es ihn zu ihr gezogen, denn sie ist die Kraft und der Reichtum. Er liebt im Grunde nur sich selbst und ist beständig damit beschäftigt, sich eine interessante Persönlichkeit herauszuputzen. Das gelingt ihm, denn er spricht recht nach der Kunst gut gebundener Bücher; er hat immer ein Schlagwort bereit: von den Pflichten gegen sich selbst und gegen Andere, von der menschlichen Verantwortlichkeit und von dem Gesetze der Umwandlung, — mit dem früher schon die ernsthaftere Frau vom Meere gelockt wurde. Dabei ist er keiner Lage gewachsen: ein Lehrer, der nicht erziehen kann, ein Schriftsteller, der nichts Brauchbares fertig bringt, ein Gutsbesitzer, der für seinen Besitz nicht die leiseste Regung herzlichen Interesses hat. Auch den Pflichten des Ehemannes ist er, nach Allem, was wir sehen und — recht deutlich — hören, nicht gewachsen. Er hat eine Frau, die, wie andere schöne und reiche Frauen auch, das Männchen, das sie sich gekauft hat, für sich allein haben möchte, zu eifriger Lust und zärtlichem Zeitvertreib, und die es natürlich verdrießt, daß der Sproffer sich ihr entzieht und den Schein einer Thätigkeit sucht, bei der doch nichts Gescheites herauskommen kann. Immerhin stimmt vorläufig die Rechnung dieser Ehe noch einigermaßen, denn die Frau ist gut und schickt sich darein, von den Launen eines weichen Schwächlings abhängen zu müssen, den ihr Temperament und ihr Wille leicht beherrschen könnte; sie tröstet sich mit dem Gedanken, daß ihr Alfred ein zwar nicht schöpferischer, aber sehr fein geschulter Geist ist, dessen überlegenem Spott sogar ihr frommer Kinderglaube nicht Stand zu halten vermag. Und auf Alfreds Landgut am Fjord gehen, zwischen heißem Gelächern und leise mit Geschlechtsekeln gemischter Verstimmung, die Tage gemächlich hin.

Da klemmt eine neue Ziffer sich in die Rechnung: das Kind; und nun giebt's gleich einen Bruch. Der kleine Gholp, der nach dem Universitätskameraden von früher den Namen erhalten hat, ist ohne Vaterliebe gezeugt und ohne Mutterwonne empfangen worden. Herr Alfred ließ sich verführen und Frau Rita war von der Aussicht gar nicht erbaut, daß die allzu spät-

lichen Spiele der Frittenwochen nun schon den Lasten der Mutterchaft weichen sollten. Das Kind kummert heran, ohne zärtliche Pflege; und als Frau Rita wieder einmal in der Locklaune ist, fällt der Kleine vom Tisch und bricht das Beinchen. Der Vater sollte ihn bewachen, aber der Vater war, wie gewöhnlich, im Pflichtgefühl schwach und folgte dem Ruf der Männin. Das hindert den schlauen Adamssohn nicht, dem Weib alle Schuld aufzubürden und getrost dann an seinem Buch über die menschliche Verantwortlichkeit fortzuschreiben. Die Frau aber, der solches Betäubungsmittel fehlt, beginnt allgemach doch, ihrem schlimmen Geschick ernstlich nachzudenken. Was hat sie erreicht? Sie hat, nach dem lutherischen Wort, als ein tüchtig Weib, einen untüchtigen Mann überkommen; sie hat in der Gemeinschaft mit ihm den selig machenden Glauben verloren und sucht gegen jähe Begierden nun vergeblich stützenden Schutz; ihr Kind ist zum Krüppel geworden, weil ihr Mann nicht stärker war als sie selbst; sie hat gegeben und immer gegeben, Geld und Gluth, Glauben und Willen, und eigentlich nichts empfangen als ein feines Spielzeug, das nun nicht einmal mit sich spielen lassen will. Der Tausch scheint ihr, gewiß nicht ohne Grund, ungerecht und sie versucht, die längst schon Entpflichtete, den nach langer Sinnenentbehrung ins Haus Zurückkehrenden mit Courtisanenkünsten zu überrumpeln. Auch dieser letzte Versuch mißlingt, denn Herr Alfred hat sich während der Hochgebirgstour eine neue Rolle zurecht gemacht; da es mit der Gelehrtenarbeit doch nichts Rechtes wird — er glaubt, wie alle Dilettanten, daß gerade das Beste nicht zu Papier gebracht werden kann —, will er künftig nur Vater sein, nichts als Vater. Für seinen kleinen Holf will er leben, ganz wie er früher für den großen Holf gelebt hat; so sagt er, und wer ihn inzwischen kennen gelernt hat, Der wittert gleich, daß nun das Kind zum Werkzeug väterlicher Launen gemacht werden soll, wie einst die Schwester des Bruders Zeitvertreib abgeben mußte. Der kleine Holf soll das Lebenswerk seines Vaters vollenden — der noch gar kein Lebenswerk begonnen hat —, in ihm sollen alle Glücksmöglichkeiten zeitig geweckt und er soll durch die unermüdliche Sorge des Vaters befähigt werden, trotz dem lahmen Bein stolz und aufrecht durchs Leben zu schreiten und das Heil der Gattung zu erfüllen. Oben im Hochgebirge ist dem Anempfunder das Bewußtsein nahe gekommen, daß die kurze Erdenwanderung eines Sterblichen die Mühe nicht lohnt und daß in der Sorge für die Gattung und in der Liebe zum Künftigen nur Großes zu erreichen ist. Diesem Ideal will er, in interessanter Schwermuth, nun dienen; und während er der Frau in stilisirter Rede eben den herrlichen Plan entwickelt und den hadernenden Widerspruch der von dieser neuen Rolle Geärgerten zu besprechen versucht, stürzt das Kind, das der leidende Held des

Planes werden sollte, in den Fjord und ertrinkt. Als die Eltern sich herzten, wurde der kleine Gholz zum Krüppel; als die Eltern sich zankten, verlor der kleine Gholz sein armes Leben.

Und nun bricht, mit dem Trauertage, auch der Tag der Abrechnung an und auf dem Hügel, den dichtes Gebüsch bedeckt, stehen zwei Menschenfinder leuchtend und athemlos einander gegenüber, der Mann und das Weib. Die Bilanz einer Zufallsehe, eines Bundes von Bildung und Besitz, ohne sittlichen Ernst, ohne Sorge um die Wahl des zur Fortpflanzung tauglichen Geschlechtsgenossen. Das Ergebnis ist kläglich: der Mann hat sich durch Furcht und Gier ins Eheband locken lassen, das kränkelnde Kind ist den selben Reizen, einer märchenhaft werwölfischen Rattenmamsell und ihrem Goldmops, ins Wasser gefolgt und die Frau, die mit klammernden Organen sich so gern an das Irdische halten möchte, tastet vergeblich nach stützenden Gründen. Herr Alfred, der auch jetzt nur an sich selbst denkt, glaubt, bei der Schwester die Zuflucht finden zu können; aber er muß erfahren, daß Asta gar nicht seine Schwester ist, und da diese ganze kleine Welt in Vorurtheilen und Konventionen lebt und da er selbst erst kurz vorher das platte Wort vom Gesetz der Umwandlung geprägt hat, ist mit dieser Enthüllung auch die Reinheit des natürlichen Verhältnisses zerstört und die letzte Stätte möglichen Glückes gesperrt. Der robuste Wegebaumeister Borgheim, diesmal ein schwindelfreier Baumeister und in dem engen Thal der einzige Mensch, der ohne Gipsensterglauben ein neues Leben mit neuen Begriffen zu leben wagt, fährt die Braut heim und wird schaffen und die Spur seiner Arbeit kommenden Geschlechtern hinterlassen; er wird Wege bauen, Wege für Menschen, die entschlossen sind, rüstig vorwärts zu schreiten und Ueberlebtes und Totes ohne Klage im Rücken zu lassen. Das unselige Paar aber bleibt mit den äußeren Zeichen der Trauer vereinsamt zurück. Mit der frohen, nach keiner Rücksicht fragenden Selbstsucht war es nichts, — die hätte eine Renaissance-naturkraft erfordert; zum frei gewählten Dienst der Gattung fehlte die Geschlechtsstüchtigkeit und der feste, an kein altes Empfinden gebundene Glaube. Was nun? Nichts bleibt als der allerletzte Trost der Mäden und Morschen: unten sind auch noch Menschen; wir kennen sie zwar nicht, aber wir wollen sie lieben; wir haben zwar für uns selbst und für unser Fleisch und Blut nicht zu sorgen verstanden, aber wir wollen den Fremden Vater und Mutter sein; das Nächste haben wir schmäählich vernachlässigt, aber wir wollen das Fernste von nun an das Nächste nennen; nichts bleibt als der Versuch, in mitleidigem Dämmern die Gewissensangst einzuwiegen und bei dem lange vergessenen Gott wieder um Gnade zu winseln. Die dicht neben dem Gatten doch einsame Frau, die zuerst die Maitresse dieses bezahlten säumigen Buhlen und dann eine unwillige Mutter gewesen war, will an einer wimmelnden

Welt nun Mutterstelle vertreten. Der Abend ist es, der so aus ihr wünscht, der traurige Abend, der vor dem Sinken der Nacht noch Verzeihung und Buße erbetteln will. Sie sucht in den ziehenden Wolken die große Stille. Der Mann aber, der ganz in Außerlichkeiten aufgeht, hißt die auf Halbmaß wehende Fahne bis zur Spitze empor, um durch ein flatterndes Zeichen der ungetriebenen Menschheit der Tiefe zu verkünden, daß im Herbstgebüsch des Hügels noch menschliches Leben wohnt.

\*            \*            \*

Die Fahne, die von der Finne dieses mühsam geschaffenen Jahrhundertmährchens weht, ruft nicht zur Kapitulation. Es ist nicht mehr das bunte Gewimpel, das Henrik Ibsen hochgemuth einst im Hafen von Suez grüßte, nicht die Flagge, die Solneß sah, als er in Lyfanger den Kirchturm bestieg, nicht die stolze Standarte, unter der die Jugend jungen Siegen entgegenzieht. Aber es ist auch noch nicht die weiße Fahne, die um jeden Preis den Frieden erkauft, nicht die Trauerflagge, die auf dem letzten Wege den Sarg der idealen Forderung schmückt, nicht das Kirchenbanner, das zur Botschaft des *misereor super turbam* die ächzende Menschheit ladet. Die Farbe der Fahne ist, weil es allgemach schon nachtet, nicht mehr deutlich zu erkennen; vielleicht ähnelt sie der jener Wasserlilien, die duftlos aus der Tiefe des Fjordes emporgewachsen sind. Der alte Dichter hat das Luftschoß mit der Grundmauer darunter erbaut, das feines Solneß letztes Werk sein sollte, er hat ein typisches Paar darin einquartirt, mit dem ganzen Gepäck unnützlicher Wahnvorstellungen, wie sie an einer Weltanschauungscheide die blinzelnden Zwittergeschöpfe umwittern; und er hat auf dem Söller die Fahne gehißt, um das Warnungszeichen zu geben: hierher, zu den verängsteten und verscheuchten Eltern lebensunfähiger Kinder, führt der Weg Alle, die nicht entschlossen und tüchtig sind, für rüstig vorwärts strebende Menschen neue Wege zu bauen.

M. S.





Berlin, den 16. März 1895.

### Intermezzo.

Der Staatsrath ist versammelt und der merkwürdige Konvent, den man die Umsturzkommision nennt, tagt munter fort. Ehe die Osterruhe sich lind über die Lande legt, werden die beiden Fragen vielleicht beantwortet sein, die im Deutschen Reich jetzt mit Furcht oder Hoffnung die Gemüther erfüllen, und es wird sich zeigen, welche Wege eingeschlagen werden sollen, um der Landbevölkerung für ihre Werthe schaffende Arbeit ausreichenden Schutz gegen fremde Schleuderkonkurrenz zu gewähren und um den Staat gegen die Gefahren zu sichern, die ihm von den gewaltthätigen Elementen der Sozialdemokratie und des Anarchismus drohen könnten. So lange die Richtung dieser Wege noch ganz in Nebel gehüllt ist, kann es nicht nützlich sein, bei der Betrachtung jedes Lichtstrahles, der für Sekunden das Dunkel durchbricht, zu verweilen und, nach der Art müßiger Geberdenspäher, etwa weitschichtige Spekulationen an ein Wort zu knüpfen, das der Kaiser in eine flüchtige Privatunterhaltung geworfen hat.

Während der Wartezeit, die zwischen den Schlachten eine Pause läßt, ist es vielleicht erlaubt, auch einmal eine Angelegenheit zu behandeln, die persönlich scheint, aber nicht rein persönlich ist. Seit diese Zeitschrift besteht, hat es ihr an Angriffen aus allen Lagern nicht gefehlt. Das ist nicht weiter wunderbar, denn es ist hier eine Reihe selbständiger Meinungen zum Ausdruck gekommen, hervorragende Vertreter aller Richtungen, mitunter sehr radikaler, haben das Wort genommen und ich selbst habe von meinem guten Recht Gebrauch gemacht, ernsthaft und ehrlich geprüfte Ueberzeugungen mit der Rückhaltlosigkeit

auszusprechen, die mir nothwendig schien. Diese Ueberzeugungen mögen ganz falsch und höchst thöricht sein: ich habe sie den Lesern nicht aufgedrängt, nicht anders Denkenden den Weg zu dem selben Leserkreise versperrt, sondern Jedem, auch dem erbittertsten Gegner, gern die Möglichkeit gewährt, seine Ansichten, wenn sie in den einem gewissen Niveau entsprechenden Formen ausgedrückt waren, vor die selbe Oeffentlichkeit zu bringen, zu der ich, als Einer von Vielen, sprechen darf. Ich habe ferner nicht verhehlt, daß ich zwar sehr genau weiß, wie viele ehrenwerthe und achtbar gebildete Männer in der Presse bedienstet sind, daß mir die ganze Institution der Presse aber, der für den Einzelnen bestehende Zwang, die eigene Ueberzeugung in ein Schema zu pressen, das ein von Privatinteressen geleiteter Kapitalist bestimmt, recht bedenklich erscheint und daß ich dem Walten der mythischen Macht, die öffentliche Meinungen fabrizirt, ungläubig gegenüberstehe. Dieser Unglaube, den so grundverschieden geartete Männer wie Lagarde und Lasalle getheilt haben, mußte entristeten Widerspruch wecken und ich war deshalb auch gar nicht erstaunt, als meinen Versuch, in völliger Unabhängigkeit von dem Interesse einer Partei, einer Klasse oder eines Verlegers einen Mittelpunkt für die Aussprache der verschiedensten Ansichten über soziale, politische, künstlerische, wissenschaftliche und literarische Fragen zu schaffen, ein wildes Wuthgeheul empfing. Für jede Meinung, die hier ausgesprochen wurde, sollte ich verantwortlich sein, während doch gerade aus der Vielheit der geäußerten und sachlich begründeten Meinungen dem gebildeten Leser ein lückenloses Bild von der Mannichfaltigkeit des geistigen Strebens in unserem Vaterlande und in der civilisirten Welt sich ablösen sollte. Ein Bischen erstaunt war ich höchstens über die Maßlosigkeit der Beschimpfungen, die mich persönlich treffen sollten; man muß sich erst daran gewöhnen, in reiner Wäsche durch ganze Kothklüfte geschleift zu werden und abwechselnd zu lesen, daß man von Bismarck oder von den Russen bezahlt ist, daß man den Polen oder den Polenfressern Landsknechtsdienste leistet, daß man ein feiler Söldling der Antisemiten oder der Semiten ist; das Alles habe ich erlebt und in hochkonservativen wie in sozialdemokratischen Blättern gelesen, daß ich ein ganz und gar ruchloses Subjekt bin, von dem jeder anständige Mensch scheu seitab weichen müsse. Allmählich gewöhnt man sich auch daran und nachgerade ist es mir gleichgiltig geworden, ob ein junges Herrchen, das

in Andachtstimmung zum ersten Male die geweihte Schwelle eines Ministerpalastes überschritten hat, seinem neuen Protektor dadurch zu dienen glaubt, daß es einen ganzen Haufen von dummen Lügen über mich zusammenträgt, oder ob in einem Wochenblättchen, das erweislich vom Bestehen der Autoren, vom Betrug des Publikums und von dem Bemühen, wohlhabend aussehenden Mitarbeitern größere Geldbeträge abzulocken, lebt, eine Centralstelle für über mich zu verbreitende Verleumdungen geschaffen wird. Ich wundere mich, daß diese trefflichen Minister in einer Zeit ernster Entscheidungen nichts Besseres zu thun wissen, als sich mit einem anspruchslosen Publizisten zu beschäftigen, der in aller Bescheidenheit seine subjektiven Ansichten ausspricht; ich wünsche ihren Anstrengungen den Erfolg, den sie selber wünschen, und begnüge mich mit der wiederholten Aufforderung: Jeder, der mir eine unanständige Handlung, eine unehrenhafte Gesinnung oder ein schändes Unterlassen nachweisen kann, möge gefälligst doch hierher kommen; hier kann er, vor dem Publikum, das mich zu beurtheilen hat, in voller Freiheit berichten, ob ich jemals mich von der Rücksicht auf persönlichen Vortheil habe leiten lassen und ob er auch nur mit glaubwürdigen Indizien anzudeuten vermag, daß ich je anders gehandelt, gesprochen oder geschrieben habe, als es durch meine — vielleicht irrende, aber sicherlich sehr ernst geprüfte — Ueberzeugung bedingt war. So lange Das nicht geschieht, werde ich mich um das Gebell und Geheul nicht bekümmern und in Herzensheiterkeit dem krampfigen Mühen der Verleumder zusehen, — mögen sie in anonymen Zuschriften, in mehr oder minder öffentlichen Blättern oder in Parlamenten ihr Wesen treiben. Ich habe mehr zu thun, als mich mit Hanswürsten herumzuschlagen, die in Raufboldereien Reklame suchen, und ich werde fortfahren, diese Zeitschrift so zu leiten, wie mein Gewissen es mir vorschreibt und wie meine Arbeitskraft es mir gestattet, — ohne Waschzettelausgabe, ohne Selbstberäucherung und ohne Bitten um geneigte Besprechung.

Unter den vielen Liebenswürdigkeiten, mit denen ich bedacht worden bin, hatte ich eine bisher vermißt; in der Holzpapierdarstellung war ich Bismarckreptil und Ruffenreptil, Soldknecht der Agrarier, Antisemiten und Philosemiten gewesen, aber noch niemals Sozialdemokrat. Ein Redakteur der Hamburger Nachrichten hat sich das Verdienst erworben, diese Lücke auszufüllen. Vor vierzehn Tagen hatte ich in einer Notiz dem Bedauern darüber Ausdruck gegeben,

daß Fürst Bismarck, der früher den sozialpolitischen Ansichten Adolphs Wagner sehr nahe stand, sich jetzt mit den bekannten Aeußerungen des Freiherrn von Stumm identifizire, und ich hatte hinzugefügt, daß die Männer, die auch dem Fürsten Bismarck gegenüber sich stets den Luxus einer selbständigen Ueberzeugung gestattet haben, fortfahren werden, den großen Mann zu bewundern und zu lieben, auch wenn sie, wie schon seit Jahren, auch fernerhin in der wichtigsten Frage moderner Volksorganismen nicht mit ihm übereinstimmen können. Einen Theil dieser Notiz — nicht die ganze Notiz, wie es der Anstand wohl namentlich von einem Blatte erfordert hätte, — das Jahre lang mit den der „Zukunft“ entnommenen Artikeln seine Spalten gefüllt hat — druckte der Redakteur der Hamburger Nachrichten ab und knüpfte daran die Behauptung, die „Zukunft“ sei — wie die „Grenzboten“ — „in die sozialdemokratische Richtung hinübergeglitten“. Aus Gründen, die ich einstweilen nicht berühren möchte, wurde diese doch eigentlich nicht welterwütternde Verkündigung vom officiösen Telegraphenbureau in alle vier Winde verbreitet, in tausend und abertausend Zeitungen abgedruckt, und die nächsten Tage trugen mir eine neue Hochfluth von Beschimpfungen ins Haus. Ein naives Gemüth hätte vielleicht angenommen, die Leute, die mich so lange als einen feilen Schuhputzer Bismarcks vorgeführt hatten, würden nun sagen: der Mann — oder auch der „Perl“, wie ich neulich irgendwo las — ist doch selbständiger, als wir dachten, er wagt, mitten in der lautesten Bismarckbegeisterung seine abweichende Meinung auszusprechen; Das aber paßte ihnen nicht in den Kram, und so wurde, mit einer verblüffend reizvollen Logik, gesagt: dieser elende Wicht, der Alles nur als ein Geschäft betreibt, hat für Bismarck gekochten, so lange Bismarck geächtet war, und er beschimpft nun den großen Mann, da ihn Alle bewundern. Auf diese allerliebsten Späße, von denen ich einen ganzen Stoß aufgestapelt habe, brauche ich wohl nicht einzugehen, — eben so wenig wie auf die auch hübsche Meldung, Fürst Bismarck habe „seine früheren Preßgaloppin abgeschüttelt.“ Abschütteln kann man nur einen Menschen, der sich angehängt hat, und dazu habe ich wirklich nicht die allergeringste Neigung. Bevor noch an die Begründung der „Zukunft“ zu denken war, hat Fürst Bismarck die Güte gehabt, mich in sein Haus einzuladen; ich habe dort unvergeßlich schöne Stunden und Tage verlebt und Jahre lang ein freundliches Wohlwollen gefunden, dessen Aufhören mir vermuthlich



nicht auf dem Umwege über die Hamburger Nachrichten mitgeteilt worden wäre. Niemals aber ist in diesem Hause, wo ich wie jeder gebildete Mensch von anständigen Manieren verkehren durfte, auch nur der leiseste Versuch gemacht worden, meine publizistische Thätigkeit zu beeinflussen; und ich habe hier immer wieder nachdrücklich betont, daß ich mich nicht vermesse, die Ansichten des Fürsten Bismarck wiederzugeben, sondern es vorziehe, als ein kleiner Mann meine eigene, selbst gefundene Meinung zu sagen. Daß diese Meinung im Urtheil über die soziale Bewegung und über die Möglichkeit, sie in ruhige Bahnen zu lenken, von den Ansichten immer abwich, die Fürst Bismarck während der letzten Jahre vertreten hat, davon kann Jeder sich leicht überzeugen, der sich die Mühe nicht verbrießen läßt, meine früheren Arbeiten nachzulesen. Mein Bestreben war nur, die Gedanken und Absichten des großen und liebenswerthen Mannes aus den Entstellungen der Legende zu lösen und sie so darzustellen, wie sie meiner Einsicht erscheinen. Ich bin nicht in eine andere Richtung „hinübergeglitten“ und bin heute vielleicht noch weiter als jemals zuvor von sozialdemokratischen Ueberzeugungen entfernt; ich sehe in der Monarchie die für unsere Verhältnisse und Volksbedürfnisse am Meisten geeignete Staatsform und halte jeden Versuch, historisch Gewordenes gewaltsam umzustürzen, für eine gewissenlose und frenetische Thorheit. Und ich werde der Thatsache, daß ich in sozialdemokratischen Blättern ein Stipendiat der Schönhausener Stiftung und ein Bravo von Friedrichsruh genannt und in einem bismärckischen Blatte als Sozialdemokrat denunziert werde, die tröstende Gewißheit entnehmen, daß mein Bemühen, zugleich der großen Persönlichkeit Bismarcks und dem lebenskräftigen Kern der sozialen Reformgedanken gerecht zu werden, nicht ganz erfolglos geblieben ist.

Der Versuch, eine Zeitschrift, deren sozialpolitische Mitarbeiter die Herren Brentano, Herkner, Huxley, Schaeffle, Wagner und viele andere hervorragende Männer sind, als ein den sozialdemokratischen Tendenzen dienstbares Blatt hinzustellen, ist zu unklug, als daß er Erfolg haben könnte. Ob man aber durch solche Anheftung eines abschreckenden Epithetens nicht gerade den Bestrebungen dient, die man bekämpfen will, und ob nicht Mancher die sozialdemokratische Gesinnung als etwas gar zu Harmloses hinnehmen wird, wenn er sieht, daß schon die hier ausgesprochenen sozialpolitischen Gedanken mit dem weithin leuchtenden Giftzeichen beklebt werden?

M. H.

## Sozialreform und Deutschthum.

Niemand wird bestreiten, daß unser Verhältniß zu dem großen westlichen Nachbarn auf die Stellung des Deutschthumes einen bedeutenden Einfluß ausübt. Für die Beziehungen zu Frankreich ist aber der Gang der Dinge in Elfaß-Lothringen ausschlaggebend. Die revanchelüsterne Gesinnung in gewissen Schichten des französischen Volkes wird in dem selben Maße schwinden, in dem es uns gelingt, auch Herz und Gemüth der Elfaß-Lothringer dem Deutschen Reiche zuzuwenden. Es ist bekannt, daß in dieser Hinsicht immer noch recht viel zu wünschen übrig bleibt. Nicht so bekannt sind die tieferen Ursachen des unbefriedigenden Zustandes. Sie sind ganz überwiegend sozialer Natur.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst einmal die wirthschaftlichen, nationalen und sozialen Verhältnisse des Reichslandes unmittelbar vor Ausbruch des Krieges. Das Departement des Ober-Rheines, heute der Bezirk Ober-Elfaß, stellte eines der höchstentwickelten Industriegebiete des Festlandes dar. Im Unter-Elfaß dagegen überwog, eben so wie in Lothringen, die landwirthschaftliche Thätigkeit. Sie wurde im Elfaß von Bauern in recht behäbiger Lage, in Lothringen hie und da auch von größeren Gutsbesitzern ausgeübt. Dem Zuge nach dem Westen folgend, fand eine erhebliche Auswanderung der Elfaßer nach dem Innern von Frankreich, insbesondere nach Paris, statt. Dadurch entstanden Lücken in der Bevölkerung, die aber, Dank der regen Nachfrage der elsässischen Industrie nach Arbeitskräften, durch reichliche Zuwanderung von Badenern, Württembergern und deutschen Schweizern rasch ausgefüllt zu werden pflegten. Vom französischen Standpunkte aus betrachtet, waren diese Wanderungsverhältnisse nicht besonders erfreulich. Die ununterbrochen starke Einwanderung aus deutschen Gebieten legte der Gallisirung der unteren Volksklassen große Schwierigkeiten in den Weg. Wie in nationaler Hinsicht die Dinge unter der elsässischen Arbeiterschaft standen, dafür besitzen wir ein vollgiltiges, klassisches Zeugniß.

Aus Ursachen, deren Darlegung zu weit führen würde, gründeten mehrere Fabrikanten Mülhaußens eine Zeitung für Arbeiter. Das Blatt erschien ausschließlich in deutscher Sprache. Warum? „Einfach darum“, erklärten die Herausgeber, „weil die Mehrheit, und zwar die übergroße Mehrheit, des elsässischen Volkes deutsch denkt, deutsch fühlt, deutsch spricht, deutschen Religionunterricht erhält, nach deutscher Sitte lebt und die deutsche Sprache nicht vergessen will. Viele, wir wissen es, reden, lesen und schreiben französisch, und Das ist recht und schön; allein die Selben, die im Französischen geübt sind, denken, fühlen und sprechen dennoch deutsch, und deshalb kommen wir zu ihnen und sprechen die Sprache ihrer Mütter, die Sprache,

in der sie ihre Kinder lieblos und erziehen, ihre Frauen Herzen und ihre sterbenden Eltern trösten."

Das ist ein merkwürdiger Vorgang: antibonapartistisch gesinnte Fabrikanten wollen aus politischen Gründen Anhänger unter der Arbeiterschaft gewinnen. Das ist nicht so leicht. Die Arbeiter des Ober-Elsasses haben sich bei dem letzten Plebiszite für Napoleon erklärt. Man tritt also in deutschem Gewande auf, überzeugt, so noch am Ehesten den Weg zu den Herzen der Arbeiter zu finden. Und Das geschieht wenige Monate vor dem Ausbruche des Krieges, der Elsaß-Lothringen eine deutsche Regierung giebt.

Man sollte meinen, die deutsche Herrschaft würde in den wirklich deutsch verbliebenen Theilen des elsässischen Volkes, also unter Arbeitern und Bauern, ihre Stütze gesucht haben. Bekanntlich hat die deutsche Verwaltung aber, so weit sie überhaupt auf eine Anlehnung an die heimische Bevölkerung bedacht war, ganz vorwiegend die sogenannten Notabeln berücksichtigt, also diejenigen Kreise, die in Bezug auf Familie, Erziehung und Bildung am Innigsten mit dem französischen Volke verwachsen waren und noch sind. Warum Das trotz mancher warnenden Stimme geschehen ist, weiß ich nicht zu sagen. Vielleicht dachte man, die Arbeiter- und Bauernbevölkerung sei dem Deutschthume ohnehin sicher, es gelte also, nur noch die Widerstrebenden zu gewinnen. Vielleicht beurtheilte das doch vorwiegend von altpreussischen Gesichtspunkten beherrschte reichsländische Beamtenthum auch die Lage nach ostdeutschen Verhältnissen. Dort ist ja in der That Derjenige, der die Notabeln, d. h. die Junker, hinter sich hat, auch Herr im Lande. Der Schluß per analogiam auf die elsässischen Verhältnisse lag wohl um so näher, als dort in der That mancherorts Ansätze zu einer Feudalisierung der Industrie vorhanden waren. Die Arbeiterfrage war, wenn man nur den Darstellungen der Arbeitgeber Gehör gab, durch eine umfassende hochherzige Patronage der Fabrikanten gelöst. Jeder Arbeiter hatte sein eigenes Heim und so und so viel Kapital in der Sparkasse. Das Ideal der Carlyleschen „Captains of Industry“ schien verwirklicht zu sein. Der Biograph des Herrn Engel-Dollfuß schildert, wie die deutschen Beamten von ehrfurchtvollen Staunen gegenüber diesen industriellen Magnaten ergriffen waren. „Instinktiv“, schrieb er, „begriffen sie, daß man es da mit einer Ueberlegenheit zu thun hatte, mit einer Macht, mit der man rechnen mußte.“

Es war verhängnißvoll, daß das Elsaß zu einer Zeit an das Reich zurückfiel, in der man bei uns von Sozialpolitik im Ganzen noch recht wenig verstand. Die öffentliche Meinung begann eben erst, die soziale Frage allmählich zu erfassen. In Frankreich und eben so im Elsaß hatte das soziale Problem bereits durch Jahrzehnte im Mittelpunkte der Politik gestanden. Die Februarrevolution war eine Arbeiterrevolution gewesen. Die Regierung des

dritten Napoleon hatte den Arbeiterangelegenheiten eine stetige Aufmerksamkeit geschenkt. Die staatssozialistischen Ideen, die bei uns erst anfangs der achtziger Jahre auftauchten und noch heute so manchem unserer Volksgenossen als eine geniale Entdeckung Bismarcks gelten, hatten in den fünfziger und sechziger Jahren in Frankreich bereits reichliche Früchte getragen. Während der Gefangenschaft in Ham hatte Napoleon sozialwissenschaftliche Studien getrieben und eine Flugschrift über die Beseitigung der Massenarmuth verfaßt. „Die arbeitende Klasse“, schrieb er damals, „besitzt nichts, es handelt sich darum, ihr Eigenthum zu verschaffen. Sie hat nur ihre Arme, und diesen muß eine für Alle nützliche Beschäftigung gewährt werden. Sie steht wie ein Volk von Heloten inmitten eines Volkes von Sybariten. Man muß ihr einen Platz in der Gesellschaft schaffen und ihre Interessen mit dem Boden verknüpfen. Sie ist ohne Organisation, ohne Band, ohne Recht, ohne Zukunft; man muß ihr Recht und Zukunft verschaffen und sie in ihren eigenen Augen erheben durch Assoziation, Erziehung und Disziplin.“

Der Kaiser hatte das Programm des Prätendenten nicht vergessen. Am Tage nach der Krönung hatte Napoleon erklärt: Mein erster Besuch als Kaiser soll den Leidenden gelten. Seitdem wurde unter der unmittelbaren Initiative des Kaisers und seiner Familie zum Besten der arbeitenden Klassen eine Thätigkeit entfaltet, die ihres Gleichen suchte. Bekannt ist der Eifer, mit dem Napoleon die Arbeiterwohnungsfrage erfaßte, bekannt die Sorge für die sanitäre Verbesserung der Städte, insbesondere der Armenquartiere, durch Anlage von Parks und Bädern. Eine große Zahl von Hilfskassen wurde ins Leben gerufen und den Arbeitern schließlich auch das Koalitionsrecht gewährt. Auf Kosten des Staates und der kaiserlichen Schatzkammer konnten Arbeiter die londoner Industrie-Ausstellung besuchen. Ungeachtet des Gesetzes von 1791 wurden die Gewerksvereine der Arbeiter von der Verwaltung geduldet. Oft wandten sich die Arbeiter mit ihren Beschwerden unmittelbar an den Kaiser, der die Angelegenheit dann mit allem Nachdrucke betrieb. Auch über die elsässischen Arbeiterverhältnisse wurde der Kaiser durch geheime Präsekturberichte genau unterrichtet. Die französischen Beamten wußten sehr gut, was es mit der Lösung der sozialen Frage in Mülhausen für eine Bewandtniß hatte. „In meinem Kreise“, schrieb z. B. der Unterpräfekt von Mülhausen, „bestehen weder Arbeitergruppen, die sich durch ein besonders gutes Einvernehmen mit ihren Arbeitgebern, noch solche, die durch einen ausnahmweise feindseligen Sinn gegen diese hervortragen würden. Haben auch einige Fabrikanten Etwas gethan, — die gegenseitigen Gefühle des Wohlwollens und Vertrauens sind weit entfernt, so allgemein und so aufrichtig zu sein, als man es wünschen würde und ein Recht hätte, es zu erwarten. Die Arbeiter sind zu einer harten Arbeit um geringen Lohn verurtheilt. Der Arbeitgeber wird

und wird vielleicht noch lange Zeit als Feind betrachtet werden. Die Fabriken gedeihen durch die Thatkraft der Unternehmer und durch die Niedrigkeit der Löhne.“ Und noch unerfreulichere Berichte wurden aus anderen Kreisen des Bezirkes erstattet; z. B.: „Der Luxus der Industriellen, ihr Egoismus, ihr Hochmuth, drei Fehler, die ihnen allgemein zukommen, bringen es mit sich, daß sie von der armen und erniedrigten Klasse verabscheut werden; ein Glück, daß diese wenig Einsicht und Energie besitzt.“

Diesen Zuständen gegenüber trat die neue deutsche Verwaltung als „ahnungsloser Engel“ auf. Es konnte zunächst natürlich gar nicht anders sein. Das gebe ich gern zu. Deutschland und insbesondere die politisch ausschlaggebenden Theile des Reiches standen in ihrer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung ja hinter dem Elsaß zurück. Aber die Haltung der straßburger Regierung änderte sich auch dann noch nicht, als der Gang der Dinge schon den weitesten Kreisen Deutschlands die Bedeutung des sozialen Momentes zum Bewußtsein gebracht hatte. Anstatt im Elsaß an die Spitze der sozialen Reformbewegung zu treten, verschmähte man es sogar, die sehr bescheidenen Errungenschaften, die Deutschland allmählich auf dem Gebiete der Sozialreform aufweisen konnte, in das Reichsland zu übertragen. So entwickelte sich der traurige Zustand, daß das Elsaß an den Fortschritten, die Frankreich machte, keinen Theil hatte, weil es nicht mehr französisch war, und der Segnungen deutscher Reformen entbehrte, weil es früher nicht zu Deutschland gehört hatte. So blieb im Elsaß das durchaus ungenügende Fabrikgesetz von 1841 bestehen, welches das zweite Kaiserreich unmittelbar vor seinem Untergange ernsthaft zu verbessern im Begriffe gewesen war. Und was Napoleon nicht mehr auszuführen vermocht hatte, Das besorgte die dritte Republik durch das Fabrikgesetz von 1874. In Deutschland gelang es ferner Ende der siebziger Jahre, die Fabrikaufsicht obligatorisch zu machen. Im Elsaß blieb Alles beim Alten; denn dort hatte ja die deutsche Gewerbeordnung und ihr Arbeiterschutz keine Geltung. Dieser Zustand dauerte bis ins Jahr 1888. In Frankreich gewährte die Regierung, ungeachtet des Gesetzes von 1791, den Gewerkvereinen der Arbeiter die administrative Duldung, und im Jahre 1884 wurde unter Waldeck-Rousseau dieses der Entwicklung wirtschaftlicher Korporationen so nachtheilige Gesetz überhaupt abgeschafft. Im Elsaß blieb es bestehen, und wenn altdeutsche Arbeiterorganistoren Versuche unternahmen, die Elsässer beruflich zu organisiren, dann trat auch noch der bekannte Diktaturparagraph in Wirksamkeit. Das Gesetz betreffend den Unterstützungswohnsitz wurde ins Elsaß nicht eingeführt. Auch das plutokratische Steuersystem Frankreichs blieb erhalten. Selbst heute besitzt das Reichsland noch keine Einkommensteuer, gerade so wie Frankreich, dem dieser Mangel von deutschnationaler Seite oft genug vorge-

worfen wird. Wie es mit der Vertretung der elsäß-lothringischen Bevölkerung bestellt ist, zeigt drastisch die Zusammensetzung des reichsländischen Parlamentes. Es besteht durchaus aus Angehörigen der hohen und höchsten Bourgeoisie: Fabrikanten, Rentiers, Bankiers, Notaren, Gutsbesitzern und Bürgermeister.

Wer sich diese „Sozialpolitik“ der deutschen Regierung des Reichslandes vergegenwärtigt — und ich habe nur einige der nächstliegenden Momente berührt —, wird sich kaum darüber wundern, daß die arbeitenden Klassen allmählich zu einer immer schärferen Opposition übergegangen sind. Diese Stimmung fand früher in protestlerischen und Merikalen Wahlen ihren Ausdruck. Neuerdings findet die Sozialdemokratie als schärfere Oppositionspartei Boden. Schon seit einigen Jahren wird Mülhausen, neuerdings auch Straßburg, durch sozialdemokratische Abgeordnete im Reichstage vertreten. In Mülhausen wurde eine nun unterdrückte Arbeiterzeitung herausgegeben, gegen welche die altdeutschen sozialdemokratischen Blätter, „Offenburger Volksfreund“ und „Vorwärts“, nach der Versicherung des gegenwärtigen preussischen Ministers des Inneren und ehemaligen Unterstaatssekretärs von Elsaß-Lothringen die „reine Limonade“ sein sollen. Ob jetzt, nach fünfundsiebenzig Jahren, die seit der Annexion verfloßen sind, einer entschieden reformfreundlichen Haltung der Regierung noch nationale Eroberungen winken könnten, — Das braucht um so weniger erörtert zu werden, als heute auf einen Umschwung in diesen Dingen weniger denn je gerechnet werden kann. Wie bisher nur das Reichsland, so soll jetzt allem Anschein nach das gesammte Reich regiert werden.

Ich wende mich von dem Südwesten nach dem Nordosten, nach Oberschlesien, Posen, Ost- und Westpreußen. Es ist das Gebiet der Polenfrage, das wir jetzt betreten. Auf die Wandlungen der Polenpolitik brauche ich nicht einzugehen. Es genügt, festzustellen, daß trotz Alledem und Alledem, trotz Bismarck und Falk, das polnische Element seit Beginn der sechziger Jahre im Vordringen begriffen ist. Auch hier sind die letzten Ursachen wirtschaftlich-sozialer Art, wie neuerdings durch die Untersuchungen des Professors Max Weber über die Landarbeiterverhältnisse im Osten unwiderleglich dargethan worden ist.

Bisher war die herrschende Arbeitverfassung für die Rittergüter des Ostens das Instenverhältnis. Der Gutsbesitzer sicherte sich durch Vertrag auf längere Zeit die Arbeitskraft einer ganzen Arbeiterfamilie. Diese Familie wohnte in einem Stuten, der auf dem Boden des Gutsherrn stand, und mußte stets bereit sein, für die landwirtschaftlichen Arbeiten einen Mann und einen Gehilfen, den Scharwerker, zur Verfügung zu stellen. Der Tagelohn war allerdings gering, aber der Insten empfing, außer dem Genuß der Wohnung, in der Regel auch etwas Gartenland. Sodann wurden einige Morgen Landes in den gutsherrlichen Schlägen für den Insten bestellt. Und

endlich hatte dieser noch das Recht, während des Winters das Getreide des Herrn gegen einen bestimmten Bruchtheil des Erdrusches auszudreschen. Da dieser oft mehr betrug, als der Insten selbst brauchte, so konnte der Mann auch noch Getreide verkaufen. Er hatte also, gleich dem Gutsherrn, ein Interesse an hohen Getreidepreisen.

Diese Arbeitsverfassung des Ostens geht nun ihrer Auflösung entgegen. Das feste Band gewisser gemeinsamer Interessen, das früher Gutsherr und Arbeiter umschloß, wird von Tag zu Tag loser und lockerer. Auf Seite der arbeitenden Bevölkerung wächst der Sinn für Unabhängigkeit, auf Seite des Gutsherrn wird unter dem Drucke der inneren und auswärtigen Konkurrenz an den Produktionskosten möglichst gespart. Vom privatwirtschaftlichen Standpunkte des Unternehmers aus gesehen, fallen aber auch die Löhne unter die Produktionskosten. Man trachtet also danach, die Arbeiter nur genau für diejenige Zeit bezahlen zu müssen, während welcher man ihrer bedarf. Der Uebergang zur intensiveren Wirtschaft und die Angliederung industrieller Betriebe setzen den früher leidlich stetigen Arbeiterbedarf großen Schwankungen aus. Das Dreschen, das vormem vielen Landarbeitern eine angemessene Arbeit Gelegenheit während des Winters darbot, wird heute von der Maschine rasch erledigt. Es fehlt daher im Winter an Beschäftigung, während namentlich um die Erntezeit eine ungemein große Nachfrage nach Lohnarbeit auftritt. Diese Veränderungen haben das alte Instenverhältnis erschüttert. Stellt sich der Gutsbesitzer die Frage: Wie kann ich mir die notwendige Arbeit am Billigsten beschaffen? dann fällt sie zu Gunsten der russisch-polnischen Wanderarbeiter aus. So verdrängt, langsam, aber sicher, der bedürfnislose, unterwürfige Slave den Deutschen. Die deutschen Landarbeiter des Ostens, die bei der übermäßigen Ausdehnung des Großgrundbesitzes weder je zur Selbständigkeit gelangen noch ein ausreichendes Lohn-Einkommen erwerben können, verlassen die Heimath. Sie wenden sich den Industriebezirken und Großstädten Westdeutschlands oder überseeischen Gebieten zu. Schon jetzt verlangt man in Ostpreußen, daß den russischen Wanderarbeitern die Selbstmachung gestattet werde. „Vor Jahrhunderten haben deutsche Bauern,“ bemerkt Weber, „gerufen von den slavischen Großen, im Interesse des wirtschaftlichen Fortschrittes und der Hebung der Bodenerträge, die deutsche Kultur in den Ober- und Weichselgebieten begründet, heute ruft der kapitalistische Großbetrieb des Ostens, in seinem Bestande bedroht durch die Machtverhältnisse zu Gunsten der deutschen Arbeiterschaft, die Slaven ins Land. Das ist der große Gegensatz zwischen damals und jetzt, ein deutlich redendes Merkmal der Umgestaltung der ländlichen Arbeitsverfassung und zugleich der entscheidende Punkt in der gegenwärtigen Situation, welche, konsequent weiter entwickelt, die deutsche Kultur im Osten vor die Existenz-

frage stellen wird. Unter dem Zeichen des Kapitalismus wird dem Deutschtume der Sieg über die slavische Propaganda verjagt bleiben.“

Der einzige Rettungsweg liegt in der inneren Kolonisation. Wird diese in großem Maßstabe und mit sachverständiger Energie betrieben, so kann es gelingen, daß ein Teil der deutschen Landarbeiter zu Bauern emporsteigt, so in der Heimath verbleibt und dadurch die Heimath dem Deutschtume erhält. So ist also auch in den nordöstlichen Marken des Reiches die soziale Reform ein Gebot nationalpolitischer Klugheit.

Ein drittes Gebiet, aus dem in neuerer Zeit unaufhörlich Klagen über Rückgang und Verdrängung deutschen Wesens erschallen, ist Oesterreich.

Es war wohl eine der segensreichsten Thaten des Fürsten Bismarck, daß er 1866 die Annerion österreichischer Gebiete verhindert und dadurch die Möglichkeit einer rascheren politischen Annäherung Deutschlands an Oesterreich geschaffen hat. Dank dieser Politik besitzt heute das Deutsche Reich an Oesterreich einen zuverlässigen Nachbarn und Bundesgenossen. Das freundnachbarliche Verhältniß zum Reiche wird in Oesterreich zur Zeit nicht nur von den Deutschen, sondern auch von den politisch sehr einflußreichen Polen und Ungarn gebilligt. Allerdings wurzelt bei diesen Nationalitäten diese Zustimmung nicht in Gefühlsregungen, sondern in einer sehr nüchternen Abwägung der Vor- und Nachtheile. Nur ihr Kopf, nicht ihr Herz gehört den Deutschen des Reiches. Auf die österreichischen Polen und die Ungarn kann also Deutschland nicht unbedingt zählen; eben nur so lange, als das Bündniß den Interessen auch dieser Nationalitäten dient. Einzig und allein bei den Deutschösterreichern besitzt das Bündniß in Folge der unauslöschlichen Sprach- und Kulturgemeinschaft Grundlagen, die über die Fluthen wechselnder realer Interessen erhaben sind.

Schon aus diesem Grunde wird das Deutsche Reich von den Veränderungen, die in der Machtstellung der Deutschöreicher erfolgen, empfindlich berührt. Ueberdies bedeutet jeder Verlust der Deutschen in Oesterreich eine Stärkung der panslavistisch angehauchten, dem Reiche feindselig gesinnten Tschechen und Südslaven. Ob Oesterreich sich einst auch in der auswärtigen Politik als ein Slavenstaat erweisen wird, in dem die kulturell fortgeschrittensten Slaven, die Tschechen, den Ton angeben würden, Das hängt in erster Linie von der Entwicklung der Dinge in Böhmen ab. Ich werde daher nur auf die nationalen Verhältnisse dieses Landes hier Rücksicht nehmen.

Für die nationale Betrachtung zerfällt das Reich der Wenzelskrone in drei Gebiete: nämlich in die deutschen, die tschechischen und die gemischten Bezirke. Hierbei wird ein Bezirk einer Nation ausschließlich zugeschrieben, wenn mehr als drei Viertel seiner Bevölkerung ihr angehören. Andere Bezirke gelten als gemischt. Man zählt dann in Böhmen 34 deutsche, 48 tschechische



und 9 gemischte Bezirke. Bekanntlich erfüllen die czechischen Bezirke im Allgemeinen das Innere des Landes, während sich das deutsche Sprachgebiet längs der nordöstlichen, nordwestlichen, westlichen und südlichen Grenze erstreckt.

Eine genauere Ermittlung der Umgangssprache hat zum ersten Male im Jahre 1880 stattgefunden. Im Jahre 1890 ist die Erhebung wiederholt worden. An der Hand dieser Daten, die die amtliche Statistik geliefert hat, ist es möglich, die Verschiebungen zu verfolgen, die während des genannten zehnjährigen Zeitraumes in der Stellung beider Nationalitäten zu einander sich vollzogen haben. Die Zahl der Tschechen im deutschen Gebiete ist von 88 814 auf 100 570, also um 11 756 gestiegen, die der Deutschen im czechischen Gebiete von 158 336 auf 152 500, also um 5836 gesunken. In den gemischten Bezirken hat das czechische Element doppelt so rasch zugenommen als das deutsche. So zeigt die Statistik mit unverkennbarer Deutlichkeit einen Rückgang des Deutschtums unter den Tschechen und einen Fortschritt der Tschechen im deutschen Sprachgebiete. Dazu kommt noch, daß die Resultate der Zählung angeblich etwas zu Gunsten der Deutschen modifiziert worden sind. Noch ernster und besorgnißerregender wird die Lage, wenn man die natürlichen Zunahmeverhältnisse beider Volksstämme untersucht. Die Deutschen haben für die zehnjährige Periode ein Wachstum von 6,8 Prozent, die Tschechen ein solches von 9,76 Prozent aufzuweisen. Wären also nur die natürlichen Zunahmeverhältnisse für die Zukunft beider Nationalitäten maßgebend, dann ständen nach etwa 50 Jahren 3 Millionen Deutsche bereits 6 Millionen Tschechen in Böhmen gegenüber, während heute das Verhältnis der Deutschen zu den Tschechen noch ist wie 2 : 3.

In welchen Ursachen wurzelt nun die langsamere Vermehrung des deutschen Elementes? Viele werden zur Annahme neigen, daß die Geburtenziffer der Deutschen hinter derjenigen der Tschechen zurückbliebe. Das ist durchaus nicht der Fall. Es sind im Gegenteil die Deutschen, die die höchste Geburtenfrequenz erreichen. Der langsamere Fortschritt des deutschen Volkstumes ist durchaus eine Folge hoher Sterblichkeit. Will man die Ursachen der größeren Sterblichkeit ergründen, so muß die Sterblichkeit nach Altersklassen und lokalen Verhältnissen gesondert werden. Jeder Statistiker weiß, daß die allgemeine Sterbeziffer vornehmlich von der Säuglingsterblichkeit, also den Todesfällen, die vor zurückgelegtem ersten Lebensjahre eintreten, abhängig ist. Die Deutschböhmen, namentlich die östlich der Elbe, die Bewohner des Lausitzer, Iser- und Riesengebirges, weisen nun in der That eine geradezu erschreckende Kindersterblichkeit auf. Es giebt Gebiete, in denen zwei Fünftel der Neugeborenen vor Erreichung des ersten Lebensjahres dahingerafft werden, während bei den Tschechen nur der fünfte oder höchstens vierte Theil der Säuglinge dem Tode zur Beute fällt.

Um die nationale Tragweite dieser Zustände richtig zu würdigen, müssen wir uns Folgendes vorstellen. Im Jahre 1890 sind von 69 029 Neugeborenen 22 411 im ersten Lebensjahre verstorben. Gelänge es, die deutsche Säuglingssterblichkeit auf eine normale Stufe herabzubringen, etwa auf die Ziffer, die Preußen aufweist, nämlich 20 Prozent, so blieben jährlich 8000 bis 9000 Kinder mehr am Leben; Das bedeutete also in zehn Jahren einen Gewinn von 80—90 000 für das deutsche Volksthum.

Im Uebrigen ist die Sterblichkeit auf Seiten der Deutschen nicht nur im Kindesalter, sondern auch in späteren Lebensjahren größer als die der Tschechen. Die tschechische Bevölkerung ist zum überwiegenden Theile in der Landwirtschaft, die deutsche im Gewerbe, namentlich in der Textil-, Glas- und Porzellan-Industrie thätig. Die deutschböhmisches Industrie hat zweifellos ungeheuerer Reichthümer geschaffen, sie hat aber auch die Lebenskraft der deutschen Arbeiterbevölkerung, namentlich im nordöstlichen Böhmen, ungemein geschwächt. Die Zahl der zum Militärdienst tauglichen Fabrikarbeiter in den Industriebezirken von Reichenberg, Gablonz und Friedland ist minimal.

Ist auch durch die österreichische Arbeiterschutzgesetzgebung die früher übermäßig lange Arbeitszeit etwas abgekürzt, die Nachtarbeit der Frauen verboten und die Beschäftigung jugendlicher Arbeitskräfte eingeschränkt worden, so sind doch die Lohn-, Ernährungs- und Wohnungsverhältnisse noch immer als überaus ungünstige zu bezeichnen. Nach einer von der Reichenberger Handelskammer aufgenommenen Statistik bezog der vierte Theil der männlichen Arbeiter einen Wochenlohn von 7 Mark und weniger; die Hälfte 7 Mark bis 12 Mark; von den Arbeiterinnen aber erhielt die Hälfte nur 5 Mark und weniger, zwei Fünftel über 5 Mark bis 6,70 Mark. Dabei ist der Lebensunterhalt durchaus nicht wohlfeil. Die in Oesterreich herrschende Oligarchie der großen Grund- und Kapitalbesitzer hat bisher noch immer eine Reform der Besteuerung, die den Grundsätzen der Gerechtigkeit entsprechen würde, zu verhindern gewußt. Die Staatslasten sind mittels der Verbrauchsabgaben auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zum großen Theile der misera contribuens plebs zugeschoben worden. In der Ernährung spielen Kartoffel und Cichorienkaffee eine Hauptrolle. Daher der schöne Vers: „In Böhmens fernstem Winkel trifft Du die Brüder Tschinkel“ u. s. w. (Inhaber einer großen Cichorienfabrik).

In Reichenberg bestehen 57 Prozent der Wohnungen aus einem einzigen Zimmer, 74 Prozent der Wohnungen dienen zugleich als Werkstätte, 64 Prozent der Wohnungen haben keine Küche. So zehren die gesundheitsschädlichen Einwirkungen gewisser Arbeitprozesse der Textil- und Glasindustrie und der elenden Wohnungsverhältnisse gemeinsam am Marke des Volkes. Die Verheerungen, welche die Tuberkulose, Syphilis und andere Infektionskrankheiten

unter diesen Umständen anrichten, sind so fürchterlich, daß mancher Arzt bereits an der Möglichkeit zweifelt, diese Bevölkerungsschichten durch hygienische und soziale Reformen physisch zu regeneriren.

Der Wanderer, der die von der Natur so reich ausgestatteten malerischen Gauen des deutschen Böhmerlandes durchzieht, wird von dem herrschenden Elende, das ihm entgegenrinst, tief erschüttert und an die grauigen Nachtbilder gemahnt, die Friedrich Engels in den vierziger Jahren von der Lage der arbeitenden Klassen in England vorgeführt hat.

In engem Zusammenhange mit diesen Zuständen stehen die Wanderungsverhältnisse. In dem Zeitraum von 1880 bis 1890 hat aus den czechischen Bezirken insgesammt eine Mehrauswanderung von nahezu 227 000 Personen stattgefunden. Nur ein geringer Theil von ihnen, 34 568, haben sich anderen czechischen Bezirken in Böhmen zugewendet; die übrigen 192 432 sind in deutsche Bezirke Böhmens, in andere Theile Oesterreichs oder in das Ausland fortgezogen.

Unter den obwaltenden Zuständen liegt in den deutschen Industriegegenden Böhmens oft wirklich ein Bedürfniß nach czechischer Zuwanderung vor. Gelegentlich der vom Gewerbeausschusse des österreichischen Abgeordnetenhauses veranstalteten Enquête erklärte z. B. ein deutscher Zimmermeister aus Brüx: „Wir haben in unseren Gegenden zeitweise so viel Arbeit, daß Noth an Arbeitern entsteht und daß wir froh sind, wenn wir auch aus dem czechischen Gebiete Arbeiter bekommen können.“ Insbesondere mußte der starke Arbeiterbedarf, den die Entwicklung des Braunkohlenbergbaues hervorrief, zum größten Theil durch Czechen gedeckt werden. „Der Versuch, deutsche Grubenarbeiter aus dem Erzgebirge heranzuziehen, scheiterte hauptsächlich an der physischen Untauglichkeit der an die harte Arbeit nicht gewöhnten Gebirgsbewohner“. So fallen ehemals durchaus deutsche Gebiete, wie die Teplitzer, Brüxer und Komotauer Gegend, der Slavisirung anheim.

Warum verläßt aber eine so große Zahl von Czechen die Heimath? Ein Theil mag, erfüllt von der slavischen Idee, in deutsche Gebiete ziehen, um dort, im Lager der verhassten Deutschen, das Panier des Slavismus zu entrollen. Das ist aber nur eine kleine Gruppe der Auswanderer. Die überwältigende Mehrheit der Czechen zieht, trotz inniger Heimathliebe und regem Familiensinn, einfach deshalb in die Fremde, um leben zu können. Diese Möglichkeit ist in vielen czechischen Gegenden für einen beträchtlichen Theil des natürlichen Zuwachses einfach nicht vorhanden. Fragen wir, woher die meisten Auswanderer kommen, so sind es die Gebiete des überwiegenden Großgrundbesitzes. Dort drückt die geringe Nachfrage nach Arbeitskräften, wie sie aus der oft recht extensiven Wirthschaftsweise der großen Herrschaften sich ergibt, den täglichen Arbeitslohn selbst auf 35 bis 70 Pfennige herab. Für

die ungeheuren Besitzungen der böhmischen Magnaten fehlt häufig das nöthige Betriebskapital, um eine intensivere, eine zahlreichere Bevölkerung anständig ernährende Wirthschaftsweise einzuführen. Hat doch selbst Fürst Schwarzenberg einmal erklärt: „er und jeder böhmische Landwirth seien wegen mangelnden Betriebskapitales gezwungen gewesen, von der intensiveren zur extensiveren Wirthschaft überzugehen“. Dem Großgrundbesitz kommt in Böhmen seit der Schlacht am Weißen Berge und der Gegenreformation eine übermäßige Ausdehnung zu. Nahezu 28 Prozent der Fläche befinden sich in den Händen von 362 Personen. Fürst Schwarzenberg verfügt über 176 000 Hektar oder den neunundzwanzigsten Theil des Königreiches. Und gerade aus dem „Königreich Schwarzenberg“ findet eine überaus starke Auswanderung statt. Viele Vertreter des Hochadels oder des sogenannten historischen Adels besitzen 20 000 bis 40 000 Hektar. Es wäre verlockend, an der Hand einiger in der letzten Zeit erschienenen Werke (z. B. Gindelys Geschichte der Gegenreformation in Böhmen, Leipzig 1893, und Grünbergs Bauernbefreiung in Böhmen, Leipzig 1894) auf die Art und Weise einzugehen, wie diese ungeheuren Besitzungen erworben worden sind. Es würde sich zeigen, daß Niemand mehr die Ergebnisse einer unabhängigen Geschichtsforschung zu scheuen hat als gerade der „historische“ Adel. Aber lassen wir die Vergangenheit ruhen. Der böhmische Großgrundbesitz gehört noch nicht der Vergangenheit an. Er beherrscht die Gegenwart in empfindlichster Weise. Plinius schrieb einst: „Latifundia perdidere Italiam“. „Die Latifundien vernichten das deutsche Volksthum im Osten des Reiches und in Böhmen“, könnte man sagen. Wird solchen Entwicklungstendenzen nicht Einhalt geboten, so geht mit Naturnothwendigkeit der Einfluß des deutschen Volkes in Böhmen von Tag zu Tag zurück. An die Stelle der deutschen Hegemonie in Oesterreich tritt die der Slaven. Das Deutsche Reich ist dann umgeben von Frankreich, von einem ausschließlich slavischen Staate wie Rußland und einem Oesterreich, in dem die Deutschen zu einer hoffnungs-, macht- und einflußlosen Minorität herabgedrückt sind.

Es erhebt sich die Frage: wie hat es so weit kommen können? Geschieht denn gar nichts, um dieser verhängnißvollen Entwicklung entgegenzutreten?

Es ist nur deshalb so weit gekommen, weil die oberen Schichten des deutschen Stammes in Böhmen die enge nationale Interessengemeinschaft, die sie mit den unteren, den arbeitenden Klassen verbindet, allzu sehr vergessen haben. Gar viele der deutschen Fabrikherren in Böhmen denken, trotz ihrer streng nationalen Gesinnung, gar nicht daran, daß der engbrüstige, hohlwangige Weber, der in seiner elenden Hütte, droben im Gebirge, vom frühen Morgen bis zum späten Abend „wirkt“, um bei Brot, Kartoffeln und sogenanntem Kaffee ein kümmerliches Dasein zu fristen; daß das bleiche

Mädchen, das unter dem betäubenden Lärm der Schnellschützen am Kraftstuhle steht; daß der hustende Mann, der am Rade für funkelnde Kronleuchter Prismen schleift; daß der halbnackte Arbeiter, der das Rohr in die glühende Glasmasse taucht und sie zu wundervollen Formen ausbläst; daß der Spinner, der das Wirbeln von Hunderten von Spindeln überwacht; daß die Andreher, Weiser, Puzer, Rauher, Walker und Scheerer, die Zettler und Spuler, die Fehler und Hasplerinnen; daß die blutarmen Spizenklöpplerinnen des Erzgebirges und die Porzellanarbeiter des westlichen Böhmens, — daß all diese Leute auch „deutsches Volk“ sind, ja sogar die große Mehrheit des deutschen Stammes in Böhmen bilden, und daß von ihrer Lage die Zukunft der deutschen Nationalität in Böhmen in erster Linie abhängig ist. Es werden in Böhmen unendlich viele von „nationaler“ Begeisterung tiefende Reden gehalten. Wenn man aber genauer zusieht, so wird von den Liberalen unter deutschem Volk in der Regel nur das kleine Häuflein der hohen Bourgeoisie, von den Nationalen das durch die wirtschaftliche Entwicklung bereits arg zurückgedrängte Kleinbürgertum verstanden. An die arbeitenden Klassen denkt man kaum. Zwischen den breiten, politisch rechtlosen Massen des Volkes und der maßgebenden, vom großen Grund- und Kapitalbesitze getragenen liberalen Partei gähnt sogar eine unüberbrückbare Kluft. Deshalb fürchtet diese Partei der Industriearbete, Hof- und Verwaltungsräthe auch nichts mehr als die Ertheilung politischer Rechte an die arbeitenden Klassen. Um Dies zu verhüten, hat sie jetzt sogar eine Koalition mit den ärgsten politischen und nationalen Gegnern abgeschlossen. Es war hart, aber im Wesentlichen durchaus zutreffend, wenn das Organ der Prager Statthalterei vom 15. Oktober 1893 angesichts des Entrüstungsturmes, den die deutsch-liberalen Kreise Böhmens gegen die Steinbachsche Wahlreform in Szene setzten, Folgendes schrieb:

„Ueber dreißig Jahre haben es gewisse Schichten verstanden, sich im Glanze ihrer Vorrechte zu sonnen, über dreißig Jahre fanden Großgrundbesitzer, Fabrikanten und die reichen Elemente in den Städten und auf dem Lande Gefallen an ihrer bevorzugten Stellung, die ihnen ausschließlich das Recht einräumte zur Wahl der Gesetzgeber. Und heute, nachdem die Regierung auch andere Volksschichten zu Wählern machen will, Schichten, die auch ihre guten Verdienste haben für den Bestand des Reiches, da erheben diese bisher bevorrechteten Wähler ihre Stimmen gegen das edle Beginnen der Regierung. Wie soll man sich sonst den Reformantrag erklären, den an diesem Freitag die deutschen Abgeordneten der Linken im Reichsrathe gegen die Wahlreformvorlage der Regierung eingebracht haben? Und wie anders soll man sich den Verzweiflungsschrei der Reichsberger Handelskammer erklären, der gewiß einen Widerhall finden wird in allen übrigen Handelskammern und Fabrikantentreisen überhaupt? Der blasse Neid spricht aus ihnen und die Furcht, ihr dreißigjähriges Privilegium zu verlieren, das sie benutzt haben zur Ausbeutung und Bereicherung auf allen Gebieten.“

Dieser Mangel an Verständniß für die Interessen und die Gefühle des Volkes, den man den herrschenden Klassen im deutschen Böhmen vorwerfen muß, oder dieser „patrizische Zug“, wie mildere Beurtheiler sich ausdrücken, hat es aber auch zu einem nicht geringen Theile mit verschuldet, daß die Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen sich so unheimlich gestaltet haben, als sie es heute sind.

Ein Wiener Volkslied läßt den lieben Herrgott erklären, zum „Ziegel-schupfen“ habe er den Böhmen (d. h. den Tschechen) gemacht. In der That, noch heute ist selbst unter den Deutschen Böhmens die naive Auffassung noch immer nicht ganz ausgestorben, die Existenzberechtigung des tschechischen Volkes bestehe hauptsächlich darin, die deutschen Gebiete mit fleißigen, kräftigen, billigen, anspruchslosen und unterwürfigen Dienstboten, Ammen, Lehrlingen und Arbeitern zu versorgen. Da diese Leute dann aber das Brot deutscher Herrschaften äßen, so sei es ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, sich vollkommen zu entnationalisiren und allmählich im Deutschtume aufzugehen. Man ist entrüstet darüber, wenn diese tschechischen Minoritäten, die so durch die starke Einwanderung tschechischer Arbeitskräfte im deutschen Sprachgebiete entstanden sind, von den ihnen gesetzlich zustehenden Rechten, tschechische Schulen zu erhalten, auch Gebrauch machen. Es sind doch nur Arbeiter, keine Bürger, keine direkten Steuerträger! Die indirekte Steuerlast, unter der die Arbeiter seufzen, pflegt man von oben her ja so gern als eine bloße Bagatelle hinzustellen. Und als man endlich begriff, daß die nationale Bewegung im tschechischen Volke kein muthwillig angefachtes Strohfeuer darstelle, daß dieses Volk in seiner kulturellen Entwicklung die erstaunlichsten Fortschritte aufweise, da meinte man doch immer noch, durch gekünstelte Wahlordnungen und ein stramm centralistisches, den Schwerpunkt aller wichtigen Entscheidungen nach dem deutschen Wien verlegendes Regiment die Oberherrlichkeit des deutschen Stammes in Oesterreich und dadurch auch in Böhmen sichern zu können.

Nun kann aber der Gedanke des bürokratischen Centralismus kaum für ein anderes Reich so schlecht passen wie für Oesterreich. Die ungeheuren Verschiedenheiten der historischen, nationalen, kulturellen, wirtschaftlichen, sozialen und politischen Entwicklung fordern mit allem Nachdrucke eine föderalistische Gestaltung. Die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder lassen sich nicht in bloße Departements und Präfekten-Paschalis auflösen; Wien kann die politische Stellung von Paris niemals erringen.

Und wie das deutsche Interesse in verderblichen Gegensatz gestellt worden ist zu der Oesterreich allein gerecht werdenden föderalistischen Idee, so hat man es bis auf den heutigen Tag auch immer gegen jeden zeitgemäßen demokratischen Fortschritt ausgespielt. So konnte denn den Tschechen der Ansturm gegen eine Politik nicht besonders schwer fallen, die durch die

konkreten Zustände und durch die herrschenden Zeitströmungen verurteilt wird. Es ist, vom deutsch-böhmischen Standpunkte aus betrachtet, eine betrübende Tatsache, daß heute, abgesehen von den wiener Demokraten und Arbeiterführern Adler, Kronawetter und Bernerstorfer, die modernsten Politiker Oesterreichs, Männer wie Framarz, Raizl, Masaryk, Kaunic, Czechen sind.

Eben so verfehlt wie die allgemeine Politik der Deutschböhmen ist auch die von ihnen im nationalen Kampfe beobachtete Taktik. Die Liberalen geben sich der Hoffnung hin, mittelst des Deutschen Schulvereines und einer rücksichtslosen Ausnutzung der sozialen Machtstellung das Deutschtum retten zu können. Der Schulverein hat die Aufgabe, den Deutschen dort, wo sie nicht zahlreich genug sind, um von Gemeindegewegen eine deutsche Schule zu erhalten, eine solche auf Kosten des Vereines zu eröffnen. Das ist gewiß ein höchst anerkennenswerthes Ziel. Allein das Deutschtum ist nicht nur an der Sprachgrenze oder auf den Sprachinseln bedroht, die größten Gefahren ergeben sich für das deutsche Volksthum viel mehr aus der Tatsache, daß die physische Lebenskraft der Deutschen hinter derjenigen der Czechen zurückbleibt. An diesen Zuständen kann der Schulverein selbstverständlich nichts ändern. Während man den auf die Förderung des Schulvereins gerichteten Bestrebungen nur vorwerfen kann, daß dieses Mittel eben nicht entfernt ausreicht, muß aber die Ausnutzung der sozialen Machtstellung als nationales Kampfmittel gegen die Czechen gerade im deutschen Interesse entschieden abgelehnt werden. Es handelt sich da um Gegenden, in denen deutsche Arbeitgeber czechische Arbeiter beschäftigen. Es kommt nun vor, daß diese unter Androhung der Entlassung gezwungen werden, ihre Kinder in deutsche Schulen zu schicken. Und nicht nur Dies. Es wurde mir von einer durchaus glaubwürdigen und höchst achtbaren Persönlichkeit versichert, man habe in einzelnen Fällen sogar diesen Kindern czechischer Eltern verboten, auf der Straße, ja selbst zu Hause mit ihren Eltern czechisch, also ihre Muttersprache, zu sprechen. Natürlich werden dadurch nur fanatische Feinde des Deutschtumes herangezogen.

Größeres Verständniß für die nationale Sache haben der Böhmerwald-Bund, wie die Kleinbürgerliche und somit den Volksempfindungen immerhin näherstehende deutsche Nationalpartei bewiesen. Sie haben sich bemüht, die deutschen Gebiete mit deutschen Arbeitskräften zu versorgen; sie haben durch Gründung von Volksbibliotheken die Schätze deutscher Kultur auch den unteren Schichten zu vermitteln versucht; sie haben Manches zur Hebung der sozialen Lage der deutschen Handwerker unternommen. Leider sind die Werke der deutsch-nationalen Partei in neuerer Zeit immer mehr mit der Propaganda für den Antisemitismus verquickt worden.

Man könnte sich über die unzulängliche Thätigkeit der bürgerlichen Parteien trösten, wenn die Arbeiter in der Lage wären, selbst ihre Interessen

ausreichend zu wahren. Das trifft aber in keiner Weise zu. Vom Wahlrechte vollständig ausgeschlossen, in den Bestrebungen für berufliche oder politische Organisation auf Schritt und Tritt durch die feindliche Uebermacht der Staatsgewalt oder der Arbeitgeber behindert, unter einem Uebermaße körperlicher Erschöpfung leidend, ist ein großer Theil von ihnen nicht mehr im Stande, die Erhebung ausschließlich aus eigener Kraft zu bewirken. Diese reicht in einzelnen Gegenden nur noch zu einer verzweifelten Hungerrevolte hin. Szenen, wie sie Gerhart Hauptmann in den „Webern“ schildert, haben sich erst in den letzten Jahren wieder im Fergergebirge ereignet.

Ob noch rechtzeitig eine Umkehr erfolgen wird, ob die besitzenden Klassen ihre nationale Interessengemeinschaft mit dem arbeitenden Volke begreifen werden, ehe es zu spät wird, ob sie das Deutschtum vor den dem Untergange geweihten Ideen des bureaucratischen Centralismus und des ultra-liberalen Liberalismus befreien, ob sie es mit den demokratischen sozialpolitischen Strömungen, denen die Zukunft gehört, in Einklang zu setzen wissen werden, das Alles ruht noch im Zeitenschoße. Ich wage nicht, über den thatsächlichen Gang der Ereignisse eine Vermuthung zu äußern. Aber mit voller Bestimmtheit kann man sagen, daß der deutsche Stamm in Böhmen nur dann seine Stellung behaupten wird, wenn es gelingt, durch soziale Reformen die körperlichen Zustände der deutschen Arbeiterbevölkerung wesentlich zu verbessern, durch eine innere Kolonisation großen Stiles die Bevölkerungskapazität des tschechischen Sprachgebietes zu erweitern und auf diesem Wege den Antrieb zur Auswanderung für die Tschechen erheblich abzuschwächen.

Erst dann, wenn die Deutschen Böhmens zur wirtschaftlich hohen Entwicklung die physische und soziale Gefundung zurückerobern, wenn sie auf der Bahn praktischer Reformen kühn vorwärts streben und ihr Volksthum überhaupt auf der ganzen Linie in eine aufsteigende Entwicklung einmündet, erst dann wird sich der Tscheche beeilen, einen ehrenvollen Frieden zu schließen.

Erst dann werden aber auch für Oesterreich wieder bessere Zeiten anbrechen. Es wird der widersinnige Zustand ein Ende nehmen, der Zustand, daß ein Adel, von dessen Beschaffenheit die trostlosen wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Zustände Galiziens ein beredtes Zeugniß ablegen, die vorgeschrittensten Völker dieses Reiches, die Deutschen und Tschechen, gegeneinander auspielen kann. Erst dann wird Oesterreich ganz ein Staat westeuropäischer Kultur sein, seiner alten Mission, die Gesittung nach Osten zu tragen, wieder gerecht werden und für das deutsche Volksthum Mitteleuropas einen zuverlässigen Schutz und Schirm gegen das Andrängen östlicher Barbarei abgeben.

Wohin wir also auch blicken mögen, überall ist die soziale Reform ein Gebot der nationalen Selbsterhaltung des deutschen Volkes.

Karlsruhe.

Professor Dr. Heinrich Herkner.



## Vor der internationalen Münzkonferenz.

Eine internationale Münzkonferenz steht zweifellos bevor. Mit welchem geringen Maß von Hoffnungen ich sie begrüße, werden die Leser der „Zukunft“ beurtheilen können, die erst jüngst an Das erinnert worden sind, was ich im „Anti-Bamberger“ über die Zweckmäßigkeit solcher Veranstaltungen gesagt habe. Erfreulich ist einstweilen nur, daß in den maßgebendsten Ländern eine bemerkenswerthe Wandlung der Anschauungen über die Währungsfrage zu Tage tritt. Bezeichnend für den Stand der Dinge in England ist gewiß die folgende Stelle aus dem stramm monometallistischen Leitartikel der „Times“ vom 27. Februar. „Aber es ging ein Ton von Unbehagen durch diese ganze Rede (des Schatzkanzlers), selbst wo die Argumentation am Zwingendsten war, und der Schluß verrieth ein Gefühl, daß es nicht gerathen (safe) sein möchte, die Kontroverse zu weit zu führen. Wenn Sir William Harcourt sicher gewesen wäre, eine Majorität hinter sich zu haben, so hätte er sich nicht dazu verstanden, Everetts Antrag als einen harmlosen, farblosen und unverbindlichen anzunehmen.“

Auch bei uns und in Frankreich haben sich für eine mächtige Bewegung der öffentlichen Meinung unverkennbare Anzeichen ergeben. Ich möchte nicht behaupten, daß diese Bewegung schon überall bewußt auf den Bimetallismus gerichtet wäre. Vorerst bedeutet sie wohl nur, daß die Lehre, que tout est pour le mieux dans ce meilleur des mondes monétaires, ihre Gläubigen rasch verliert und daß der Bann, den maßlose Einschüchterung auf die Geister gelegt hatte, sich zu lösen beginnt. „Geht auf keine Konferenz, unsere Währung ist sakrosankt, und wenn Ihr nur darüber diskutiert — sonst mögt Ihr ja alles Irdische und Ueberirdische in Frage stellen — so erschüttert Ihr den öffentlichen Kredit.“ So war wohl der Sinn der Unheilsverkündigungen, deren eine, mit geradezu grotesker Uebertreibung vorgetragen, mich im „Anti-Bamberger“ zu der Entgegnung veranlaßte, daß, wenn wir „kühl die Wirklichkeit ins Auge fassen, wir trocken sagen dürfen: eine Erklärung der deutschen Reichsregierung, daß sie über die Einführung der Doppelwährung mit sich reden lassen wolle, ja daß sie dazu bereit sei, wenn sich eine genügend kräftige Koalition von Mächten darauf vereinigen werde, den Kurs der Reichsanleihe und den Wechselkurs auf die deutschen Plätze auch nicht um ein Zehntausendstel beeinflussen würde“.

Eine solche Erklärung hat nun freilich die Reichsregierung noch nicht abgegeben; aber aus der Situation heraus wird kaum Jemand noch zweifeln, daß thatsächlich unsere Regierung nicht Nein sagen würde, wenn die anderen mächtigen Staaten einverstanden wären, mit ihr zum Bimetallismus überzugehen. Und der Wechselkurs? Kein Windhauch hat ihn bewegt. Der Kurs der Reichsanleihe? Fester als je. Eine andere, noch bemerkenswerthere

Erscheinung. Wenn irgendwo eine Wahrscheinlichkeit dafür besteht, daß die freie Prägung des Silbers unbekümmert um den Anschluß anderer Länder beschlossen werden könnte, so ist es in den Vereinigten Staaten. Und wie immer man denken mag über die Zweckmäßigkeit eines solchen Beschlusses vom amerikanischen Standpunkte, bezweifeln kann Niemand, daß er zunächst\*) eine starke Entwerthung des Dollars herbeiführen mußte. Nun haben die Vereinigten Staaten eine Anleihe aufgenommen, und nachdem der Kongreß abgelehnt hatte, Zinsen und Rückzahlung in gold coin zu versprechen, ist die Anleihe zu einem etwas höheren Zinsfuße zwar, in coin, also schlechtweg in Landesmünze, abgeschlossen worden. In jener Weigerung des Kongresses lag klar und deutlich ausgesprochen, daß er durch einen Anlehensvertrag die Landeshoheit in Münzsachen weder beschränken noch ihr präjudiziren lassen wolle. Und dennoch: die Anleihe, vierprozentig, wurde in New-York zu 112¼ aufgelegt, — in London etwas höher, der verschiedenen Berechnungsweise wegen. Im Handumdrehen waren die Bonds vergriffen; sie bedangen unmittelbar ein Aufgeld von 5 Prozent gegen den Emissionkurs und stehen heute etwa 6 Prozent darüber, zu solchem Kurse nur noch mit 3⅞ Prozent rentirend. Bei Hingabe von Gold mit voller Kenntniß davon, daß der Schuldner sich vorbehält, auch einmal in Silber zurückzuzahlen, während anderswo noch Gold der alleinige standard bleibt, kann ein Zinsfuß von 3⅞ Prozent schwerlich als wucherisch bezeichnet werden und ein Mißtrauen der Kapitalisten gegen die Vereinigten Staaten liegt darin gewiß nicht ausgedrückt. Wenn Jemand noch empfänglich war für die Bangemacherei der Monometallisten, so mag er beruhigende Belehrung aus der Geschichte dieser amerikanischen Anleihe schöpfen. Aber nicht nur die Behauptung, daß der Kredit der Staaten von der unantastbaren Heiligkeit der Goldwährung abhängt, hat so durch die Thatfachen das Gegentheil einer Bekräftigung erfahren. Es ist nicht besser ergangen mit einer Vorstellung, die von den Kreisen der Goldwährungsleute sich weit ins Volk verbreitet hatte. Wie früher der Seifenverbrauch, so sollte jetzt die Wahl des Münzmetalles ein Gradmesser der Kultur sein. Hier die Länder mit Goldwährung, civilisirt, hochgebildet und reich, dort die Silberländer, barbarisch, rückständig und ohne Wohlstand. Da ist nun aber ein Volk im fernen Osten, das nur seine Silber-Mens kennt. Und dieses Volk führt einen Krieg, in dem es siegt, nicht durch die Zahl, nicht durch größere körperliche Tauglichkeit, sondern ganz augenscheinlich dadurch, daß es in Industrie und Wissenschaft mit der modernen Kulturentwicklung Schritt gehalten hat. Mehr noch, in diesem Kriege fehlt es an nichts; Alles klappt vom Beginne

\*) Dies einschränkende „zunächst“ werde ich zu erläutern haben, und ich behalte mir vor, es zu thun, wenn ich in einem späteren Artikel die hier angeregte Zweckmäßigkeitfrage erörtern werde.

an; Geschütze, Munition, Proviant, Schiffe: Alles ist in Ordnung und parat, und die Kriegskosten — man schätzt sie bereits auf 250 Millionen Yens — werden bestritten, ohne daß es nöthig wurde, eine ausländische Anleihe aufzunehmen oder die Baarzahlungen zu suspendiren. Daß man civilisirt und prosperirend sein kann, selbst wenn man nur dies verachtete weiße Metall als Circulationmittel hat, haben diese Japaner wohl bewiesen. Noch eine andere mit Beharrlichkeit wiederholte Behauptung der Monometallisten ist durch die Thatfachen eigenthümlich beleuchtet worden. Der Rückgang des Silberpreises sollte nach diesen Herren nicht durch gesetzgeberische That, sondern durch die Zunahme der Produktion verursacht sein. Nun ist gerade in der letzten Zeit die Produktion von Gold bedeutend gestiegen und die von Silber etwas zurückgegangen. In die Periode dieser Verschiebung fällt aber auch eine legislative Maßnahme, die Schließung der indischen Münzen. Und siehe da: der Silberpreis kümmert sich gar nicht um die veränderten Produktionsziffern und um die Theorien, nach denen er nun eigentlich sein Verhältniß zum Goldwerthe zu verbessern hätte; er sieht nur die verschlossenen Prägestätten, — und purzelt vor Schreck, wie er nie zuvor gepurzelt ist.

Alle diese Erscheinungen haben offenbar ihren Eindruck auf die öffentliche Meinung nicht ganz verfehlt, und daß Dies bei Gelegenheit der letzten Debatten erkennbar wurde, habe ich als das Erfreuliche daran bezeichnen wollen. Das Ergebniß, die internationale Konferenz, kann vorerst keinen Enthusiasmus in mir erwecken. Ja, ich stehe nicht an, zu sagen, daß wenn diese Konferenz unter heutigen Auspizien, d. h. bei so allseitiger Unklarheit des Wollens, zusammentreten sollte, mir wenigstens als der verhältnißmäßig günstigere Ausgang ein völlig negatives Resultat erscheinen würde. Zu sehr herrscht noch das wahrhaft verhängnißvolle Schlagwort vor, es müsse „Etwas“ für das Silber geschehen. Und doch ist es das Nächste, worüber man sich in dieser Frage unbedingt klar werden muß, daß hier jedes Etwas vom Uebel, daß es hier nur ein Alles oder Nichts geben darf. In der Währungsfrage ist, so weit die Verwendung der Metalle in Betracht kommt, schlechterdings kein Raum für Kompromisse. Zwischen Monometallismus und Bimetallismus gähnt eine unüberbrückbare Kluft, und wo kein Weg ist, da kann auch keine Etappe sein. Entweder Gold und Silber sind gleichberechtigte Währungsmetalle oder — das Gold allein ist Währungsmetall, und dann muß es das Silber völlig ausschließen. Jedes Silberstück, das unter der Herrschaft der Goldwährung im Lande verbleibt, bedeutet eine zwecklose Vergeubung von nationalem Kapital und Zinsen; denn da es unter diesen Umständen doch nur Zeichengeld ist, würde seine Funktion eben so gut durch ein Stück Blech erfüllt werden. Das Stück Blech mit dem entsprechenden Ausdrucke würde für fünf Mark circuliren, so lange der Kredit des Staates es hält, und

wenn der Kredit des Staates das silberne Fünfmärkstück nicht mehr hält, wird auch dieses nicht mehr circuliren können. Die internationale Zahlungsbilanz können wir mit dem einen so wenig ausgleichen, wie wir es mit dem anderen könnten. Wenn Silber zu Gold in dem Verhältnisse einer gewöhnlichen Waare bleiben soll, dann mögen die Staaten sich zur Ausprägung noch so großer Summen verpflichten: sie werden doch nicht verhüten können, daß die Werthe von Gold und Silber immer wieder auseinanderstreben. Sie werden also damit eben so wenig dem Handel irgend eine Stabilität der Wechselkurse zu gewähren wie den wirthschaftlichen Klagen der Goldschuldner abzuhelfen vermögen. Aber jene Vergewandung von nationalem Kapital und Zinsen würde sich in erhöhtem Maße vollziehen. Nur die Silberminenbesitzer würden vorübergehend ein gutes Geschäft machen. So dumm und boshaft es nun ist, eine Maßregel von wirklich allgemeinem Nutzen deshalb abzulehnen, weil irgend eine Klasse von Reuten dabei profitieren könnte, — eben so sinnlos würde es doch sein, in dieser Frage der Währung Etwas zu thun, wobei gar kein Nutzen ersichtlich sein könnte als eben für jene Klasse von Silberminenbesitzern. Diejenigen Monometallisten, denen es nicht um bloße Rechthaberei zu thun ist, denen es Ernst ist mit ihren Befürchtungen um das Pari unserer Währung, werden in dem Punkte mit mir übereinstimmen müssen; denn nichts kann diesem Pari gefährlicher werden als das Anhäufen von Massen eines Metalles, das nicht Währungsmetall ist, dessen Werth in keiner Wechselbeziehung zur Währung steht und das, als ständig unterwerthig, nur hereinkommen, nicht wieder abfließen kann. Daß diese Befürchtungen bei einer internationalen Convention für freie Prägung beider Metalle gegenstandslos werden, daß und wieso in diesem Falle der Konsum die Werthbildung entscheidend beeinflusst, daß dann der Werth des Silbers auf dem Pari mit Gold erhalten wird, weil gleichzeitig auch der Werth des Goldes verhindert wird, sich über das Pari mit dem Silber zu erheben, dies Alles habe ich im „Anti-Bamberger“ ausführlich dargelegt. Ich werde es für die Leser der „Zukunft“ nochmals kurz begründen. Heute muß ich mich auf zwei Dinge beschränken. Das Eine —: nochmals und wiederholt zu warnen vor allen Kompromissen in der Hauptfrage, ob Goldwährung, ob Doppelwährung; und hier möchte ich mich besonders an unsere Landwirthe wenden. Wenn sie glauben sollten, daß sie als Abschlagszahlung einstweilen auch eine stärkere Verwendung von Silber acceptiren könnten, weil auch eine nur vorübergehende Hauffe des Silbers, durch Erhöhung des indischen Wechselkurses, ihnen immerhin einigen Vortheil bringen werde, so würden sie sich einer verderblichen Selbsttäuschung hingeben und sie würden Gefahr laufen, eine kurze Freude später doppelt zu büßen. Noch ein Moment könnte, wie die menschliche Natur nun einmal beschaffen ist, leicht bestimmend

werden, um hier Steine für Brot zu nehmen. Man könnte versucht sein, sich auf ein vermeintliches Kompromiß einzulassen, das, ich kann es nicht oft genug betonen, in diesem Falle nur Schlimmeres bieten könnte als nichts, nur um doch einen Erfolg davon zu tragen, nur um sagen zu können: unsere Anstrengungen sind nicht vergeblich gewesen, seht, wir haben doch Etwas durchzusetzen gewußt. Ich hoffe, daß die deutschen Bimetallisten allen Anwandlungen einer solchen thörichten Eitelkeit beharrlich widerstehen werden.

Dies war das Eine: eine klare Aussprache Dessen, was unbedingt vermieden werden muß; das Andere ist: eine Anregung zu geben zur Verständigung über Das, was nun wirklich geschehen könnte. Es genügt nicht, zu sagen, daß man die Doppelwährung will, man muß auch wissen, welches Werthverhältniß ihr zu Grunde gelegt und wie sie eingeführt werden soll. Gelingt es, darüber, zunächst wenigstens in Deutschland, zu einer Einigung zu gelangen und dann dahin zu wirken, daß die deutschen Delegirten mit einem bestimmten Programm auf der internationalen Konferenz erscheinen, dann — und nur dann — wird einige Möglichkeit für einen glücklichen Ausgang schon dieser Konferenz gegeben sein.

Die Währungsfrage ist von zwei Gesichtspunkten aus zu betrachten: vom Gesichtspunkt des Welthandels und vom sozialpolitischen. Für den Welthandel ist es nur von Bedeutung, daß nicht länger zwei große Gruppen wirtschaftlicher Gebiete nach ihren stetig auseinanderstrebenden Währungen geschieden sind. Nach welchem Verhältniß immer der Goldwerth vom Silberwerthe und der Silberwerth vom Goldwerthe abhängig gemacht werden sollte, jedenfalls würde damit der herrschenden internationalen Währungsanarchie ein Ende bereitet und der Güterantausch unter den Nationen von einem störenden und verwirrenden Elemente befreit sein. Unter diesem Gesichtspunkte erscheint also die Wahl der Relation gleichgiltig. Anders, wenn man die wichtigere, die sozialpolitische Seite der Frage in Betracht zieht. Hier wird die Forderung unabweisbar, als eine solche sozialer Gerechtigkeit, daß die Relation sich keinesfalls wesentlich von dem alten 1 : 15 $\frac{1}{2}$  entfernen dürfe. Es kommt dazu — und Dies sei den vermeintlichen Realpolitikern gesagt —, daß gerade der Vorschlag einer höheren Relation unpraktisch, weil aus fiskalischen Rücksichten den Finanzministern von vorn herein unacceptabel, sein würde. Daß man, selbst von dem heutigen Werthverhältnisse von 1 : 33 aus, das eben nur einer Reihe von Ausschließungen des Silbers geschuldet ist, durch eine andere That des Gesetzgebers, die diese Ausschließungen wieder aufheben würde, auch ganz unmittelbar zu dem alten Werthverhältnisse von 1 : 15 $\frac{1}{2}$  zurückgehen könnte und daß das aus dem Gelenke gebrachte Glied, ordentlich wieder eingerenkt, ohne Störung wie vordem funktionieren würde —: dies Alles glaube ich in meinem Vortrage (Anhang zum „Anti-Bamberger“)

so eingehend erörtert und so sorgfältig begründet zu haben, wie schwerlich jemals eine monometallistische Behauptung begründet worden ist. Eine andere Frage ist aber, ob der unvermittelte Uebergang auch zweckmäßig sein würde, und hier stoße ich auf ein mehrfach laut gewordenes Bedenken, das mir in der That eine Beachtung zu verdienen scheint. Als Folge solcher Anerkennung, so wird gesagt, würde ein plötzliches Steigen der Preise eintreten und hierdurch eine große Verwirrung in den geschäftlichen Beziehungen, wilde Spekulation mit darauf folgender Krise, herbeigeführt werden. Ich bin nun zwar überzeugt, daß man, hoffend und fürchtend, auf beiden Seiten das Maß der zu erwartenden Erhöhung der Waarenpreise bedeutend überschätzt, und sehe wohl den Grund dieser Ueberschätzung. Man stellt sich ungefähr vor, die Waaren würden parallel mit dem Silber gehen und übersieht dabei, daß der Preisrückgang des Silbers durch eine Reihe von währungspolitischen Maßnahmen herbeigeführt wurde, die eine Wirkung nach zwei Richtungen geübt haben. Das Münzmonopol des Goldes ist erweitert, das Münzmonopol des Silbers ist eingeschränkt worden. So weit das ausgedehntere Monopol des Goldes und sein dadurch erhöhter relativer Werth den Waarenpreis gesenkt hat, nahm das Silber, als Waare, an dem Rückgange aller anderen Waarenpreise Theil. Dann aber ist Silber außerdem für sich, als einzelne Waare, gefallen, in Folge des besonderen Nachtheiles, der ihm durch die gebietliche Einschränkung seines Münzmonopols zugefügt worden ist. Der Schluß auf das Verhalten der Waarenpreise bei einer Restitution des Silbers ergibt sich von selbst. Allein auch eine Steigerung der Preise in dem Maße, wie ich sie selbst für diesen Fall voraussetze, könnte, wenn zu rasch erfolgend, von Störungen begleitet sein. Das Übliche in den Preisveränderungen ist für die Allgemeinheit niemals von Vortheil, und wenn einmal das öffentliche Interesse eine Maßregel erheischt, die eine Preisconjunktur im Gefolge haben muß, so ist es doch rathsam, die Entwicklung dieser Conjunktur so viel wie möglich zu verlangsamen. Deshalb wird es sich empfehlen, bei einer Währungskonvention zwar sofort die Doppelwährung zu beschließen und auszusprechen, daß die Relation von  $1 : 15\frac{1}{2}$ ,  $1 : 16$  oder ähnlich sein solle, gleichzeitig aber einen sinkenden Schlagssatz einzuführen, dem das zur Münze gebrachte Silber für eine Reihe von Jahren zu unterwerfen sein sollte. Das würde zugleich den Finanzministern die Mittel zur Umprägung des zu leicht gemünzten Silbers geben und ihnen nöthigenfalls auch eine kleine Nachgiebigkeit in der Frage der Relation erleichtern. Wie ich mir die Ausführung dieses Gedankens in den Einzelheiten vorstelle, glaube ich am Kürzesten darlegen zu können, wenn ich, ohne besondere Beachtung der Form, hier eine rohe Skizze, gleichsam das Formular zu einem internationalen Vertrage, entwerfe.

I. Die Regierungen von Deutschland, Frankreich, Großbritannien (zugleich für Indien) und der Vereinigten Staaten kommen überein, Goldmünzen und Silbermünzen von gleichem Feingehalte zu prägen, welche gesetzliche Zahlung für jeden Betrag, in dem Lande, das sie geprägt hat, sein sollen. (Anmerkung: Durch die letzte Bestimmung wäre der Charakter der Charakter einer Währungskonvention, zum Unterschiede von einer Münzkonvention, gesichert.)

II. Aus einer bestimmten Gewichtsmenge Gold sollen Münzen vom  $15\frac{1}{2}$ -fachen (16fachen *u.*) Werthe gemünzt werden, wie aus der gleichen Gewichtsmenge Silber.

III. Gold soll nicht in Stücken unter zehn Francs oder deren Äquivalent geprägt werden, und was von Stücken unter diesem Werthe circulirt, soll binnen Jahresfrist eingezogen werden.

IV. Silber soll als Geld unbeschränkter Zahlkraft (*legal tender*) in Stücken von einem Franken Werth und darüber geprägt werden. Was in einem der vorhin genannten Länder von Münzen höheren Werthes als ein Franken umläuft, mit einem anderen Feingehalte als dem durch die Gesetze dieses Landes für die Goldmünzen bestimmten, soll innerhalb fünf Jahren zur Umprägung gelangen. (Anmerkung: Es soll danach also jedem Lande die Wahl von Schrot und Korn gewahrt bleiben und nur das entsprechende Verhältniß zwischen Gold und Silber gesichert werden.)

V. Die Silbermünzen unter einem Franken Werth sollen als Scheidemünze betrachtet werden und ihre Legirung soll ganz dem Belieben einer jeden Regierung überlassen sein.

VI. Die Münzen eines Landes, sowohl in Gold als in Silber, sollen keine Circulation in den anderen Ländern haben.

VII. Gold sowohl als Silber sollen an allen Münzen der genannten Länder zur Ausprägung für private Rechnung zuzulassen sein; doch soll auf Silber ein sinkender Schlagschatz belastet werden, beginnend mit zwanzig Prozent vom Werthe.

VIII. Es soll eine permanente Kommission mit dem Sitze in London errichtet werden, für die je ein Mitglied von jeder der vorhin genannten Regierungen zu ernennen ist. Diese Kommission hat die Bewegungen des Marktpreises von Silber in London zu überwachen und sorgfältigst Informationen zu sammeln über die Produktion, die Verschiffungen und die sichtbaren Vorräthe von Silber.

IX. Wenn die Kommission die Ueberzeugung erlangt hat, daß der Marktpreis von Silber in solider Weise und verlaßbar sich auf dem Punkt festgesetzt hat, der dem Äquivalente seines Münzpreises entspricht, mit Berücksichtigung der Prägungskosten und des geltenden Schlagschatzes, so

kann sie durch Mehrheitbeschluss bestimmen, daß der Schlagschatz auf achtzehn Prozent reduziert werden soll. Diese Entscheidung soll bindend sein für alle beteiligten Regierungen, so daß die Reduktion überall an dem durch die Kommission bestimmten Datum Platz zu greifen hat. (Anmerkung: Ich würde auch kein Bedenken dabei sehen, etwaigen englischen Wünschen gegenüber auch das Erforderniß der Einhelligkeit für die Beschlüsse der Kommission zu konzediren, weil ich sicher bin, daß bei dem ersten Versuche schon die praktische Erfahrung derart sein wird, um sofort auch die hartnäckigsten Zweifler verstummen zu machen.)

X. Wenn die Kommission die selbe Ueberzeugung (von wirklicher dauernder Uebereinstimmung des Marktpreises von Silber mit dessen Münzpreise) erlangt hat, nachdem der Schlagschatz von achtzehn Prozent die nöthige Zeit hindurch in Geltung gewesen ist, so kann sie dessen weitere Reduktion auf sechzehn Prozent bestimmen, und so fort in Abstufungen von zwei Prozent, bis die gänzliche Beseitigung des Schlagschatzes ausgesprochen werden kann.

XI. Um spekulativer Anhäufung von Silber vorzubeugen, soll die Kommission Sorge tragen, die Aenderungen im Schlagschatze so und in solchen Zwischenräumen anzuordnen, daß die Differenz von zwei Prozent, welche Spekulanten von einem zum anderen Satze zu gewinnen hoffen dürften, im Allgemeinen als durch die Zinsen, die sie dabei verlieren würden, aufgewogen erscheinen müßte.

XII. Die Banken von England, Frankreich, die Deutsche Reichsbank und eine von den Vereinigten Staaten zu bezeichnende Stelle haben das Recht, Silber zu exportiren bis zum Belaufe der Hälfte der mit Schlagschatz geprägten Münzen. Ihre Landesregierung hat ihnen auf solche Sendungen eine Exportbonifikation in Höhe des zuletzt geltenden Schlagschatzes zu gewähren. Dieser Artikel tritt mit der Aufhebung des Schlagschatzes außer Kraft. (Ohne diese Bestimmung würde Silber auch bei hervortretendem Bedarfe nicht wieder abfließen können, weil es im Lande als gemünztes Geld den Marktpreis plus Schlagschatz, im Auslande aber nur den Marktpreis gilt.)

Ich bemerke einstweilen nur noch, daß bei der Relation von 1:15 $\frac{1}{2}$  mit dem Schlagschatze von 20 % Silber sich auf etwa 48 $\frac{1}{2}$  d in London stellen würde, bei der Relation von 1:16 auf etwa 47 d. Gegen den Preis vor der Sistirung der inländischen Silberprägungen von 38 $\frac{1}{2}$  d würde der Abstand nicht sehr bedeutend sein. Jene Sistirung war aber eine Maßregel, die von anderen Verdrängungen des Silbers wohl zu unterscheiden ist. Sie war nur eine Entmünzung des Silbers, aber eine Verstärkung des Münzmonopols des Goldes hat damit bis jetzt nicht im Zusammenhange gestanden.

Frankfurt a. M.

Karl Hecht.







## Bismarck als Corpsstudent.\*

Am zehnten Mai 1832 wurde L. C. D. von Bismarck aus Schönhausen in Preußen unter dem Prorektorate des Kirchenhistorikers Professor Bieseler als der Rechte Befähigter auf der Georgia-Augusta immatrikulirt. Für die blühende Schule der Wissenschaften im lieblichen, hügelreichen Thal der Leine hatte man sich im Elternhaus auf Anrathen des Finanzrathes Karl entschieden, der den blutjungen Dorfjunker an befreundete Professoren zu empfehlen versprach.

Die erste Sorge nach der Ankunft in der Hauptstadt des ehemaligen welfischen Fürstenthums war die Suche nach einer geeigneten „Bude“; sie fand sich bald bei dem biederen Bürger Schumacher im Hause Nummer 299 der Rothen Straße. Dort vertrieb der Junker sich zunächst die Zeit damit, aus langer Pfeife, die er schon damals liebte, ungefüßt seinen schwarzbraunen Knaster zu schmauchen — auf der Straße war das Rauchen bis 1848 bei einem Thaler Strafe verboten — und die gar nicht etwa farbenprächtigen Studentengruppen neugierig zu beobachten, die, wie in allen Universitätsstädten, auch in dieser „triste petite ville“, wie der große Schweizer und spätere Göttinger Professor Albrecht von Haller sie genannt hatte, die Herren der Situation waren. Bunte Mützen und farbige Bänder sah man freilich bei ihnen nicht —: alle Verbindungen, Corps und Burschenschaften waren ein Opfer der thörichten Göttinger Miniaturrevolution geworden. Studentische Vereinigungen waren zwar nicht völlig untersagt, aber sie mußten der Behörde angezeigt werden und bedurften einer in jedem Semester zu erneuernden Erlaubniß, die an strenge Bedingungen geknüpft war: keine Gesellschaft sollte mehr als dreißig Mitglieder aufnehmen, deren Personalien genau anzugeben waren; als Sammelpunkt durfte nur stets das selbe, genau zu bezeichnende Lokal gewählt werden, in dem nur eine Zusammenkunft in jeder Woche gestattet war; verboten war ferner der Besitz von gemeinsamen Waffen, überhaupt Alles, was „die Grenzen eines geselligen oder literarischen Zwecks überschritt“. Unter dem Namen solcher geselligen Klubs hatten sich im Juni 1831 auch die Mitglieder der aufgelösten neun Göttinger Corps vereint; aber im Geheimen waren damit die alten Corps wiedererstand, denn alle „Clubs“ hatten Corps-Verfassung, -Farben, -Waffen, beschieden den S. C., den das Verbindungsleben regelnden sogenannten Seniorenkonvent, unterhielten Kartellverhältnisse mit Corps auf den übrigen deutschen Universitäten und kümmerten sich überhaupt wenig um die Vorschriften des vom Professor Götsche ausgearbeiteten Regulativs, zumal da die „Universitäts-Deputation“, so hieß die akademische Aufsichtsbehörde, dergleichen Ueberschreitungen zu ignoriren schien.

\*) Bei den Vorarbeiten zu einer größeren biographischen Schilderung (Unser Bismarck, Union, Stuttgart) fand ich, daß die bisher über die Studentenzeit Bismarcks gemachten Angaben fast durchgängig lückenhaft und irthümlich sind. Mit der freundlichen Unterstützung der Göttinger Universitätsbehörden, der Hannovera und einiger Asten Herren dieses Corps, war es mir möglich, eine besser begründete Darstellung zu geben, die jetzt gerade, wo die gesammte akademische Jugend zur Feier des achtzigsten Geburtstages unseres alten Kanzlers rüstet, vielleicht einiges Interesse finden wird.

Aber erst vom Dezember 1832 ab wagte es ein Theil, sich auch nach außen hin als reguläre Corps aufzuspielen, darunter auch die „Hannovera“, die, am 27. Juni 1831 wieder als Klub eröffnet, sich am 7. Dezember 1832 offiziell feierlich rekonstituirte. Wenig später traten auch die übrigen acht Corps wieder öffentlich auf: die Lüneburger, Hildesheimer, Ostfriesen, Bremenser, Braunschweiger, Mecklenburger, Hessen und Westfalen.

Der junge, blondlockige Bismarck hatte weder Freunde noch Beziehungen zu einer der farbentragenden Verbindungen; nach den Gebräuchen der Corps konnte er sich auch nicht selbst zur Aufnahme melden; so lebte er denn anfangs als „Wildler“ ganz für sich und seine Studien. Noch war er von der strengen Disziplin des „Grauen Klosters“ durchdrungen und an fleißige Pflüchterfüllung gewöhnt, darum „belegte“ er in seinem ersten Semester nach alter Studentenregel nicht weniger als fünf Vorlesungen. Da es Sommer war, begannen die Kollegien schon am frühen Morgen; kurz vor sieben Uhr sah man Tag für Tag den Junker aus Schönhausen mit langen Schritten nach dem Auditorienhaus eilen, um zunächst Länder- und Völkerkunde, ein wichtiges und interessantes Kapitel, bei dem zweiundsiebzigjährigen, aber noch immer feinen und geistreichen Arnold Ludwig Heeren, dem weitgereisten Meister der Geschichtsforschung, zu hören; zwischen acht und neun Uhr las der ehemals hochgeschätzte Aesthetiker und Musikkritiker Amadeus Wendt über Logik und Metaphysik. Nach diesen beiden fesselnden Vorträgen gönnte der junge Hüne sich eine Stunde Pause, die er auf dem Feschtboden, beim Studium des Waffenhandwerks, verbrachte. Mit dem akademischen Viertel nach der zehnten Stunde fand er sich dann wieder bei Gustav Hugo ein, dem gefeierten Freund Karls von Savigny und Begründer der „historischen Schule“, der seine jungen Hörer in das umfangreiche Gebiet der Rechtsencyklopädie einführte; und in der letzten Stunde vor dem Mittagsmaße, das in der alten Muesenstadt pünktlich um zwölf Uhr eingenommen wurde, ließ er sich von dem trefflichen Ludwig Göschen in die Geheimnisse der Institutionen, der ersten Hälfte des römischen Rechts und damit des corpus iuris, einweihen. Endlich hörte er, nach damaliger Sitte, am Nachmittage zwischen vier und fünf reine Mathematik bei einem Professor Thibaut.

Im nächsten Wintersemester, Das sei gleich hier angefügt, hatte sein Fleiß schon etwas nachgelassen, er belegte nur noch vier Vorlesungen und besuchte eine, nämlich Institutionen bei Göschen, überhaupt fast nie, weil seine Ungebuld das immerwährende Nachschreiben trockenen Diktats auf die Dauer nicht ertrug und weil der gute alte Herr nur die Einleitung: „Meine Herren!“ und die Schlußphrase „davon morgen!“ zu extemporiren pflegte. Der Professor aber rächte sich für das immerwährende Schwänzen durch Tadelvermerke wie: „Ich habe Studiosum niemals in meinem Auditorio gesehen!“ im Festirrbuch, und so las man denn am Schlusse des Semesters in dem damals noch üblichen Fleißtestimonium: Fleißig, eine Vorlesung aber unfleißig.

Wie Bismarck bei den Hannoveranern „eingesprungen“ ist, Das hat ein würdiger Greis, der einst mit dem künftigen Kanzler zusammen an der Fuchstafel saß, jüngst also erzählt:

An einem herrlichen Maitage des Jahres 1832 stand ich mit mehreren Corpsbrüdern auf der Weenderstraße, Deuerlichs Ecke gegenüber, als vom

Univeritätsföhrungsgebäude in der Buchstraße her eine sechs Fuß lange Gestalt, sehr schmal und dünn von Wuchs, in einen langen, hellen, enganschließenden Rankingrock ohne Taille gekleidet, auf unsre Gruppe zukam. Die hagere Figur sah in dem bis auf die Füße gehenden Rock so überaus komisch aus, daß wir in lautes Gelächter ausbrachen. Der Besitzer des seltsamen Kleidungsstückes wandte sich sofort um, trat rasch auf uns zu, nannte seinen Namen, „von Bismarck“, und sagte: „Sie sind Alle dumme Jungen!“ Das war Lusch, kommentmäßiger Lusch, wie er seit alten Tagen bis auf die neueste Zeit unverändert gebräuchlich ist. Die Sache nahm den üblichen Verlauf, doch war meinen Corpsbrüdern, die meist schon in höheren Semestern standen, die Kontrahage mit einem so krassen Fuchs nicht gerade angenehm; sie hätten es gern gesehen, wenn sie auf anständige Weise rückgängig zu machen gewesen wäre. So wandten sie sich denn an Adolf Jäger, der im gleichen Hause wie der junge Pommer wohnte, und ließen durch ihn anfragen, ob die Angelegenheit nicht freundlich geregelt werden könne. Bismarck empfing Jäger mit größter Liebenswürdigkeit und erklärte, nachdem dieser den Wunsch seiner Freunde vorgetragen hatte, er habe sich über das Verhalten der Hannoveraner mehr gefreut als geärgert und sei darum gern bereit, die Kontrahage zu revozieren. Zugleich aber gab er dem Vermittler die Erlaubniß, ihn beim Corps als Fuchs vorzuschlagen: diese Empfehlung war nothwendig, weil nach den Gesetzen der „Hannovera“ Niemand sich selbst zum Eintritt melden konnte. In übermüthiger Laune erzählte Bismarck darauf seinem Gaste, daß er in dem Kostüm, das auf der Straße so heiteres Aufsehen erregte, bereits am Tage vorher halb Göttingen durchstreift habe, bis schließlich ein alter Pedell ihn abgefaßt und wegen anstandswidriger Kleidung dem akademischen Senat zu denunzieren für gut befunden hätte. Der Ladung vor das Univeritätsgericht war er wieder in dem langen Rock gefolgt, der die sonst so griesgrämigen Richter zu hellem Gelächter reizte, das sich um so mehr verstärkte, je wärmer Bismarck seinen neuen Gehrock vertheidigte. Die heiter gestimmten Hüter der akademischen Ordnung erließen ihm darum auch jede Geldbuße, ermahnten ihn aber gar dringlich, „sich künftig in einer mehr gebräuchlichen Kleidung auf der Straße blicken zu lassen“.

Auf dem nächsten Corpskonvent, am fünften Juli 1832, schlug Jäger „von Bismarck aus Berlin“ vor; am sechsten Juli wurden, nach Angabe der Protokolle, „v. Bismarck und Erglehen als Renoncen erwähnt“ und am fünfzehnten August wurde „v. Bismarck recipirt“. Die Aufnahme geschah mit dem üblichen Ceremoniell: alle Mitglieder saßen in einem Halbkreis, in der Mitte der Senior, der Konsejor zur Rechten, der Sekretär zur Linken; auf einem Tisch lagen zwei blanke Schläger kreuzweis, darüber ein Corpsband. Als alle Mitglieder sich nach der Rangordnung gesetzt hatten, hielt der Senior eine Ansprache, verlas die einzelnen Paragraphen der Konstitution und nahm nach folgender Formel das Ehrenwort ab: „Ich behauere bei meiner Ehre, daß ich die von der Hannovera angenommenen Gesetze treu beobachten werde, und mich überhaupt als rechtlicher Bursch betragen will.“ Dann wurde Bismarck als Bundesbruder begrüßt und empfing den Bruderkuß. Der sonst übliche Namensentrag in das Konstitutionbuch unterblieb damals aus zwei Gründen; erstlich waren die alten Papiere beschlagnahmt

worden, und zweitens wollte man, da die Corps ja immer noch nur insgeheim existirten, so wenig wie möglich schriftliche Beweismstücke über die Angehörigen der Hannovera haben falls die Behörden unvermuthet einzuschreiten beliebten. Erst im nächsten Wintersemester, am siebenten Dezember 1832, unterschrieben alle Corpsbrüder eine neue, noch jetzt vorhandene Konstitution, was später vielfach zu dem Glauben Anlaß gab, Bismarck sei erst an diesem Tage eingesprungen.

Zum Leibburschen wählte Bismarck sich den Konsejor des Corps, Adolf Wuthmann aus Mohrungen (gestorben am 22. Dezember 1878 als Oberamtsrichter zu Osterode am Harz), genannt der „Hamster“, einen vortrefflichen Schläger, der sich seines jungen Leibburschen eifrig annahm und ihn tüchtig im Waffenhandwerk machte. Der Hauptantheil an der Ausbildung zum später so gefürchteten Fechter fiel aber dem alten Universitätsfechtmeister Christian Kastrup zu. Otto von Bismarck war in seinem ersten Semester ein vollkommen bescheidener Fuchs mit so kindlichem Wesen, daß er die Spitznamen „Das Kind“ oder gar „Kindskopf“ erhielt; später wurden ihm dazu noch die Kneipnamen „Barribal“ und, wegen seiner pommerschen Heimath, „Kassube“ beigelegt. Er besuchte fleißig alle Vorlesungen und war in jeder Weise ein musterhafter Student; nur ein einziges Mal kam er in seinem ersten Semester mit den akademischen Behörden in Konflikt, als er bei fröhlichem Gelage aus einem Fenster des Gasthofs „Zur Krone“ eine Flasche auf die Straße geworfen hatte und mit einem Verweis nebst der niedrigsten Buße von einem Gulden bestraft wurde. . . . In den wenigen Stunden, die ihm Studium und Corpsleben übrig ließen, beschäftigte er sich eifrig mit allerlei gefunden Leibesübungen, unter denen Reiten und Fechten obenan standen. Namentlich den Schläger verstand er bald so geschickt zu führen, daß er schon vier Wochen nach seinem Eintritt ins Corps, am neunten August, auf die Mensur treten konnte. Sein erster Gegner war der Jungbursche Cramer von den „Braunschweigern“; die Forderung lautete auf zwölf Gänge. Die Mensur war eine der ersten, die auf dem „Kajser“ (jetzt Burhenne's Deutsches Haus), vor dem Rheinhauser Thor stattfand, während bisher — in der Stadt selbst waren Duelle natürlich streng verboten — Paulplatz und Waffenlager der Göttinger Corps sich zumeist auf dem „Ulrici“ vor dem Groner Thor befunden hatten. Schwere Forderungen auf Säbel oder Pistolen wurden auf den Rischentrug oder auf der Rasenmühle ausgefochten. Als nun im Juli 1832 der Paulboden nach dem „Kajser“ verlegt wurde, erhielten die Füchse v. Bismarck und Ludolf Fromme (lebt noch als Oberbürgermeister a. D. in Lüneburg), den Auftrag, die Waffen nach dem neuen Kampfplatz zu bringen. „Es ist mir noch in lebhafter Erinnerung,“ so erzählte der zuletzt genannte alte Herr noch kürzlich, „wie wir beiden Füchse, trotz der sengenden Sonnengluth in lange schwere Mäntel gefüllt, unter denen wir die Schutz- und Angriffswaffen bargen, uns durch die reisenden Kornfelder von dem einen Wirthshaus zum anderen schlichen und, glücklich und ungeesehen, wenn auch in Schweiß gebadet, auf dem „Kajser“ ankamen. . . .“

Als Paullokal diente ein mäßig großer, im ersten Stockwerk gelegener Saal, auf dessen Fußboden man durch eingeschlagene Nägel die „Mensur“, den Abstand, den die Kämpfenden einhalten mußten, bezeichnet hatte. Der selbe Ort diente Sonntags als Lokal für jene zwanglosen Tanzvergünstigungen, die im

studentischen Jargon den sinnreichen Titel „Kuhschwoof“ führen, und an der selben Stelle, wo sonst nur die blitzenden Schläger klirrend sich kreuzten, fiedelten harmlose Musikanten den gepuhten „Kattunbejen“ zum Tanze auf.

Auf der Georgia-Augusta wurde damals mehr gepaukt als auf allen anderen Hochschulen, und die Göttinger Corps genossen, was Kontrahiren und Duelliren anbetrifft, ein gewisses Ansehen; sie renommirten und kontrahirten mit Wiß und Anstand und schlugen sich allerorten und jederzeit vortrefflich. Eigenthümlich war dabei die Kontrahirmethode: es bestand nämlich ein uraltes Herkommen, das „Gossenrecht“, das von den Musen söhnen mit peinlicher Genauigkeit beobachtet wurde und dessen — wenn auch noch so geringfügige — Verletzung fast unfehlbar ein Duell nach sich zog. Es durfte nämlich Derjenige, der auf dem Bürgersteig die Gasse zu seiner Linken hatte, verlangen, daß jeder Entgegenkommende ihm ausweiche; gingen Zwei zusammen, so mußte der Dritte ausweichen. Wollte man nun kontrahiren, so ging man einfach die Weender Straße entlang und verletzte Dem gegenüber, den man zum Opfer auserkoren hatte, das Gossenrecht, indem man ihn in den Rinnstein „rempelte“. Sofort entspann sich ein kurzer Dialog, dessen knappen Inhalt vier Berälein lustig erzählen:

Sie haben mich gerannt, mein Herr!  
Das ist mir Wurst! entgegnet R.,  
Und säumt nicht, einen „Dummen“  
Dem Herren aufzubrummen . . .

Der „Dumme Junge“ bedingte stets ein Duell zur Ehrenreinigung. Die Forderung lautete gewöhnlich auf zwölf oder vierundzwanzig Gänge mit großen oder kleinen Mützen; innerhalb vierzehn Tagen nach angenommener Forderung mußte die Sache erledigt sein.

In Göttingen herrschte 1832, wie auch heute noch, der Hiebkomment, im Gegensatz zu Jena, wo Bismarck später einige Gastrollen gab und dabei vom Senat aus der Stadt verwiesen wurde. Es durfte mit den „etwa dreiunddreißig Zoll langen und nicht über dreiundzwanzig Loth schweren“ Klingen also nur „gehauen“ werden. Am neunten August trat der Fuchs v. Bismarck zum erstenmal aktiv auf den Kampfplatz, den er bisher nur als aufmerksamer Zuschauer betreten hatte. Seine Freunde begannen ihn alsbald nach allen Regeln zu bandagiren. Zunächst mußte er in die ledernen, stark wattirten Pautlofen schlüpfen, die Unterleib und Schenkel schützen; dann wurde der Hals durch Binden geschützt, die Gelenke an Hand und Ellenbogen mit geflochtenen und festgebrehten seidnen „Wärsten“ kunstgerecht umwickelt und über den ganzen Arm der gepolsterte Stulp gezogen. Auf den Kopf wurde dann ein breitrandiger Filzhut gestülpt, der bei leichteren Pautereien die Stelle der sonst üblichen wattirten, mit einem großen, festen Schild in den Corpsfarben versehenen Mützen vertrat. Zum Schluß wurde der Pautschurz umgehängt, und der wohlgerüstete Kämpfer trat auf die Mensur. Die Sekundanten regelten Stellung und Haltung der Pautanten und stellten sich dann an deren linker Seite auf. Die Auslage war in „Hoch-Terz“, die Spitze des Schlägers gegen des Gegners Auge gerichtet und die Klingen Schärfe an Schärfe gebunden. Kaum war Alles fertig, so rief der Sekundant des Braunschweigers Cramer: „Binden Sie die Klingen!“

Auf die Antwort: „Gebunden ist!“ rief er Cramer zu: „Sie hauen aus!“ — nach damaligem Gebrauch hatte der Provokant den ersten Hieb — und sofort klirrten die Schläger zusammen. Mehrmals glaubten die Sekundanten, daß ein Hieb gefessen habe, und sprangen mit lautem „Halt!“ zwischen die Kämpfenden. Doch zeigte sich nie ein „Anriß“, d. h. eine ununterbrochen einen Zoll lang blutende und klaffende Wunde, die dem Kampf ein Ende bereitet hätte; Bismarck blieb unversehrt, sein Gegner trug einen „Blutigen“, eine kleine harmlose Wunde, davon.

Wehnlich spielten sich, mit einer Ausnahme, Jung-Ottos übrige Göttinger Mensuren ab, deren Datum und Ausgang nach den hinterlassenen Papieren seines Leibburschen Wuthmann verzeichnet ist . . .

Nur einmal war dem flotten Fechter das Waffenglück abhold; unter dem zweiten Februar 1833 weist das Paulbuch den Eintrag auf: „Biedenweg L., Bremenser, gegen v. Bismarck, Hannoveraner. Forderung vierundzwanzig Gänge mit kleinen Mützen. v. Bismarck im ersten Gange abgeführt.“ Kurz nach dem Auszieh war nämlich, wie der Kanzler noch in neuerer Zeit wiederholt erzählte, die Klinge des baumlangen Biedenweg abgesprungen und hatte sich tief in Bismarcks linke Wange eingeböhrt. Die Verletzung war keine leichte — noch heute ist die Narbe deutlich sichtbar — und so wurde denn sofort „Anriß“ erklärt und die Partie suspendirt. Die Hannoveraner hatten freilich sofort gegen diese Auslegung protestirt, weil Verletzungen durch zersplitterte Klingen für inkonvenientmäßig galten; Biedenweg aber erklärte zu jeder Zeit mit Stolz, daß er dem Unverwundbaren die einzige Abfuhr beigebracht habe, während Bismarck, so oft die Rede auf Mensuren kam, über sein einstiges Pech recht ärgerlich wurde.

Seltener Weise führten Bismarcks eigene Waffenthaten niemals zu irgend welchen Konflikten mit den gestrengen Behörden. Ueberhaupt verstiess er nicht gar zu oft gegen die akademischen Gesetze. Einmal befand er sich mit seinem besten Freunde, dem Bostoner Kaufmannssohn und späteren amerikanischen Gesandten in London, John Bothrop Motley, in Untersuchung wegen Zertrümmerung von Straßentafeln; wegen Mangels an Beweisen wurde er jedoch freigesprochen. Nicht minder günstig verlief eine zweite Anklage, die ein feiger Student gegen ihn wegen — Bedrohung mit einem gefährlichen Werkzeug und Hausfriedensbruch erhoben hatte. Die Strafakten der Universität schildern das fürchtbare Verbrechen freilich erheblich milder:

„Mit zwei Grafen Schulenburg und noch andern Bekannten Bismarcks zusammen in dem selben, am Göttinger Markte gelegenen Hause wohnte ein wohlhabender Student aus Altona, der bei Gelegenheit eines Streites mit einem älteren Mitgliede der Hannovera, Hoppenstedt, es sowohl an Takt wie an Muth hatte lassen. Eines Abends nun gegen Mitternacht, als Bismarck, der ihn nur entfernt kannte, in ‚erhöhter Stimmung‘ aus dem Zimmer eines der beiden Schulenburg kommend, nach Hause zurückkehren wollte, war er übermüthig genug, in das Schlafzimmer jenes Muthlosen, der schon zu Bette lag, einzutreten, ihn zu erschrecken und ihm — immerhin mit einiger Unbarmherzigkeit — Furcht einzujagen. Der Genedte verklagte ihn beim Universitätsgerichte. Zwar ‚ein mit der Lichtscheere ausgeführter Angriff auf Leben und Gesundheit‘, von welchem der Kläger ausführlich und mit rhetorischem Pathos sprach, war unzweifelhaft nicht vorhanden, aber ein Hausfriedensbruch oder Der-

gleichen hätte in dem Thatbestande, den Bismarck nicht in Abrede stellte, wohl gefunden werden können. Das Gericht fand ihn aber nicht, sondern erkannte, nachdem Bismarck erklärt hatte, es habe sich nur um einen allerdings weitgetriebenen Scherz gehandelt, auf bloßen Verweis, und als der Altonaer sich hierbei durchaus nicht beruhigen wollte, wurde er zuletzt ernstlicher zur Ruhe verwiesen als sein Gegner."

Schlimmer lautete der Spruch in einer Duellaffaire, die zu der Fabel den Stoff geboten hat, Bismarck habe einen Engländer, der über Deutschlands Berriffenheit spöttelte, mit der dröhnenden Phrase herausgefordert: „Umgürte Dich mit dem ganzen Stolze Deines England, ich verachte Dich, ein deutscher Jüngling!“ und daraufhin seinen ersten Waffengang für Deutschlands Ehre gewagt. In Wahrheit hatte er nur einem Duell angewohnt, das einer seiner englischen Freunde mit einem Edelmann hatte. Die Folgen dieses Freundschaftsdienstes waren für Bismarck recht unangenehm, erhielt er doch deshalb die größte Karzerstrafe, die ihm während seiner mehrjährigen Studienzeit überhaupt zudiktirt wurde, nämlich zehn Tage Karzer, und weil er auf die erste Ladung nicht sofort erschienen war, noch einen elkten Tag; er saß die Strafe in dem alten, jetzt niedergelegten Konzilienhause ab; die Thür des Studentengefängnisses ist erhalten geblieben, sie zeigt, nach studentischer Sitte, die eingekerkerten Namen all Derer, die einst hinter ihr nach goldener Freiheit sich sehnten. Da liest man auch den Namen v. Bismarck, dahinter aber das ominöse Wort „Peßer“, das gleichbedeutend mit Angeber und Verräther ist. Die Geschichte dieses Schmähwortes führt zur Schilderung der großen Differenzen zwischen den Göttinger Corps, die das Einschreiten der Behörde veranlaßten und Bismarck an einem Tage zweimal das „Consilium abeundi“ eintrugen.

Im Mai 1833 entstand ein Streit zwischen Westfalen und Lüneburgern, der allzu weit um sich griff. Zwischen dem Westfalen Albrecht v. Röder und dem Lüneburger Schwarz war ein Duell ausgefochten und hierbei des Ersten Bruder und Sekundant, Otto v. Röder, von dem Gegner beschuldigt worden, er habe ihn mit dem Sekundirforb gestoßen, worüber es zu einer neuen Forderung kam. Die Lüneburger fanden aber, Otto v. Röder habe sich durch sein Verfahren „Thätlichkeiten“ gegen Schwarz zu Schulden kommen lassen, hielten das für „unhonorig“, brachten es vor den Seniorenkonvent, dem in jenem Monat von den Hildeser präsidirt wurde, und verlangten, Otto v. Röder solle für satisfaktionunfähig erklärt werden. Der Antrag fand jedoch keine Mehrheit. Als nun bald darauf Otto v. Röder mit dem Lüneburger Flügge focht, sollte dieser von Röders Sekundanten Walbeck ebenfalls und zwar so stark mit dem Sekundirforb gestoßen worden sein, daß er fast umgefallen wäre. Sofort begann die Lüneburgia gegen Walbeck den selben Feldzug im S. C., wie vordem gegen Röder, und als der zweite Antrag gerade wie der erste von den Vertretern der vereinigten Corps abgelehnt wurde, steckte sie die Weiden ohne Weiteres in Verruf. Die anderen Corps schritten dagegen ein und veranlaßten die Lüneburger, gegen das Versprechen, die Untersuchung gegen Röder v. Walbeck wieder aufzunehmen, die Verrufserklärung zurückzunehmen. Allein e jugendfeurigen Gemüther der Göttinger Corpsstudenten waren inzwischen so erregt geworden, daß es über eine Lappalie, nämlich über die Form der Zurücknahme

jener Berrufserklärung, im Seniorenkonvent zu einer förmlichen Spaltung kam. Auf die Seite der Lüneburger traten Bandalen, Hessen und Hannoveraner, für die Bismarck das Wort führte, aber nicht verhindern konnte, daß diese drei Corps sammt den Lüneburgern von der gegnerischen Mehrheit in Berruf erklärt wurden. Das erregte in der kleinen Univerſitätsgemeinde Senſation, an ein Geheimhalten war nicht mehr zu denken und bald war die Sache auch zu den Ohren der akademischen Behörden gebrungen, die ſofort eine ſtrenge Unterſuchung einleiteten. Einer der Erſten, die vernommen wurden, war Otto v. Bismarck, der ſich, um dadurch vielleicht weiteren Nachforſchungen nach den einzelnen Angehörigen ſeines Corps vorzubeugen, ſofort freiwillig als Senior der Hannovera bekannte — obwohl er nur Konſenior war — und zugleich zugab, daß er ſowohl bei dem folgenschweren Duell Röder-Schwarz wie bei den Verhandlungen des — nach den akademischen Geſetzen verbotenen — Seniorenkonvents zugegen geweſen ſei. Da er geſtändig war, wurde er ſofort verurtheilt, und zwar zunächſt wegen Anweſenheit bei einer Paukerei. Im Archiv der Univerſität Göttingen ſind die Straferlaſſe noch vorhanden; ſie laſſen erkennen, daß Bismarck das erſte Konſilium nebst drei Tagen Karzer erhielt wegen Vergehens gegen den Paragraphen 32 der akademischen Geſetze, der unter dem Buchſtaben d die Androhung enthielt, daß Die, „welche ſich, wiſſend, daß irgendwo ein Duell ſein werde, dahin begeben oder daſelbſt verweilen, mit dreitägigem Karzer und der Unterſchrift des conſilium abundi, bedingt für den Fall einer gleichen Uebertretung, beſtraft werden.“ An dem ſelben zwanzigſten Juli 1833 mußte er noch ein zweites Mal mit ſechs anderen Kommilitonen die ſchwere Strafandrohung unterſchreiben, und zwar wegen Uebertretung des Regulativs „durch Theilnahme an einer ohne Erlaubniß fortbeſtehenden Geſellſchaft, Theilnahme an Berathungen der Geſellſchaft, welche außer dem Kreiſe des Geſelligen lagen, Beſchickung des Seniorenkonvents durch Mitglieder der Geſellſchaft und beſonderer Thätigkeit hierbei“. Zugleich erhielt er weitere vier Tage ſtrengen Karzers. Einen Theil dieſer Freiheitſtrafen hat er in Göttingen nicht abgeſeſſen, wie aus einem bei den Univerſitätakten befindlichen Briefe vom ſechzehnten November 1833 hervorgeht, in dem der „stud. jur. Otto v. Bismarck“ den Prorektor bittet, ihm die Verbüßung der Strafe in Berlin zu geſtatten, weil ſeine geſchwächte Geſundheit eine ſo weite Reiſe nicht thunlich erſcheinen laſſe. Der Prorektor, der Bismarck bei ſeiner Entlaſſung das Abgangszeugniß verweigert hatte, erfüllte die Bitte, und ſo erging denn an die Berliner Univerſitätsbehörde das Erſuchen, dem Studiosus v. Bismarck das Göttinger Abgangszeugniß auszuhändigen, ſobald er die reſtirenden drei Tage Karzer abgeſeſſen habe. Daß Dieß geſchah, geht aus dem lakoniſchen Vermerk im Karzerbuch der Berliner Univerſität hervor: „Otto v. Bismarck, drei Tage, Erkenntniß von Göttingen. Betragen muſterhaft.“

Das unumwundene Geſtändniß, das Bismarck bei ſeiner erſten Bernehmung abgelegt hatte, war ihm jedoch von vielen Corpsſtudenten ſehr verübelt worden, um ſo mehr, als die Mehrzahl der anderen auf Grund der Vorſchriften ihrer Couleurgeſetze Alles abgeleugnet hatten. Bismarcks geradem Charakter war die wiſſentliche Lüge zuwider geweſen, er hatte die Wahrheit geſagt: auf die Gefahr hin, einen Racheakt der übrigen Corps heraufzubeeidnen. Und der



blieb nicht lange aus. Kurz nachdem die meisten Verurtheilten ihre Strafen abge-  
 sessen hatten, wurde den Hannoveranern mitgetheilt, daß im Karzer hinter dem  
 Namen Bismarck von einem Unbekannten das Schimpfwort „Peber“ eingekratzt  
 worden sei. Der Beleidigte gerieth in hellen Zorn und erließ noch an dem selber  
 Tage ein Circularschreiben an die Corps, die in dem eben geschilderten Konflikt die  
 Majorität gebildet hatten, sowie an die damals als betheiligte Partei nicht mit-  
 stimmende Guesstphalia, mit der energischen Aufforderung, es möge sich unverzüglich  
 Derjenige melden, der neben seinen auf dem Karzer eingeschnittenen Namen eine  
 „eben so grundlose als verleumderische Beschuldigung“ geschrieben habe. Dieser  
 erste Versuch, den Thäter zu ermitteln, blieb erfolglos; der Seniorentonvent  
 beschloß deshalb auf Antrag der Hannoveraner, „daß jeder Corpsbursch sein  
 Ehrenwort dahin abgeben solle, daß er keine Kundschaft über den Schreiber der  
 Beleidignng geben könne.“ Ein Corpsbursch erklärte daraufhin im Kreise  
 seiner Couleurbrüder, er habe, als er neben dem Namen Bismarcks das Wort  
 Peber gelesen habe, sofort nach dem Schreiber gefragt und daraufhin von irgend  
 Einem, den zu nennen er nicht mehr im Stande sei, die Antwort erhalten:  
 Ich glaube, es war \*\*. So blieb also auch der zweite Versuch ohne Ergebnis  
 und es hat sich nie herausgestellt, ob der Thäter ein Corpsstudent war oder nicht.

Die großen Ferienzeiten scheint Bismarck im Elternhause verbracht zu  
 haben, kleinere Pausen benützte er zu Paulausflügen nach Greifswald  
 und Jena. Der einzige größere Ausflug, den er während seiner Stu-  
 dienzeit unternahm, war die früher stets in falschem Zusammenhang  
 erwähnte Reise durch Thüringen. Nicht 1832, ehe er seine Studien begann,  
 sondern in den Pfingstferien des Jahres 1833 durchzog er mit seinem Leib-  
 burschen Wuthmann, den Hannoveranern Odelkop, Rautenberg, Jäger und den  
 Braunschweigern v. Trotha, Cramer, Brunnemann und Admble die Thüringer  
 Berge; Eisenach und die Wartburg wurden besucht, danach das prächtige Schloß  
 der sächsischen Herzöge, das romantische Altenstein und der Liebensteiner Heil-  
 bronnen; von dort ging es hinauf nach dem Infelsberg, um jenseits durch die  
 schweigenden Tannenwälder wieder hinabzusteigen zum Schloß der Coburger,  
 Reinhardtsbrunn. Dann besuchten die lustigen Brüder die Residenzstadt Gotha,  
 das blüthenreiche Erfurt, den stillen Park der Musenstadt Weimar und Goethes  
 schlichtes Heim; endlich das wilde Schwarzathal, Ilmenau und zum zweiten  
 Male die Lutherreliquien auf der schönsten deutschen Burg . . .

Wenige Wochen später verließ Bismarck nach dreifsemestrigem „Studium“  
 Göttingen dauernd; vielleicht auf den Wunsch der klugen Mutter, die in  
 studentischen Kaufereien nur eine schlechte Vorbildung zum Diplomaten erblicken  
 mochte, zu dem ihr Liebling Otto nun einmal bestimmt war. So blieb er denn  
 in Berlin und versuchte, im Wintersemester 1833/34 bei Savigny Das nachzu-  
 holen, was er in Göttingen trotz anfänglichem Fleiß versäumt hatte. Freilich  
 gings damit langsam vorwärts, darum wurde ein geübter Dozent als „Ein-  
 paufer“ angenommen und seiner thatkräftigen Hilfe verbankte es der spätere  
 große Kanzler, daß er nach dem sechsten Semester im Jahre 1835 sein Aus-  
 kultator-Examen wacker bestehen konnte.

Hans Kraemer.



## Der Dichter der Ofenecke.

Die ganze beste moderne Literatur wird unter allen sonstigen Verschiedenheiten von der selben Grundstimmung getragen. Sie ist, diese Grundstimmung, gewissermaßen wie das Sonnenlicht der Zeit, das sich in den verschiedenen Individualitäten prismatisch verschiedenartig bricht. Wie auch die Temperamente auseinandergehen --: sie sind doch alle nur Vertonungen des einen und selben allgemeineren Zeitemperamentes. Wenn man das Charakteristische der Dichtung der Gegenwart angeben will, so muß man es in der Beschaffenheit dieser Grundstimmung und dieses Temperamentes suchen.

Es sind überhaupt nie die Ideen, welche die tiefste Eigenart einer Literaturepoche bestimmen, sondern es ist die Art, zu fühlen, — ganz wie Das, was in einem Dichtwerke paßt, nicht eine Idee, sondern eine Empfindungsweise ist. Denn: ein Dichtwerk ist der Erguß eines Temperamentes, und ein Temperament kann nicht von einer Idee umfaßt werden; es kann sich erst dann in der Form einer solchen mittheilen, wenn sie in jene tiefen Schichten hineingedrungen ist, wo das Individuum das Dasein auf seine besondere Weise abspiegelt, — in sie aufgegangen ist und sie prägt. Alle Ideen, die in einer bestimmten Zeit entstehen, lösen gewisse organische Empfindungen aus, die in der menschlichen Natur bisher schlummerten, — erst durch diese Auslösung werden sie dichterisch produktive Faktoren; und die Summe dieser freigemachten und schaffenden Empfindungen giebt das Gesamtbild des Temperamentes und der Kunst einer Zeit: ihre unmittelbare und unabweisbare Art, zu fühlen, Das, was das Ungreifbare in ihr ist, eine Parallelerscheinung zum ungreifbaren Individuellen bei dem einzelnen Menschen.

Die Grundstimmung unserer Zeit ist — um vorläufig dieses grobe Wort zu gebrauchen — der Pessimismus. Der Pessimismus hat schon seit lange aufgehört, nur eine Theorie zu sein, eine Ideenreihe, aus der einzelne denkende Geister philosophische Systeme bauten; er ist eine zeitcharakteristische Art, zu fühlen, geworden. Er ist eine Zeitdisposition, die organisch bedingte Weise des gegenwärtigen Geschlechtes, zu fühlen und zu leben, und wird als solche erst mit ihm selbst sterben. Er ist nicht allein eine Ueberzeugung; er ist bei den Menschen von heute jene Stimmung, die Seele genannt wird, jene innerste Veranlagung, die das All in ihre Form einzwängt, ihm Proportionen und Beleuchtung giebt. Bei den Dichtern ist er die vibrirende Sensibilität, die in den Motiven und im Vortragston hervorklingt. Er ist bei den dichterisch schöpferischen Geistern unserer Zeit so mit der Persönlichkeit zusammengeschmolzen und Eins geworden, daß diese sich nur in einer

peffimistischen Empfindung, in einer Empfindung von unmittelbarer oder verfesteter Unlust, manifestiren kann. Diese Gruppe von Empfindungen, die Unlustempfindungen, die lebensfeindlichen Empfindungen, sind heutzutage die schöpferischen; denn sie sind Born, Temperament, geworden, und jede Zeit, wie jede Individualität, schöpft nur aus ihrem Temperament heraus, aus ihrer instinktiven Art, zu fühlen und zu leben.

Wenn man dieser Thatsache in ihre Tiefe nachgehen will, darf man nicht bei den gröbereren und einfacheren Formen stehen bleiben; die komplizirtesten Fälle sind die interessantesten, denn sie erst führen recht hinab in die Tiefe. Ich habe schon in meinen Studien über Böcklin meine Theorie der Unlustempfindungen aufgestellt und mit Beispielen unter den größten zeitgenössischen Geistern (Nietzsche, Ibsen, Tolstoi, Strindberg) demonstriert. Aber das Thema wäre viel weiter und erschöpfender auszuführen. Bei den genannten Dichtern sind die Linien gerade und die Farben einheitlich; die Unlust ist Unlust recht und schlecht, und sie klingt reinlich aus in Satire, in Wuth, in Ekel, oder was es sonst sein mag. Aber es giebt unter den zeitgenössischen Dichtern andere Temperamente, deren Vitalitätskeime unter Einwirkung von verfesteten Unlustgefühlen ganz metamorphosirt sind. Die Unlust wird als eine neue Lust empfunden, der Schmerz als ein höherer Genuß, und die Vergänglichkeit als ein süßeres Leben. Diese merkwürdige Erscheinung tritt bei unseren großen Melancholikern Turgenjew, Jakobsen, Bourget, Topsøe auf, -- und die Melancholiker in der Literatur sind nie so zahlreich noch so tief gewesen wie in unserem neunzehnten Jahrhundert, vielleicht, weil das Weltbild nie so schwer greifbar für das Individuum gewesen ist wie in dieser Epoche centrifugalen Wissens. Die Empfindungen, die das Alles blind und grausam beherrschende Fatum einflößt, lösen sich in eine resignirte Schwermuth auf, die das Gemüth wärmt; und das wunde Gefühl von Irreparabilität vor Allem wird jener Gemüthsstimmung ähnlich, mit der ein milder Mensch in wohligh-traurigen Träumen vor dem Ofenfeuer sitzt, während der Herbststurm draußen im Dunkel tobt und der Strichregen unaufhörlich gegen die Fensterscheiben prasselt.

Es steckt oft viel Asketismus hierin; es ist eine Art Selbstquälerei, die zum Genuß wird. Aber hinter allen diesen Erscheinungen liegt doch eine organische Veranlagung, — ein organischer Fehler, wenn man so will, dessen Wesen darin besteht, daß dem Menschen die fundamentalste aller Fähigkeiten abhanden gekommen ist: unmittelbar im Nu zu leben. Das Leben hat alle seine Reize verloren, so lange es das Gegenwärtige ist, in dem man steht: es kann nur noch als das Vergangene oder als das Kommende genossen werden. Nichts wirkt verlockend, so lange man es unter seinen Händen hat; Alles wird erst als ein Gegenstand der Sehnsucht erstrebenswerth. Man

lebt nicht mehr das Leben aus erster Hand, das eigentliche, konkrete Leben; die Realität muß ihm erst dadurch abgestreift werden, daß es in die blaue Ferne der Erinnerung oder der Hoffnung gerückt worden. Das heißt, um das Bourget'sche Beispiel anzuführen: man sehnt sich nach Orten, wo man sich gelangweilt, und verliebt sich nachher in Frauen, in deren Anwesenheit man nichts gefühlt hat.

Es scheint mir, als ob Hans Hoffmann gerade in dieser Hinsicht eine Sonderstellung in der heutigen Literatur einnähme, — ganz abgesehen von seinem historischen Zusammenhang mit einer älteren Dichtergemeinschaft und von dem Maß seines Wertes als Dichter. Für ihn duftet das Leben noch in jeglichem Augenblick, ganz so, wie es für uns Alle in der Kindheit duftete. Deswegen ist er — und gerade in seinen besten, individuellsten Sachen — der Familiendichter, ohne, wie die Meisten dieser Gattung, das Recht des Dichternamens eingeblüht zu haben. Denn jede Ecke unseres Daseins hat ihre besondere Poesie; auch die Denecke hat ihre Poesie; und Hans Hoffmann ist der Dichter der häuslichen, munter warmen Denecke, — nicht wie die vorhin erwähnten Melancholiker, sondern als der Hausvater selbst. Als Geist gehört Hans Hoffmann gewiß nicht unter die ersten Dichter unserer Zeit, als Temperament und Typus wohl: er ist ein gottbegnadeter Hausvater.

Hans Hoffmanns Produktion zerfällt nach meiner Auffassung in zwei Gruppen. Die eine wird vom „Landsturm“, die andere von dem „Gymnasium zu Stolpenburg“ und „Von Frühling zu Frühling“ typisch vertreten. Als ein Uebergangsglied zwischen den beiden Gruppen stehen für mich die „Geschichten aus Hinterpommern“ und die Novelle „Der Hegenprediger“ da.

Die historischen Romane von der Gattung „Landsturm“ liefern gar keine Beiträge zur Charakteristik von dem Hans Hoffmann, den ich als Typus ersten Ranges in der gegenwärtigen Literatur liebe und schätze. Sie wirken nicht echt. Sie sind keine unmittelbaren, organischen Manifestationen des eigentlichen, ursprünglichen Hoffmannschen Temperamentes. Ich erinnere mich noch, wie der erste Anschlag auf mich wirkte: „Eisig strich der Nordweststurm u. s. w.“ Es klang in meinen mit Hans Hoffmanns Erzählungen schon gut eingewöhnten Ohren nicht natürlich; ich glaube, es lag zunächst nur daran, daß der Satz mit der Adverbialbestimmung anfing: „Eisig strich der Nordweststurm :c.“ Das sollte feierlich stimmen; aber es wirkte peinlich, wie ein falscher Accord, — und auch ein klein Wenig lächerlich. Und der erste Eindruck blieb unter der Lecture und wurde immerwährend verstärkt, je weiter ich kam. Allmählich verstand ich auch, woran Das lag: der Vortrag war pathetisch gehalten. Man behauptet ja im Allgemeinen, daß der Deutsche lügt, wenn er pathetisch wird; jedenfalls bin ich überzeugt, daß Hans Hoffmann seinem Temperament untreu wird, wenn er sich pathetisch gebildet. Auch das

psychologische Motiv, das nebenbei gar nicht neu ist, liegt nicht für ihn; die rauhen Konflikte und wüsten Leidenschaften sind nicht seinem Temperament gemäß. Er kann tief sein, aber nur in den Schilderungen des alltäglichen Lebens einfacher, schlichter Leute. Er besitzt den Zauberstab der Poesie, — aber nur dann, wenn er die kleinen, stillen, altfränkischen pommeranischen Städte als Staffage in die weiten, einförmigen Hafflandschaften hineinstellt. Sein natürlicher Vortragston ist der kernig-gemüthlich humoristische, und seine natürliche Weise, sich zu geben, die eines ernsten, sanften Herzensmenschen, den Familienlust und Humpentraulichkeit erwärmen. Alles Andere ist Pösitur; dazu muß er sich erst anstrammen.

Destwegen giebt es auch im „Landsturm“ vom Anfang bis zum Ende nur einen einzigen Ton, diesen einen und einzigen Ton, der immer sinken will; und da das Leben nie auf einem Ton gespielt wird, wirkt diese Erzählung auch nicht als Leben. Sobald Hans Hoffmann aber mit seinem eigenen guten Schnabel zu singen beliebt, tönt auch in seinen allerkleinsten Stücken dies Leben in seiner ganzen spielenden Fülle voll und rein heraus, auch wenn er dabei historische Geschichten aus den Zeiten der vierzehn pommerischen Boguslaws benutzt, statt sich um die heutigen Schicksale in unserer lieben Vaterstadt Uermünde dichterisch zu bekümmern.

Die „Geschichten aus Hinterpommern“ sind historische Erzählungen einer ganz besonderen Gattung. Sie sind gewiß auch vorzügliche Zeitbilder; was aber ihren dichterischen Werth ausmacht: Das ist ihr echt Hoffmannsches Gepräge. Sie sind keine mit fachwissenschaftlichen Kenntnissen und moderner Detailmalerei ausgeführten Interieurs aus vergangenen Jahrhunderten, wie z. B. Jakobsens „Frau Marie Grubbe“ und Flauberts „Salambo“; auch nicht historische Umkleidungen der Ideen des neunzehnten Jahrhunderts und Tendenzdichtungen, etwa wie „Herrn Veugts Gattin“ von Strindberg. Sie sind allerliebste Anekdoten, die ihre Entstehungszeiten vorzüglich charakterisiren und dabei zugleich ein allgemein menschliches Element in sich tragen, durch das sie sich zu allen Zeiten gleich frisch und immer wieder erzählen lassen; und Hans Hoffmann führt sie mit seiner gemüthlichen Gelassenheit und in seiner episch stilisirten Form aus, damit sie an einem langen Winterabend bei der Lampe, dem Grog und dem Ofenfeuer im häuslichen Kreise still gelesen werden, zwischen der Arbeit des Tages und der Ruhe der Nacht.

Diesen hinterpommerschen Geschichten reiht sich „Der Herrenprediger“ an. Der Herrenprediger ist freilich ein ganz anders tiefer psychologischer Wurf als „der Tribuliersoldat“ oder „der grobe Pommer“; aber das Genre ist das selbe. In dieser einen Novelle streift Hans Hoffmann an Gebiete, von denen er sich sonst fernhält; und es giebt in den Schilderungen der schönen Heye Apollonia und des ehrbaren Herrn Wachholdius einige Stellen, die durch die

Mischung von berber Naturalistik und kühnem Erathen in seiner ganzen Produktion völlig vereinzelt dastehen. Aber das Temperamentgepräge tritt doch auch hier gleich wieder in seine Rechte ein: der Humor sichert auch durch die tiefsten Schichten der wunderlichen Geschichte und vermag es sogar, die strenge Scheidung zwischen der teuflischen und der göttlichen „Here“, die sonst ein Bischen zu protestantisch hausbacken und sehr unpsychologisch moralisch ist, ganz plausibel zu machen.

\* \* \*

Jeder Mensch — auch der, dem das Leben am Wenigsten gegeben hat — trägt mit sich, in sich, gewisse Erinnerungen, die nichts mit der Masse der gewöhnlichen Erinnerungen gemeinsam haben. Sie bilden eine besondere Gruppe für sich. Das sind die Erinnerungen mit affectivem Werth. Eine solche Erinnerung kann, äußerlich gesehen, ein Nichts sein, etwas Unbedeutendes, etwas scheinbar völlig Werthloses; und der Mensch selbst kann oft nicht mehr sagen, warum gerade diese Erinnerung ihm so viel gilt. Erinnerungen, die mit den wichtigsten Ergebnissen seines Lebens eng verknüpft sind, können ihn fast ganz kalt lassen; und eine Kleinigkeit, deren Zusammenhang mit ihm selbst er nun vollständig vergessen hat, kann plötzlich aus seinem Unbewußten auftauchen und durch sein innerstes Wesen mit jenem süßen Schauer ziehen, der die großen Glücksmomente des individuellen Daseins begleitet. In jeder von diesen Kleinigkeiten tönt uns gleichsam unser ganzes Leben entgegen, wie das Brausen des ganzen großen Meeres in einer kleinen Muschel vernehmbar ist; und darum schwingt noch Alles in uns nach, wenn so ein Erinnerungsbild in uns aufsteigt, bei dem Einen in süß schmerzlicher Sehnsucht, bei dem Anderen in frohem Sichselbstfühlen.

Hans Hoffmann ist der Dichter dieser Erinnerungen von affectivem Werth. Die feine und eigenartige Poesie in „Von Frühling zu Frühling“ und „Das Gymnasium zu Stolpenburg“ ist eben der Duft solcher mit ungemischter Freude wiedergenossenen Erinnerungen. Mit ungemischter Freude wiedergenossenen, — denn jede von ihnen war einst ein Moment, der voll gelebt wurde und in dem die Persönlichkeit noch später ihre ganze Selbstbetheätigung mit ungeschwächtem Vitalitätgefühl genießen kann.

Hierin steckt — um zum Ausgangspunkt dieser kleinen Charakteristik zurückzukommen — die Eigenthümlichkeit der Dichterpersönlichkeit Hoffmanns. Er ist so heil und abgerundet wie sonst nur ein glückliches Kindergemüth oder das abgeklärte Individuum, das früher das harmonische Genie genannt wurde. Das Weltbild, das seine Seele spiegelt, ist gewiß nicht von den grandiossten; aber es ist eines der ungetrübtesten. Abgeschlossen und durchsichtig —: die beiden Dinge können schon einen ganzen Menschen und einen ganzen Dichter machen; eine — nicht in pedantischer Meinung — intakte

Mannesnatur giebt in unseren Tagen einen Typus ab, wenn sie sich in der Dichtung nach außen offenbart. In Hans Hoffmann ist keine Kluft zwischen dem Kinde und dem Mann vorhanden, so wenig wie irgend eine von den anderen modernen Spaltungen im menschlichen Wesen; und jeder Moment des Lebens besitzt für ihn noch die Frische des Zum-ersten-Mal und jenen Duft, der die Seele der Dinge ist und die Poesie unseres Daseins. Bei einer solchen Veranlagung ist es nicht zu verwundern, daß das Tiefste und Zarteste, das Hans Hoffmann vielleicht jemals geschrieben hat, jene Seiten der ersten Novelle in „Von Frühling zu Frühling“ sind, wo die seltsamen Morgendämmerungsgeschichten geschildert werden, mit denen der Knabe zum Jüngling erwacht. Das ist die Poesie des ungetrübten und ungebrochenen Männlichen bei seinem Erwachen, wo es schon da ist, aber nicht greifbar — wie das kaum merkbare Farbenspiel der ersten Morgenröthe —, und die von den Dichtern viel seltener festgehalten worden ist als der Zauber der entsprechenden Entwicklungsvorgänge bei dem Weibe.

Hans Hoffmann ist ein Naturmensch. Das Naturgefühl und das Heimgefühl gehören bei ihm zusammen; hinter den Fenstern der häuslichen Ecke liegt immer die weite Landschaft. Die Landschaft nimmt auch in seinen Schilderungen genau so viel Platz ein den Menschen gegenüber, wie es draußen in den Haffgegenden und auf der pommeranischen Ebene der Fall ist. Die Menschen sind mehr nur Staffage. Die Psychologie bleibt gewöhnlich bei den allgemeinen Zügen stehen; und eine individualisirende Charakteristik nach modernem Maßstab fehlt fast durchgängig, — und muß, bei diesem Temperament, fehlen. Aber als Landschaftler ist Hans Hoffmann groß, größer als irgend ein anderer deutscher lebender Dichter, Herr auf ureigenem Boden. Er, der den kleinen Mitmenschen gegenüber gern humoristisch vorträgt — und es ist dieser Humor, der seiner Lebensauffassung ihre einzige Tiefe und ihren Werth giebt —, wird vor der großen Natur ein fast priesterlicher Lyriker. Für die Vorgänge in der Natur haben sich nicht nur seine Sinne, sondern auch seine seelischen Fähigkeiten ganz anders entwickelt und verfeinert als auf dem Gebiete der Menschenkenntniß; und er weiß die Seele einer Landschaft, ihre Stimmung und ihren Duft, mit der selben Sicherheit vernehmbar zu machen, mit der er ihre äußeren Linien zeichnet. Er kennt seine Haffnatur, wie nur ein Eingeborener seine Heimath kennt, — nicht nur mit Gehirn und allen Sinnen, sondern mit jedem Blutstropfen; es ist diese Natur selbst, die sich in den Rhythmus seines Temperamentes umgesezt hat; er fühlt sie in sich, in jedem Theilchen seines Wesens; und sie ist es, welche aufschwillt, wenn er sich produktiv fühlt und Etwas in ihm nach Lösung drängt.

Schliersee.

Ola Hansson.



## Das neueste Ereigniß.

**V**or einem Jahre soll ein Mann, der die hamburgere Verhältnisse gut überblickte, versucht haben, Herrn von Hansemann das Aufgehen der Norddeutschen Bank in die Diskontogesellschaft plausibel zu machen. Herr von Hansemann hätte die Sache wie im Scherz zurückgewiesen, und nun ist das scheinbar Unmögliche zu allgemeiner Ueberraschung doch möglich geworden.

Vierunddreißig Millionen Gewinn! Bis zum vorigen Freitag hätte kein Krösus das Einstreichen solcher Summen für möglich gehalten. Und es ist eine so einfache Operation, gleichsam nur eine Buchungssache. Die Diskontogesellschaft, so wird jetzt erzählt, habe die Nothwendigkeit erkannt, an dem größten deutschen Handelsplatze selbständig vertreten zu sein. Sie hatte eine vorzügliche Verbindung eben in der Norddeutschen Bank und die dorthin zu zahlenden Provisionen wurden überreichlich aufgewogen durch die Fülle der Aufträge, die jenes hamburgere Institut tagtäglich seiner berliner Konsortin sandte. Die Diskontogesellschaft soll das Beispiel der Deutschen und der Dresdener Bank nachgeahmt haben. Die Filiale der Deutschen Bank in Hamburg ist aber eine alte Sache und bildet nur ein Glied in dem ganzen Geschäftssystem der Siemens'schen Schöpfung. Die Dresdener Filiale, welche die Anglobank verschlang, hat diesen Bissen schon mit mehreren Millionen hüßen müssen und aus diesem Grunde sehen Pessimisten selbst die neue bremer Filiale ungünstig an; und was die Agency in London betrifft, so wird diese den Engländern doch nicht erst rats sein.

Unwiderleglich bleibt aber die Thatsache, daß gerade die Diskonto-Gesellschaft stets auf eine völlig konzentrirte Thätigkeit gehalten hat und daß ihre einzige Abweichung von diesem Prinzip, gelegentlich der Provinzial-Diskonto-Gesellschaft in Hannover, schon vor mehr als zwanzig Jahren mit einem großen Einsturz endete. Man muß nun keine Ahnung haben von dem ungeheuren und zum Theil spezifisch hamburgischen Geschäft der Norddeutschen Bank, um glauben zu können, daß sich die Diskonto-Gesellschaft diese ihr ganz fremde Last im Ernst aufbürden könnte. Schon das Platzgeschäft ist ein unvergleichlich weitverzweigtes, umfaßt viele, viele Tausende von Firmen, die einen Wechselkredit brauchen, d. h. deren Transaktionen auf London, Paris zc. die Bank täglich zu nehmen hat und daher auch den übrigen Verkehr jener Firmen regulirt. Daraus hat sich schließlich ein weltumspannendes Geschäft ergeben, das in einem gewissen Sinne weit wichtiger ist als der überseeische Verkehr z. B. der Deutschen Bank. Was ihr Kapitalisten-Publikum betrifft, das ihr bei Emissionen die wünschenswerthen Summen oder Unsummen abnimmt, so ist es das denkbar folgсамste und fügsamste; es besteht aus den höchst wohlhabenden Bevölkerungen der Hansestädte, Schleswig-Holsteins, Hannovers, Mecklenburgs, und vertuscht alle Irthümer mit der langen Gewohnheit, gerade in dieser Bank die erste und beste zu erblicken. Daraus ist dann in Finanzkreisen wohl das Vorurtheil entstanden, als ob das Institut stehen geblieben sei. In Wirklichkeit machen aber die geringen Dividenden seit 1890 (unter 5 Prozent) der Bank gar keine Schande, denn ein solches Institut hat in schweren Zeiten den Kaufleuten seiner Stadt beizustehen, anstatt über deren versteckte Bilanzen hinweg fette Erträgnisse zu vertheilen. Wenn der Export nach Südamerika stockt und in Folge Dessen zahl-



reiche hamburger Firmen unvorhergesehenen Verlusten gegenüberstehen, kann die Norddeutsche Bank ihre Schulden nicht wie ein preussischer Gerichtsvollzieher eintreiben, sondern sie muß eben warten und womöglich noch Geld hinzuschießen. Das ist eben doch ein Vertrieb, wo man mit einem Mechanismus, der Solide und Unsolide streng von einander trennt, niemals auskommt. Schon während der 1857er Krisis hat sich Das gezeigt. Aus jener Zeit stammt auch das Wort des frankfurter Königswarter, der damals zu Rath und That zu einem Verwandten nach Hamburg gerufen wurde: „Im Bankwesen seid Ihr 50 Jahre hinter uns zurück; im Schwindel seid Ihr uns um 50 Jahre voraus.“ Das war die Kritik der Landratte über einen Seesturm. Man kann also die Geschäftsarten der Norddeutschen Bank und der Diskonto-Gesellschaft hin- und herwenden, man kann selbst den bekannten Siemens'schen Gedanken richtig finden, daß ohne Hamburg heute kein großes Institut mehr möglich sei, und man wird dennoch die Naturnothwendigkeit dieser Verschmelzung nicht recht begreifen müssen. Das ist auch nur dann möglich, wenn man dieses ganze Geschäft lediglich als eine glänzende Reparatur ansieht, als die Heilung einer Verlegenheit. Gerade im vorigen Heft wurde hier die Achillesferse der Diskontogesellschaft: die große Venezuela-bahn, berührt; wie erst neuerdings der gefährliche Stand dieses ausgedehnten Geschäftes enthüllt worden und auch die ganz unverhältnißmäßige Betheiligung der Diskontogesellschaft früher nicht bekannt gewesen sei. Das Aktienkapital der Bahn beträgt 10 Millionen Mark, die Kreditoren über 46 Millionen Mark. Es handelt sich also um zusammen 56 Millionen Mark, an denen das Hansemann-Institut mit vielleicht 30 Millionen Mark theilhaftig sein soll. Weit weniger, aber wahrscheinlich im Verhältniß zu ihrem Kapital noch mehr, ist die Norddeutsche Bank engagirt; von ihr ging zu dieser Sache sogar die Initiative aus. Nun denke man sich, daß die Diskontogesellschaft neben diesen 30 Millionen, die in Venezuela auf lange hinaus versteckt liegen, auch noch auf Drudluft vielleicht einige Reserverchen abzuschreiben hätte. Das war eine Verlegenheit. Erst die Gewißheit von der unheimlichen Situation in Venezuela wird vielleicht die Herren in Berlin auf einen neuen Ausweg haben sinnen lassen. Denn weshalb sonst die Herren Hansemann, Ruffell, Lent ihren schweren und ganz anders gearteten Sorgen auch noch die einer fremden Bankleitung hinzufügen sollten, ist ganz unerfindlich. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß die Herren von der Diskontogesellschaft anders als formell irgend welche neue Verwaltungarbeit hier auf sich geladen haben. Diese angenehme Uebernahme von Rechten ohne Pflichten wird offiziell wie folgt umschrieben: „Die Norddeutsche Bank in Hamburg würde hiernach in vollster Interessengemeinschaft mit der Diskontogesellschaft als selbständiges Institut fortbestehen und mit einer im Uebrigen ganz unveränderten Verwaltung ihre Geschäfte ohne Unterbrechung fortführen.“

Wäre die Sache, wie Manche glauben, von langer Hand vorbereitet gewesen, so hätte das Geheimniß an allen Ecken und Enden Löcher bekommen und in den Werthen beider Banken wäre eine Haufe entstanden, die eine verünftige Offerte unmöglich erscheinen ließ. Man hat wohl eine sehr weitläufige und demgemäß auffallende Untersuchung der Aktien und Passiven kaum verlangt. War doch der vornehme Charakter der Bank und der enorme Umfang ihrer Geschäfte einer so alten Partnerin wie der Diskontogesellschaft längst be-

kannt. Es wurde also eine Offerte aufgebaut, die nach drei Richtungen zugleich Vortheile brachte: 1. für die Herren in Berlin, 2. für die Männer in der Norddeutschen Bank, 3. für die hamburger Aktionäre, von denen ja so Vieles abhängt.

Die Diskontogesellschaft verzehrt die Norddeutsche Bank mit Haut und Haaren und bietet Denen, die nicht etwa haares Geld vorziehen sollten, neue Kommanditanteile gegen die bisherigen Norddeutschen Aktien. Da aber Diskonto sowohl nach ihren Dividenden als nach ihrem spekulativem Charakter ein ganz anderes Agio als Norddeutsche genießen, so giebt es für je drei Norddeutsche Aktien zwei Diskontokommandit, die also zu nicht weniger als 210 Prozent begeben werden. Die Norddeutsche Bank besitzt ein Kapital von 60 Millionen Mark und eine Reserve, die zum Theil fest angelegt ist, von 14 Millionen Mark. Diese baaren 74 Millionen bezahlt die Diskontogesellschaft mit nur 40 Millionen Mark. Profit: 34 Millionen! Das erste Ja hatten die Leiter der hamburger Bank zu sagen. Herr Direktor Schinkel kam in den tantiemelosen Jahren, wo die Dividende unter 5 Prozent ging, vielleicht nicht auf 50 000 Mark. Da er aber jetzt nothwendig Geschäftsmitinhaber der Diskontogesellschaft wird (fünfte Reihe hinter Hansemann), wird er zum Mindesten auch auf 100 000 Mark kommen. Die Aktionäre der Norddeutschen Bank bezahlen zwar vorläufig, allerdings nicht in Baar, die ganzen 34 Millionen Mark. Damit werden aber doch auch die Schäden der Norddeutschen Bank beseitigt (von Venezuela, Druckluft zc.) und vor Allem wird diese Bank damit wieder flott gemacht. Als Entlohnung erhalten sie Diskontokommandit, die einen ganz anderen Markt haben, einen höheren Stand und Aussicht auf weit bessere Dividenden. Auf diese reinen Vernunftgründe verläßt sich aber Herr Hansemann so wenig, daß er in seiner Offerte den Preis der Norddeutschen Bankaktie sogar zu 140 Prozent annimmt, während der Kurs ca. 130 ist, notabene bei einem rechnerischen Werth von ca. 124 Prozent. Jetzt möchten wir den Aktionär sehen, der aus wirklich bedrohtem Interesse Opposition machen wollte.

Aber kommen wird diese Opposition vielleicht dennoch. Das Selbstbewußtsein der Hamburger könnte sich am Ende dagegen aufbäumen, ihre erste Bank von nun an in Berlin wurzeln zu sehen. Natürlich wäre der Diskontogesellschaft ein möglichst glatter Austausch der Aktien sehr erwünscht. Die früheren jungen Aktien haben lange genug gebraucht, um ruhiger placirt zu werden, und ohne die jetzige, an guten Anlagen arme Zeit würde man eine solche neue Transaktion wohl kaum Zug um Zug erwarten können. Die Verwendung des Gewinnes wäre die folgende: 20 Millionen Mark müssen als Agiogewinn unbedingt in die Reserve, 14 Millionen Mark stehen zur beliebigen Verfügung. Daraus könnte dann das gesammte Engagement in Venezuela und noch Druckluft, sowohl bei der Diskontogesellschaft als der bisherigen Norddeutschen Bank, sichergestellt werden. Uebrigens: das Venezuela-Unternehmen ist durchaus nicht verloren, sondern nur langwierig geworden.

Und was sagt zu Alledem die Spekulation? Daß es sich in einem Bassin von 114 Millionen Mark noch angenehmer schwimmen läßt als in einem solchen von 74 Millionen Mark. Den Meistern dieser Schachpartie selbst hat natürlich jede Absicht auf Spekulation gefehlt. Man kann das Geld noch bequemer verdienen, wie Beispiele beweisen.

Pluto.



## Der Fall Persius.

Am zweiten Oktober 1893 hat der dritte Senat des Oberverwaltungsgerichtes dem Deutschen Theater in Berlin die Aufführung des Dramas „Die Weber“ vom Herrn Gerhart Hauptmann freigegeben. Der Gerichtshof ging in seinem Erkenntnis von der Ansicht aus, daß bei den besonderen Verhältnissen des fast ausschließlich vom wohlhabenden Publikum besuchten Deutschen Theaters von der Aufführung eine Gefahr für die öffentliche Ordnung nicht zu befürchten sei. Die Richtigkeit dieser Ansicht ist durch die Erfahrung bestätigt worden: das Theaterstück, das vorher schon, ohne die geringsten Ausschreitungen zu veranlassen, wiederholt vor dem sozialdemokratischen Publikum der freien Volksbühnen aufgeführt worden war, hat auch bei der öffentlichen Darstellung die bourgeoisen Hörer vielleicht stark erregt, vielleicht auch zu billigen Demonstrationen sozialen Mitleidens hingerissen, aber die Ruhe und Ordnung des Staates nicht gestört. Das ist nur natürlich; die Zustände, die Herr Hauptmann mit künstlerisch ehrlichen Mitteln in einem verfeinerten Melodramenstil darzustellen versucht, sind sorgfältig, wie man bei Treitschke nachlesen kann und wie auch Herr von Boguslawski nach seinen Jugenderinnerungen bestätigt, der gräßlichen Wirklichkeit der vierziger Jahre nachgebildet, aber sie entsprechen ganz und gar nicht der Wirklichkeit von heute und ihre Schilderung kann nichts Anderes lehren, als daß hitzige Gewaltthätigkeiten vielleicht zu einem flüchtigen Triumph, aber sicher nicht zu dauernden Vortheilen führen. Der „zielbewußte Genosse“ lächelt über die dummen Weber, die wüthend die Produktionsmittel zerstören, anstatt sie im Wege der Bergesellschaftung dem eigenen Nutzen besser dienstbar zu machen. Das Theaterstück, auf dessen Aufführung ein so sicher den Geschmack seines Publikums witternder Direktor wie Herr Arronge freiwillig verzichtet hatte, wäre wahrscheinlich längst verschwunden, wenn ihm nicht von den verschiedensten Stellen aus eine unermüdliche Reklame gemacht und wenn es nicht ohne jeden Grund als etwas Furchterliches hingestellt worden wäre, das man „sehen muß“. Die Verblendung, die, ohne jegliche Kenntniß der Menschennatur, den Kreis des Verbotenen immer weiter zu ziehen sucht, offenbarte sich auch bei diesem Anlaß wieder einmal besonders herrlich.

Das Oberverwaltungsgericht hat den Amtsbereich des Ministers des Innern, wenn es angerufen wird, zu kontrolliren und es ist für Verwaltungsstreitsachen die höchste Instanz. Deshalb, und weil nach der Verfassung die richterliche Gewalt „durch unabhängige, keiner anderen Autorität als der des Gesetzes unterworfenen Gerichte“ ausgeübt wird, mußte es auffallen, als der Minister des Innern, Herr von Köller, im preussischen Abgeordnetenhaus das rechtskräftige Urtheil des Oberverwaltungsgerichtes einer unfreundlichen und durch sachliche Gründe nicht im Geringsten gestützten Kritik unterzog. An diesen auffälligen Vorgang knüpft sich nun ein wirres Gestränge von Gerüchten und es wurde behauptet und leider auch geglaubt, Herr Persius, der Erste Präsident des Oberverwaltungsgerichtes, sei genöthigt worden, seinen Abschied zu nehmen.

Diese Gerüchte sind falsch. Herr Persius hat nie daran gedacht, seinen Abschied zu nehmen, und er kann, trotz seinem hohen Alter und trotz der vielleicht nachlassenden Leistungsfähigkeit, jetzt gewiß nicht daran denken, es zu

thun, weil er mit einem solchen Entschluß scheinbar wenigstens einen Schatten auf die Ehre des Oberverwaltungsgerichtes werfen würde. Die ganze, eifrig beschwagte Angelegenheit ist komplizirter, als man bisher zu glauben scheint, und sie knüpft nur äußerlich an das Urtheil im Weberprozeß an, auf das der Präsident, auch wenn er gewollt hätte, nicht den geringsten Einfluß zu üben vermochte. In der Ministerialinstanz besteht gegen Herrn Persius seit längerer Zeit eine gewisse Animosität; man wirft ihm dort vor, er habe, weil ihm das organisatorische Talent fehle, nicht hinreichend für die schleunige Erledigung der Staatssteuerfachen gesorgt. Als sein Nachfolger war Herr Braunbehrens in Aussicht genommen worden, der Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern; mit diesem als Verwaltungrichter hervorragend befähigten Herrn, der als Präsident des Oberverwaltungsgerichtes den Beteiligten wohl erwünschter wäre als der gleichfalls auf der Liste stehende Senatspräsident von Meyern, konnte Graf Eulenburg sich niemals recht stellen, und obwohl das Verhältniß unter Herrn von Köller sich besser gestaltete, wurde der Plan aufrecht erhalten. Herr Persius „baldthunlichst“ durch Herrn Braunbehrens zu ersetzen. Man erzählt sogar, daß Herr von Köller bei seinem Amtsantritt, allem Brauch zuwider, Herrn Persius keinen Besuch abgestattet haben soll. Man erzählt ferner, daß der Freiherr von Stumm, von seinem ehrenwerthen, aber begrenzten Standpunkt aus ganz mit Recht, seinem Unwillen über das Erkenntniß im Weberprozeß nachdrücklichen Ausdruck gegeben habe und daß es ihm gelungen sei, diese Ansicht bis an das Ohr des Kaisers zu bringen. Sicher scheint, daß der Vorstoß des Herrn von Köller sich gegen Herrn Persiuskehrte und von dem Wunsche geleitet war den greisen Präsidenten zum Abschied zu drängen. Sein unbegründeter Angriff wird aber nur dazu dienen, Mitglieder des Gerichtes, die geneigt gewesen wären, aus sachlichen Gründen von der früheren Entscheidung abzugehen — wenn es solche geben sollte —, daran zu hindern. Männer wie den vom Grafen zur Lippe herangezogenen Herrn Donalies, der 1866 den denkwürdigen Beschluß des Obertribunals über die Beschränkung der Abgeordneten-Immunität ermöglichte, würde wohl jeder Minister im Oberverwaltungsgericht vergeblich suchen.

Für die Rechtsicherheit ist es gleichgiltig, wer Präsident des Oberverwaltungsgerichtes ist. Die einzelnen Senate sind völlig unabhängig, Hilfsarbeiter dürfen nicht einberufen werden, die Mitglieder sind unabsehbar, sind lebenslänglich angestellt und keinem Disziplinargesetz unterworfen. Aber — und hier liegt der entscheidende Punkt — sie rangiren nach Altersstufen und von ihrem „Wohlverhalten“ hängt es ab, ob der Minister des Innern sie in eine höhere Gehaltsklasse aufrücken lassen will. Die Mitglieder des Reichsgerichtes beziehen ein festes Gehalt von 12000 Mark und sind von der Gunst und Laune mächtiger Herren auch materiell unabhängig. Den Mitgliedern des Oberverwaltungsgerichtes kann der Minister jeden Augenblick das Aufrücken in höhere Gehaltsklassen versagen. Dieser Zustand ist für einen politischen Gerichtshof, der nach Rechtsgrundsätzen und nicht nach schwankenden Tagesmeinungen Recht sprechen soll, unerträglich und der Lärm, der sich um den Fall Persius erhoben hat, würde wohlthätig wirken, wenn er Alle, die auf die Unabhängigkeit der Rechtsprechung Werth legen, zu dem Bestreben drängte, den Mitgliedern des Oberverwaltungsgerichtes auch die materielle Selbständigkeit zu verschaffen.



Berlin, den 23. März 1895.

## Die Mottenburger.

Zeit Lufianos, der Voltaire der griechischen Decadence, die an Witz und wundern reiche Stadt Abdera entdeckt und im Lande der Thraker den Boden beackert hat, auf dem Wieland später, in den Spuren Fieldings und Crébillons, spielend die Ernte einsammeln konnte, ist die Kommunalkomik aus den Literaturen der Völker nicht mehr verschwunden. Vom alten Valenbuch, das, ein Bischen in Eulenspiegelmanier, das Treiben der Schildbürger dem Hohn der Froschmäuselerzeit auslieferte, führt uns der Faden zu Wielands Abberitenmaskerade, zur Krähwinkerei der Jean Paul und Kogebue, zu Kellers Seldwylern, ins sonnige Tarascon Daudets, zu den Bürgern von Pont-Arch, die Sardou zu kurzem Schemenleben erweckte, und zu den Mottenburgern Davids Kalisch, der altberlinische Derbheit — das in die Schriftsprache leider nicht eingeführte Wort Rüdigkeit träge die Sache noch besser — und einen nicht allzu aufdringlichen jüdischen Witz zu einer recht schmackhaften Mischung vereinigt hatte. Ueberall war das Bestreben: die Bürgerlichkeit in ihrer beschränkten Anmaßung zu verhöhnern und den engen Kreis, den ihr von Scheuklappen beschränkter Blick beherrscht, mit lustigem Lachen zu durchbrechen; ein dummer und eitler Stadttyrann, der als Leithammel dem blökenden Haufen vorantrabte, fehlte fast niemals und mitunter war auch schon der Typus des politisch Ehrgeizigen zu schauen, dem das städtische Amt nur die Staffel zu höheren Ehren sein sollte. Dieser Typus blieb aber noch einigermaßen im Hintergrund, wie es der Wirklichkeit bis zu den Tagen entsprach, die

uns die Selbstverwaltung bescheerten und den Parlamentarismus in die Geschäftsführung der Städte einziehen ließen. Seitdem ist ein Neues geworden; die Magistrate fristen vielfach ein Schattenleben von der Gnade der Stadtverordneten-Versammlungen, in denen Fraktionen und Fraktionchen den Ton angeben, die Geschäfte der Stadt werden nicht selten vernachlässigt und die Sumpfröten oder die Anhänger der Bergpartei bestimmen, nach den übel berüchtigten großen politischen Gesichtspunkten, den zu wandelnden Weg. Irgend ein beredter Herr, der erst in Bezirksvereinen und dann in sogenannten Volksversammlungen Lunge und Zunge geübt hat, wird, weil zu den eigentlichen Parlamenten die Bahn gerade nicht frei ist, zum Stadtverordneten erkürt; er ist vielleicht Rechtsanwalt, vielleicht Leitartikelschreiber, vielleicht auch Häuserpekulant; mit Kleinigkeiten mag er sich nicht abgeben und Kleinigkeiten sind ihm alle technischen Fragen, alle wirklich wichtigen Angelegenheiten, die das Wohlergehen der Bürger berühren; er will eine Rolle spielen, will ein Politiker sein, kontrolliren und revidiren, vom Budget alljährlich ein paar Posten abknickern und — namentlich — weithin wirkende Reden halten; und weil er reden kann und die großen Gesichtspunkte immer bereit hat, sammelt sich allgemach um ihn eine stattliche Schaar, der er befiehlt, und er wird, ohne jemals irgend etwas Nützliches zu leisten, ein Führer, dem es in der hohen Politik später nicht fehlen kann. Dieser recht zahlreichen Spezies, die das Gefühl ernster Verantwortlichkeit niemals kennen lernt, ist die Geißel bisher erspart geblieben und der Satiriker ist noch nicht erstanden, der in ihrer ganzen Herrlichkeit uns die modernen Mottenburger enthüllt.

Wenn irgendwo in der Stille vielleicht das Talent eines Pritschenmeisters heranreift, dann muß es während der vergangenen Woche gewiß ein Riteln und Jucken verspürt haben. Am ersten April vollendete Fürst Bismarck das achtzigste Lebensjahr und überall wird, wo Deutsche wohnen, gerüstet, um an seinem Ehrentage den erfolgreichsten Arbeiter an der Begründung des Deutschen Reiches festlich zu grüßen. Ob die Vorbereitungen sich überall in den Grenzen eines guten Geschmacks halten, ob die Häufung der Ehrenbürgerbriefe, die vor fünf Jahren als eine mutthige Demonstration zu achten gewesen wäre, heute nicht bedenklich an Schilda erinnert, ob Mancher durch lautes Mandaliren jetzt nicht über ein schmähslich langes Schweigen hinwegkommen will und ob die Bezeichnung „Bismarck-Katechismus“, die ein Zeitung-

verlag einer Quartalsprämie zu geben gedenkt, besonders glücklich gewählt ist: darüber und über manche andere Vorbereitung zum Fest werden die Ansichten weit auseinandergehen. Kein verständiger Mensch aber wird bestreiten, daß die bürgerliche Gesellschaft verpflichtet ist, dem Fürsten Bismarck dankbar zu sein und dieser Dankbarkeit an einem Feiertage den würdigen Ausdruck zu geben. Eine solche Auffassung bedingt durchaus nicht das Opfer des Intellektes; man kann in sehr vielen und sehr wichtigen Dingen anderer Meinung als Bismarck sein und dennoch finden, daß diese ganz große und ganz menschliche Gestalt zu denen gehört, denen man ehrerbietigen und dankbaren Gruß nicht verweigern darf; man kann den Politiker, wenn er falsche Wege weist, ruhig nach bester Ueberzeugung bekämpfen — es wird sich freilich empfehlen, auch diesen Kampf mit dem Hut in der Hand zu führen — und dennoch bereit sein, an einem Festtage der Größe zu huldigen. Herr Bamberger, der doch ein unverdächtiger Zeuge ist, hat häufig gesagt, ohne Bismarck wäre, selbst wenn wir ein ganzes Duzend Moltkes besessen hätten, das Reich nicht zu Stande gekommen; Herr Richter mag diesen Glauben nicht theilen, aber er war, als die Zeit erfüllet ward, nicht zu haben und schließlich kann auch er nicht leugnen, daß Bismarck die Sache gemacht hat, — so gut oder so schlecht, wie ers eben vermochte. Deshalb haben viele Männer, die nicht zu den blinden Vergötterern des Mannes im Sachsenwalde gehören, ihre Namen unter Aufrufe zur Feier des ersten Apriiltages gesetzt, der ja nicht ein Plebiszit für die bismärckische Politik bringen soll, sondern eine Begrüßung des Genius. Die Stadtverordneten der Haupt- und Residenzstadt Berlin aber haben einer an den Fürsten zu richtenden Adresse ihre Unterschriften verweigert. Zwar ist die Bedeutung der Stadt Berlin durch die Arbeit Bismarcks ganz außerordentlich gehoben worden, zwar hat die Stadtverwaltung Das anerkannt, als sie den Kanzler zum Ehrenbürger ernannte, zwar hat Herr Zelle, der alte Fortschrittskämpfer, der sich vor seiner Wahl zum Oberbürgermeister durch eine Schmäherei gegen Bismarck beliebt zu machen versuchte, die Adresse selbst vorgeschlagen, — einerlei: die Mannesseelen blieben verhärtet, die Mottenburger zeigten das berühmte steife Genick und sie können in zähem Bürgertroß wieder triumphiren, wie vor zehn Jahren, als sie dem siebenzigjährigen Kanzler eine Adresse durch einen Magistratsdiener überreichen ließen.

Der Vorgang hat die landesübliche Entrüstung erregt und die Erinnerung an die Zeiten geweckt, wo Bismarck zum ersten Male die Aufmerksamkeit auf das Rothe Haus hinlenkte, das Jahrzehnte hindurch als der unantastbare Sitz einer märchenhaften Musterverwaltung gegolten hatte. Die Erinnerung ist nicht überflüssig. Es war die Aera des Staatssozialismus; Herr von Puttkamer hatte von kapitalistischer Produktionsweise, Fürst Bismarck hatte von Couponschneidern und von praktischem Christenthum, beinahe schon wie Herr Naumann, gesprochen und gesagt, man müsse den Armen zeigen, daß der Staat nicht nur für die Reichen da sei; Herr Bamberger meinte, solche Ausdrücke röchen ganz verwünscht nach der Terminologie, deren der Klassenhaß sich bediene, und seien nicht geeignet, den Frieden unter den Staatsangehörigen zu fördern. In dieser Atmosphäre spielte der Kampf um die Miethsteuer der Reichsbeamten sich ab und der Kanzler wagte dabei die Behauptung, die Stadt Berlin werde von einem fortschrittlichen Ringe regirt. Das sollte eine unerhörte — oder, wie der Abgeordnete Strube wüthend rief: eine „schamlose“ — Beleidigung sein, denn die berliner Stadtverwaltung, so wurde verkündet, treibe überhaupt keine Politik und lasse sich nur von sachlichen Erwägungen leiten. Darüber sind fast genau vierzehn Jahre verstrichen, die Miethsteuer, die Herr von Forckenbeck als unentbehrlich bezeichnet hatte, ist abgeschafft worden und nun haben die Stadtverordneten von Berlin auch noch den für alle Eingeweihten längst unnöthig gewordenen Beweis gebracht, daß Bismarck im März des Jahres 1881 mit keiner Silbe übertrieben hat und daß die Haupt- und Residenzstadt des Deutschen Kaisers wirklich von den abwekenden Resten der Fortschrittspartei regirt wird, nach wundervoll großen politischen Gesichtspunkten. Wenn die Herren sich damit begnügten, die Geschäfte der Stadt Berlin zu besorgen, hätten sie nicht den allergeringsten Grund, die Adresse und den Rathhausaal für den Bismarcktag zu verweigern. Aber sie sind Politiker, sie fühlen sich als die letzten Säulen des zerbröckelnden Freisinnes in Anführungsstrichen und deshalb nehmen sie für politisches Leid jetzt politische Rache. Wozu soll man sich über den Heldenstreich der Mottenburger entrüsten? Seit der Rath von Heilbronn über den gefangenen Goetz zu Gerichte saß, haben solche Kommunalkomödien sich mehr als einmal vor den Blicken erheiteter Zuschauer abgespielt.





## Der Kathedersozialismus.

Hochgeehrter Herr Harden,

Ich habe sonst nicht das Bedürfnis, mich im Tageslärm hören zu lassen. Er ist die Atmosphäre nicht, in der die wissenschaftliche Erörterung wissenschaftlicher Fragen gedeihen kann. Und um solche handelt es sich doch auch hier in letzter Reihe. Aber mein Name wurde nun im Laufe der vergangenen acht Wochen einige Male genannt. Es wurden Aeußerungen über mich und eine jüngere Arbeit von mir, die der „Vorwärts“ mein „Hauptwerk“ nennen will, gethan; Aeußerungen, die meine Stellung zu den strittigen Fragen zum Theil nicht richtig wiedergaben und die mich darum nöthigen, aus der Zurückhaltung, die ich mir bisher auferlegte, herauszutreten.

Sie selbst, verehrter Herr, haben mir die Hand dazu geboten, indem Sie vor fast zwei Monaten mich ersuchten, meine „Stellung zum Kathedersozialismus“ zum Gegenstand eines Artikels bei Ihnen zu machen. Dieser Aufforderung soll nun also entsprochen werden. Ich möchte dabei in der Weise vorgehen, daß ich in einem ersten Artikel Einiges zur Geschichte des Kathedersozialismus bringe und blos gegen den Schluß hin meine Stellung zu ihm beiläufig skizzire, während in einem zweiten Aufsatz von den Fehlern des Kathedersozialismus gehandelt werden soll. Vielleicht gelingt es mir, einen Seitenarm der bisher fast nur persönlich geliebenern Diskussion auf das sachliche Gebiet zu lenken, wo, wie ich glaube, bisher nicht Alles klargestellt, ja mehr: fast Alles noch zu sagen ist.

Ich für mich habe nur eine ganz kurze persönliche Bemerkung zu machen. Es ist Ihren Lesern bekannt, daß der letzte Ausgangspunkt des Streites, der zwischen dem Freiherrn von Stumm und dem Professor Adolph Wagner tobte, unter Anderem eine Aeußerung des Freiherrn von Stumm gewesen ist, die zum Gegenstand hatte die „Schicksale“ jenes vorhin erwähnten Buches (und seines Autors, der zu sein ich das Vergnügen habe). Der Freiherr von Stumm hat dem Buche im Deutschen Reichstage schon vor zwei Jahren eine längere Anführung gewidmet. Sie that mir wohl in einer Zeit, wo ich über kritische Unflätigkeiten, deren Zielscheibe ich sein mußte, aufs Höchste verstimmt war. Die Worte jenes Mannes, in dessen Urtheil über viele Dinge ich doch ein größeres Vertrauen setze als die Meisten meiner Fachgenossen, wurden damals dankbar von mir empfunden. Ich stehe nicht an, ja ich halte darauf, Dies an dieser Stelle auszusprechen. Das war, wie gesagt, vor zwei Jahren, in einer Sitzung des Reichstages vom Januar 1893. Vor zwei Monaten kam der Freiherr von Stumm darauf zurück, aber aus einem Anlaß und unter Verhältnissen, unter denen ich es lieber gesehen hätte, wenn ich aus dem Spiel gelassen worden wäre. Ich habe nicht gezögert, Dies durch die Presse, direkt wie durch Vermittelung des Professors Schmoller, auszusprechen.

## Zur Geschichte des Kathedersozialismus.

Der Kathedersozialismus kann im nächsten Jahre die Feier seines fünf- undzwanzigjährigen Bestandes begehen. Sein Anfang ist in das Jahr 1871 zu setzen. Aber er war damals von langer Hand vorbereitet, insbesondere aus der Theorie der Nationalökonomie heraus.

Zum ersten Male machte sich eine Richtung gleich der des späteren Kathedersozialismus in den vierziger Jahren auf deutschem Boden bemerkbar. Es waren Plänkler ohne Heer im Hintergrund. Vorläufer, die als solche vereinzelt blieben und heute ganz vergessen und verschollen sind, wie sie auch zu ihrer Zeit kaum besonders bemerkt worden sein dürften. Sie empfangen ihre Anregungen vom französischen Sozialismus. Die St. Simon, Fourier und Proudhon hatten in Frankreich die Villermé, Fregier und, Allen voran, Buret gezeugt, von dessen 1841 erschienenem Buche über das Elend der arbeitenden Klassen in Frankreich und England Blanqui schrieb: „Das Buch des Herrn Buret ist eines der bemerkenswerthesten der neuen französischen Schule. Es ist die erste Protestation der Arbeit gegen die Mißbräuche des Kapitals; das beredteste Manifest, welches bisher gegen die Ausschweifungen des englischen Industrialismus erschienen ist.“ Hier ist von einer neuen französischen Schule die Rede. Aehnlich hatte Blanqui aus Anlaß der „Neuen Prinzipien“ Sismondis von einer Schule, der „*école radicale*“, gesprochen. Zu einer Schule, einem System, kam es aber in Wirklichkeit nicht. Die hierher, außer den bereits Genannten, gerechnet werden möchten, standen auf der Scheide zwischen Sozialismus und vulgarißtem Smithianismus; ihnen kam der Name zu, der später für die deutschen Kathedersozialisten gelegentlich gebraucht worden ist: der von „Süßwassersozialisten“, als Leuten, die die klaffenden sozialen Gegensätze, die sie bemerkten und beschrieben, mit unzulänglichen Mitteln zu überkleistern suchten.

Der französische Sozialismus warf nun seine Wellen auch nach Deutschland herüber, und hier hat als sein bedeutendster Vertreter vielleicht Lafaurie zu gelten, von dessen näheren Lebensumständen nichts bekannt ist, der aber — wie es scheint, als Privatdozent in Jena — seine „Geschichte des Handels in Beziehung auf politische Oekonomie und öffentliche Ethik“ (1848) geschrieben hat. Sein Name findet sich in keinem unserer Compendien; keine unserer Literaturgeschichten hat ihn aufgezeichnet, und doch ist Lafaurie der bewußteste und seiner Zeit am weitesten vorangeschrittene Vertreter einer Richtung, die in ihren Grundsätzen und Forderungen mit der des modernen Kathedersozialismus übereinstimmt. Wenn er von den Smith und Say sagt:

„Was den Gründern dieser Lehrgebäude als das Ziel ihres Strebens vorschwebte, war nicht eine detaillirte Beschreibung der wirtschaftlichen

Praxis, sondern vielmehr eine begriffliche Begründung derselben. Sie wollten die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen auf die Einheit des Begriffes zurückführen, wollten die Gesetze kennen lernen, nach denen überall und ganz allgemein die Gütererzeugung erfolgt, ohne Rücksicht auf ein bestimmtes Gewerbe, eine bestimmte Nation oder einen bestimmten Staat“ —

wenn er weiter dann von dem „gänzlichen Verkommen der kritischen Seite der Wissenschaft“ spricht und dringlich auf die „Forderung der Philosophie“ hinweist, den Widerspruch zwischen der sittlichen Idee und den Verhältnissen des praktischen Lebens auch auf dem Gebiete der materiellen Interessen auszugleichen: so nimmt er dem späteren deutschen Kathedersozialismus das Wort vom Munde. Lafaurie vindiziert der Nationalökonomie die Aufgabe zu untersuchen, „ob die bestehende Vermögens-Erzeugung und Verteilung in einem richtigen Verhältnis zu der Bestimmung des Menschen stände, ob sie Allen Gelegenheit verschaffe, sich geistig und körperlich den Anforderungen der Civilisation gemäß auszubilden.“ Und er klagt, „diese ihre hohe Aufgabe“ habe die Nationalökonomie bisher „nie begriffen.“

Das ist das Programm des deutschen Kathedersozialismus auch heute noch, und wir wüßten überhaupt kaum Worte zu finden, welche die Schule, die unter jenem Namen ein Vierteljahrhundert nach Lafaurie sich aufthut, besser charakterisiren könnten. Immerhin hat Lafaurie seine Thesen nicht zum Gegenstand der Ausführung und näheren Begründung gemacht, er trägt sie vor und vertritt sie in einer „Geschichte des Handels“; Schüler hat er nicht um sich gesammelt. Einen Vorgänger nicht ohne Bedeutung hat er dagegen in dem bekannten hessischen Demokraten und späteren Mitglied des Frankfurter Parlamentes, dem Anreger eines Parlamentsheeres, Wilhelm Schulz, gehabt, der 1843 in Zürich und Winterthur ein Buch über die Bewegung der Produktion (eine geschichtlich-statistische Abhandlung zur Grundlegung einer neuen Wissenschaft des Staates und der Gesellschaft) erscheinen ließ, worin er für die sozialen Mißstände in erster Linie die Rechtsordnung des Staates verantwortlich machte und in dem er weiter, gegen die Doktrin der Freihandelschule polemisirend, meinte, nur „der grellste Egoismus oder die absoluteste Gedankenlosigkeit“ könne das Verlangen (nach einem genügenden Antheil an den „Früchten“ der Arbeit) mit der Erklärung abweisen wollen, daß die größere Freiheit des Grundeigenthums und der Gewerbe einem Jeden das Recht gebe, Eigenthum zu erwerben und zu genießen. „Denn eben diese leere, abstrakte Befugniß der Persönlichkeit, den ihrer Eigenthümlichkeit entsprechenden Theil der Sachenwelt sich anzueignen, ist für den Armen nur das höllische Recht des Tantalus, nach den Früchten hungern zu dürfen, die er nicht zu erreichen im Stande ist; und eben darum bleibt es die Aufgabe des Lebens und der Wissenschaft, dem noch in der Luft

schwebenden Rechte für alle Glieder der Gesellschaft einen Boden und Inhalt zu geben.“ Schulzens eigentliches Arbeitsgebiet war übrigens nicht die Wirthschaftslehre. Es ist auch kein wissenschaftliches Werk, das er uns bietet, sondern eine frisch und lebhaft geschriebene Aufforderung, gewissen Schlagwörtern der vulgarisirten klassischen Nationalökonomie nicht zu trauen. Er hat zu seiner Zeit Freunde und Gegner gefunden.

Diese Leute waren also, wohl mit Anderen, die in gleicher Richtung gearbeitet haben mögen und von denen wir heute nichts mehr wissen, ihrer Zeit voraus. Propheten ohne Gemeinde! Ephemere Erscheinungen in jenen Jahren einer ersten Gährung. Sie konnten nicht wirken, und eine Schule gleich der späteren kathedersozialistischen konnte noch nicht entstehen, weil der Freihandel und seine Doktrin sich noch nicht eingelebt, geschweige denn ausgelebt, noch nicht den Beweis ihrer Leistungsfähigkeit oder Leistungsunfähigkeit auf dem sozialen Gebiete erbracht hatten.

Und darum ging auch eine große wissenschaftliche Erscheinung, die das nächste Jahrzehnt brachte und die für das spätere Gerüst des Kathedersozialismus eine Anzahl Pfähle einraumte, auf lange Zeit fast völlig verloren. Es war die 1852 geschriebene und „Schaffhausen am Neujahrstage“ 1853 datirte „Politische Dekonomie vom Standpunkt der geschichtlichen Methode“, welche Karl Knies, jetzt Professor in Heidelberg, zum Verfasser hat. Karl Knies hat die „Ethik“ in die Wissenschaft der Nationalökonomie wieder eingeführt. „Machiavelli“ — so sagt Knies —, „dessen Logik in so vielen nächstfolgenden staatswissenschaftlichen Theoretikern noch pulst, warf die Ethik aus der Politik heraus, die neue Philosophie (Spinoza) warf zum Ueberfluß die Ethik aus der Ethik selbst heraus, indem ihr dieselbe zu einer Pöhsik wurde; was Machiavelli mit der Politik gethan hatte, Das geschah durch Adam Smith mit der Nationalökonomie.“ Nun gelte es, die Ethik wieder einzuführen. Die Nationalökonomie müsse historisch werden, sie werde alsdann auch „moralisch-politische“ Wissenschaft werden.

Das Buch von Knies wurde bei seinem Erscheinen wenig beachtet; schließlich gerieth es fast ganz in Vergessenheit, bis dann die letzten siebenziger Jahre eine neue Nachfrage nach ihm weckten.

In den fünfziger Jahren stieg der Stern der freihändlerischen Bewegung auf. Politische Führer, Allen voran Schulze-Delitzsch, stellten sich in ihren Dienst, unterstützt von der Tagespresse, einer reichen Broschüren-Literatur, zuletzt auch von eigentlichen Lehrbüchern der freihändlerischen Nationalökonomie. Vereine für Förderung der Prinzipien der Handelsfreiheit wurden gegründet, zunächst in Berlin, in Hamburg; schließlich fand die Partei eine alle ihre Genossen umfassende Organisation im „Volkswirthschaftlichen Kongreß“. 1858 wurde er zum ersten Mal abgehalten. Sehr rasch wuchs

er zu einer einflußreichen Institution empor. „Wer“, so berichtet ein Historiker der Bewegung, „Anspruch darauf erhob, in weiteren Kreisen der Bevölkerung als Kenner der Nationalökonomie und fortgeschrittener Denker über ihre Probleme angesehen zu werden, schloß sich dem Kongreß an und suchte auf ihm zum Worte zu gelangen.“ Der volkswirtschaftliche Kongreß und die Freihandelspartei haben nicht umsonst gewirkt. Sie haben für die wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Emanzipation Erhebliches geleistet. Um den Bestand und die Fortbildung des Zollvereins, um die Einführung der Gewerbefreiheit, der Freizügigkeit, der Verhehlchungsfreiheit, der später erfolgten Münzeinigung, kommen ihnen die größten Verdienste zu. Geseheitert sind sie an der Arbeiterfrage, als diese mit dem Umsichgreifen der Industrie in Deutschland Bedeutung zu gewinnen begann.

Im Herbst 1862 gingen der Schuhmacher Wahlreich und der Cigarrenarbeiter Frißche als Vertreter eines Arbeiter-Centralkomitees in Leipzig nach Berlin, um die Führer der Fortschrittspartei für Aufnahme des allgemeinen Wahlrechtes in das Parteiprogramm zu gewinnen. Sie wurden schlecht aufgenommen und kehrten enttäuscht nach Hause zurück. Sie überlegten, was nun zu thun sei. Um guten Rath verlegen, wandten sie sich im Februar 1863 an Lothar Bucher, Rodbertus und Lassalle. Lassalle erwiderte sofort. Er sandte sein „offenes Antwortschreiben“, mit welchem die große sozialistische Arbeiterbewegung in Deutschland eingeleitet wurde. Der Stein war ins Rollen gekommen, das Getöse war groß, die Aufmerksamkeit gefesselt.

In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre zeitigen in der Person des Bischofs Ketteler von Mainz und F. H. Wicherns, des Hauptführers der evangelischen inneren Mission, der Katholizismus und der Protestantismus überzeugte und thätige Freunde der Arbeitersache. Insbesondere von katholischer Seite werden die Mängel der Wirtschaftsordnung wahrgenommen und eifrig betont. 1870 veröffentlicht Schaeffle sein Buch „Kapitalismus und Sozialismus“, 1871 geräth Adolph Wagner, eben nach Berlin gekommen, in einen vielbemerkten Streit mit H. B. Oppenheim; das Wort „Kathedersozialismus“ fällt und 1872 wird durch Gründung des „Vereins für Sozialpolitik“ ein Centralpunkt für diese neueste Richtung geschaffen.

Er repräsentirt die junge Generation gegenüber der alten. Man weiß, daß Ranke am Schluß der Geschichte der romanisch-germanischen Völker die Meinung ausspricht, daß ein voller Einblick in die Entwicklung der Dinge erst aus der generationenweise vorschreitenden Betrachtung der menschlichen Thaten heraus möglich sei. Um zwei solche sich ablösende „Generationen“ handelt es sich auch hier. Die alte Generation hatte nicht das Organ für die Zukunftsmusik des Kathedersozialismus. „Vor einigen Jahrzehnten“, meint H. B. Oppenheim, „sprach man in der Nationalökonomie von ‚Pauperismus‘,

„Massenarmuth“ und „Proletariat“; das Alles war noch ziemlich scharf zu formuliren. Dann wurde die allgemeine „Arbeiterfrage“ daraus, in welcher die politische Agitation die ökonomischen Gesichtspunkte verwirrte; in der großen „sozialen Frage“ aber liegen sittliche, christliche, politische und volkswirtschaftliche Momente, nebst einigen Zweigbeziehungen auf Frauenemanzipation, neue Religionen, Abschaffung der alten u. s. w., wie Kraut und Rüben durcheinander.“ Es ist — „die große Seeschlange.“ Diese Worte sagen Alles.

Es ist begreiflich, wenn Wagner unter solchen Umständen der Freihandelspartei das Recht aberkannte, das „Monopol der Wissenschaftlichkeit“ für sich in Anspruch zu nehmen. Ich kenne, so sagte er, „die Neigung ihrer Partei, Dogmen aufzustellen und Beschlüsse über Das zu fassen, was volkswirtschaftlich orthodox oder heterodox und keizerisch sei, und weiß, wie Jeder mit dem Anathem belegt wird, der zu zweifeln wagt.“ Wagner verweist zweimal darauf: „Sie und die Ihrigen beherrschen ja die Presse.“ Aber: „Beherrschen die Ihrigen die Presse, so wir immer mehr die Universitäten.“ Nicht im Sinne irgend welcher Favorisirung; aber: „Die meisten Universitätslehrer gehören jetzt zu uns.“

Die Wellen, die der Streit warf, zogen weitere und weitere Kreise. Der offene Brief an H. B. Dppenheim war vom zehnten April 1872 datirt. Schon am zwanzigsten Juni setzte sich Adolph Wagner mit Schmoller wegen Gründung einer Assoziation gegen die Tyrannei des Manchesterthums in Verbindung. Julius Eckardt, der Redakteur des Hamburgischen Korrespondenten, hatte ihn mit jenen Worten dazu angeregt und Brentano, Rasse, Schönberg und Andere waren gewonnen. Mitte Juli fand die erste Vorbesprechung statt, an der von heute thätigen Nationalökonomien noch Knapp und Conrad sich betheiligten, und auf den Oktober wurde die erste größere Versammlung nach Eisenach einberufen. Ihre Vorbereitung war Schmoller und Eckardt übertragen gewesen. Schmoller setzte sich mit Persönlichkeiten verschiedener Richtungen in Verbindung. Friedenthal, Schultze-Delitsch, Bamberger, Lasfer lehnten ab. Am sechsten Oktober 1872 wurde die Versammlung in Eisenach eröffnet. Schmoller hielt die Begrüßungsrede. Sie wies hin auf den „tiefen Zwiespalt“, der durch unsere Gesellschaftszustände geht, auf den Kampf, der zwischen Arbeiter und Unternehmer geführt wird, auf die Möglichkeit einer (bis jetzt nur von fern, aber doch deutlich genug drohenden) Revolution. Diese Wahrnehmungen hätten, erklärte Schmoller, seit einer Reihe von Jahren Zweifel erregt, ob „die auf dem Markte des Tages herrschenden volkswirtschaftlichen Doktrinen“ die richtigen seien. Die Manchesterpartei habe sich als unfähig oder unwillig erwiesen. Eine neue, andere Partei sei darum nothwendig. Im Namen seiner Gesinnungsgenossen und Freunde, der Männer, „welche auf den deutschen Universitäten Nationalökonomie, Geschichte und Jurisprudenz lehren“, gab

Schmoller nun die folgende Erklärung ab. „Sie kommen — jene Männer — überein in einer Auffassung des Staates, die gleich weit von der naturrechtlichen Verherrlichung des Individuums und seiner Willkür wie von der absolutistischen Theorie einer Alles verschlingenden Staatsgewalt ist. Indem sie den Staat in den Fluß des historischen Werdens stellen, geben sie zu, daß seine Aufgaben je nach den Kulturverhältnissen bald engere, bald weitere sind; niemals aber betrachten sie ihn, wie das Naturrecht und die Manchester-school, als ein nothwendiges, möglichst zu beschränkendes Uebel; immer ist ihnen der Staat das großartigste sittliche Institut zur Erziehung des Menschengeschlechtes. Aufrichtig dem konstitutionellen System ergeben, wollen sie doch nicht eine wechselnde Klassenherrschaft der verschiedenen, einander bekämpfenden wirthschaftlichen Klassen; sie wollen eine starke Staatsgewalt, welche, über den egoistischen Klasseninteressen stehend, die Gesetze gebe, mit gerechter Hand die Verwaltung leite, die Schwachen schütze, die unteren Klassen hebe; sie sehen in dem zweihundertjährigen Kampfe, den das preußische Beamtenthum und das preußische Königthum für Rechtsgleichheit, für Beseitigung aller Privilegien und Vorrechte der höheren Klassen, für Emanzipation und Hebung der unteren Klassen siegreich gekämpft, das beste Erbtheil unseres deutschen Staatswesens, dem wir niemals untreu werden dürfen.“

Diese Worte fassen auf dem kleinsten Raume, in gedrängter Kürze, jede Wendung das deutliche Ergebniß nachhaltiger Beschäftigung mit dem Gegenstand, die grundsätzlichen Auffassungen des Kathedersozialismus und speziell jenes Flügels, der den Namen Schmollers trägt, zusammen. Was in der Rede folgt, ist verhältnißmäßig von geringerer Bedeutung. Der Knoten wird geschlungen, indem man auf die Eingangsworte zurückkommt, den Zwiespalt, den Kampf, die Gefahr der Revolution: es handele sich darum, die unteren Klassen zu heben, zu bilden, zu versöhnen, derart, daß sie in Harmonie und Frieden sich in den Organismus der Gesellschaft und des Staates einfügen.

Dies also ist das Programm des Kathedersozialismus, wie es vor bald fünfunds zwanzig Jahren durch den Mund Schmollers in mustergiltiger Weise entwickelt worden ist. Was davon ist dem Kathedersozialismus auszuführen gelungen? So wird der praktische Politiker fragen. Ist die Luft um eine Linie schmaler geworden, ist die Hitze des Kampfes um einen Grad gemildert, hat die revolutionäre Partei die Fahne gesenkt?

Als im Jahre 1872 der Kathedersozialismus seine konstituierende Versammlung abhielt, lag nach dem Kriege mit Frankreich die deutsche Sozialdemokratie zu Boden. Die Wahlen von 1871 hatten einen Sozialisten, Bebel, und einen Affiliirten, Schrapf, in den Reichstag gebracht. 3,3 Prozent aller abgegebenen Stimmen waren sozialistisch. Auf den Kongressen und Versammlungen ergaben die Musterungen acht bis zehntausend Mitglieder

der sozialistischen Partei. Schweitzer trat von der Leitung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins zurück und ließ den „Sozialdemokrat“, nachdem seine Abonnentenzahl auf 2400 gesunken war, eingehen. 1872 erlebte Marx das Herzeleid, die Internationale in Europa vom Schauplatz verschwinden, oder, wie Engels es später diplomatisch formulirte, sich „vorläufig von der Bühne zurückziehen“ zu sehen. Und heute, heute?! Jedes nähere Wort über das Heute ist überflüssig. Ein Blick auf das sozialistische Millionenheer genügt.

Aber, es mag sein, der Kathedersozialismus hat für die politische Seite der Entwicklung nicht Rede und Antwort zu stehen. Und für das Wachsen des Sozialismus ist er entfernt nicht verantwortlich. Er hat es wohl seinerzeit übernommen, auch in dieser Richtung zu wirken. Er dachte, dem Sozialismus Abbruch thun zu können; die Geschichte hat erwiesen, daß er ohnmächtig ihm gegenüber war. Aber im Wesen ist er doch eine „Schule“, eine wissenschaftliche Partei. Er trägt die Verantwortung bloß für seine wissenschaftliche Arbeit.

Wie bezeichnet sich deren Ergebnis? Seine wissenschaftliche Arbeit war werthvoll im Einzelnen, in ihrem grundsätzlichen Zug war sie gefehlt und unheilbringend. Der Kathedersozialismus hat die Forderung der Sozialreform aufgebaut auf eine Lehre, die die Schwächen der bürgerlichen Wirthschaftsordnung weit über Gebühr betonte und ihre Stärke, ihre selbständige Fortschrittstüchtigkeit, viel zu gering ansah. Er hat das System der bürgerlichen Wirthschaftsordnung mißverstanden, hat ihre Bilanz falsch gezogen, die Aktiven weit unter ihrem Werth, die Dubiosen direkt als Verluste eingestellt und so ein Defizit statt eines stets wachsenden Aktivsaldo herausgerechnet. Das war sein Fehler nach der Richtung der Wirthschaftstheorie. Er hat von den beiden Schalen seiner Wage die kritische unmäßig überlastet. Nach der Richtung der Wirthschaftspolitik hat er zu jenem Fehler den zweiten gefügt, dem schwer frank erklärten Wirthschaftskörper mit durchaus unzulänglichen Mitteln beikommen zu wollen, mit Reformen, die — alle gut und schön — doch den Stier niemals bei den Hörnern packten. Die Punkte wurden verfehlt, wo vornehmlich anzusetzen war. Im Verhältniß von Unternehmer-Kapitalisten und Arbeiter war in einer Wirthschaftsordnung, welcher die Kapital-Überproduktion, d. h. der sinkende Zinsfuß, und die Waaren-Überproduktion, d. h. der sinkende Waarenpreis, typisch sind, wenig zu holen. Siesher aber, als auf die Stelle, die am Unmittelbarsten zur Beobachtung reizte, wurde die Aufmerksamkeit konzentriert. Die großen Konturen der Reform wurden dabei vernachlässigt, die Mittel nicht ihrer verhältnißmäßigen gesellschaftlichen Bedeutung nach gegliedert.

Aus der Ahnung oder dem Bewußtsein des Mißverhältnisses von Auf-



gabe und Lösungsmitteln wuchsen dann zwei Parteien und Stimmungen empor. Jene, die über das Mißverhältniß sich klar wurden und bereit waren, die naturgemäße Konsequenz daraus zu ziehen, wurden die „gelehrten“, die „wissenschaftlichen“ Jungsozialisten. Jene, die das Mißverhältniß sich nur undeutlich zum Bewußtsein brachten und sich darum nicht aufgefordert fühlten, „der Väter Glauben“ aufzugeben, wurden oder blieben resignirte Wirthschaftskritiker und Sozialreformer, sogenannte Kathedersozialisten, mit der Erwägung und dem Troste, eine „Lösung“ der sozialen Fragen, die „ohne Rest“ aufgehe, gebe es nicht.

Klar ist aber, daß eine Schule, eine Richtung, die so beschaffen war, die Parteientwickelung nicht aufhalten, die öffentliche Meinung nicht zu sich herüberreißen konnte.

Zürich.

Professor Dr. Julius Wolf.



## Moderner Spuk.

<p><b>D</b>ie Ritter reiten durch den Wald Die tiefen, dunklen Wege, Es tönt kein Ruf, kein Horn erschallt, Nur dumpfe Hofsuffschläge.</p> <p>Gesenkten Wirs neigt sich der Kopf Schläfrig hin und wieder, Das rostige Schwert vom Sattelknopf Hängt tief zur Erde nieder.</p> <p>Sie sprechen kein Wort, sie regen sich kaum, Nur die Rüstungen leise klirren — Eheu durch das Laub von Baum zu Baum Die Tauben flattern und schwirren.</p>	<p>Doch weiter geht der stille Zug Und die Ritter reiten und reiten — Wollen sie altes Recht und Zug Mit grimmer Faust erstreiten?</p> <p>Ihr Ritter, reitet nicht zu weit, Balb ist der Wald zu Ende; Und auf grüner Wiese, auf offener Haid' Da regen sich neue Hände.</p> <p>Da feiert das Dorf bei Tanz und Musik Das heurige Vogelschießen — Wie leicht könnt' Euch aus Mißgeschick Da eine Kugel begrüßen!</p>
--	--

Dagegen hilft keine Rüstung kein Schwert,  
Und es höhnen Euch lachende Knaben —  
Das Beste ist, Ihr Ritter werth,  
Rehrt heim und laßt Euch begraben!

Hamburg.

Theodor Euse.



## Das Tischrücken als psychologisches Problem.

**R**eichenbach hat in seinen verschiedenen Schriften mehrfach darauf hingewiesen, daß in der Odlehre sich die Grenzen des Physischen und Psychischen vermischen. Die odische Ausströmung des Menschen ist in der That nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ abhängig vom psychischen Zustand des Agenten. Darum konnte sich im Mittelalter die Magie in eine weiße und schwarze differenziren, wiewohl die Kraft, vermöge welcher gewirkt wird, die selbe ist und nur die Modifikationen verschieden sind, die sie durch den psychischen Zustand des Agenten erleidet. Darum auch konnte in neuerer Zeit in Bezug auf die Phänomene des Occultismus die Theorie der psychischen Kraft entstehen, — ein Ausdruck, der die psychische Modifikation ungebührlich accentuirt oder wohl gar die physikalische Seite der Sache ganz leugnet. Alle Magie ist Fernwirkung des Gedankens oder Willens. Diese bedürfen aber, um übertragen zu werden, eines physikalischen Vehikels, eines Trägers. Man hat nun beim Tischrücken die Erfahrung gemacht, daß der Tisch durch Odverladung nicht nur überhaupt in Bewegung geräth, sondern auch die von den Anwesenden gewollte und verlangte Richtung einschlägt. Hier zeigt sich also das Od als das physikalische Vehikel der Willensübertragung, — eine verblüffende Thatsache, vorausgesetzt natürlich, daß der mechanische Einfluß, oder auch nur der unbewußter Muskelbewegungen, ausgeschaltet ist.

Um nun verblüffende Thatsachen zu erklären, thut man gut, sich nicht an deren einfachste Form zu halten, sondern an die höchste, weil deren Erklärung auch die der niederen Formen umfaßt, nicht aber umgekehrt. Eine sehr einfache Form psychischer Fernwirkung ist nun die Bewegung eines Tisches in verlangter Richtung; die höchste Form aber liegt vor bei der Gedankenübertragung von Gehirn zu Gehirn. Halten wir uns also an diese. Ich habe sie hundertmal beobachtet, und der Leser, der meine darauf bezüglichen Versuche kennt\*), wird sich nicht wundern, daß ich die Gedankenübertragung als gegebene Thatsache ohne Weiteres hinstelle. Dreierlei Möglichkeiten liegen nun hier vor:

1. Der Gedanke als solcher, und ohne auf der ganzen Linie seiner Fernwirkung seinen Charakter zu verändern, wandert von einem Gehirn ins andere.
2. Wird der Vorgang physikalisch gedacht, so muß er es schon dort sein, wo er anhebt, auf der ganzen Linie und auch am Endpunkt. Nun beruht jeder Gedanke auf molekularen Veränderungen im Gehirn, ist wenigstens von solchen begleitet. Setzen wir irgend

\*) Du Prel: Experimentalpsychologie und Experimentalmetaphysik. 1—52.

welche Schwingungen der Atome voraus, so steht Dem nichts im Wege, die Fortpflanzung solcher Schwingungen durch den Raum anzunehmen. Da nun die Naturkräfte sich nicht nur in einander verwandeln können, je nach dem Medium, das sie durchlaufen, sondern auch in ihre ursprüngliche Form zurückkehren können, so kann nach diesem Gesetz der Reversibilität auch jene molekulare Schwingung, die im Gehirn des Agenten mit einem Gedanken verknüpft ist, als physikalische Schwingung sich fortpflanzen, im Gehirn des Perzipienten aber wieder zum Gedanken werden. Hier hätten wir also einen rein physikalischen Vorgang auf der ganzen Linie.

3. Eine dritte Möglichkeit wäre die, daß ein physikalisches Agens von Gehirn zu Gehirn wirkt, aber schon am Ausgangspunkt psychisch modifiziert wäre, eine Modifikation, die auf der ganzen Linie der Fernwirkung erhalten bliebe, daher am Endpunkt, weil auch er ein menschliches Gehirn ist, in der selben Weise, d. h. als Gedanke, sich äußern könnte wie am Anfangspunkt.

In der ersten Annahme hätten wir eine reine psychische Kraft ohne physikalische Unterlage. In der zweiten Annahme kommt umgekehrt der psychische Faktor zu kurz und es bleibt unerklärt, wie die Schwingungen die Willensrichtung des Agenten annehmen. Die dritte Annahme erfordert eine psychische Kraft mit physikalischem Träger. Diese Annahme erklärt die Erscheinungen am Besten und sie ist zulässig, weil wir in der That ein Dynamid kennen, in welchem sich die Grenzen des Psychischen und Physischen vermischen: das *Od*.

Die höchste Form der Fernwirkung, die Gedankenübertragung, beruht demnach auf einer psychisch-odischen Kraft, die in Anlehnung an bekanntere Erscheinungen auch als psychomagnetische Kraft bezeichnet werden kann. Schon beim Akt des Magnetisirens sehen wir nämlich, daß das *Od* nicht nur als physikalisches Agens übertragen wird, sondern als Träger der Lebenskraft, also physiologisch modifiziert. Ein kranker Magnetiseur wirkt schädlich, er steckt den Kranken an; ein gesunder Magnetiseur wirkt wohlthätig, er steckt den Rezipienten mit seiner Gesundheit an. Deutlicher noch zeigt sich das *Od* als Träger der Lebenskraft, wenn es bei andauerndem magnetischen Verhältniß, d. h. bei fortdauernder odischer Vermischung, die äußerliche Uebereinstimmung zweier Organisationen herbeiführt. Donato hatte braunes Haar, seine Somnambule Lucile hatte blondes. Dieses Blond aber wurde mit der Zeit immer dunkler und sogar die Gesichtszüge der Somnambulen veränderten sich allmählich so, daß man sie für eine Schwester Donatos hätte halten können.\*) Aber auch psychische Faktoren sind beim Magnetisiren vom größten

\*) E. Cavailhon: la fascination magnétique. 120.

Einfluß. Es kommt sehr viel auf das Wohlwollen des Magnetiseurs an; ist er zerstreut, so wird er keinen Einfluß haben; magnetische Striche ohne den Willen sind wirkungslos, wohl aber kann ein energischer Wille ohne Striche wirken.

Das Od ist also nur in der leblosen Natur ein rein physikalisches Agens. Schon in der Pflanzenwelt ist es modifizirt. Die aus dem Pflanzenreich gezogenen Medicamente wirken darum nicht bloß chemisch, sondern odisch. Unsere Therapie wird darum erst dann auf den richtigen — von den Paracelsisten und der Homöopathie bereits eingeschlagenen — Weg kommen, wenn an die Stelle der Pharmakochemie die Pharmakodynamik tritt. Im Menschen endlich ist das Od physiologisch modifizirt, — Das zeigt sich beim Magnetisiren, und psychologisch, — Das zeigt die Gedankenübertragung. Unsere eigentliche Essenz ist also eine odische.

Wenn nun beim Tischrücken der Tisch sich nur überhaupt bewegt, so kommen wir mit einem physikalischen Agens aus. Bewegt er sich aber bei der Erkrankung des Agenten träge, so zeigt sich das Od physiologisch modifizirt; schlägt er endlich die gewollte Bewegungsrichtung ein, so ist das Od psychisch modifizirt, wie bei der Gedankenübertragung. Eine eigentliche Gedankenübertragung kann allerdings nur zwischen zwei Gehirnen stattfinden; auf einen Tisch dagegen kann ich nur psychisch modifizirtes Od übertragen und meinen Gedanken oder meinen Willen kann dieser Tisch nur so weit zum Ausdruck bringen, als ein lebloser Gegenstand es vermag, also durch Bewegung. Der Tisch kann nicht belebt werden, aber er kann vorübergehend den Schein des Lebens annehmen. Wenn ich einen Tisch, dem ich die Hände auslege, auffordere, lustig zu sein, so wird er es durch ungelente Sprünge ausdrücken. Wenn ich ihn auffordere, Jemanden zu begrüßen, so wird er auf ihn zugehen und sich verneigen. Ich kann ihm befehlen, ein bestimmtes Wort zu buchstabiren, aber nur indem ich die Klopfklaute seines Fußes als konventionelle Zeichen für Buchstaben bestimme, kann er gehorchen. Und eben so kann auch eine mit einem Bleistiftfuß versehene Blanchette schreiben, d. h. die von mir gewollte räumliche Bewegung vollziehen.

Daß auch bei solchen Versuchen die unbewußten Muskelbewegungen keine Rolle spielen, läßt sich zeigen, indem man die direkte Einwirkung des Agenten ausschaltet. Das wäre z. B. der Fall, wenn der Tisch ein von einer außerhalb der Handkette befindlichen Person gedachtes Wort klopfen würde. Daß aber die Bewegungen des Tisches auf einer odischen Strömung und nicht auf Muskelbewegungen beruhen, läßt sich auch noch anders erweisen: stellt man eine geschlossene Handkette über dem Tische her, so wird ein magnetischer Strom durch die Kette laufen. Wenn nun eine der Personen, zum Agenten ausersehen, einen bestimmten Satz denkt, während alle

Uebrigen sich möglichst passiv verhalten, so wird das durch die Kette laufende *Id* nur von diesem Agenten psychisch beeinflusst sein und der Tisch kann veranlaßt werden, den Satz zu klopfen oder zu schreiben. Um so mehr aber müßte ein in den *Id*-strom eingeschlossenes Gehirn diesen psychomagnetischen Einfluß erfahren, wenn die betreffende Person die nöthige Sensitivität besitzt, wenn der Gedanke des Agenten die nöthige Reizstärke besitzt und der Wille des Agenten jenes Gehirn zum Ziel nimmt. Ein solches Experiment, wobei das durch die Personenkette cirkulirende *Id* gleichsam unterwegs abgefaßt und nach seiner Legitimation gefragt wurde, erwähnt Kerner. Die Kette bestand aus drei Herren und zwei Mädchen von sechzehn und achtzehn Jahren. Der ältere Herr wurde zum Agenten bestimmt. Viermal dachte er stillschweigend einen bestimmten Satz und viermal vermochte eine der übrigen Personen, ihn aufzufassen. Der erste Satz lautete: „*Beatus ille qui procul negotiis*“, und er wurde vom jüngsten Mädchen nachgesprochen; der zweite: „*General Cavaignac hat im Juni 1848 seinem Vaterland wichtige Dienste geleistet*“ wurde auf das ältere Mädchen übertragen; die übrigen Sätze: „*L'homme propose et Dieu dispose*“ und „*Honny soit qui mal y pense*“, wurden von den männlichen Personen nachgesprochen.\*) Das konnte nur durch odische Vermittelung geschehen; die unbewußten Muskelbewegungen reichen dazu nicht aus und auch nicht ein rein physikalisches Agens, wie etwa Wärme oder Elektrizität; denn im Normalzustand giebt der Mensch keine Elektrizität von sich.

Das Tischklopfen und das Schreiben mit der Planchette ist nun aber kurz nach der Entdeckung des Tischrückens nicht in der vorhin beschriebenen Weise angewendet worden; nicht als psychologisches Experiment, sondern als spiritistisches. Man hat Fragen gestellt, die Niemand von den Anwesenden zu beantworten vermochte, und da man dennoch Antwort erhielt, schloß man kurzweg auf einen unsichtbaren Agenten. Dieser Schluß war sehr voreilig. Gedankenübertragung kommt ja nicht selten ohne den bewußten Willen des Agenten vor, ja sogar ohne sein Bewußtsein, z. B. in der Telepathie Träumender oder Sterbender. Und wenn auch der Tisch mir seine Antwort Namens eines Verstorbenen giebt, so beweist auch Das nichts; im Traume, wo ebenfalls das Unbewußte sich auslebt, kommt regelmäßig die dramatische Spaltung des eigenen Geisteslebens vor, wobei wir fragen und die Antwort aus fremdem Munde kommt. So können auch eigene Gedanken, die uns aber unbewußt sind, durch den Tisch aus der Latenz gehoben und exteriorisirt werden. Wunderlich wäre Das nur dann, wenn das Unbewußte Das wäre, was die Materialisten oder was Eduard von Hartmann daraus gemacht hat; setzt sich aber die Wurzel meiner Individualität in das

\*) Kerner: die somnambulen Tische. 30.

Unbewußte hinein fort, dann könnte die Exteriorisierung unbewußter Gedanken sehr wohl eintreten; und da sie thatsächlich eintritt, muß auch unser Unbewußtes ein Individuelles sein.

Der Beweis läßt sich führen durch ein Experiment, wobei die Versuchsperson wirkliche Sinnesindrücke erfährt, die aber im Unbewußten stecken bleiben, nachträglich aber zur Exteriorisierung gebracht werden können, ohne ihr doch bewußt zu werden. Dies ist wesentlich der gleiche Prozeß wie das Tischschreiben, daher es denn sehr unlogisch ist, dieses für anrüchig zu halten, jenem Experiment aber wissenschaftliche Bedeutung zuzusprechen. Pierre Janet hat solche Experimente angestellt und Dessoir hat sie wiederholt: ein Hypnotisierter erhält die Suggestion, daß außer dem Hypnotiseur Niemand im Zimmer noch auch im Nebenzimmer sei. Wenn nun die im Nebenzimmer befindlichen Personen leise hereintreten und an den Hypnotisierten Fragen richten, so giebt dieser keine Antwort, denn er sieht und hört diese Personen nicht. Aber nur die Gehirncentren sind gelähmt, nicht die Sinne; denn wenn man nun dem Hypnotisierten einen Bleistift in die Hand giebt, schreibt er automatisch die Namen der Personen, die ihn angesprochen haben, und den Inhalt ihrer Rede. Auch posthypnotisch läßt sich die Sache machen. Jemand erhält einen posthypnotischen Befehl, den er ausführen soll, sobald einer der Anwesenden 17 Mal in die Hände geklatscht hat. Nach dem Erwachen wird er in ein lebhaftes Gespräch verwickelt, während dessen in unregelmäßigen Abständen 15 Mal leise geklatscht wird. Die Frage, ob er das Klatschen gehört habe, verneint er; eben so die, ob er wisse, was er später thun soll. Der suggerirte Gedanke ist also unbewußt. Nun giebt man ihm einen Bleistift in die Hand und sagt ihm, seine Hand werde von selbst schreiben, wie oft geklatscht worden ist. Er lächelt ungläubig; aber seine Hand schreibt automatisch „15 Mal“. Er bemerkt es nicht nur nicht, sondern will auch nicht zugeben, Das geschrieben zu haben. Eben so kann man einem Hypnotisierten die posthypnotische negative Halluzination erwecken, ein Anwesender sei abwesend. Er sieht und hört ihn nicht; aber durch automatisches Schreiben giebt er nicht nur den Namen der Person an, sondern auch die von ihr ausgesprochenen Worte.\*)

Dieses Unbewußte nun, das hier und beim Tischschreiben exteriorisiert wird, zeigt offenbar, daß es nur der Versuchsperson unbewußt, an sich aber bewußt ist. Es zeigt alle Merkmale einer Persönlichkeit: Bewußtsein, Willen, Erinnerung, gleicht also durchaus nicht dem Unbewußten der Materialisten noch dem Hartmanns. Insofern kann man von einem „Doppel-Ich“ und

\*) Dessoir: Das Doppel-Ich. 18. 22. Moll: Der Rapport in der Hypnose. 449. — P. Janet: l'Automatisme psychologique.

einem „Unbewußtsein“ des Menschen reden; aber die Funktionen beider Wesenshälften bewegen sich noch innerhalb der physiologischen Psychologie.

Wie wäre es nun aber, wenn noch andere Funktionen des Unbewußten exteriorisiert werden könnten, die sich physiologisch nicht mehr erklären ließen? In diesem Falle wäre der Ausdruck „Doppel-Zeh“ nicht mehr zureichend. Das Unbewußte würde sich in eine Seele verwandeln, zur physiologischen Psychologie käme eine transscendentale und das ganze Menschenräthsel würde ein anderes Aussehen gewinnen; denn beim physiologischen Doppel-Zeh sind beide Wesenshälften vom Tode gleichmäßig unfaßt; wenn dagegen das Unbewußte als transscendentales Subjekt sich entpuppen würde, mit Funktionen, die aus der Körperlichkeit sich nicht erklären lassen, dann würde der Tod nur eine Trennung der beiden Wesenshälften vornehmen können, und nur die eine dieser Hälften, die irdische, vernichten.

Die Frage, ob für transscendentalpsychologische Fähigkeiten der Exteriorisirungsbeweis beigebracht werden kann, ist demnach sehr wichtig. Beim Tischrücken hat man nun häufig die Erfahrung gemacht, daß auch Mittheilungen über die Zukunft gegeben wurden, und, kurzweg auf unsichtbare Agenten schließend, hat man die Verstorbenen herangezogen. Aber auch hier wiederholt sich die Verpflichtung, zu untersuchen, ob wir nicht etwa mit dem transscendentalen Subjekt auskommen.

Im Alterthum wurde die Bewegung lebloser Gegenstände zu mantischen Zwecken gebraucht, und man schloß daraus auf Inspiration. Schopenhauer hat die Möglichkeit der Sache zugegeben, was um so mehr Anerkennung verdient, als das transscendentale Subjekt in seinem System keinen Platz hat. Er sagt: „Wenn Einer die klopfenden Tische als Orakel konsultirt und sie ihm das Abwesende, ja Künftige richtig verkündigen, so ist Dies daraus zu erklären, daß Das, was er unbewußt weiß, durch den Tisch zum Bewußtsein gebracht wird. In uns steckt ein heimlicher Prophet, der laut wird im Somnambulismus und Hellsehen, wo er verkündet, was vor und nachher, im wachen Zustand, uns unbewußt ist. Die Allwissenheit dieses Propheten muß es sein, die mittels des Tischklopfens zum Bewußtsein gebracht wird. . . Selbst wenn der Fragende den Tisch nicht berührt, so wirkt er durch Die, welche ihn berühren, vermöge der Einheit des Ding an sich in allen Wesen, hindurch auf den Tisch.“\*) Hier geht nun Schopenhauer offenbar viel zu weit. Sonst ist ihm das Ding an sich ein blinder, erkenntnißloser Wille. Hier hat er Bewußtsein, ja sogar Allwissenheit. In der Erfahrung kommt zudem diese Allwissenheit lebloser Orakel gar nicht vor; es kommen manchmal richtige Mittheilungen über die Zukunft vor, aber die falschen bilden sogar

\*) Lindner und Frauenstädt: Arthur Schopenhauer. 455.

die Regel. Die Erfahrungen berechtigen uns daher nur, auf einen Agenten zu schließen, dessen Erkenntnißweise sich von der menschlichen unterscheidet, ohne daß er jedoch von Irrthümern frei wäre. Ein solcher Agent ist das transcendente Subjekt, nicht aber der Wille Schopenhauers noch das Unbewußte Hartmanns.

Immerhin stehen wir vor einer wichtigen Folgerung: Wenn der Tisch manchmal richtige Mittheilungen über die Zukunft macht, so müssen alle transcendentalen Fähigkeiten durch leblose Gegenstände exteriorisirt werden können, denen wir im Somnambulismus begegnen: das räumliche Fernsehen, die Krankheitdiagnose, die Prognose und die Heilmittelverordnung. Ist man nun aber bei Somnambulen nicht genöthigt, auf fremde Inspiration zu schließen, so war es von den Spiritisten abermals übereilt, sofort zu den Geistern zu greifen; denn es ist nur ein unwesentlicher Nebenumstand, wenn solche Fähigkeiten indirekt exteriorisirt werden, statt, wie bei den Somnambulen, sich direkt zu offenbaren.

In der „Nordischen Biene“ (27. April 1853) erzählt der russische Orientreisende Tscherepanoff von fliegenden Tischen, deren sich die buddhistischen Lamas bedienen, um verborgene Sachen zu finden. Wenn Jemand bestohlen wird, geht er zum Lama, der aber seine Antwort regelmäßig erst nach einigen Tagen giebt. Dabei setzt er sich vor ein kleines viereckiges Tischchen und legt seine Hände darauf, indem er in einem tibetanischen Buch liest. Nach einer halben Stunde erhebt sich der Priester unter Beibehaltung der Armstellung und der Tisch folgt den Händen, bis er in der Höhe der Augen schwebt. Er fliegt dann vorwärts, so daß der Priester Mühe hat, ihm zu folgen, und fällt zuletzt auf den Boden. In der Verlängerung der eingeschlagenen Richtung soll sich dann die gestohlene Sache finden. In einem Falle, wo Tscherepanoff Augenzeuge war, flog das Tischchen 36 Meter weit, der Hütte eines Bauern zu, der sich dann aus Furcht vor Entdeckung selbst tötete. In der Hütte fand sich das Gestohlene. Wenn sich das Tischchen nicht bewegt, erklärt der Lama, die Sache sei unauffindbar.\*) Das klingt sehr abergläubisch; aber wenn man solche Phänomene in ihre Bestandtheile zerlegt, erscheinen sie nicht mehr so unglaublich. Diese Bestandtheile sind odische Willensübertragung und Exteriorisirung transcendentaler Fähigkeiten.

Auf das Instrument, dessen man sich dabei bedient, kommt es natürlich nicht an, vorausgesetzt nur, daß es Odkapazität besitzt. Auch die Wünschelruth ist schon in dieser Weise verwendet worden. Wie jene Lamas die Spur eines Diebes verfolgen, so hat 1692 Jacques Nymar die Spur von Mördern von Lyon aus durch das halbe Frankreich verfolgt, und den einen auch ge-

\*) Du Potet: Journal du magnétisme. XII. 447—449. Kermer: Die somnambulen Tische. G. Perty: Die mystischen Erscheinungen. III. 16. —



fundes, der gestand und dann hingerichtet wurde.<sup>1)</sup> Die ersten wissenschaftlichen Versuche, mit der Ueberladung transscendentale Fähigkeiten zu exteriorisiren, hat Johann Gottfried Feidler gemacht.<sup>2)</sup> Er ließ seinen Sohn den Weg durch einen dichten Wald nehmen, und mit der Wünscheruthe allen Schlangenvindungen folgend, die der Sohn gemacht hatte, fand er ihn. Ein anderes Mal fand er ihn in einer benachbarten Stadt. Hier haben wir also bereits die Exteriorisirung einer transscendentalen Fähigkeit durch räumliche Bewegung eines leblosen Gegenstandes. Feidler sagt: „Und Dieses war das andere Heureka, daß des Menschen Gedanken und Intention machen, daß die Ruthe nicht auff allerley Dinge promiscue schlagen darff, sondern nur auf Das, so man suchet oder zu wissen begehret . . . In diesen und unzähligen anderen bergleichen Proben verspürte ich, daß die Bewegung der Ruthe sehr schlüpferig und flatternd ist, nachdem ich die Gedanken hin und her fliegen ließ. Und je besser und steifer ich meine Gedanken und gleichsam pro imperio auff die Sache richtete, je besser schlug die Ruthe.“<sup>3)</sup> Feidler war natürlich weit entfernt, der Ruthe als solcher eine Fähigkeit zuzusprechen. Davon kann höchstens insofern die Rede sein, als nicht alle Holzarten für die Ubladung gleichwerthig sind und als die meistgebrauchte Haselnußruthe vielleicht eine besondere Ublapazität besitzt, wie Das auch von einer Somnambulen Kerners angedeutet wird.<sup>4)</sup> Schon vor Feidler hat übrigens Vallemont es ausgesprochen, daß die Wünscheruthe sich nicht bewegen würde, wenn sie nicht, von der Hand des Menschen berührt, gleichsam magnetisirt wäre.<sup>5)</sup>

Wenn Wasser- oder Metalladern von der Wünscheruthe angezeigt werden, so kann dabei wohl ein physikalischer Einfluß auf den menschlichen Organismus im Spiel sein; sogar wenn Aymar den Mörder verfolgt, könnte man vielleicht noch auf eine zurückgelassene odische Spur schließen, die ihn leitete, wie den Hund, der eine Fährte verfolgt. Wenn aber leblose Gegenstände die Zukunft offenbaren, so ist Dies nur denkbar als Exteriorisirung einer transscendentalen Fähigkeit oder als fremde Inspiration. Im ersten Fall ist nur ein Träger dieser Fähigkeit, ein transscendentales Subjekt, vorauszusetzen, aber dieses Subjekt muß nothwendig in die metaphysische Ordnung der Dinge hineintragen, muß in sie eingegliedert sein, wenn es aus ihr Kunde bringen kann. Dies ist nun aber der Punkt, wo sich wenigstens die logische Möglichkeit auch der spiritistischen Theorie ergibt; denn auch andere Wesen, z. B. eben die Verstorbenen, sind der metaphysischen Ordnung der Dinge eingegliedert, also muß auch von ihnen eine Einwirkung in unsere sinnliche

<sup>1)</sup> Le Brun: Histoire critique des pratiques superstitieuses. II. 350, 353, 421, III. 3, 247, 350. (Ausgabe von 1750.) — <sup>2)</sup> Feidler: Pantomysterium (1700). <sup>3)</sup> Feidler: Pantomysterium. 30, 32. — <sup>4)</sup> Kerner: Geschichte zweier Somnambulen. 237. — <sup>5)</sup> Vallemont: Physique occulte. 84.

Welt denkbar sein. Das Od also wäre jene Kraft, vermöge welcher die sinnliche und die transcendente Welt, das Diesseits und das Jenseits, in Verbindung gebracht werden könnten. Das ist aber so undenkbar nicht, wenn wir bedenken, daß Diesseits und Jenseits eine identische Welt bilden und daß nur die Anpassungart ihrer Bewohner verschieden ist. Wenn dieses Od von unserer eigenen jenseitigen Wesenshälfte benützt werden kann, wie bei der Exteriorisirung transcendentaler Fähigkeiten, wobei die irdische Wesenshälfte höchstens als Odlieferant in Betracht kommen kann, aber die besondere Verwendungart des Od zu bestimmten Bewegungen oder Schriftzügen und der intellektuelle Inhalt der Mittheilung vom transcendentalen Subjekt besorgt sein muß, so kann füglich die weitere Möglichkeit nicht mehr geleugnet werden, daß auch ein fremder Agent diese Verwendungart besorgen kann, der dem Jenseits in der selben Weise angehört, wie unser eigenes transcendentes Subjekt. Der Telegraphendraht, der die beiden Welten verbindet, das Od, muß von allen Bewohnern des Jenseits benützt werden können, und wenn wir durch den Tisch Mittheilungen über die Zukunft erhalten, so sind Das eben Mittheilungen aus dem Jenseits nicht blos dann, wenn sie von Verstorbenen, sondern auch dann, wenn sie vom transcendentalen Subjekt ausgehen. Dieses wirkt dabei ohne den Gebrauch des irdischen Körpers — wenigstens als intellektueller Agent —, jene aber ohne den Besitz eines irdischen Körpers; die Räthselhaftigkeit des Phänomens ist also im zweiten Fall nicht größer als im ersten.

Bei Mittheilungen eines fremden Agenten würden die Experimentatoren nur in der Rolle von Odlieferanten sein, und von dieser Trennbarkeit des Odlieferanten vom intellektuellen Agenten, der die Verwendungart des Od zu bestimmten Bewegungen regelt, hängt die Möglichkeit von Mittheilungen Verstorbener ab. Bei Gasparin ist der folgende Versuch erwähnt. Zehn Experimentatoren hatten die Hände auf den Tisch gelegt. Einer der Zuschauer war zum intellektuellen Agenten ausersehen und er schrieb die Anzahl der Klopf-laute auf, die der Tisch geben sollte. Dieser schriftliche Befehl wurde nur einem der Experimentatoren zu lesen gegeben, und zwar gerade Dem, der vor dem klopfenden Tischfuß saß, also mit seinen Händen darauf nicht einwirken konnte; den übrigen Experimentatoren blieb der Befehl unbekannt. Nichts desto weniger wurde 12mal hintereinander der Befehl ausgeführt, 12 bis 30 mal zu klopfen. Einmal blieb der Tisch gegen Erwarten bewegungslos; der Zuschauer hatte nämlich die Zahl 0 aufgeschrieben.\*) Wie man sieht, ist das Experiment nicht ganz einwandfrei; die mechanische Einwirkung des in den Befehl Eingeweihten war zwar ausgeschlossen, nicht aber die odische. Der odische Agent wäre aber

\*) Gasparin: les tables tournantes. I. 206. —

vom intellektuellen Agenten erst dann getrennt, wenn Gedankenfragen einer außerhalb der Kette befindlichen Person vom Tisch beantwortet würden.

Man wird beim Tischrücken gewöhnlich bemerken, daß irgend einer der Experimentatoren einen besonders starken odischen Einfluß, vielleicht sogar den allein entscheidenden, ausübt. Die Messung dieser Kraft ist dem Experiment zugänglich: man gibt einer dieser Personen a insgeheim den Befehl, den Tisch 25 mal klopfen zu lassen, einer zweiten b ebenfalls insgeheim den Befehl, den Tisch nur bis 18 klopfen zu lassen. Geht die größere Kraft von a aus, so wird der Tisch 25 mal klopfen, aber der — wenigleich geringere — Einfluß von b wird sich darin verrathen, daß von 18 an die Klopfklaute langsamer und schwächer werden. Unter Umständen kann a auch dem vereinigten Willen von b und c gewachsen sein und den seinigen durchsetzen, unterliegt aber, wenn zu b und c auch d hinzutritt. Wenn die Gegner, die bisher die Klopfklaute verlangsamten und abschwächten, während des Experiments ihren Willen mit dem von a vereinigen, so wird eine auffällige Beschleunigung der Bewegung eintreten und der Tisch wird, wie ein vom Radschuh befreiter Wagen, seine Aufgabe zu Ende führen.<sup>1)</sup>

Es wäre gleichwohl falsch, die Bewegung des Tisches lediglich einer psychischen Kraft zuzuschreiben. Sie ist immer psychomagnetisch, d. h. sie erfordert sowohl einen intellektuellen Agenten als auch einen Odlieferanten. Dies zeigt sich, wenn man den Willen fortbauern läßt, das Od aber ausschaltet: es ist bereits erwähnt, daß die größte Odansammlung in der Mitte des Tisches vorhanden ist, so daß bei Berührung dieser Stelle Manche eine Erschütterung erleiden. Legt man nun dahin eine Substanz von starker Odkapazität, so wird das verladene Od aufgesaugt und die Bewegung des Tisches hört auf, auch wenn der Wille der Experimentatoren fortbauert. Eine solche Substanz ist Wasser, daher es von jeher und mit Recht zu Heilzwecken magnetisirt und als Getränk empfohlen wurde. Stellt man nun während der größten Bewegung des Tisches in dessen Mitte ein Glas Wasser, so wird der Tisch unbeweglich, das Wasser aber wird odisirt und Sensitive empfinden Das an seinem widerlichen Geschmack.<sup>2)</sup> Stellt man das Glas auf die eine Tischseite, so wird sich der Tisch auf der anderen Seite, wo das Od fortwirkuert, erheben. Dies tritt auch dann ein, wenn die um dem Tisch sitzenden Odlieferanten die Augen schließen und der Versuch von einem Zuschauer gemacht wird.<sup>3)</sup>

Bekanntlich geht der stärkste magnetische Einfluß von Personen aus, die selbst magnetisirt sind, besonders im somnambulen Stadium. Sie wirken

<sup>1)</sup> Gasparin: I. 217, 209. <sup>2)</sup> Reichenbach: Der sensitive Mensch. I. 175. —

<sup>3)</sup> Gasparin: I. 217. <sup>4)</sup> Reichenbach: der sensitive Mensch. I, 175. — <sup>5)</sup> Gasparin. I, 217. —

stärker als ihr Magnetiseur, weil sie nicht nur mit ihrem eigenen Od, sondern auch mit dem des Magnetiseurs geladen sind; weil ferner ihre Aufmerksamkeit durch die Umgebung nicht zerstreut wird, sondern konzentriert ist, was auch noch durch Suggestion gesteigert werden kann. Würde man daher das Tischrücken von Somnambulen besorgen lassen, so würden die Erscheinungen ohne Zweifel von der auffälligsten Art sein. Dazu kommt noch, daß die Somnambulen in allen odischen Verhältnissen schon als solche orientiert, daher auch zu Rathschlägen befähigt sind. So ist es denn auch eben eine Somnambule, die dieser Verwendung von Somnambulen zum Tischrücken das Wort redet, und sie erklärt das Phänomen auch ganz im Sinne der bisherigen Erörterungen, nämlich aus der Verladung und Vermischung der Lebenskraft der Experimentirenden. \*) Aber selbst abgesehen davon, könnten wir aus dem Tischrücken, wenn es rationell betrieben würde, noch merkwürdige Einsichten gewinnen. Dreierlei steht fest, und selbst der Leser, der in allen übrigen Punkten noch zweifelt, wird doch aus dem Bisherigen die Ueberzeugung gewonnen haben: erstens, daß die Bewegung des Tisches auch ohne mechanischen Druck eintritt; zweitens, daß sie auf odischer Verladung beruht; und drittens, daß der Tisch die verlangten Bewegungen ausführt, daher denn das Od als Vehikel des Gedankens und Willens zu betrachten ist. Selbst wenn wir also das spiritistische Experiment ganz fallen lassen, so liegen doch physikalische und psychologische Thatsachen vor, die zur weiteren Forschung auffordern.

Die Versuche, die angestellt werden sollten, müssen von dem Gesichtspunkt geleitet sein, daß zwischen dem exteriorisirten, in den Tisch verladenen Od und der Odquelle ein magnetischer Rapport besteht. Es muß also konstatiert werden, daß Einwirkungen, die auf die Odquelle geschehen, oder Einflüsse, die spontan von der Odquelle ausgehen, sich auf das exteriorisirte Od übertragen. Die Ausführung gewollter Bewegungen durch den Tisch ist nur ein Phänomen dieser Einen Seite des magnetischen Rapports. Es muß aber noch die andere Seite dieses Rapports untersucht werden: Einwirkungen auf das exteriorisirte Od müssen sich auf die Odquelle übertragen. Dies ist mit Bezug auf das Tischrücken überhaupt noch nicht versucht worden. Das in den Tisch verladene Od verflüchtigt sich allerdings sehr rasch; Dem könnte aber wohl Einhalt geschehen durch Bestreichen seiner Oberfläche mit einer Substanz von großer Odkapazität. Dadurch könnte dem magnetischen Rapport nicht nur größere Intensität, sondern auch längere Dauer verliehen werden. Dann aber werden wir in modifizirter Form auch hier den Phänomenen begegnen, die wir überall beobachteten, wo ein magnetischer Rapport zwischen exteriorisirtem Od und der Odquelle vorhanden ist: in der sympa-

\*) Du Potet: Journal du magnétisme. XII, 455. —

thetischen Kur, im Zauber und Gegenzauber, in der Solidarität zwischen Phanton und Medium u. s. w.

Dagegen muß ich gerade das Tischrücken als spiritistisches Experiment nicht bloß für unfruchtbar erklären, so lange jene Vorarbeiten nicht geschehen sind, sondern auch, wenn sie geschehen sein werden, als überflüssig. Wertwürdige Erscheinungen soll man nämlich immer dort studiren, wo sie am Wenigsten mit fremden Bestandtheilen vermischt sind. Das Tischschreiben soll daher abgelöst werden durch das automatische Schreiben, den Bleistift in der Hand, und durch die direkte Schrift; das Tischklopfen dagegen durch Klopfplante außerhalb des Tisches. Kurz, die Phänomene müssen erst von ihren unwesentlichen Bestandtheilen befreit werden und das Suchen nach dem fremden Agenten muß dort vorgenommen werden, wo der menschliche Agent ganz ausgeschaltet ist. Auch aus praktischen Gründen, um nämlich den Phänomenen Anerkennung zu verschaffen, ist dieses Verfahren geboten. Ein Lessing, wenn man ihm das Klopfen mit dem Tischfuß als Sprache der Verstorbenen vorgezeigt hätte, würde wahrscheinlich gelacht haben; aber als der „Klopfgeist von Dibbersdorf“ in den Wänden sich hören ließ, lachte er nicht, gestand vielmehr, hier sei er „mit seinem Latein zu Ende“. Unsere Gelehrten freilich würden auch in Dibbersdorf lachen; aber Das kommt nur daher, weil sie sehr häufig — keine Lessing sind.

München.

Dr. Karl du Prel.



## Beim Geldbaron zu Tische.

„Gehen Sie mir mit Ihren steierischen Bauern. Das sind Butors!“ So rief der reiche Fremde aus, und die Aufwallung mußte eine bedeutende sein, denn der sonst etwas blasirte Herr wurde ganz roth auf der Stirn.

Ein Großfabrikant; aus dem Norden her war er gekommen und hatte Gefallen gefunden an einem schönen stillen Fleck unserer Heimath, wo bisher der Hirte und der Bauer gelebt haben in Arbeitsamkeit, Einfachheit und Zufriedenheit. Dort hatte er sich ein Grundstück gekauft und einen Palast erbaut, viel schöner als jene Königschlösser, die in den alten Märchen stehen. Ein einziger Fußteppich in diesem Palaste kostete mehr Geld, als die zwanzig Koch Grund gefloßt hatten, auf denen nun, von einem zauberhaften Lustgarten umgeben, das herrliche Haus stand. Die Wasserleitung zur Badeanstalt hatte mehr Geld gefloßt, als das ganze Dorf, das im Thale lag, an Jahressteuer geschätzt wurde. Für die Jagd gab der Herr im Jahre mehr Geld aus, als die Bauern für Kirche, Pfarrhof, Schule u. s. w. springen lassen konnten.

Im Winter stand die ganze Herrlichkeit verschlossen und leer da; wenn

aber die Pfingsten kamen, da erschien der Eigenthümer mit seiner Familie, mit unzähligen Pferden, Hundten und Lakaien und blieb da bis in den Frühherbst.

Bei diesem Herrn Charles d'Isfen ward ich eines Tages zur Mahlzeit eingeladen. Er wollte in gute Fühlung treten mit einflussreicheren Persönlichkeiten und es waren deshalb viele Herren geladen worden: Gutsbesitzer, Spitzen von Behörden, Geistliche, aber nur bis zum Dechanten herab, und wunderhalber auch der Poet. Weil ich gehört hatte, daß Herr d'Isfen sehr wohlthätig sei, und weil in mir die Absicht schlummerte, ihn für ein zu erbauendes Armenhaus zu interessiren, so ging ich hin, um zu essen und zu trinken. Es sollen die seltensten Bissen, die feinsten Weine gewesen sein; ich merkte Das nicht so genau, ich aß eben, so lange ich Hunger, und trank, so lange ich Durst hatte, dann hörte ich auf. Als wir nachher, in seidnen Kissensesseln versunken, schwarzen Kaffee trinken und Cigarren rauchen mußten, erzählte der Gastherr von seinen großen Schöpfungen in Berlin, Prag und Wien, erzählte seine liebe Noth mit den Arbeitern, die immer anspruchsvoller würden, während sie froh sein sollten, daß sie bei ihm Brod fänden. Auf freundschaftlichem Fuße stand er gerade nicht mit jenen Menschen, deren Kraft und Fleiß das Alles, was er besaß, hervorgebracht hatte. Seinen prachtvollen Sommerpalast, in welchem wir saßen, nannte er ein niedliches Ding, das man nur so nebenbei mitnimmt. Er hatte diese Besitzung allmählich auf mehrere hundert Joch erweitert und war immer noch bestrebt, sie auszudehnen und abzurunden. Ob schon, meint er, das Gütchen keinen Werth für ihn habe und nichts dabei herausschaue, sei es doch einmal so seine Schwäche, ein Bißchen Landwirthschaft zu treiben, und falls man gerade nicht in Karlsbad oder Scheveningen oder Baden-Baden oder Gastein die Sommermonate zubringe, lasse es sich in diesem Winkel zur Noth einmal ein paar Wochen leben. Nun stieß Herr d'Isfen bei seinen Abrundungsbestrebungen aber auf Hindernisse. Der Probst von Lunthal, der Berghammer Doktor und ich hatten uns, ungeschickt genug, in ein Gespräch über die steierische Bauernschaft, ihre Eigenschaften und Anliegen vertieft. Da war es also, daß der Gastherr uns plötzlich zurief: „Gehen Sie mir mit Ihren steierischen Bauern, Das sind Brutors!“

Ich mußte noch meinem Nachbar rasch die Frage zuflüstern, was das hieße: Brutor!

„Dummkopf!“ zischelte er zurück. Das hätte ich nun ein Bißchen unhöflich gefunden, hätte er nicht sofort beigelegt: „Brutor soll so viel wie Dummkopf heißen.“

Nach wendete ich mich dem geschätzten Gastherrn zu mit fragendem Blick, wie er seinen Ausspruch zu begründen gedenke.

Er zündete sich eine frische Cigarre an — das Stück zu einem Gulden neunzehn Kreuzer — und begann, ruhig und überlegen zu sprechen: „Ich kann Sie versichern, meine Herren, eine solche Bauernschaft wie hier habe ich nicht wieder gefunden. Eine heippiellose Intolenz! Kann Ihnen mit einem eklatanten Falle aufwarten. Da blicken die Herrschaften mal zum Fenster hinaus auf die alte Hütte dort am Hügel. (Das war ein kleiner Bauernhof altsteierischer Bauart.) Es ist nicht besonders agreeabel, so Etwas beständig vor Augen zu haben, noch weniger, sich von dorthier begaffen lassen zu müssen. Es sind arme Leute, das Weib ist viel marode, die Kinder noch nicht erwachsen, der Mann muß täglich siebzehn, sage siebzehn Stunden arbeiten, sogar noch länger,

um die Wirthschaft zu besorgen und der Familie die miserable Existenz zu ermöglichen. Der Mann hat sechzig Joch Grund mit Wald, kann höchstens vier Kühe halten und ein paar Zugthiere. Das ist auch sein ganzes Disertement. Bei der leztherigen Schätzung ist der Hof auf knapp dreitausend Gulden bewerthet worden. Nun bitte ich Ihnen, diesem Mann biete ich für sein Gut achttausend Gulden. Meine Herren, baare achttausend Gulden auf die Hand! Was thut er? Er sagt anfangs nicht ja und nicht nein, redet so herum und erklärt hernach, der Hof sei nicht feil. Ich lasse ihn separat zu mir herabholen, ihm ein Glas Wein bringen und stelle persönlich die Vortheile dar, die bei solcher Gelegenheit sich ihm bieten und nicht wiederkehren werden. Draußen in den Donaulanden, unweit Krems, ich weiß zufällig davon, steht ein Landgut unter dem Hammer. Ueber hundert Joch Acker und Wiesen, sogar ein Weingarten, Gebäude in vollkommen gutem Zustand. Der bisherige Eigenthümer hielt zwölf Stück Kühe und betrieb ein schwunghaftes Milchgeschäft loco Wien. Mit Pferden verdiente er bei Donauschleppen nicht weniger. Kurz, ein excellenter Besitz. Um den Preis von siebentausend achthundert Gulden, was sagen die Herren dazu? Ich stellte das meinem Nachbar vor mit freundschaftlichem Rath, die günstige Advantage zu ergreifen. Und mein guter Bichelbauer? Er kenne sich nicht aus, meinte er, mit dem lieben Gesind wäre er auch auf seinem kleinen Gütel zufrieden und er wolle es doch lieber behalten. Behalten die Kummerhütte und nicht verkaufen für das Dreifache des Werthes! Jetzt denken Sie, ist Das nicht eine grandiose Stupidität? Geschlagene fünftausend Gulden auf der StraÙe liegen zu sehen und sie nicht an sich zu nehmen — wie?“

Also unser Gastgeber. Da beugte ich mich vor und sagte: „Herr, haben Sie die Güte, diesen Mann sofort holen zu lassen, den will ich küssen.“

„Na, wohl bekomms!“ lachte Herr d'Issen überlaut, „thun Sie Das nur ja nicht am Sonnabend, denn da ist der Mann am siebenten Tage ungewaschen.“

Alles lachte über den Witz und es war auch zweckmäßig, sich ein Wenig dankbar zu bezeugen für einen so guten Tag. Ich habe leider nie einen Spaß verstanden, wenn es sich um unser armes, braves Landvolk handelt, und da unser Gastherr fortfuhr, darzuthun, daß in der Bichelbauernhütte wahrscheinlich seit den Zeiten Apollons keine Seife gesehen worden sei, versiel ich allerdings in ein nicht ganz zeitgemäßes Pathos und erklärte, daß zur Reinigung des Körpers frische Erde die selben Dienste thue wie pariser Seife; daß im Bauernhose nicht einmal der Kufmijt die Hände in dem Maße verunreinige wie im Herrenhause etwa gewisse Manipulationen mit Bankpapieren. Es war wahrlich die höchste Zeit, daß der Propst den Papagei bewunderte, der in einem Nebenzimmer fortwährend „Bon jour, Messieurs“! kreischte.

Ich aber hielt den „Butor“ noch nicht für gesühnt, sondern fuhr unbekümmert um Höflichkeit und Papagei fort: „Immer sagte ich es ja, daß der steierische Bauer ein Idealist ist! Der Bichelbauer beweist es wieder. Egoismus und Geiz sollen die Haupttugenden der Bauern sein. Vielfach mag es zutreffen, der Bichelbauer jedoch ist Einer von Denen, die sich vom Gelde nicht verlocken lassen, die es vorziehen, daheim auf der Väter Scholle einfach und anspruchslos dahinzuleben, als draußen in der Fremde etwa ein reicher Mann zu sein. Ohnehin geschieht solchen Leuten Hohn genug, daß man vor ihrer Nase Reichthum

und Luxus entfaltet, gleichsam um sie unzufrieden zu machen, um ihnen zu zeigen, um wie viel einträglicher das Gewinnen als das Verdienen, um wie viel angenehmer der Müßiggang als die Arbeit ist. Kein Wunder, daß die Leute im Anblick von Solcherlei demoralisirt werden.“

„Na, darum brauchen Sie sich gerade nicht zu erschauern“, jagte der Gastherr, und eine solche Zurückweisung ist peinlicher als ein Guß kalten Wassers ins Gesicht, auch wenn man in der Sache zehnmal Recht hat. Ich bat um Entschuldigung, er überhörte es und sprach leise: „Der Bichelbauer dürfte es noch bereuen“.

„Gewiß“, versetzte ich, „in den Großgrundbesitz eingeklemmt, wie er ist, kann ihm das Leben recht sauer gemacht werden.“

„So ist es gerade nicht gemeint“, sagte er, „man muß nur bedauern, daß die Leute hier zu Lande so unklug sind.“

„Ist es denn möglich, die sittliche Macht so zu verkennen, die in der Bewahrung dieser Heimständigkeit liegt!“ rief ich aus. „Ist es in unserer geldhungrigen Zeit nicht wohlthuend, rührend, einmal Jemanden zu finden, der die Treue zu seinem angestammten Boden, zu seinen Vorfahren, nicht um Geld verkauft?“ Während diese Worte gesprochen wurden, sah ich vor mir ein höhnisches Gesicht, da schleuderte ich die Cigarre fort und ging zur Thür hinaus. So unhöflich habe ich selten ein Haus verlassen wie dieses Herrenschloß eines Emporkömmlings. Eine Verdauungsvisite, sagt man, sei der Brauch, wenn man als Gast irgendwo recht gut gegessen hat. Ich hätte sie gewiß gemacht bei Herrn Charles d'Zffen, aber mir liegt jenes Mahl noch heute im Magen.

Damals wollte ich hinüberlaufen zum Bichelbauer, dort hätte ich die Arbeitsamkeit und Genügsamkeit, die tägliche Sorge und die harmlose Freude gefunden, aber ich würde dem Manne darüber wahrscheinlich kein Kompliment gemacht, sondern ihm zugerufen haben: „Ihr vertrackten Bauern, so wehrt Euch doch dagegen, wenn Fremdlinge kommen und Euch verdrängen und Euch noch dazu lästern und höhnen!“ Damit hätte ich dem Alten freilich Unrecht gethan, denn wenn auch Einige unter ihnen gelehrig und klug sind und dem Irrwisch nachlaufen und zu spekuliren anfangen, die Meisten wehren sich doch; aber es hilft nichts, Alles ist gegen sie, und wer heute nicht fällt, Der fällt morgen. Es ist eine untergehende Welt. Wenn der Bauernstand wankt und versinkt, so ist es gerade, als ob der Boden, auf den der Staat sein Haus gebaut hat, einbreche. Ich glaube, es ist kein hohes Alter nöthig, um noch zu erleben, was da für ein Tanz herauskommen wird! Der Bauer macht allerdings keine Revolution, aber man drückt ihn zum heimlosen Lohnarbeiter herab, und Der macht sie! Man sieht es ja kommen, doch die Herren haben kein Auge und kein Ohr, und wenn sie die sich selbst angeeignete üppige Mahlzeit an der Tafel des Lebens so hastig mit dem großen Löffel essen, so haben sie eigentlich nicht Unrecht, denn die Tafel kann plötzlich aufgehoben werden.

Graz.

. Peter Rosegger.





## Die Produktionskosten der Landwirtschaft.

So lange — unter der Herrschaft des Feudalsystems und der Naturalwirthschaft — die deutsche Landwirtschaft in stereotype Betriebsformen eingepreßt war, in denen der Faden des Althergebrachten handwerksmäßig sich fortspann, war die Einträglichkeit einer Gutswirthschaft, so weit menschliche Einwirkung in Betracht kommt, lediglich durch den Fleiß des Herrn und durch die Ehrlichkeit seines Wirthschafers bedingt. Diesem Zustande war Jahrhunderte hindurch Lehre wie Ausübung des landwirthschaftlichen Rechnungswesens vollkommen angepaßt. Die kameralistischen Buchführungen hatten es lediglich mit der gegenständlichen Berechnung der gewerblichen Werthobjekte zu thun; sie kannten an diesen nur Maß und Anzahl, nicht aber den Begriff des Geldwerthes. Man begnügte sich, ein Register über die einzelnen wirthschaftlichen Betriebsmittel (Geld, Getreide, Viehbestände, Spiritus u. s. w.) anzulegen und darin den Zugang und Abfluß an Geld, Getreide, u. s. w. ersichtlich zu machen, zuweilen noch unter übersichtlicher Gruppierung der Quellen des Zuflusses und der Richtungen des Abganges. Diese Rechnungsführung hatte den einzigen Zweck: eine Kontrolle über richtige und redliche Verwaltung dieser wirthschaftlichen Werthe zu ermöglichen.

Die Gesetzgebung der ersten Jahrzehnte des laufenden Jahrhunderts nahm dem Landbesitz den Charakter des „Standes“ und wandelte ihn zum „Gewerbe“. Dadurch und durch die zunehmende volkwirthschaftliche Entwicklung wurde die Stabilität der Wirthschaftssysteme durchbrochen und Raum geschaffen für die Bethätigung gewerblich-spekulativen Mähens auch auf dem Gebiete der landwirthschaftlichen Produktion. Der Erste, der unter so veränderten Umständen neben der Frage nach der Redlichkeit des Betriebsleiters noch die weitere Frage nach der Vorteilhaftigkeit des Betriebes im Allgemeinen und der einzelnen Betriebsrichtungen im Besonderen stellte, war Albrecht Thaer. Er überlegte, daß zur gegenständlichen Registerkontrolle der aus der Produktion hervorgegangenen Erzeugnisse die weitere Kontrolle der Geldwerthe, die in jedem einzelnen Produktionsprozeß verzehrt und wieder geboren werden, treten müsse. Dafür hielt Thaer die im Industrie- und Handelsgewerbe längst übliche Form der doppelten Buchführung als vorzüglich geeignet. Die Thaersche Anschauung sah in jedem „Wirthschaftszweige“ (Weizenbau, Roggenbau, Kartoffelbau, Kleebau, Viehmast, Molkerei u. s. w.) eine selbständige geschäftliche Unternehmung, bestimmt und befähigt, dem Betriebsbesitzer unmittelbar einen Gewinn abzuwerfen. Wenn man einem jeden „Wirthschaftszweige“ Alles zur Last stellen würde, was er von den anderen (zufällig in der Hand eines Besitzers vereinigten) Betriebszweigen erhalten — gleichsam „erkauft“ — hat, und wenn man ihm in gleicher Weise Alles gut schriebe, was er an andere Zweige abgeliefert — also „verkauft“ — hat: dann müsse sich der reine Ertrag oder Verlust jedes „Zweiges“ genau so ergeben lassen, wie etwa ein Webereibesitzer aus Materialverbrauch, Webestücklohn und Generalspesen einerseits die Produktionskosten, und durch Vergleich mit den Verkaufspreisen andererseits den reinen Gewinn oder Verlust der Fabrik im Ganzen, und bei baumwollenen Schürzen und leinenen Servietten im Einzelnen, feststellen kann. Diese Thaersche Anschauung ist maßgebend geworden für die fünfzig Schriftsteller, die nach ihm

noch in hundert Bänden das Gebiet der landwirthschaftlichen Buchführung behandelt haben und darin glücklich zu hundertundfünfzig verschiedenen Resultaten gelangt sind. Aber die selbe Grundanschauung ist es auch, die uns eine Fluth von Produktionskostenrechnungen bescheert hat, seit — für Zwecke der Rechtfertigung der deutschen Getreidezölle — es nöthig schien, den Beweis zu liefern dafür: daß die deutschen Kornproduktionskosten nicht mehr gedeckt werden.

Alle diese Rechnungsversuche haben ihren Zweck verfehlt und müßten ihn verfehlen, weil die Voraussetzung, von der sie ausgehen, falsch ist. Für das unpolitische Gebiet der landwirthschaftlichen Buchführung habe ich Das vor mehreren Jahren in einer größeren Schrift\*) ausführlich nachgewiesen. Ein Landwirthschaftsbetrieb ist unter unseren deutschen Verhältnissen der Regel nach ein organisches Ganze; in ihm bilden die einzelnen Produktionsrichtungen gemeinhin nicht selbständige Einzelunternehmungen, die gewissermaßen zufällig nur unter der Hand des selben Besitzers vereinigt sind, sondern die einzelnen Betriebszweige sind, wie das ineinandergreifende Räderwerk einer Maschine, als Theilstücke aufzufassen, „die“ zur Erreichung eines gemeinsamen Endzweckes organisch mit einander verknüpft sind und die in ihrer Wirkung gegenseitig sich vollkommen bedingen. Ihre rechnerische Isolirung, die zahlenmäßige Auscheidung des Einzelergebnisses aus dem Gesamtergebnisse des Wirthschaftsbetriebes, ist eben so wenig möglich, wie man bei einer Maschine unterscheiden kann, wie viel vom Geldwerth der Kraftwirkung dem Kessel und wie viel dem Dampfkolben oder dem Schwungrad „gutgebracht“ werden müsse.

Von ganz verschwindenden Ausnahmen abgesehen, muß — aus technischen Gründen — unter unseren deutschen Verhältnissen ein gewisser regelmäßiger Wechsel in der Aufeinanderfolge der Früchte stattfinden, — ein Wechsel, dessen Grenzen je nach Zuhilfenahme intensiver Produktionsmittel ja enger oder weiter gesteckt, nie aber ganz aufgehoben werden können. Solche, für bestimmte Verhältnisse typische Fruchtwechsellnormen sind beispielsweise:

- a) für gute Böden mit intensivem Betriebe
- |              |                                       |
|--------------|---------------------------------------|
| erstes Jahr: | Rüben (mit Stallmist und Kunstdünger) |
| zweites „    | Gerste, Hafer                         |
| drittes „    | Klee und Gras                         |
| viertes „    | Desgl.                                |
| fünftes „    | Weizen, Roggen (mit Kunstdünger);     |
- b) für mittlere Böden in weniger intensivem Betriebe
- |              |  |
|--------------|--|
| erstes Jahr: | Brache                                 |
| zweites „    | Weizen, Roggen (Stallmist)             |
| drittes „    | Klee und Gras                          |
| viertes „    | Weide                                  |
| fünftes „    | Desgl.                                 |
| sechstes „   | Weizen, Roggen (Stallmist)             |
| siebentes „  | Gerste, Hafer                          |
| achtes „     | Bohnen, Erbsen, Kartoffeln (Stallmist) |

\*) Die wirthschaftliche Buchführung des Landwirths. 2. Auflage, Dramienburg bei Ed. Freyhoff.

- neuntes Jahr: Weizen, Roggen  
 zehntes " Klee und Gras  
 elftes " Weide, event. Dreschhafer;  
 c) für leichtere Böden mit intensivem Brennereibetrieb  
 erstes Jahr: Kartoffeln (Stallmist)  
 zweites " theils Brotfrucht, theils Sommerung  
 drittes " Klee und Gras  
 viertes " Weide  
 fünftes " Brotfrucht (künstlicher Dünger);  
 d) für leichte Böden ohne Brennerei, extensiver Betrieb  
 erstes Jahr: Brache  
 zweites " Roggen (Stallmist)  
 drittes " Hafer  
 viertes " Weide  
 fünftes " Desgl.  
 sechstes " Lupinen (zur Gründüngung)  
 siebentes " Roggen  
 achtes " Weide  
 neuntes " Desgl.

Wir haben also im Fall a) einen fünfjährigen Turnus

- " b) " elfjährigen "  
 " c) " fünfjährigen "  
 " d) " neunjährigen " für die regel-

mäßige Wiederkehr der einzelnen Früchte.

Nun giebt es eine Reihe von Aufwendungen, die zwar gelegentlich der Bestellung einer Frucht gemacht werden, deren Wirkung aber sich auf eine ganze Reihe später nachfolgender Früchte noch mit erstreckt. Nehmen wir die Fruchtfolge a) und supponiren, es sei zur Bestellung der Rüben Dampfkultur angewendet, was ja seit einigen Jahren schon die Regel bildet. Da ist ganz gewiß zuzugeben, daß man die — an sich erheblich theuere — Dampfarbeit zunächst lediglich im Hinblick auf die Ertragssteigerung der Zuckerrübe anwandte. Aber es ist Erfahrungsthatfache, daß die Wirkung dieser Dampfkultur sich in allen auf dem selben Stück nachfolgenden Früchten bis zu dem im fünften Jahr erst nachfolgenden Weizen hin noch geltend macht. Das Selbe gilt von den für die Rübe sonst aufgewendeten besonderen Kulturmaßregeln. Aus diesen Gründen ist es nicht möglich, aus dem Turnus einer geschlossenen Frucht- aufeinanderfolge eine einzelne Frucht, beispielsweise den Roggen, herauszugreifen und speziell dafür den Kostenaufwand festzustellen. Bei den vielen Versuchen, die aus den früher erörterten Gründen doch hierzu gemacht worden sind, hat man damit sich zu helfen gesucht, daß man die aus der Vorfrucht resultirenden Wirkungen wie die auf die Nachfrucht übergehenden Produktionskosten-Anteile nach Prozentsätzen abschätzte und dem Resultate zusetzte oder kürzte. Es liegt aber auf der Hand, daß, da diese Schätzungen der Natur der Sache nach nur willkürlich gegriffen werden können, das Endresultat total von der individuellen Betrachtungsweise des Rechners abhängig war. Und trotz Alledem kam man damit doch nicht über einen zweiten, noch schwierigeren Punkt hinweg.

Der Leser sieht aus den mitgetheilten vier Fruchtfolgen, die als typisch für die heterogensten Betriebsverhältnisse gewählt sind, daß in jeder der eine Hauptwechsel zwischen Raufutter (Klee, Gras) und Getreide sich vorfindet. Ferner weiß vermuthlich auch der städtische Leser, daß die in einer Ernte gewachsenen Getreidekörner nicht auf die Ackertrume geschüttet sich vorfinden, sondern daß sie in die auf einem langen Halm sitzenden Lehre eingeschachtelt sind. Ein Morgen Roggen liefert also dem Landwirth neben dem Hauptprodukt, dem Korn, noch ein Nebenprodukt, das Stroh. Angenommen also, man habe schon die früher erwähnten Klippen glücklich umschiffet und habe die Gesamtsumme der dem Roggenbau zu belastenden Produktionskosten objektiv richtig festgestellt: so ergibt sich die Nothwendigkeit, diese Kosten nun auf die beiden damit erzeugten Produkte: Korn und Stroh, zu vertheilen. Da haben nun manche der bisherigen Rechner gesagt: das Stroh rechnen wir gar nicht, es bleibt in der Wirthschaft und kommt durch den Dünger wieder in den Acker. Dieser Standpunkt ist bequem, aber ersichtlich unhaltbar. Abgesehen davon, daß in überaus zahlreichen Fällen ein direkter Geldwerth aus der Verfütterung des Strohs resultirt, solche Rechnung also offenbar zu falschen Schlüssen führt, — kommt doch, wie früher entwickelt ist, der Dünger nicht eben nur der Roggenfrucht zu Gute, sondern ebenmäßig auch allen anderen Früchten, die vor oder noch nach dem Roggen auf der selben einmal gebüngten Fläche gebaut wurden. Sonach ist es auch aus diesem Grunde ersichtlich unrichtig, den Strohwerth aus der Roggenbaurechnung zu eliminiren.

Das geben viele gelehrte Rechner nun unbedingt zu und diese sagen dann: Das ist nicht schlimm, wir bringen von den gemeinsamen Produktionskosten beider Produkte (Korn und Stroh) den Werth des Strohs in Abzug und erhalten so die überbleibenden Produktionskosten des Kornes allein. Es betragen beispielsweise die nach früher entwickeltem System sorgfältig herausgerechneten antheiligen und speziellen Kosten der Bestellung eines Morgens Roggen . . . 120 Mark. Damit sind erzeugt 10 Centner Korn und 20 Centner Stroh. Das Stroh gilt in der nächsten Stadt 2 Mark 50 Pfennige für den Centner, wovon 50 Pfennige Frachtkosten zu kürzen sind. Es bleibt also für das Stroh loco Hof ein Werth von 2 Mark per Centner,  
 = für 20 Centner . . . . . 40 „

bleiben . . . 80 Mark

als Produktionskosten für 10 Centner Korn, mithin = 8 Mark per Centner.

Diese Rechnung laborirt daran, daß sie Etwas voraussetzt, das nicht existirt. Der „Marktpreis“ des Strohs „in der nächsten Stadt“ ist Illusion. Ein Marktpreis ist nur dann für gewerbliche Kalkulationen verwendbar, wenn der Markt so groß ist, d. h. wenn die zu der gegebenen Preisnotiz wirklich verkauften Mengen so erheblich sind, daß wir diesen Markt mit denjenigen Mengen Waare, für die wir diesen Preis kalkulatorisch benützen wollen, beziehen könnten, ohne namhafte Preisrückgänge dadurch zu bewirken. Andernfalls ist der „Preis“ ein Scheinpreis und unsere Rechnung wird eine Scheinrechnung. Nun liegen die Verhältnisse in Deutschland so, daß noch nicht ein Prozent der gesammten Strohernte auf den Markt fließt. Die „Preisnotizen“ der städtischen Strohmärkte beziehen sich auf — der Gesamtproduktion gegenüber — so winzige

Quantitäten, daß selbst der Hauptplatz in Deutschland für Stroh — Berlin —, seine Aufnahmefähigkeit für wirkliches Stroh vollkommen versagen würde, wenn auch nur die Hälfte der Strohernte der Ländereien im Umkreise von nur 10 Meilen dort sich ablagern wollte. Statt 2 Mark gälte das Stroh da bald 2 Pfennige. Das ist zwar von Manchem klar erkannt worden, anscheinend aber nur zu dem Zweck, eine selbsterfundene Theorie an den Markt zu bringen. Es kann hier nicht im Einzelnen darauf eingegangen werden, nur Das sei bemerkt, daß man an die Stelle des „Marktpreises“ hier entweder einen „Surrogat-Marktpreis“ setzt, dem nach logischem Denken die nämlichen Einwendungen entgegenstehen wie dem „eigentlichen“ Marktpreise, — oder aber, daß man einen „Gebrauchswert“ dafür einstellt. Unter „Gebrauchswert“ verstehe ich nun den Werth, in dessen Höhe ich einen wirtschaftlichen Gegenstand „gebrauchen“, also ausnützen kann. Dafür ist nicht allein dessen stoffliche Beschaffenheit maßgebend, also nicht lediglich seine naturale Eignung, ein Bedürfniß befriedigen zu können, sondern es kommt, in ökonomischer Beziehung, auch noch der Geldwerth der durch den „Gebrauch“ erzielten technischen Leistung in Betracht. Konkret gesprochen: der „Gebrauchswert“ der Strohernte eines Morgens Roggen, angenommen auf 20 Centner, wird nicht allein durch die technische Thatsache bedingt, daß ich — als Weisfütterung — mit diesen 20 Centnern Stroh eine Kuh 60 Tage lang füttern kann und darauf im Stall noch 10 Centner Exkremente vorfinde, die mir auf dem Acker wieder 2 Centner Korn erzeugen; — sondern dieser „Gebrauchswert“ hängt in seiner Höhe eben so ab von dem wirtschaftlichen Moment: wie theuer ist die Milch, die jene Kuh in diesen 60 Tagen mir lieferte, und welchen Verkaufspreis haben die 2 Centner Korn, die durch die Verwendung der von der Kuh hinterlassenen Exkremente mir auf dem Felde zugewachsen sind? Es ist ersichtlich, daß solche „Gebrauchswertrechnung“, logisch durchgeführt, uns in die Lage der Sache bringt, die ihren Schwanz fangen will. Wir rechnen so lange darauf los, bis wir, von Ursache zu Wirkungen immer weiter-schreitend, zuletzt dahin gelangen müssen: den Kornerlös als den „Gebrauchswert“ des Strohs zu betrachten und damit das Resultat finden, daß das Korn uns eigentlich gar nichts zu produziren kostete.

Die in den vorangegangenen Ausführungen bekämpften Versuche einer rechnerischen Feststellung der Produktionskosten einzelner Früchte lassen objektiv richtige Resultate nur dort erwarten, wo folgende Momente sich vereinigt finden:

- 1) Die Möglichkeit einer, von jedem Fruchtwechsel unabhängigen, vollkommenen beliebigen Nutzungart. Diese Möglichkeit ist bedingt durch das Vorhandensein eines in seiner natürlichen physikalischen Beschaffenheit für ununterbrochenen Anbau der selben Frucht andauernd geeigneten Bodens, wie solche Möglichkeit beispielsweise beim Wiesenlande hinsichtlich des Grasbaues gegeben ist.
- 2) Die Möglichkeit einer exakten Preisstellung für alle in der Produktion verbrauchten Werthe und die fernere Möglichkeit einer exakten Preisstellung für die im Erzeugungprozeß neben dem Hauptprodukt unvermeidlich mit entstehenden Nebenprodukte.

Beide Möglichkeiten finden sich nur in sehr seltenen Fällen vereinigt und eine dann aufgestellte Rechnung kann immer nur für diesen konkreten Fall

Geltung haben, ist also unverwendbar, sofern die Rechnung allgemeine Schlüsse gestatten soll. Eine nüchterne Betrachtung der landwirtschaftlichen Geschäftsvorgänge in Deutschland nöthigt dem Beobachter folgende Schlüsse auf:

Es ist der Regel nach notwendig, in der Nutzung des Acker einen beständigen Wechsel nicht nur der Getreidearten unter sich, sondern auch zwischen Getreidearten und Futtergewächsen eintreten zu lassen. Die Erzeugnisse des Futterbaues wie die Nebenprodukte des Getreidebaues (Stroh) sind in ihrer naturalen Form der Regel nach unverkäuflich. Darum bebienen wir uns des Mittels der Rughviehhaltung, um diese Erzeugnisse in eine verkäufliche Form überzuführen. (Fleisch, Wolle, Butter). Hierbei resultirt wiederum im Stallbünger ein Nebenprodukt, das, an sich unverkäuflich, doch ein hervorragend wichtiges, unter den weitaus meisten Bodenverhältnissen durch keinerlei käuflichen Kunstbünger ersetzbares Produktionsmittel für den ferneren Getreidebau darstellt.

Aus Alledem ergibt sich der Beweis für die eingangs aufgestellte Behauptung: daß eine Landgutsirthschaft in ihren einzelnen Produktionsbranchen nicht eine lose Zusammenstellung von verschiedenen, je für sich existenzfähigen und gesonderten Ertrag bringenden gewerblichen Unternehmungen repräsentirt, sondern daß sie ein organisches Ganze darstellt, dessen Glieder in ihren Berichtigungen gegenseitig sich bedingen. Und daraus ergibt sich ferner, daß man die rechnerische Untersuchung nicht auf die Frage richten kann: was kostet und was bringt das einzelne Glied und wie viel kostet danach ein Centner Weizen, Roggen, Gerste, Fleisch, Butter, Wolle? sondern daß man fragen muß:

- a) Welches ist die für bestimmte Wirthschaftstypen erforderliche Produktionskostenaufwendung im Gesamtbetriebe?
- b) Welches ist der innerhalb der selben Wirthschaftstypen und bei solcher Kostenaufwendung beim derzeitigen Preisstand der Gesamtprodukte (Getreide, Vieh, Wolle, Butter u. s. w.) erzielte Einnahmenbetrag?
- c) Wie hoch stellt danach sich der eine Ertrag oder Verlust des Betriebsganzen und, daraus berechnet, der Ertrag der Flächeneinheit?

Daraus ergeben sich alsdann die Antworten auf die volkwirthschaftlichen Fragen: welchen Einfluß nahm die Erkrankung eines oder mehrerer Glieder des Wirthschaftskörpers auf den Gesamteffekt? Beispielsweise: ist der Preissturz des Getreides in seiner Wirkung auf das Gesamtergebniß des Betriebes eingeschränkt oder gar ausgeglichen worden durch ein gleichzeitiges Steigen der Fleischpreise, oder der Woll-, Butter-, Zucker- und Spirituspreise?

Die Antwort nun auf alle diese Fragen kann man auf zweierlei Wegen finden. Entweder man betrachtet einzelne Typen, die an sich geeignet sind, als Norm zu gelten, und die so allgemeinere Schlüsse zulassen, oder man betrachtet die großen Zahlen, die von der Produktion des ganzen Reichsgebietes uns erzählen, und zieht daraus die Schlüsse auf die Lage der einzelnen Wirth. Im ersten Fall unterliegt man freilich leicht der Gefahr, allen möglichen und unmöglichen Einwänden des Gegners zu begegnen, der nicht belehrt sein will und dem darum die gewählten Typen nicht passen. Wenn ich zum Beispiel eine schlechte, extensive Getreidewirthschaft aus dem Osten nehmen würde, dann möchte es in der beliebten Tonart heißen: natürlich, solche extensive, „irrationell“ betriebene Wirth-

schaften können heutzutage nicht mehr bestehen; Das haben wir ja stets gesagt, heute gehört dazu eben mehr als Schnapsbrennen und Sekttrinken. Und brächte ich ein Beispiel aus den intensiven Zuckerrübenbaugenden des Westens, dann würde es prompt heißen: natürlich, warum haben diese Leute die Zucker-Krankheit und produziren so unheimlich viel Zucker, daß sie davon absterben. So scheint es mir das Klügste, ein Beispiel aus unmittelbarer Nähe der Metropole dieser intelligenten Kritik zu nehmen, und zwar ein Beispiel, bei dem die sicher auch hier unvermeidliche Kritik seitens der Herren Richter und Meyer in der nächsten berliner Stadtverordnetenversammlung gleich mündlich sich entladen kann: gegen die Verwaltung der städtischen Rieselgüter. In der Verwaltung dieser Güter spielt die (sonst uns gegenüber immer als ungenügend ins Feld geführte) Verwendung von Betriebskapital keine Rolle. Das Kapital steht unbeschränkt und zu billigstem Zins zur Verfügung. Daß die Verwaltung tüchtige Techniker, umsichtige, fleißige und beruflich gut ausgebildete Inspektoren habe, muß man doch voraussetzen. Die Lage zum Markt ist für alle Produkte die denkbar günstigste. Gartenwirtschaft, intensive Mast- und Milchwirtschaft, finden einen unbeschränkt aufnahmefähigen Markt vor der Thür. Jedem Arbeitermangel kann begegnet werden. Alle Maschinen und Geräthe der Neuzeit sind vorhanden. Die Düngungsfrage ist — durch die Verieselung — in einer sonst nirgends erreichbaren Weise und für die Produktion kostenlos gelöst, so daß der denkbar intensivste Betrieb keine Grenze an der Ausgabe für Düngemittel findet. Die Verwaltung kann auch die Guterträge nicht durch Sekttrinken und andere persönliche Allotria schmälern. Die Güter sind weder „überschuldet ererbt“ noch „zu theuer erkaufte“. Denn in der nachfolgenden Berechnung sind gar keine Zinsen in Ausgabe gestellt, sind also sämmtliche acht Güter mit zusammen 8400 Hektar als vom Himmel geschenkt betrachtet, so daß selbst der Herr Graf von Caprivi beim besten Willen davon nichts mehr „abzuschreiben“ fände. Nach dieser Vorbemerkung, komme ich nun zu der im statistischen Jahrbuch der Stadt Berlin kurz und verschämt mitgetheilten Thatsache:

„Daß — während bis 1890/91 die Rieselgüter noch die erträgliche Rente von 333 000 Mark geliefert hatten, als Verzinsung des im Kauf der Güter angelegten Kapitals, — diese Rente seitdem stetig gefallen ist, so sehr, daß 1893 nur noch bei Falkenberg und Malchow eine Bodenrente von 2,26 Prozent bzw. 0,92 Prozent sich ergab, während alle anderen Güter bereits baare Zuschüsse zu den Produktionskosten, und zwar in der Gesamthöhe von 75 450 Mark, erforderten.“

Nun, die Stadt Berlin hat ja einen großen Geldbeutel und daran dachte die gute Tante wohl, als sie neulich den Antrag Kanitz wieder einmal mit dem Bemerkten tätete: intelligente Wirthe können auch bei schlechten Preisen immer noch bestehen. Eines aber ist hervorzuheben: der citirte Bericht erstreckt sich bis 1892/93 und giebt selber als Ursachen des Rentensturzes die niedrigen Getreidepreise und die Verluste in der Viehwirtschaft an. Seit 1892/93 bis heute sind aber die Getreidepreise abermals um 30 Prozent gefallen und so braucht man die nächste Veröffentlichung nicht mehr mit besonderer Spannung zu erwarten.

Ziehen wir nun aus dem konkreten Fall Schlüsse auf die Lage der deutschen Landwirtschaft im Allgemeinen, so haben wir eine Erklärung für die

statistische Thatsache, daß in Preußen allein die ländliche Hypothekenverschuldung gewachsen ist

1889	um	121	Millionen	Mark
1890	"	179	"	"
1891	"	156	"	"
1892	"	206	"	"
1893	"	208	"	"

in fünf Jahren also um 870 Millionen Mark.

Der gewöhnliche Sterbliche ist eben nicht, wie die Stadt Berlin, in der Lage, den Verlust durch Steuerumlage zu decken. Er spannt, sein Leben zu fristen, in der steten Hoffnung auf „bessere Zeiten“ seinen Kredit an — stark, stärker — bis der Bogen bricht. Der durch Zwangsversteigerungen ländlicher Besitzungen in Preußen bewirkte Verlust an Hypothekenforderungen

betrug 1890	32	Millionen	Mark
1891	33	"	"
1892	40	"	"
1893	54	"	"

in vier Jahren also 159 Millionen Mark.

Das nannte der Graf von Caprivi: „Abreibungen machen“.

Eine Berechnung der Minder-Einnahme, die aus der gleichen Menge Produkte heute gegen früher sich ergibt, zeigt Folgendes. Die Preise in der Zeit der normalen volkswirtschaftlichen Entwicklungsperiode von 1855 bis 1875 im Durchschnitt durch die Zahl 100 ausgedrückt, ergibt sich, daß sie seit 1875 bis heute gefallen sind: bei Getreide auf 55

"	Bieh	"	65
"	Butter	"	70
"	Wolle	"	40
"	Spiritus	"	45
"	Zucker	"	55

Daraus resultirte in den fünf Jahren 1890 bis 1894 bei den seitens der deutschen Landwirtschaft zum Verkauf gebrachten Mengen, gegenüber dem Durchschnittspreise 1855 bis 1875, ein Ausfall von:

837	Millionen	Mark	für	Getreide
166	"	"	"	Wolle
470	"	"	"	Zucker
165	"	"	"	Spiritus
310	"	"	"	Biehprodukte

1948 Millionen Mark.

Diese annähernd zwei Milliarden stellen absoluten Verlust dar. Denn die stattgehabte Steigerung der naturalen Mengen in Ernte und Fabrikbetrieb hatte eine ebenmäßige Steigerung der Produktionskosten zur Voraussetzung, eine Ausgabensteigerung, die, wie das Beispiel der berliner Kieselgüter zeigt, bei dem stattgehabten Preissturz keine Rente brachte, sondern in den weitaus meisten Fällen mit einem Verlustsaldo schloß.

Dazu tritt, daß die Produktionskosten der deutschen Landwirtschaft in der Periode von 1875 bis 1894 nicht nur absolut (in Folge der gesteigerten Betriebsintensität) gewachsen sind, sondern auch relativ für die Produktionseinheit. So



betrug nach den durch Sengerke und v. d. Goltz aufgenommenen Statistiken der Durchschnittsarbeitlohn einer ländlichen Arbeiterfamilie

	in den fünfziger Jahren:	in den siebziger Jahren:
im Osten . . . . .	340 Mark	826 Mark
in Mitteldeutschland . . . . .	420 "	898 "
am Rhein . . . . .	609 "	1263 "

Das ist eine Steigung um mehr als das Doppelte. In gleicher Weise sind die Gehälter der Wirtschaftsbearbeiter, die Steuern und Abgaben fortgesetzt gewachsen.

Aus allem hier Entwickelten ergibt sich: so wenig beweiskräftig die Rechnungen sind, die man in ungezählten Mengen aufstellte, um den Nachweis zu führen, daß der heutige Preis des einzelnen Centners Weizen, Roggen u. s. w. die Selbstkosten nicht mehr decke, — so wenig läßt sich in Abrede stellen: daß die Gesamtheit der in einer Gutswirtschaft aufzuwendenden Produktionskosten durch die Gesamtheit des für die Produkte erzielten Verkaufserlöses in den weitaus meisten Fällen nicht mehr gedeckt wird. Nur dort, wo eine besonders günstige Arealzusammenstellung sich findet, wo beispielsweise große Wiesenflächen, die wenig Produktionsaufwand erfordern, eine gute Rente aus intensiver Viehwirtschaft noch abwerfen und damit große Mengen kostenloser Düngstoffe für eine wohlfeile Getreideproduktion liefern, — wird eine angemessene bis gute Rente noch immer ermöglicht. Für den großen Durchschnitt aber kann man sagen: äußerste Einschränkung in der Lebenshaltung, Ersparung in den Produktionsaufwendungen, Einstellung aller Meliorationen und Verbesserungsarbeiten auf der einen Seite, — rapide Aufzehrung der von früher angesammelten Kapitalien und äußerste Kreditanspannung auf der anderen Seite: Das ist die Signatur der heutigen Landwirtschaft.

Wenn angesichts solcher Thatsachen die deutsche Landwirtschaft glaubt, den verheerenden Wirkungen der neudeutschen Wirtschaftspolitik nicht zehn Jahre lang, bis zum Ablauf der Handelsverträge, unthätig zuschauen zu können; wenn sie dieser schweren Krankheit gegenüber an die Wirksamkeit „kleiner Mittel“ nicht glaubt, sondern die nothwendige weitgreifende Wirkung nur noch von großen und gewaltigen Maßnahmen erwartet: wer will da ihrer spotten?

Wir aber glauben noch immer, daß hier ein Niegel vorgeschoben werden kann. Bewußt und unbewußt, schwächer oder stärker, ist von allen Kulturvölkern und auf allen Gebieten ihrer wirtschaftlichen Lebensäußerung seit Jahrzehnten die manchesterlich-anarchistische Anschauung des wirtschaftlichen Faustrechtes bethätigt worden, die „im freien Spiel der Kräfte“ alle Dinge und Verhältnisse „aus sich selbst heraus“ und „naturgemäß“ sich „entwickeln“ lassen will. In dieser freien Haß sind die Völkeregistenzen nachgerade so dicht ans Ende aller Herrlichkeit herangejagt, daß der gewalttätige Ausbruch des dem manchesterlichen Faustrecht extremsten Gegensatzes, die sozialistische Produktionsform, allen einsichtigen Leuten nur dann noch, dann aber auch mit Sicherheit, abwendbar erscheint, wenn die heute noch führenden Gewalten baldigst zur Einsicht gelangen, daß die Lebensinteressen der Völker doch einer sehr viel tiefer greifenden Regelung und Fürsorge fähig und bedürftig sind, als Diejenigen glauben, in deren Vorstellung der Interessenstrom eines lebenden Volkstörpers nur zwischen Staatsanwalt und Nachtwächter sich hinschlängelt.

## Siehe — ein Mensch!

Eine Epoche kennzeichnet sich nicht nur durch ihre Thaten, sondern auch durch ihre — Lieblingsworte. Vor drei Jahrzehnten berauschten wir uns an dem Kraftwort „Blut und Eisen“; heute sind wir „schneidig“. Beide Losungen scheinen verwandt zu sein und sind doch verschieden wie zielgewisse Entschlossenheit und prahlhafte Planlosigkeit. Blut und Eisen — Das hat dramatischen Klang, es ist bestimmt und klar, wie das Wollen, dem es einst Ausdruck lieh. Das Geschlecht, das 1870 seinen Triumph feierte, wußte, was es wollte, es hatte nur eine Idee; aber hell und deutlich lag das Ziel vor seinen Augen. Und als es die Parole Blut und Eisen hörte, da sah es auch den Weg zum Ziele, von dem es kein Abirren gab. Was aber sagt „schneidig“? So matt es klingt, so hohl, nichts sagend und spiegelstecherisch ist sein Inhalt. Eine Schneide kündigt es an — aber wogegen, wozu? Wo ist der Feind, wo ist das Ziel? . . . Die Zukunft wird es lehren, — vielleicht. Aber das vorige Geschlecht kannte seine Zukunft und es bestimmte sie durch seinen Willen; wir erwarten von jedem neuen Morgen, daß er uns bestimmt. Unsere Epoche ist aber nicht nur schneidig. Sie hat noch ein anderes Lieblingswort, das widerlichste, das je eine Zeit aus sich heraus geboren: Humanitätsdusel. Noch haben wir kaum begonnen, Menschen zu sein, noch ahnen wir erst, welch eine Inhaltsfülle das Wort Menschlichkeit umspannt, und wir empfinden, wie viele Stufen wir noch emporzuklimmen haben, um wahrhaft Mensch zu sein: unumschränkter Beherrscher der Erde, unbedingter Herr über uns selbst, Herr vor Allem über das Thier in uns. Noch ist unsere Humanität mehr Traum als Wirklichkeit. Aber schon wird der Philister wegesmüde, und mit der abschätzigen Miene, mit der einst der Fuchs die Trauben sauer schalt, knurrt der Schwächling: Dusel, Alles Dusel! Es ist ja nichts Leichtes, das Ringen nach Menschlichkeit, es ist eine beständige Arbeit, ein rastloser Kampf, ein mühsames Vorwärtsbringen, Schritt für Schritt, Zoll für Zoll. Mit dem süßen Worte Dusel aber entledigen wir uns all dieser Unbequemlichkeit auf einmal. Nun können wir wieder die Dinge laufen lassen, wie sie laufen, wieder prügeln statt erziehen, wieder Köpfe statt Köpfe bilden, wieder jammern und richten statt schaffen und bessern. All unsere Ideale waren ja doch nur blauer Dunst, all unsere Zuversicht auf den Gott im Menschen nichts als Dusel. Die Kanaille bleibt Kanaille. Und der Philister hat Recht — für sich. Wenn er die Entwicklung bestimmte, mit seiner Faulsucht, die gleich nach dem ersten Schritt verdrossen Halt ruft, dann wäre die menschliche Kanaille eine Ewigkeitseinrichtung. Steht er doch selbst ihr nahe, wie die Empfindung der That. Im Empfinden ist er Eins mit ihr, nur das Handeln ist des Philisters Sache nicht. Raun hört er von irgend einer Brutalität, da ist er auch mit dem Richterspruch

fertig: Den Kerl sollte man totprügeln! Er ahnt gar nicht, daß dieser Wunsch ihn mit dem Kerl auf eine Stufe stellt, daß er eine neue Brutalität ausspielt gegen die Geschene. Um so bezeichnender ist der Wunsch für ihn. Verdammung ohne Untersuchung, ohne Einblick in das Wie und Warum, ohne irgend welche Bereitschaft, zu helfen, zu ändern, aufzurichten, — nur Verdammung. Auch Das ist schneidig. Und diese Schneidigkeit hat ihren guten Grund. Der Philister sieht immer nur die That, die einzelne That, nie den Menschen, der hinter ihr steht, nie das Ganze, aus dem die That entspringt. Und weil der Philister überall ist, weil ein Stück von ihm in uns Allen lebt, daher Franken wir Alle an dem Verhängniß, daß wir kein Auge haben für den — Menschen als solchen, für den Menschen-Werth jedes Einzelnen unter uns. Wir erziehen, verfechten, bekämpfen fortwährend Meinungen und Empfindungen, Ideen und Thaten, aber um den Menschen, der noch etwas mehr bedeutet als ein Konglomerat von Meinungen, Thaten und Ideen, kümmern wir uns herzlich wenig. Und doch wird all unser soziales, ethisches und vielleicht auch künstlerisches Ringen vergeblich sein, wenn wir nicht heißer als bisher den Menschen suchen, der hinter den Meinungen steht, nicht über alles Andere den Werth der Einzelpersönlichkeit schätzen lernen. Ehe wir urtheilen, ehe wir richten, — in jedem Falle uns erst deutlich machen: Es ist ein Mensch, der vor Dir steht, sein Werth bestimmt sich nicht allein nach seinem Stande, seiner Partei, nicht allein nach seinen Aeußerungen, seinen Thaten, . . . Das giebt dem alten *Ecco homo* eine neue Lebensbedeutung.

\* \* \*

Die Kirchengeschichte versichert uns, daß das Christenthum die menschliche Einzelpersönlichkeit und ihren Werth, wenn nicht entdeckt, so doch zuerst ins rechte Licht gestellt habe. Und es läßt sich ja nicht leugnen, daß in Hellas und Rom der Mensch weniger Individuum als Staatsbürger war, daß seine äußere Bedeutung und innere Selbstachtung ihre Nahrung hauptsächlich dem Bewußtsein der Staatszugehörigkeit entnahmen. Eben so unzweifelhaft liegt es im Geiste des Christenthums, den Menschen an und für sich über den Staatsbürger zu stellen. Aber nur im Geiste, nicht in seiner Wirklichkeit. Wenn Diejenigen, die sich nach Christus nennen, nicht einmal die direkten, klipp und klaren, bedingungslosen Aussprüche ihres Gottes gegen Eid, Krieg, Prozeßsiren, Kapitalansammlung, für praktisch verbindlich halten, wie hätte da der Geist des Christenthums Aussicht auf Geltung und Anerkennung durch mehr als bloßes Wort? Und deshalb bietet denn auch der „christliche“ Staat für die Entfaltung der Einzelpersönlichkeit nicht sonderlich mehr Raum als der heidnische; noch fangen wir erst an, das „christliche“ Mittelalter, das den Menschen nur als Standes-, Zunft- und Gemeinbewesen schätzte, im Empfinden und Denken zu überwinden. Nicht ohne Fug bekämpft die Sozialdemokratie auch im heutigen Staat einen Klassenstaat, dessen Einrichtungen nicht nur vorwiegend in den Dienst einzelner Klassen gestellt, sondern auch ganz dazu angethan sind, Klassen- und Kastengeist zu fördern. Schade nur, daß die Sozialdemokratie selbst, auf dem Gebiete, wo sie herrscht, den Werth des Persönlichen nicht hoch genug einschätzt und in ihrer Kampfesleidenschaft die Stimme des rein Menschlichen allzu

oft überhört. Theoretisch wird heute die Wahrheit, daß der Staat um der Einzelnen, nicht die Einzelnen um des Staates willen da sind, nur noch von einigen paradoxgerigen Krafthebern der reaktionären Weltanschauung bestritten. Praktisch aber laufen heute wie ehemals alle Anforderungen des großen Staatspolyppen an seine einzelnen Glieder auf Selbstopferung hinaus: Ich Alles, Du nichts — bete mich an und stirb für mich! Der Herzog von Crillon, der 1782 Gibraltar belagerte, aber trotz aller Menschenschlächtereien keinen Schritt vorwärts kam, tröstete seine Freunde mit der treuherzigen Versicherung: „Gottlob brauch' ich meine Leute nicht zu schonen; ich habe ein ganzes Reich im Rücken, um mein Lager bequem zu rekrutiren“. Noch heute herrscht dieser Crillonismus bei den Meisten, die da über ihre Mitmenschen gesetzt sind, sie zu richten und zu regiren. Noch immer gelten diese Mitmenschen im Kriege als Material, Material wie Pferd und Geschütz, wenn auch weniger kostbar. Noch immer betrachtet man sie aus der Vogelschau heraus als einförmige Masse, statt näher heranzukommen und lauter Einzelwesen zu entdecken. Wäre es anders, wäre die Vorstellung, was ein Einzelleben bedeutet, Jedem in jedem Augenblick gegenwärtig, dann würde das entseßliche Wort „wer sich mußt, wird erschossen“ in Parlamenten und anderswo nicht mit so fröhlicher Selbstverständlichkeit als Lösung ausgegeben werden. Und Vorschriften, die es einem beliebigen Wachtposten gestatten, jedem Staatsbürger Halt zu gebieten, den Bürger aber niederzuschleien, wenn der sich ein Halt nicht gebieten läßt, — solche Vorschriften würden längst nach Marokko übergesiedelt sein. Vorläufig aber haben wir noch Marokko bei uns selbst. Für die Durchschnittsintelligenz, die in Parlamenten und anderswo die führende Rolle inne hat, giebt es gar keinen Zweifel daran, daß die Erhaltung von Disziplin, Ordnung und ähnlichen schönen Dingen jeden Preis an Einzelleben werth ist, daß jene schönen Dinge auf Menschenopfer den selben Anspruch haben, wie einst der Moloch der Phönizier und der Babilipuzli der Ägypten. Für sie ist es einfach sicher, daß neun Menschen, die da glauben, ihr Wohlsein nur durch ein harmonisches Zusammengehen erreichen zu können, mit der Macht unbedingt auch das Recht haben, einen Zehnten, der da jenes Wohlsein stören könnte, zu töden, zu vernichten. Vielleicht läßt sich denn auch ein solches Disziplinarrecht aus dem Zahlenverhältniß zwischen neun und eins erweisen. Aber noch ist dieser Nachweis nicht geliefert; noch müssen wir erst die Frage erheben, aus welchen metaphysischen, physischen und ethischen Gründen denn eigentlich  $1 + 1 + 1 + 1 + x$  Einzelleben wichtiger sind als 1 Einzelleben, mit welchem Rechte diese 1 zum Heile der  $x - 1$  vernichtet werden darf. Unsere Disziplinanprüche gehen sogar noch weiter. Wir verlangen von jeder 1, daß sie nicht nur das Wohlsein der  $x - 1$  nicht stört, sondern auch, wenn es befohlen wird, zu Gunsten der  $x - 1$  sich im Schlachtgewesel opfert; weigert sich die 1, so wird sie nicht etwa aus der  $x$ -Gemeinschaft verbannt, sondern auf einen Sandhaufen geführt und zum warnenden Exempel getödet. Der Gesellschaft, die sich dies Disziplin- und Ordnungsrecht geschaffen hat, ist in der That der Einzelne vorwiegend eine 1, eine Zahl; noch sieht sie in ihm nicht deutlich, nicht unablässig genug, den Menschen, die Persönlichkeit. Und daher wird den Meisten die Frage, ob denn überhaupt der ganze Wust von Begriffen: Disziplin, Ordnung, Gesellschaft, auch nur den Werth einer einzigen lebendigen

Persönlichkeit hat, als eine Narrheit erscheinen, wie alle Weisheit, die da — wird. Nicht Das ist das Bedenkliche in den Anforderungen unserer Molochs, daß sie auf eine Mißachtung des Lebens hinauslaufen, des Lebens — der Andern, sondern daß sie den Persönlichkeitwerth gefährden. Das Leben ist wahrlich und wirklich der Güter Höchstes nicht. Im Grunde gehört der Tod eben so sehr zum Wesen der Persönlichkeit wie das Leben. Aber doch nur der Tod, der gleichsam organisch aus dem Leben erwächst, der ihm nicht von außen her aufgedrungen wird. Organisch ist auch der Tod durch freiwillige Hingabe des Lebens, wenn eben der innere Opferungsdrang, die Hingabe an eine Idee, an das Heil der Andern, stärker und lebendiger ist als der Lebensdrang selbst. Aber in diesem Falle ist die Freiwilligkeit das Wesentliche, sie allein ist menschenwürdig; im Zwang geht alles echt Persönliche zu Grunde. Eine Gesellschaft, die den Einzelnen zwingt, sich für sie niederhauen zu lassen, hat kein Recht, pharisäisch auf die römische Pöbelaristokratie herab zu sehen, die ihre Muränen mit Sklaven fütterte. Ein Unterschied ist da, aber mehr der Methode als des Geistes.

\* \* \*

Nirgends verräth sich deutlicher die Unterschätzung der menschlichen Persönlichkeit als in der Ueberschätzung menschlicher Gesinnungen, Ansichten, Ueberzeugungen. Wer unser Leben und Treiben überhaut, so weit es in der Oeffentlichkeit sich abspielt, Den packt sicherlich nicht das Gefühl, als ob Menschen mit einander stritten, einander richteten, einander belehrten; eher wird er glauben, die Erde sei nichts als ein Treibhaus und eine Arena für Ansichten und Meinungen. Nur wenn es darauf ankommt, eine Ansicht zu verdammen, — dann wird plötzlich irgend ein Mensch heraufgezerrt, der die Ansicht zu vertreten hat; statt seiner Ansicht prügelt man ihn selbst. Allerdings scheint es unumgänglich zu sein, daß Einer, der die Kezerei austrotten will, die Kezerey erdroffele oder verbrenne. Aber es scheint nur so. Daß die Ansicht nicht an diesem und jenem Individuum haftet, daß sie fortlebt oder sich neu erzeugt, auch wenn dieses und jenes Individuum vernichtet ist, dafür liefert jede Geschichtsepoche die Zeugnisse duzendweise. Eben so wenig aber haftet das Individuum an der Ansicht. Wer kennt nicht Diesen oder Jenen, der gestern ein pfuchender Revolutionär war, heute ein lispelnder Höfling ist? Und trotzdem gehen wir immer wieder dem Menschen zu Leibe, wenn wir seine Ansicht richten wollen, eine Ansicht, die vielleicht in dem Augenblick, wo wir den Menschen für sie verantwortlich machen, gar nicht mehr die seine ist. Wir sind derart im Banne einer Partei, einer Kaste, einer Lehrmeinung, daß uns ein Jeder, dem wir nicht persönlich sehr nahe treten, eine verdörperte Ansicht zu sein scheint, weiter nichts. Und wenn uns die Ansicht hassenswerth dünkt, dann hassen wir auch den zugehörigen Menschen mit. So wird aus jedem Meinungskampf alsbald ein Menschenkampf; eine persönliche Verbitterung wuchert empor, ein Parteigeist macht sich breit, wie Beides unmöglich wäre, wenn nicht fortwährend Mensch und Meinung als Eins gesetzt, der Mensch über die Ansicht vergessen würde. Jeden Tag verstoßen wir gegen den Grundsatz, daß Meinungen nur durch Meinungen unterstützt oder bekämpft werden sollen, nicht durch Bestrafung oder Belohnung der meinenden Menschen. Ansichten, die un bequem werden, zerstört man allein dadurch, daß man die Ver-

hältniſſe ändert, die zu der An-Sicht führen, aber nicht durch Blendung des einen und anderen ansehenden Individuums.

\* \* \*

An der krankhaften Sucht, den Menschen für das Haſſenswerthe seiner Meinungen, oder auch nur für das Haſſenswerthe seiner Stellung, seines Amtes, entgelten zu laſſen, leiden von jeher alle Fanatiker, und ſo auch die heutigen „Anarchiſten der That“. Mit der Gemüthsruhe, mit der ein Kritiker ein Buch verurtheilt, tötet ein Caſerio Denjenigen, deſſen Amt und Anſichten er mißbilligt. Der Kritiker ſtudirt doch wenigſtens den Inhalt des Buches, ehe er es verwirft; Caſerio aber richtet, obwohl er nichts als die Ueberſchrift, den Titel des Menſchenlebens Carnot, kennt. Von dem Inhalt dieſes Lebens weiß er nichts, von dem Menſchen, der hinter dem Amt und hinter den „Bourgeois-anſichten“ ſteht, ſieht er nichts. Würde er den Dolch noch ziehen mögen, wenn er ſich eine lebendige Vorſtellung davon machte, daß dieſer Carnot weit mehr iſt als nur Präſident, daß auch er ein Menſch iſt, der liebt und geliebt wird, der ſtrebt und ringt, zweifelt und hofft, ein Menſch, der zur Welt in tauſend menſchlichen, aber nur in einer präſidentlichen Beziehung ſteht, ein Menſch, der täglich hundert andere Aufgaben zu erfüllen hat, neben der einen amtlichen, die ihm den Haß Caſerios einträgt? Wer da will, daß Menſchlichkeit und Gerechtigkeit auf Erden zum Siege gelangen, Der muß erſt ſelbſt von Unmenſchlichkeit und Ungerechtigkeit frei werden. Der muß erſt den Menſchenwerth begreifen, und gerade dem Feinde gegenüber mit doppelter Inbrunſt das „Siehe, ein Menſch!“ verſtehen lernen. Sobald dieſes gegenseitige Begreifen und Verſtehen einmal ein allgemeines wäre, würden wie von ſelbſt die ſozialen Ideale zur Wirklichkeit werden. In einer Geſellſchaft, die den Menſchen- und Perſönlichkeitwerth in vollem Umfang erfaßt hätte, gingen ohne Weiteres die rückſichtsloſe Vernichtung von Menſchen, die ſich Krieg nennt, die Bedrückung, die Ausnutzung, die Verfolgung von Menſchen, ihrem Ende entgegen. Jedes Attentat aber — und jede Umſturzvorlage deſsgleichen — bezeugt, wie langſam dieſe Entwicklung vor ſich geht, wie ſchwer es uns auch heute noch wird, im Meinungſeinde den gleichberechtigten Menſchen zu ehren, deſſen Meinung vernichtungswerth, deſſen Perſönlichkeit heilig iſt. Und doch giebt es im Sinne höchſter Vernunft nichts Kläglicheres, als den nothwendigen Meinungſkampf durch Fanatismus zu verthieren. Wenn wir es uns ſtets klar machen, daß das Dogma, die Ueberzeugung, die Anſicht, die wir heute bei unſeren Gegnern mit Inbrunſt bekämpfen, nichts Anderes iſt als das Dogma, an das wir geſtern ſelbſt noch glaubten oder an das wir morgen glauben werden, wenn nicht wir, ſo doch unſere Enkel — wenn uns der Geſchichtscharakter all dieſer Zwifigkeiten und Haarspaltereien ſtets gegenwärtig wäre, wir würden leichter — über die Meinungen und den Parteigeiſt hinweg — das rein Menſchliche in jedem Lager erkennen und ſchätzen lernen. Wir würden es bald merken, daß die Kluft in den Anſichten weit breiter erſcheint, als ſie im Handeln und ſelbſt im Sehen iſt, daß im menſchlichen Thun der Radikale mit dem Reaktionär oft näher zuſammentrifft, als das Widerſpiel der Meinungen erwarten läßt. Milder würde der Freigeſinnte den „rückſtändigen Glauben“

des Orthodoxen beurtheilen, wenn er sähe und sehen wollte, welch eine liebevolle Thätigkeit, wie viel Herzensanmuth jener Glaube auch heute noch zu Tage fördert; und der Freiherr von Stumm würde zaghafter im Verdammen — selbst anarchifischer Gesinnung — werden, wenn er ein Jahr lang mit Anarchisten lebte und wahrnähme, aus welchem idealen, mitleidsheißen Empfinden jene Gesinnung vielfach ihre Nahrung zieht. Aber wie weit sind wir noch entfernt von diesem gegenseitigen Verstehenwollen und Verstehenkönnen! Noch treibt uns der Meinungszwist weiter auseinander, als menschliches Verwandtschaftsgefühl uns einander näher bringt.

Und seltsam, — in Unterschätzung der menschlichen Persönlichkeit, in Ueberschätzung der Meinungen, steht dem Fanatiker am Nächsten Derjenige, der als Widerpart allen Fanatismus, als Muster der Besonnenheit gilt: der rechtsprechende Richter. Tagtäglich läßt er für irgend eine Meinungskundgebung, also ein winziger Bruchtheil menschlichen Seins, den ganzen Menschen büßen. Freilich, das Gesetz schreibt es ihm vor. Aber das Gesetz gewährt dem Rechtsprechenden Spielraum genug, nicht nur Richter, sondern auch — Mensch zu sein. Das Gesetz richtet abstrakt und schematisch, seine Gerechtigkeit hat mehr als einen leichtenhaften Zug, vertritt es doch nur zu oft den Geist des sterbenden Geschlechtes und nicht den des Lebenden. Um so mehr hat der Richter Anwalt der lebendigen Gerechtigkeit zu sein; er hat nicht, wie das Gesetz, einen typischen Schemen vor Augen, sondern den lebendigen Menschen vor sich stehen, und so wird es ihm leicht, zu erkennen, daß solch ein Mensch doch etwas mehr ist als ein bloßer Meinungsautomat. Und sicherlich giebt es viele Richter, die das „Siehe, ein Mensch“ tief im Empfinden tragen und es zur Richtschnur ihres Urtheiles machen. Aber bilden sie den Durchschnitt ihres Berufes? Wer die politischen Prozesse verfolgt — ich spreche natürlich nicht von Deutschland —, jene Prozesse, in denen es sich gewöhnlich um irgend welche Meinungskundgebung handelt. Der empfängt eher den Eindruck, als ob der Durchschnittsrichter im Angeklagten nicht einen Menschen, sondern eine verkörperte Meinung zu sehen gewöhnt sei. Die thörichte Angst, die in der heutigen Gesetzgebung kräftigen Meinungsäußerungen aller Art: Beleidigungen, Beschimpfungen, Spöttereien gegenüber zum Ausdruck kommt, ist wahrlich rückständig genug. Und rückständig ist auch die Methode, unbequeme Meinungsäußerungen durch Einkerklerung von Personen zu ahnden, eine Methode, die sich von der des spanischen Inquisitors, Ketzerien durch Verbrennung von Personen zu richten, in Kern und Wesen nicht unterscheidet. Aber diese Rückständigheiten werden erst dadurch vom Standpunkt der Menschlichkeit aus so beklagenswerth, daß der Durchschnittsrichter in politischen Prozessen, in denen es sich fast nie um eine gemeine, sondern nur um eine unbotmäßige Gesinnung des Angeklagten handelt, so oft das höchst zulässige Strafmaß statt des Mindestmaßes wählt. Auf diese Weise werden Männer von hoher Herzens- und Geistesbildung auf Jahre ins Gefängniß gestoßen und vielfach an Leib und Seele gebrochen. Denn die selbe Strafe, die dem in Dunst und Elend aufgewachsenen Proletarier kaum als Strafe erscheint, kann auf den feiner Organisirten vernichtend wirken. Darum kümmert sich aber der Durchschnittsrichter — in Frankreich und China — nicht, er stößt nieder auf die frevelhafte Meinungsäußerung, die vielleicht aus der Aufwallung

eines Augenblickes entsprang, und sieht und fragt nach dem Menschen nicht. Um wie viel weniger hat ein „Verbrecher von Beruf“ auf die Wohltat des „Siehe, ein Mensch“ zu rechnen. Und doch sollte die Mahnung selbst dem Raubmörder zu Gute kommen. Einen Mörder an und für sich giebt es ja nicht, sondern nur einen Menschen, der neben anderen Eigenschaften und Fähigkeiten auch die traurige Fähigkeit, Menschenblut zu vergießen, besitzt. Eben deshalb aber, weil er nicht nur, nicht ganz Mörder ist, sollten wir in Urtheil und Behandlung neben dem Mörder niemals den Menschen übersehen. Und nicht durch die Todesstrafe den Menschen statt des Mörders vernichten. Den Mörder töten wir nur dadurch, daß wir den Mord aus der Welt schaffen, durch Erziehung des Menschen, durch Reform der Verhältnisse, nur dadurch, daß wir den Menschen von dem Mörder, der in ihm steckt, befreien, — niemals aber durch das Nichtheil, das neues Blut vergießt. Ja, im Grunde genommen, ist die Tödtung von Staats- und Gesellschaftswegen seltsamer und unverständlicher als der Mord von Individuumswegen. Das Individuum mordet entweder im Wahnsinn, im Rausch, aus Fanatismus, aus Rache, aus Raubsucht, aus beleidigtem Ehrgefühl, oder in Nothwehr. Es wird also stets durch ein Motiv geleitet, das freilich nicht entschuldbar, aber doch erklärlich ist. Der Staat aber, die Gesellschaft oder das Richterkollegium, das Beide vertritt, haben keines jener Motive für sich anzuführen; sie töten weder im Rausch noch aus Rache noch in Nothwehr, denn einem Mörder gegenüber, der in ihrer Gewalt ist, befindet sich die Gesellschaft nicht in Nothwehr. In Nothwehr ist sie nur dem Mörder gegenüber, aber der wird durch die Todesstrafe nicht getroffen, sondern eher gepflegt; man vergißt es allzu leicht: die gräulichsten Verbrechen sahen jene Zeiten, die in den wildesten Strafen schwelgten.

\* \* \*

Sie klingt so ideal, die mahnende Losung „Siehe, ein Mensch“, so lebensfremd. So fremd in einer Zeit, die im Hohen und Verkehren ihren höchsten Ruhm sucht. Und doch liegt in der unumschränkten Menschlichkeit alles Heil auch unserer Zeit. Sie sind alle zu Grunde gegangen, die Kulturen, die der Unmenschlichkeit ihren Tribut brachten, mit Blut sich weiheten und den Menschenwerth mißachteten. Zu Grunde gegangen oder der Fäulniß verfallen: in Rom, im Stambul, in Peru, in Mexiko, am Ebro wie an der Weichsel. Erst jene Kultur, die den Werth jedes Einzelnen, auch des Kleinsten und Unscheinbarsten, zu würdigen weiß, die ihre Kraft nicht in Wortspaltereien und Meinungplänkeleien verzettelt, sondern auf allen Gebieten Hebung der Persönlichkeit, Förderung des Ganzmenschen, erstrebt, die ihre Aufgabe darin sieht, Brücken zwischen Individuen und Gesamtheiten zu schlagen, nicht aber beständig Gräben aufzuwerfen, — erst die Kultur hat Anspruch auf ein Leben von Aeonen.

Charlottenburg.

Heinrich Hart.





## Goldaktien.

Was seit vierzehn Tagen wieder in Goldaktien vorgeht, hält die Großkapitalisten in Spannung von Konstantinopel bis Barcelona, nimmt an der Londoner Stock-Exchange einen breiten Raum ein, — dagegen kaum ein winziges Eckchen in der deutschen Presse. Mit Unrecht; denn auch unsere Spekulation ist zu Südafrika und dessen zum Theil schwindelhaften Aktien thatächlich in lebhaftester Beziehung gerathen.

Die neue Phase für Goldshares beginnt mit dem Hinzutreten des pariser Interesses. Nicht etwa, daß dieser Platz, der ein so aufmerksames und weit reichendes Institut wie den Crédit Lyonnais besitzt, bisher darin ganz platonisch gewesen wäre. Aber zwischen einer einzelnen Spekulation und einer für ein ganzes Spezialgebiet organisirten Börse ist doch ein Unterschied und bisher hatte nur London einen zu Zeiten gewaltigen Markt, der Kaffern-Cirkus genannt. Nun ist aber Herr Barnato, einstiger Seiltänzer und jetziges Mitglied des vornehmen Carlton-Club, ein sehr schlauer Mann; er weiß, daß man mit London den Geldmarkt, mit Paris jedoch die europäische Gesellschaft hat. So ging er an die Seine und wußte bald die erforderliche Allgemeinstimmung für Südafrika zu erwecken. Auf diese Weise laufen jetzt Kaufordres aus Barcelona ein, der modernsten spanischen Stadt, — aus Konstantinopel, nachdem die Banque Ottomane den Chemiker Dr. Maggin, früher in Mexiko, seit Jahren nach Johannesburg gesetzt hat, — aus Monaco, wo um diese Zeit pariser Bankiers regelmäßig die milde Luft einathmen, — aus Berlin und Frankfurt, wo schon ein älteres Vertrautsein mit Südafrika besteht und wo die stillen Konfortien, welche die Deutsche Bank zu bilden pflegt, schon oft mit schönem Nutzen abwickeln konnten. „Die Betheiligung unserer Centrale bei der Firma Ad. Goerz & Co. in Berlin und Johannesburg dürfte voraussichtlich gute Resultate aufweisen; der hier erzielte Gewinn wird jedoch erst im nächsten Jahre zur Verrechnung gelangen, weil die betreffende Bilanz noch nicht vorliegt.“ In diesen einzigen Satz kleidet der Jahresbericht der Deutschen Bank seine großen Goldgeschäfte ein. Hieraus wären die Betheiligungen zu errathen, bei der Nowrietsfontein, Meyer & Charlton, der Rand-Central Ore Reduction Co. u. s. w. u. s. w. Indessen gilt Herr Goerz, der Schwager des Direktors Siemens, als ein gewiegter Kaufmann, der Papiere aufnimmt und abstößt, also keineswegs zu lange darauf sitzen bleibt.

Um aber wieder auf Paris zu kommen: die größte Hauffe betraf die Randminen, also Papiere, die an der Seine noch gar nicht einmal sämmtlich eingeführt sind. Die Randmines-Company besitzt selbst gar keine Stampfen, sie ist nur an fünf Minen theilhaftig: Ferlira, South Henry Nourse, South Rand, Rand Deep Level und Geldenhuis Deep, zusammen 615 Claims sowie 1114 noch nicht endgiltig fixirte Claims. Diese Minen können noch keine Dividenden geben, denn wie schon ihre Bezeichnung: Deep sagt, es ist tiefer Grund, also bisher kaum angebaut, folglich konnte auch die Randmines-Company, deren Aktien jetzt so unerhört gestiegen sind, bisher noch nichts abwerfen. Indessen hat jetzt eine Zusammenlegung der South Henry Nourse mit Henry Nourse stattgefunden, die 365 000 Lstr. repräsentiren, deren Shares à 1 Lstr. man aber

sofort zu 5 Pstr. herausgeben konnte. Ob diese Aktien bereits völlig genommen sind? Wer die Verhältnisse des Marktes kennt, wird Das schwerlich glauben. Immerhin hat der bis dahin imaginäre Gewinn von 1 825 000 Pstr. zum Aufschwung der Randmines beigetragen. Notabene: in Tagen, da der Output im Februar bekannt wurde und nicht befriedigt hatte. Allerdings gehen bei 28 Tagen 10 Prozent = 3 Tage ab, indessen bleibt die Ausbeute diesmal noch geringer als sogar im August v. J., wo doch die Anzahl der gegenwärtigen Stampfen noch lange nicht erreicht war.

Die Randmines-Company wurde im Februar 1893 in London und Johannesburg registriert. Es waren die vorhin aufgezählten Claims, die der inzwischen verstorbene Eckstein, Mitinhaber der Firma Wernher, Beitth & Co., zu diesem Zwecke abgegeben hatte. Eckstein hatte jene Besitzthümer billig erworben und verbiente schon sehr viel, als die Company mit einem Kapital von 332 078 Pstr. in Shares à 1 Pstr. gegründet wurde. Bereits im April 1894 war nun der Kurs von 1 Pstr. auf  $9\frac{1}{8}$  Pstr. gestiegen, im Juli war die Notiz wieder  $8\frac{11}{16}$  Pstr., im Oktober schon  $12\frac{1}{4}$  Pstr., im Januar d. J.  $21\frac{1}{2}$ , im Februar wieder  $20\frac{1}{2}$ , und jetzt über 30 Pstr.! Wie gesagt, für eine Aktie, die noch nie Etwas bezahlt hat. Allerdings haben schon einzelne Stimmen bei einem Kurse von 8 Pstr. einen solchen von 50 prophezeit und heute giebt es gar Leute, die sonst gar nicht als unbesonnen bekannt sind, aber sogar einen Aufschwung bis zu 100 Pstr. als möglich und erreichbar sehen wollen.

Es ist gewiß nicht ganz gleichgiltig, ob Autoritäten, wie der große Geologe Hamilton Smith und der preußische Berggrath Schmeißer, bezüglich der Witwaterrand-Mulde übereinstimmend annehmen, daß mindestens dreißig Jahre vergehen könnten, bis überhaupt eine Erschöpfung des dortigen Goldreichtums beginnen würde. Hamilton Smith nimmt dabei an, daß die Bohrungen bis zu 3500 Fuß Tiefe gelangen werden, da die Temperatur in den dortigen Bergwerken keine großen Steigerungen habe, also keine Hindernisse biete; bei 3000 Fuß sei 100 Grad Fahrenheit. Hamilton Smith war der Abgesandte des londoner Rothschild und seine große Darlegung in den „Times“ vom 17. Januar 1893 berechnet die Goldlager im Witwaterrand für 915 Meter auf 215 Millionen Pstr. Der Berggrath Schmeißer nimmt bei Erreichung von 800 Meter Saiger-teufe einen Goldvorrath von 208 Millionen Pstr. an, bei 1200 Meter  $349\frac{1}{2}$  Millionen Pstr. Diese 99 821 892 Unzen würden bei der gegenwärtigen Förderzunahme etwa in vierzig Jahren produziert werden. Man sieht also, daß zwischen beiden Gutachten eine ziemliche Uebereinstimmung herrscht. Dabei hat Schmeißer nur das Gebiet selbst mit  $18\frac{1}{2}$  Kilometer Länge genommen, während die ganze Mulde eine Länge von 80 Kilometern hat, so daß das Ergebnis auch erheblich höher sein kann. Das Buch Schmeißers hat seiner Zeit die englische Spekulation wie ein Feuerbrand angefaßt. Wer das Buch damals las, hätte am Besten gethan, sich sofort eine Portion Goldshares einzuthun, denn von da an datirt die neue Hauffe, bei der die Brokers in London bis zum Ermatten arbeiten mußten, um nur alle Ordres auszuführen. Die Ausbreitung dieser Spekulation aber bis in deutsche Dörfer hinein hängt auch wieder mit dem Alles überfließenden Geldstand sowie mit der allgemeinen Anlagenoth zusammen. Zahllose Kapitalisten sagen sich: „Wenn auch die Kurse jener Goldshares hoch sind, wenn man auch

am Cap mindestens zehn Prozent mit seinem Geld machen sollte, wir sind bei unseren heutigen Verhältnissen auch mit sieben und sechs Prozent zufrieden, wo ja außerdem noch einige begründete Aussicht auf späteren Kursgewinn bleibt.“ Da nun die Aktienkapitalien der Minen relativ klein sind, so können zahlreiche Käufe, in denen jeweils nur ein paar Tausend Mark stecken, schon einen rapiden Aufschwung zu Stande bringen. Und ganz ähnlich denken auch die zahlreichen französischen Kapitalisten. Es ist also durchaus nicht sicher, daß die Kursstürzen der letzten Wochen auf puren Schwindel zurückzuführen sind. Während wir also bei uns thatsächlich weitverzweigte Interessen zu den afrikanischen Goldfeldern hegen und pflegen, bleibt es doch einer ernstern Erwägung werth, ob es solider ist, diese Papiere aus der offiziellen Notiz weiter herauszulassen, oder sie in die reguläre öffentliche Beleuchtung zu rücken. Von den immensen Courtagen, die jetzt aus deutschen Taschen nach London fließen, während sie so ruhig in Berlin, Frankfurt und Hamburg bleiben könnten, soll hier noch gar nicht geredet werden, obgleich dieser Umstand keineswegs geringfügig ist. Wichtiger ist jedoch die Frage nach der Schädlichkeit der wirtschaftlichen Heuchelei; sobald wir Tag für Tag die Bewegungen in diesen Papieren sehen, kennen wir auch die Thätigkeit und die Engagements unserer Kapitalisten und vielleicht ist Dies besser als das bisherige umfangreiche Operiren gleichsam hinter unserem Rücken. Auf der anderen Seite würde allerdings unser Publikum mehr zu diesem Gebiet herangezogen werden, so daß man fragen kann: Ist es besser, daß fünfhundert Spekulanten heimlich oder daß tausend Privatleute öffentlich in Goldshares arbeiten?

Uebrigens hat diese Hauffe auch noch ganz andere Minenaktien illuminirt; so Buffeldorn, welche auf „beste“ Kaufordres über 1 Pfr., und zwar binnen acht Tagen, gewannen. Modderfontein stiegen bis zu 15 Pfr. Randfontein Estate bildet in Paris eine Terraingesellschaft mit der etwas großen Summe von angeblich 600 000 Pfr. Wie stark aber der Witwaterrand alle anderen Gebiete überragt, kann aus folgenden Zahlen ersehen werden. Im Jahre 1893 hat das de Raapgebiet, dessen Hauptmine, die berühmte Sheba, im verfloffenen Jahr fünfzehn Prozent vertheilte, 67 000 Unzen Gold erzielt, die Leydenburg-Goldfields 29 000 Unzen, das ganze Transvaal überhaupt 131 000 Unzen, dagegen der Witwaterrand allein 1 480 000 Unzen.

Die Hauptfirmen sind drüben Wernher, Beith & Co. in London und Johannesburg; Ochs Bros. in London und Paris; Goerz, der aber für die Deutsche Bank immer nur ein relativ beschränktes Kapital hineinstecken kann; der Agent der Banque Ottomane, der reiche Afrikaner Robinson, der auch bei den Randmines theiligt ist, und endlich der bereits erwähnte Barnato, dem man sich ebenfalls unter Umständen anschließt. Auch diese Firmen haben sich mit den Arbeiterverhältnissen zu sorgen, die mitunter recht schwierig sind und schließlich zum Ansiedeln von Europäern führen müssen. Daneben ist die Herstellung von guten Schmelzcofes wichtig. In unmittelbarer Nähe von Johannesburg giebt es reichhaltige Gruben und auch im ganzen Transvaal und in Natal findet man Kohle in genügender Menge. Pluto.



## Notizbuch.

Zum Staatsrath soll ein Redner vom Kaiser aufgefordert worden sein, sich nicht an ihn, sondern an die Minister zu wenden. Am Tage darauf soll der Kaiser, immer nach unkontrollirbaren Zeitungberichten, gesagt haben, er könne die Verhandlungen nicht weiter leiten, wenn man ihn selbst in die Debatte ziehe. Diese Aeußerungen sind jedes Lobes werth und sie werden hoffentlich auch die Regirenden veranlassen, über die Stellung des Monarchen zu Detailfragen künftig zu schweigen; es war einer der gefährlichsten Fehler des Caprivismus, daß er den Kaiser allzu häufig ohne ministerielle Bekleidungstücke erscheinen ließ. Leider sind die Hoffnungen, die sich an die Aufforderung Wilhelms des Zweiten knüpften, durch ein scharfes Tadelswort einigermaßen gedämpft worden, das der Kaiser über die Zeitung „Das Volk“ ausgesprochen hat und das vom offiziellen Telegraphenbureau eilig verbreitet worden ist. In dem christlich-sozialen Blatte war über den Staatsrath ein vielleicht etwas unvorsichtig abgefaßter Artikel veröffentlicht worden, der aber in keiner Silbe eine Kränkung des Kaisers enthielt. Die Thatfache, daß der Kaiser selbst dem Staatsrath präsidiert, kann die Kritik nicht hemmen, sonst müßte sie ja auch vor dem Staatsministerium Halt machen, das sehr häufig unter dem Vorsitz des Königs von Preußen versammelt ist. Bei der Tragweite, die eine öffentliche Krüge des höchsten Vertreters der Nation haben kann, darf ehrerbietig wohl daran erinnert werden, daß ein tadelndes Urtheil nur in äußersten Fällen da an die Oeffentlichkeit gebracht werden sollte, wo die rückhaltlos rechtfertigende Widerrede vom Anstand verboten ist.

Graf Wilhelm von Bismarck-Schönhausen ist zum Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen ernannt worden. Das ist eigentlich nicht gar so wunderbar, denn Graf Bismarck ist Jahre lang Präsident der Regierung in Hannover gewesen, er hat unter sehr schwierigen Verhältnissen einen sicheren Takt und eine kühle Unabhängigkeit gezeigt und die Ostpreußen, die anstatt eines hinsenhalt schwankenden einen klugen und selbständigen Oberpräsidenten einziehen sehen, einen Mann von ungewöhnlich klarem Menschenverstand, von vielseitiger Bildung und stark entwickeltem Gefühl für Verantwortlichkeit, können mit dem Tausch sehr zufrieden sein. Der Haß aber, der mit alttestamentarischem Fanatismus den Namen Bismarck bis ins zweite Glied noch verfolgt, ist mit einer so einfachen Erklärung durchaus nicht zufrieden. Die unheimliche Ahnung, auch der älteste Sohn des Verhassten könne über ein Kleines wieder beamtet werden, geht um und so ist das hübsche Märlein erstanden: die Söhne, die natürlich ganz und gar unfähig sein müssen, würden nur befördert, um dem Vater damit eine Freude zu machen. Bindar hat in einer Ode den Diagoras gefeiert, den Sieger in vier heiligen Spielen, der, als in Olympia auch seine beiden Söhne Siege erstritten hatten, vor Freude darüber rasch starb. Wenn man genau hingört, kann man aus dem Bemühen gewisser Kreise, den achtzigjährigen Bismarck in ragende Ruhmespyramiden einzumauern, ganz deutlich den Ton vernehmen, der den alten Diagoras einst mit lärmendem Jubelgeschrei aus der Zeitlichkeit scheuchte.



:

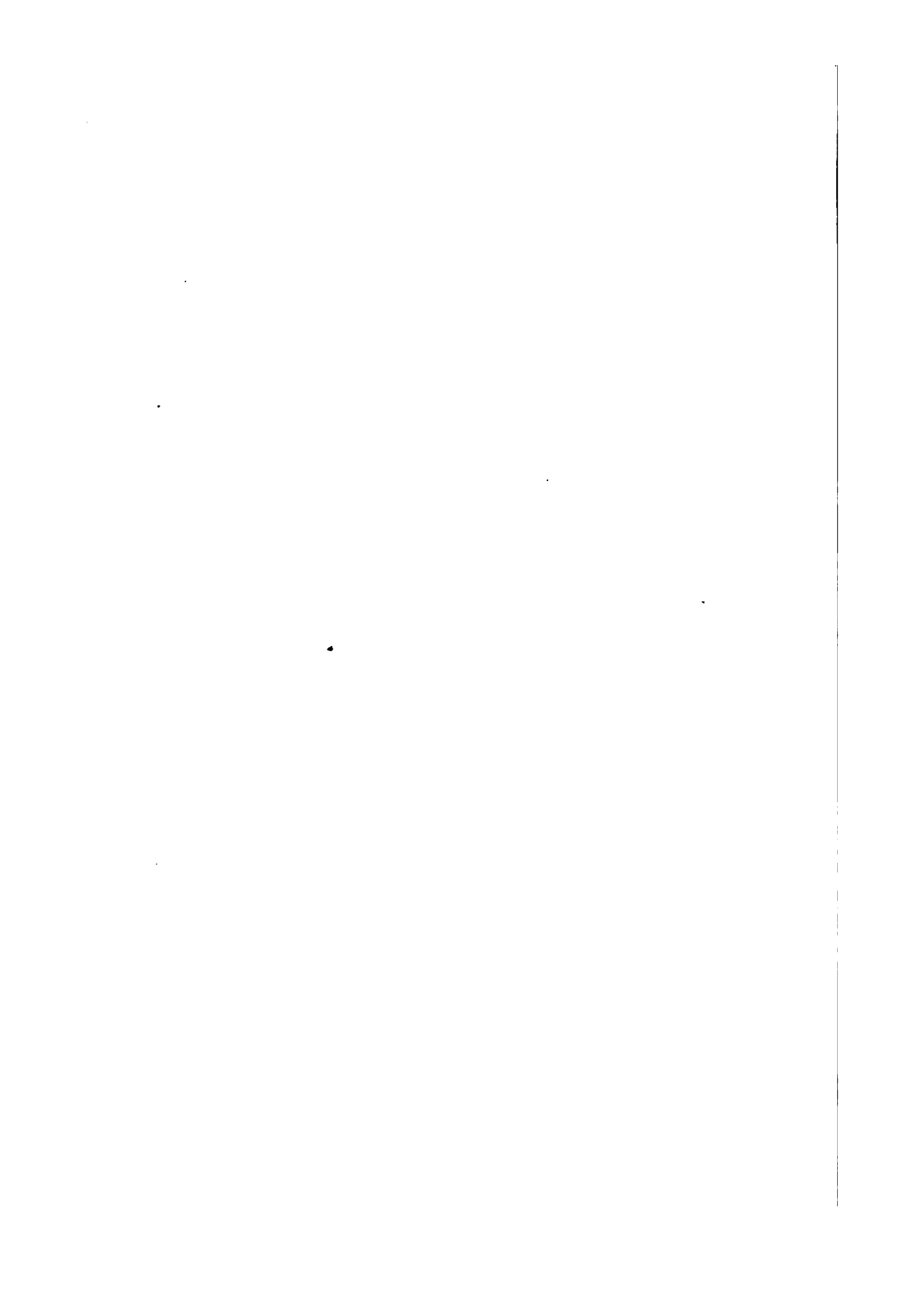




Fürst Bismarck.



ifte  
ein  
der  
in  
und  
iges  
von  
:nen  
ffen  
egs-  
stige  
iden  
sich  
igen  
eicht  
gen-  
leich  
iches  
haar  
htige  
iden,  
dlich







Berlin, den 30. März 1895.

## X Bismarck.

Am sechsundzwanzigsten März des Jahres 1890, um die elfte Vormittagsstunde, fuhr durch die Straße Unter den Linden ein einfacher Wagen. Lauter Jubel empfing und geleitete ihn, von der Wilhelmstraße bis zum grauen Kaiserſchloß an der Spree, aber in den Jubel klang auch ein fremder Ton hinein, ein Schluchzen und Grollen und eine rathlos verirrte Angst, die durch dicke Nebel Künftiges zu erſpähen ſucht. Der Generaloberſt der Kavallerie Fürſt Otto von Bismarck, Herzog von Lauenburg, der ſechs Tage vorher wider ſeinen Willen aus allen ſo lange von ihm verwalteten Aemtern entlaſſen worden war, fuhr zur Abſchiedsaudienz beim Kaiſer, König und Kriegsherrn. Aufrecht ſaß der greiße Küräſſier in den Riſſen; das gewaltige Auge ſchien von der befremdenden Wirklichkeit ſcheu ſich abzuwenden und weithin zu blicken, in eine ferne Welt; mechanisch nur hob ſich die Hand zum Dank für die Grüße der Tauſende, die, im bangen Gefühl, Etwas wie eine Götterdämmerung zu erleben, des vielleicht zum letzten Male Nahenden harrten. Aufrecht trat er in den prangenden Vorſaal, mit ſchwerem Schritt, und ringsum verſtummt ſogleich das Geſchwätz des bunten Gefindes, wie in die Schulſtube raſch ängſtliches Schweigen einkehrt, wenn der Herr Lehrer erſcheint, den die Jungenschaar noch eben ſo eifrig verſpottet hat. Wochen lang hatte der früher Allmächtige einen ſtumpfen, ungreifbaren Widerſtand geſpürt und dumpf empfunden, wie die Kreaturen allmählich das Zittern verlernten; jetzt aber, da endlich das von der Hoffnung wie von der Furcht bis zur letzten Entſcheidung

für unmöglich Gehaltene erfüllt war und die Abschiedsstunde geschlagen hatte, jetzt lag doch ein unheimlich beklemmender Druck auf den Gemüthern, den erfolgreich Verschworenen selbst erwachte im Gewissen eine Regung zaghafter Sorge und alle Blicke senkten sich vor dem ragenden Manne, der gekommen war, vom Hause Hohenzollern den letzten Dank zu empfangen. Er mußte warten. Eine Viertelstunde später erst rollte durch die Straße Unter den Linden der offene Hofwagen, der den Kaiser ins Schloß trug. Unterdessen hatten die Harrenden Zeit zum Erinnern gehabt; sie hatten des Tages gedacht, da in der selben Straße ein Mörder sich an den preussischen Ministerpräsidenten herangeschlichen hatte, und der Wehestunde, da an der Spitze des siegreichen Heeres der Kanzler des neuen Reiches durchs Brandenburger Thor eingezogen war; damals hatte die Kaiserin Augusta vom Altan des Schloßes dem Recken den Siegerkranz zugeworfen, jetzt entließ der Enkel den großen Diener des Ahnen. Und als der Entlassene nun nach kurzem Verweilen zurückkam, da durchtobte ein irres Geheul die Lüfte, Männer und Frauen klammerten sich an den Wagen, als wollten sie den Scheidenden hemmen und halten, und der so stürmisch Gefeierte mußte aussteigen, um zu verhindern, daß Menschen sich vor die Deichsel spannten. Mühsam nur kam er bis ans Niederländische Palais, wo er beim Großherzog und bei der Großherzogin von Baden sich abmelden wollte. Der alte Theaterprofessor Karl Werder, der alle Vorgänge dieser Welt in szenischer Beleuchtung sah, war dort zum Besuch und erzählte später gern, wie es auf die seidene Gesellschaft wirkte, als der große weiße Mann, ohne nach rechts oder links zu schauen, stolz und steif durch die Säle schritt, und er pflegte dann, wenn er berichtet hatte, daß es ihm gelungen war, im Flur noch die Hand des Riesen zu fassen und fest zu drücken, vor das Bild des jungen Kaisers hinzutreten, den er zärtlich liebte, und in schrillum Pathos zu krähen: „Zu rasch, er ist immer zu rasch“. Das Wort dieses merkwürdigen Alten, dem die Kraft des schaffenden Dichters fehlte, der aber wie ein starker Dramatiker empfand, giebt getreulich die Stimmung wieder, die damals über den Massen lag, während die Wagen die beiden Männer durch die Straße Unter den Linden trugen, den jungen, entschlossen dreinblickenden Kaiser im Koller der Gardes du Corps und den greisen, versonnenen Kanzler a. D. im historischen Waffenrock der Halberstädter Kürassiere. In hart geprägten Persönlichkeiten prallten zwei Generationen da aufeinander; eine

Trennung vollzog sich, deren Folgen im Guten oder im Bösen verhängnißvoll werden mußten; und wohin immer die Kunde kam, Otto Bismarck sei, der erprobte Basall, in jäher Ungnade plötzlich fortgeschickt worden, überall wurde das Empfinden wach, daß hier eine rasche, vielleicht allzu rasche That vollendet ward, deren Spuren aus der deutschen Geschichte nicht leicht zu verwischen sein würden.

Am sechsundzwanzigsten März des Jahres 1895, um die Mittagsstunde, hat der Kaiser dem Fürsten Bismarck, der am ersten April das achte Lebensjahrzehnt beschließt, in Friedrichsruh selbst seine Glückwünsche überbracht und ihm, wie am sechsundzwanzigsten Januar des Jahres 1894, die höchsten Ehren erwiesen, die ein gekrönter Kriegsherr zu bieten hat. Monarchen nur und Monarchensprossen sind bisher so gefeiert worden wie hier ein Edelmann von dem Souverain, der ihn fünf Jahre vorher ungnädig entlassen hatte. Der Vorgang ist einzig in der modernen Geschichte, — einzig wie die Gestalt des Mannes, der ihn bewirkt hat, einzig wie das Volksest, zu dem in allen Heimstätten der Deutschen ringsum auf dem Erdball die eifernde Liebe jetzt rüstet. Die Bedeutung dieses Ereignisses liegt nicht etwa, wie die Kurzsichtigkeit wähnt, darin, daß es eine emsig beschwagte Versöhnung zum Abschluß bringt; zwischen dem Monarchen und einem monarchisch gesinnten Bürger giebt es keine persönliche Feindschaft und keine Versöhnung; vor zwei Jahren, in der Triumphepoche des Caprivismus, wurde an dieser Stelle gesagt: „Wenn heute, nach der Maulwurfsarbeit trefflicher Minirer, auch wieder an der Spitze der Gratulanten der Erste fehlen sollte, so ist damit noch lange nicht bewiesen, daß der Enkel die Ansichten des Großvaters über die Verdienste des ersten Kanzlers im neuen Reich nicht theilt oder daß er unwillig gar auf die Kundgebungen für den Vereiter der Herrlichkeit blickt, an deren Glanz der reiche Erbe sich jetzt erfreuen darf;“ die Zuversicht, die aus diesen Worten sprach, ist ein paar Monate später auch öffentlich bestätigt worden und seitdem ist das Märchen von dem schimpfenden Frondeur und dem beleidigten Herrscher in die Kinderstube verbannt. Was sich jetzt vor unseren Augen vollzogen hat, ist, weit über den verhallenden Lärm und das bunte Gepränge hinaus, dadurch bedeutsam, daß es die sieghafte Macht des Genies zeigt, dessen Leuchtkraft, ohne künstlicher Nachhilfe zu bedürfen, strahlend am Ende doch den Qualm der Nebel durchdringt. In dem langen Lustrum,

das zwischen den Daten der Abschiedsaudienz und der Geburtstagsparade liegt, hat Otto Bismarck nicht das Allergeringste gethan, um sich weich wieder in wärmende Gunst zu betten oder um seine geistige Physiognomie von allzu menschlichen Malen zu säubern; er ist unverändert geblieben, im Küras und mit dem goldenen Pallasch, den ihm der Kaiser geschenkt hat, der selbe Mann, der im Waffenrock einst vom Kaiser verabschiedet wurde; er hat ruhig gewartet, — und Alles ist überreichlich Dem zugefallen, der in einem wechselvollen Leben das Warten gelernt hat. Und er hat, ohne auch nur den Finger zu rühren, machtlos mit achtzig Jahren noch erreicht, was keinem jüngeren und beamteten Staatsmann gelingen konnte: die Scheidung der Geister im Deutschen Reich, dessen politisches Leben so lange ein fauler und flauer Friede verflachte. Am sechsundzwanzigsten März des Jahres 1890 begrüßten die Parteien, die mit den historisch gewordenen Zuständen im Vaterland unzufrieden waren, jubelnd die rasche That des jungen Monarchen und an diesen Jubel knüpfte sich der gefährliche Versuch, mit diesen Parteien das Hohenzollernreich zu regiren. Am sechsundzwanzigsten März des Jahres 1895 hatte der Kaiser in einer Privatkundgebung, über deren Opportunität man streiten kann, die aber ganz sicher einem schönen Gefühl entsprang, diese Parteien offen mit dem schärfsten Tadel zurückgewiesen und sich aufgemacht, um selbst den alten Fürsten zu ehren, dem die Reichstagsmehrheit drei Tage vorher den Glückwunsch verweigert hatte.

Ueber diesen Reichstagsbeschluß ist viel gesprochen und noch mehr geschrieben worden; bittere und böse Worte sind gefallen und auch an unziemlich roher Schimpfrede hat es nicht gefehlt. Das ist begreiflich; der Freiherr von Manteuffel hat ganz richtig gesagt, daß der Reichstag, der Bismarck den Glückwunsch versagt, genau so handelt wie ein Kind, das dem Vater nicht gratuliren will, und Herr von Kardorff hat nicht minder treffend hinzugefügt, die Mehrheit werde durch ihre Entscheidung den Ruhm unsterblicher Lächerlichkeit erwerben. Es wäre sehr leicht gewesen, eine Form der Ehrung zu finden, die kein Verstandesopfer gefordert und uns das beschämende Schauspiel vom letzten Sonnabend erspart hätte; nur die Höflichkeit des Herzens wäre dazu nöthig gewesen, von der Goethe einmal spricht und der auch die bequemste Höflichkeit des äußeren Betragens entspringt. Aber ist wirklich irgend Jemand ernsthaft erstaunt, da er im groben Getriebe unserer Parteien solches feinere Fühlen nicht findet? Und fördert man sein Entstehen

durch rüde verhehenden Bank? Fürst Bismarck hat im Reichstag selbst einmal gesagt: „Ich bin hier, um die Geschäfte zu besprechen, aber nicht, um Sentimentalitäten auszutauschen.“ Die Leute, die ihm die Gratulation verweigern, haben auf ihre besondere Art damit ihre Geschäfte besorgt und die Wähler, denen die Abgeordneten allein verantwortlich sind, werden zu überlegen haben, ob diese Art der Geschäftsführung ihnen gefällt. Der Mann in Friedrichsrub aber braucht mit dem Ergebniß durchaus nicht unzufrieden zu sein, denn der leidenschaftliche Haß zeigt ihm sehr viel deutlicher noch als die leidenschaftlichste Liebe, daß er auch als *particulier de distinction* noch immer ein mächtiger Factor im politischen Leben des von ihm geschaffenen Reiches ist und daß die Gegner selbst die Stunde noch nicht gekommen glauben, wo sie ihn unter Guirlanden bestatten können. Es wird sich bald zeigen, ob diesem persönlichen Triumph, den kein kompromißlicher Massenglückwunsch gewähren konnte, auch politische Folgen sich anreihen werden und ob das deutsche Volk es ruhig hinnehmen wird, daß der größten und reizvollsten Erscheinung der neuen germanischen Welt eine Höflichkeit vorenthalten wird, die man jedem jubilirenden Dugendabgeordneten leichten Herzens bewilligt. Aber diese Folgen müssen von selbst offenbar werden, ohne Zwang und Druck, der die Schaar der Gegner nur enger zusammenschließt. Es war unklug, die Glückwunschaktion vorzeitig an die Deffentlichkeit zu bringen, — wie es ungeschickt war, daß Herr von Levechow immer wieder erzählte, er sei zu seinem Vorgehen „veranlaßt“ worden; es ist jetzt im höchsten Maße unklug, unpolitisch und ganz gewiß nicht im Geiste Bismarcks gehandelt, wenn man die Gegenjäger auf die Spitze treibt und ein gedeihliches Weiterarbeiten erschwert. Der Sport, schnaubende Leitartikel und leichte Satiren gegen die Bismarckhasser zu schreiben, ist bequem und heute ja auch ganz ungefährlich. Wer in schlimmerer Zeit, als noch Verdächtigung und Verfolgung solches Thun bedrohte, für die Vertheidigung des großen Mannes und zum Schutz seines Werkes die Waffen geführt hat, Der braucht an diesen spottbilligen Raufboldereien sich nicht zu betheiligen und nicht im hohlen Pathos lärmender Prologe Treugelübde auszubrüllen; er kann sich damit begnügen, gelassen und ruhig zu sagen: Es ist gut, daß es so kam, gut, daß die Geister sich schieden und daß nicht Alle, wie der liebe Herr Rickert, in wohlbedachter Gefälligkeit die Situation zu verdunkeln strebten.

So, wie der Meister Franz Lenbach ihn für das Feiertagsheft dieser Zeitschrift gezeichnet hat, saß Otto Bismarck vielleicht in dem weichen Stuhl, als er den neuesten Streich seiner alten Feinde erfuhr. Die Botschaft wird ihm die Herzensheiterkeit gewiß nicht für eine Minute verkümmert haben; wer weiß, ob er nicht gar belustigt gelacht hat, mit dem feinen Richern, das den Hünen so wundervoll kleidet und das die liebende und liebenswerthe Frau, die er nun missen muß, für einen ganzen Abend froh machen konnte. Dann aber mag er wohl die Rauchwolken zerstreut und ins Weite geblickt haben: wie wird es nach außen wirken, wenn man vernimmt, das die Mehrheit der Volksvertretung von dem Manne nichts wissen will, in dem sich der Reichsgedanke plastisch verkörpert? Freilich, — auch draußen kennt man die Parlamente und den Werth ihrer Voten; und ist überhaupt noch Etwas an dem Urtheil zu verderben, das über das öffentliche Verhältniß unserer Repräsentanten zu Bismarck seit fünf Jahren im Auslande gefällt worden ist? Als er fortgeschickt wurde und weder im Abgeordnetenhaufe noch im Reichstage auch nur das leiseste Wörtchen des Erinnerns gesprochen werden durfte, schrie ein kluger Franzose aus Berlin nach Paris: Le lion est mort et les roquets sont en fête. Als die Beamten der deutschen Missionen, deren Thür selbst dem ärmlichsten Landsmann sonst offen steht, vor dem Verkehr mit dem in Familienangelegenheiten Reisenden gewarnt wurden, als jede Einker in den Sachsenwald den Besucher mit dunklen Gefahren bedrohte, als die Hoftheatercensur den Namen des Einzigen aus einem Schauspiel des Herrn von Wildenbruch ausmerzen mußte, als eine Sabbathordnung vom Jahre 1802 ausgegraben wurde, um einen Fackelzug am Vorabend des ersten Aprils zu verhindern — bei jedem dieser traurigen Anlässe — und bei wie vielen noch! — ging das selbe Befremden durch die Welt und der schmählische Verdacht kam auf, ein kleines Parvenuvolk sei im Grunde jetzt seelenvergnügt, weil das große Nichtmaß endlich entfernt sei, in das es vergebens sich aufzurecken versucht hatte. Wo waren damals die Begeisterten und die Empörten von heute? Keiner sprach, Keiner zeugte für den verbannten Helben, den heute Alles umheult. Wo war die herzinnige Bewunderung des Herrn von Levegow, als er die Entlassung des ersten Kanzlers wie jede beliebige Aktennummer gleichmüthig abthat und als er später beim Scheiden vom alten Hause die Weiherede hielt, ohne den Mann, der dieses Haus geschaffen und zum gefürchteten Mittelpunkte Europas gemacht hatte,

mit einer Silbe auch nur zu erwähnen? Vielleicht hat der Riese in dem weichen Stuhl am Sonnabend diesen Erfahrungen, die der nun ferneren Frau oft die Galle erregten, nachgesonnen und bei sich gedacht: die Dummheit und Bosheit unverständiger Feinde habe ich immer ertragen und werde sie weiter ertragen, bis zum letzten Wank; was aber wird aus meinem Werk, wenn meine Freunde nur dafür einstehen, so lange dieses Bemühen ihnen keine Unbequemlichkeiten verschafft?

Fürst Bismarck hat oft, und noch neulich, als er die Abgeordneten empfing, die deutschen Dynastien gepriesen, die den Völkern das Beispiel der Einigkeit gäben. Die Dynastien haben auch jetzt wieder Alles gethan, um zwischen den Daten der Jahre 1890 und 1895 die Brücke zu schlagen. Die Spuren des unglückseligen Zwiespaltes aber können selbst die mächtigsten Dynastien allein nicht verwischen. Der alte Zwist des Priesterthums mit dem Königthum, der den Agamemnon in Uliis die Tochter kostete, ist für absehbare Zeit nicht aus der Welt zu schaffen und die nur in ihren Formen neueren Streitigkeiten zwischen der Monarchie und der Demokratie, zwischen dem Kapital und den Kollektivistern, werden aller Voraussicht nach die Zukunft beherrschen. Es ist zwecklos und obendrein schädlich, jetzt mit dem Centrum, den demokratischen Parteien, den Polen, Welfen und Dänen zu hadern, weil sie den Mann nicht feiern wollen, der in ihren Augen doch eine fremde und feindliche Weltanschauung verkörpern muß und der daneben noch den unverzeihlichen Fehler hat, ein genialer Mensch zu sein, Einer von Denen, vor deren großen Vorzügen nur die Liebe oder der Haß einen Ausweg bietet. Mit solchem Gezänk werden nur kostbare Tage vertrödelte, während doch ernste Entscheidung zu treffen ist. Alle aber, die entschlossen sind, das nationale Leben der Volkheit zu fördern und — ohne auf jedes Wort des immer noch lernfähigen Meisters zu schwören und in der kümmerlichen Kopie seiner Fehler zu schwelgen — im Geist Bismarcks fortzuwirken, haben auch die Verpflichtung, unbesorgt um Gunst oder Laune zu jeder Stunde für ihn zu zeugen. Diese Pflicht ist kläglich versäumt worden; kein Klingling und Bumbum kann diese beschämende Erinnerung übertönen. Wenn ein gütiges Geschick und ein treuer Arzt uns Otto Bismarck nicht bis auf diesen Tag bewahrt hätten, wenn er dahingegangen wäre, ehe der Winter des Mißvergnügens wich, dann müßte das Deutsche Reich mit einer Leiche auf dem Rücken fortleben und das Gewicht dieses Toten möchte am

Ende das zarte Gefüge der künstlichen Schöpfung zerbrechen. Die Parteien, denen man heute grollt, haben vier Jahre lang dem neuen Kurs Paucane gesungen und der Widerspruch ihrer Gegner ist erst wach geworden, als ein Geldbeutelinteresse sie aus trägen Träumen rief. Daraus ist im deutschen Volk die geistige Verwirrung entstanden, die der berühmte pathologische Anatom und berühmte Politiker Virchow jetzt an den verhassten Namen Bismarcks heften möchte, daraus allein. Es ist bitter, aber nothwendig, in der Feierzeit daran zu erinnern. Den Mann wird kein Geburtstagsgeschenk so erfreuen wie das feste — und stille — Gelöbniß der Treuen, fortan als Männer an seinem Werke zu stehen und den Muth der Meinung zu bewahren, ob nun Regen fällt oder hell vom Himmel die Sonne scheint.

Noch ein zweites Geschenk könnte sich dem ersten gefellen. Beim Eintritt ins neunte Lebensjahrzehnt grüßt den Aufrechten, jeder Banaußenmehrheit zum Trotz, begeistert ein Volk, das innig wünscht, ihn der Liebe noch lange erhalten zu sehen. Er ist noch heute, wie um die Märztagen des Jahres 1890, der Einzige, der in der deutschen Welt die Begeisterung wecken kann, auch in Denen, die ihm nicht auf allen Pfaden willig folgen möchten. Von der Begeisterung für die große Vergangenheit aber kann kein Volk allein lange leben. Wir brauchen, so nöthig wie das tägliche Brot, schöpferische Gedanken, wir brauchen die neue Fahne, unter der die guten und besten Deutschen sich sammeln können, — für kommende Kämpfe, für ersehnte Siege. Der gekrönte Vertrauensmann der Nation, der in raschem Jugendmuth vor fünf Jahren nach neuen Ufern die Fahrt lenken wollte, schien unserem Wünschen auch die neue Fahne zu versprechen. Noch hat er sie nicht gehißt, noch den festen Boden nicht gefunden, in dem der Flaggenmast ruhen kann. Aber er hat, da er das Mögliche that, um den sechsundzwanzigsten März des Jahres 1890 aus dem Gedächtniß zu tilgen, nun auch vollen Anspruch darauf, daß ihm das ganze selbständige und mündige Volk beim Suchen des sichereren Geländes behilflich ist und mit ihm vereint darauf sinnt, rechtzeitig vor dem Tage des letzten Abschiedes, den inbrünstiges Hoffen noch recht weit entfernt wissen möchte, einem neuen Geschlecht den neuen Quell der Begeisterung zu erschließen.





## Zum ersten April 1895.

**S**ängst gesagt ward und gesungen  
 Tag für Tag von tausend Zungen,  
 Was der Eine Mann uns ist.  
 Traun, ein weiser Meister wäre,  
 Wer zu dieses Großen Ehre  
 Noch ein neues Sprüchlein wüßt!

Dennoch wird von allen Zweigen  
 Schallen heut ein festesreigen  
 In dem deutschen Dichterwald  
 Und, ihm heißen Dank zu stammeln,  
 All sein Volk um ihn sich sammeln,  
 Wie zum Gnadenort man wallt.

Recht so! Schalle das Getümmel  
 Bis hinauf zum siebten Himmel,  
 Daß der Erdkreis staunt und lauscht  
 Und die fremden Völker draußen  
 Glauben bei dem Jubelbrausen,  
 Alle Deutschen sei'n berauscht.

Ja, wir sind's, allein vor freuden,  
 Daß die Nachbarn uns beneiden  
 Um ein Glück, schier unerhört,  
 Daß der Mann, den Kindesfinder  
 Preisen als des Reiches Gründer,  
 Lebend noch uns angehört;

Daß wir noch in seine blauen  
 Löwenfühnen Augen schauen,  
 Fassen dürfen seine Hand,  
 Jene Hand, die unerschrocken  
 Um Germanias blonde Locken  
 Schlang das stolze Kronenband.

Spätroth glüht um seine Tage,  
 Während schon der Glanz der Sage  
 Sein olympisch Haupt verflärt.  
 Sei ihm denn vollauf im Frieden,  
 Den er einer Welt beschieden,  
 Was sein Herz sich wünscht, beschert.

Und wie hoch vom Thurm am Strande  
 Einsam über Meer und Lande  
 Späht des Wächters Aug' in Ruh',  
 Win' auch Er mit seiner klaren  
 Leuchte Denen, die da fahren,  
 Warnend Gruß und Segen zu!

München.

Paul Heyse.



## Eine unbekannte Rede Bismarcks.

**N**ast alle Reden Bismarcks sind Augenblicksleistungen, nicht die Frucht langer Meditation und sorgfältiger Ausarbeitung, sondern hervorgerufen durch das Bedürfnis, die den eigenen Ansichten zuwiderlaufenden Meinungen politischer Gegner zu widerlegen oder ihre Angriffe in geistvoller, oft scharf zugespitzter Rede abzuwehren. Kurze Notizen, während der Rede des Gegners aufs Papier geworfen, bildeten meist den Leitfaden für die Erwiderung; die Einkleidung des Gedankens in Worte blieb der Eingebung des Augenblicks überlassen. Bei der Herausgabe der Reden war ich mithin allein auf die amtlichen stenographischen Berichte angewiesen. Unter diesen Umständen war es mir doppelt interessant, als ich unter Schönhaufener Papieren im vorigen Sommer zwei vergilbte Blätter fand, die sich bei näherer Prüfung als die Niederschrift einer Rede erwiesen, die Herr von Bismarck am fünfzehnten April 1850 als Abgeordneter zum Volkshaus in Erfurt gehalten hat. Die Ausarbeitung der Rede erfolgte, wie sich aus der Bezugnahme auf eine Aeußerung des Abgeordneten von Vincke ergibt, am dreizehnten April; sie sollte auch schon an diesem Tage gehalten werden, doch kam Herr von Bismarck erst am fünfzehnten April zum Wort. Darin liegt es begründet, daß er die Rede so nicht halten konnte, wie er sie niedergeschrieben hatte. Denn nachdem am dreizehnten April das Volkshaus in sehr erregter Sitzung alle Anträge der Rechten auf Abänderung der zur Revision vorgelegten „Reichsverfassung“ verworfen, dagegen die Anträge des Referenten Camphausen auf Ertheilung der vollen und unbedingten Zustimmung zu den Entwürfen einer Verfassung und eines Wahlgesetzes mit großer Majorität angenommen hatte, war eine Rede zur Empfehlung jener Anträge nicht mehr am Platze. Es stand im Widerspruch mit dem Beschluß vom dreizehnten April, daß sich das Volkshaus zwei Tage später anschickte, in die Diskussion des Verfassungsentwurfs einzutreten, — wenn anders die Einzelberathung nicht eine bloße Komödie war, die die vorausgegangene en bloc - Annahme nachträglich rechtfertigen sollte. Herr von Bismarck versäumte nicht, in einer Aeußerung zur Geschäftsordnung die Versammlung darauf aufmerksam zu machen, konnte aber die „nicht preussische Mehrheit“ des Hauses zu einer Aenderung ihres Beschlusses natürlich nicht bewegen. Um sich und seine Partei, wie er sagte, an den Redebübungen und parlamentarischen Evolutionen der Versammlung zu betheiligen, „selbst auf die Gefahr hin, daß die bei dieser Gelegenheit zu fassenden Beschlüsse auf die praktische Gestaltung Deutschlands eben so wenig Einfluß haben sollten“ wie der Beschluß vom dreizehnten April, brachte er zu mehreren Paragraphen des Verfassungsentwurfes Abänderungsanträge ein und nahm zu ihrer Begründung wiederholt das Wort. In diesen Reden verwertete er Theile seiner Niederschrift vom dreizehnten April in freier Wiedergabe. Sie sind in dem folgenden Abdruck der Aufzeichnung durch Verweisung auf die in meiner Ausgabe der politischen Reden Bismarcks gedruckten Parallelstellen kenntlich gemacht. Die in Klammern gesetzten Worte sind Ergänzungen von meiner Hand.

Ich halte es mit mehreren<sup>1)</sup> der Herren Vorredner für ungewiß, ob durch eine unbedingte Annahme der Verfassung durch das hiesige Parlament dieselbe ohne Weiteres in Wirksamkeit tritt und zum — beispielsweise — nassauischen oder oldenburgischen Landesgesetz werden würde, vielmehr scheinen dazu noch Handlungen der Spezialregierungen vorhergehen zu müssen, deren Herbeiführung von uns nicht abhängt. Den verehrten Abgeordneten,<sup>2)</sup> dem gestern<sup>3)</sup> von der Rede seines Vorgängers<sup>4)</sup> so zu Muths wurde wie dem Schüler im Faust, als ginge ihm ein Mülhtrud z., muß ich darauf aufmerksam machen, daß die landrechtlichen Lehren über Verträge zwar vollkommen maßgebend sein mögen für einen auf einem preußischen Markte zu schließenden Dshenhandel, aber nicht für völkerrechtliche Verhandlungen, nicht für das Staatsrecht außerpreußischer Staaten, nicht für den Fall, wo mehr als zwei Kontrahenten konkurriren. Ich weiß nicht, ob sich die Kammern aller beteiligten Staaten mit der selben Resignation gebunden und verpflichtet haben wie die preußischen, das Resultat unserer Beschlüsse ohne Prüfung und Widerspruchsrecht für verbindlich anzuerkennen, ich glaube es nicht, und Kammernmajoritäten haben mitunter eine große Lenksamkeit, wenn sie von oben her mit Geschick geleitet werden, und die Regierungen werden Das auch wissen. Aber ganz abgesehen von den Kammern, würde der vorliegende Entwurf zu seiner Rechtsgiltigkeit in jedem Staate der Sanktion des Landesherrn bedürfen, und wenn auch ein inzwischen in irgend einem der beteiligten Staaten eingetretener Ministerwechsel auf die Giltigkeit abgeschlossener Staatsverträge ohne Einfluß bleibt, so ist es doch mehr als fraglich, ob in Bezug auf einen von dem abgetretenen Ministerium, wenn auch in Gemeinschaft mit anderen Regierungen und auf Grund von Verträgen, vorgelegten bloßen Entwurf das neue Ministerium die Verpflichtung haben würde, die Verantwortung für die Ausführung eines solchen Gesetzentwurfes zu übernehmen. Aus welchem Grunde überhaupt die Annahme unsererseits die Dauer der von den Regierungen eingegangenen Verpflichtungen auch nur um eine Stunde verlängern sollte, ist aus dem Wortlaut der Verträge nicht ersichtlich, vielmehr läßt sich behaupten, daß, wenn die Regierungen nicht erstens unserem Annahmebeschlusse die landesherrliche Sanktion geben und zweitens unseren Anträgen auf Verlängerung der ursprünglich für ein Jahr giltigen Verabredung auf unbestimmte Zeit beitreten, dann demnach nach Ablauf des Jahres ohne Rücksicht auf den Entwurf nur die allgemeine Verpflichtung der Regierungen unter einander stehen bleibt, eine Verfassung nach Maßgabe des

1) Bismarck schreibt immer nur „mehrere“, nie „mehreren“. — 2) Abgeordneter Freiherr von Vincke, vgl. meine Ausgabe der Reden Bismarcks (bei Cotta) I, 231 Anm. 1. — 3) Am zwölften April; Bismarck schrieb also den Entwurf für seine am 15. April gehaltene Rede am 13. April nieder. — 4) Des Abgeordneten Stahl.

Entwurfes zu Stande zu bringen. Wenn der Abgeordnete für Bockum, ich will sagen Bokum (lies Bochum<sup>1)</sup> hier aus preussischen Staatschriften des jetzigen Ministeriums das Entgegengesetzte zu beweisen sucht, so überrascht mich Das, da ich mich der Zeit erinnere, wo dieser Abgeordnete auf die Beweisraft ministerieller Deklarationen nicht viel gab.<sup>2)</sup>

Gegen diese Gründe läßt sich viel sagen, und ich mache sie nicht überall zu den meinigen, aber wenn man einmal von der Ansicht ausgeht, daß es unter den theilhaftigen Regirungen solche giebt, die nur nach Vorwänden suchen, den angeblich eingegangenen Verpflichtungen zu entkommen, so werden Denen, die neben dem Willen aus eigenen oder fremden Mitteln die Macht fühlen, ihre Politik von der des sechsundzwanzigsten Mai zu lösen, die Gründe so wohlfeil sein wie Brombeeren und nach Bestreitung der Kompetenz des sogenannten Reichsgerichtes wird die ultima ratio regum das einzige Rechtsmittel zur Prüfung solcher Gründe sein. Wenn es in solchem Falle auch zu unserer inneren Befriedigung beitragen könnte, daß wir nach unserer Meinung doch eigentlich Recht haben, so haben wir deshalb noch keine deutsche Einheit zu Stande gebracht, denn was soll in der Zwischenzeit aus dieser werden, wenn wir mit (dem Abgeordneten für) Krefeld<sup>3)</sup> Jahrhunderte warten wollen, um unsere durch den Bundesstaat zu erwerbenden Rechte geltend zu machen. Ich dachte, es hätte Eile. Wir müssen daher meines Erachtens die Sache anders angreifen, anstatt hier spitzfindig zu deduziren und den Thatsachen und den Kabinetten wie Archimedes zuzurufen: noli turbare circulos meos, und (anstatt) wie jener Syrakuser Professor<sup>4)</sup> in solchen theoretischen Abstraktionen ums Leben zu kommen, sollten wir lieber im Wege der Revision das Mögliche von dem Unmöglichen zu sondern und auf Grund des Ersteren eine Vereinbarung zu gewinnen suchen, der sich doch Keiner entziehen kann, dem und insoweit ihm der Anschluß ein Bedürfniß ist. Der Abgeordnete für Krefeld nimmt zwar an, der Bundesstaat werde seinen nationalen Charakter ändern, wenn er noch Theilnehmer einbüße; ich sollte meinen, wenn ihm schon einige zwanzig Millionen Deutsche fehlen, um vollständig national zu sein, so könnte der weitere Verlust von 1½ Millionen seinen Charakter nicht wesentlich ändern. Die Anderen sind ohne Krieg eben doch nicht zu haben, und soll einmal das Schwert in die Waage geworfen werden, so wird sein Gewicht durch einen Erfurter Majoritätbeschuß nicht erheblich vermehrt werden.

Aus diesen Gründen halte ich die Voraussetzung, daß mit der Annahme der Verfassung in diesem Hause gewissermaßen der Schlagbaum gefallen, oder mit dem (Abgeordneten für) Krefeld zu reden, das „Band der deutschen Bruder-

1) Freiherr von Binde. — 2) 1847, s. Reden Bismarcks I, 11 ff. —

3) Beckerath. — 4) So nennt Bismarck den Syrakusaner Archimedes in der Rede vom siebenthen April 1850, s. Reden I, 244.

liebe“ um die kontrahirenden Staaten geschlungen sei,<sup>1)</sup> und gar mit Inbegriff der schon ausgetretenen beiden Königreiche, deren Abgeordneten hier Plätze reservirt sind, für unrichtig, und jedenfalls unpraktisch, und wir brauchen uns aus diesem Grunde nicht zu beeilen, uns die Revision zu verkümmern und Dinge in der Verfassung gut zu heißen, welche wir in unserem Gewissen verwerfen.

Aber wenn ich hierin Unrecht hätte, wenn der Verfassungsentwurf in seiner jetzigen Gestalt durch unseren Annahmebeschluß wirklich zu einer für uns und die Regierungen für immer gültigen Verfassung gemacht würde, so würde der hohe Rath der besonnensten aller Nationen meines Erachtens gehandelt haben wie ein hitziger Fuchsjäger, der über eine Mauer in den Sumpf setzt, ohne angeben zu können, wie er oder sein Pferd wieder herauskommen werden!<sup>2)</sup> Ich habe nicht nöthig, diesen Sumpf zu beleuchten; daß in ihm Menschen nicht leben (können) auf die Dauer, verhehlen sich die Wenigsten von ihnen. Niemand verhehlt sich die Mängel dieser Verfassung, und wenn sie den Demokraten nicht revolutionär genug ist, so beweist Das nur für die Unerfättlichkeit der Demokratie. Der Herr Berichterstatter<sup>3)</sup> selbst hat sich in der ersten preußischen Kammer und auch namentlich in dem dort von ihm über die Sache erstatteten Bericht umfänglich darüber ausgesprochen und die Kammer darauf verwiesen, daß sie keinen Grund habe, die Interessen Preußens in der deutschen Verfassungsfrage vorüchtig zu überwachen, da Dies die Aufgabe der preußischen Abgeordneten in Erfurt sein werde,<sup>4)</sup> ein Vertrauen, welches ich diese zu rechtfertigen bitte. Ich will mich deshalb nicht auf ein spezielles Sündenregister dieser Verfassung einlassen und nicht untersuchen, inwieweit der sadenscheinige Noth einer französischen Juli-Konstitution auf den Leib deutscher Einheit passe, besonders wenn der ohnehin schwerfällige Mechanismus uns durch einen nach Majorität entscheidenden und der Heilkur der Auflösung nicht zugänglichen Körper in Gestalt des Fürstenthums vermehrt und außerdem durch vierzig oder fünfzig Spezial-Kammern mit zusammen vielleicht mehreren tausend Abgeordneten paralysirt wird.<sup>5)</sup>

Der Antrag, welcher die vermeintlichen Vortheile unbedingter Annahme mit den wirklichen einer Revision zu verbinden bemüht ist, ändert meines Erachtens nichts in der Lage der Dinge; er ist nichts als eine verkappte Annahme en bloc. Denn wenn es wirklich Regierungen giebt, welche das Bündniß gelöst zu sehen wünschen, so werden solche, wenn sie die vielen anderen ihnen zu Gebote stehenden Mittel verschmähen sollten, schon deshalb das gesammte Resultat der Revision verwerfen, damit Preußen selbst das Beharren bei dem

1) S. Reden I 231 Anm. 2. — 2) S. Reden I 236. — 3) Abgeordneter Camphausen. — 4) S. Reden I 235 f. — 5) Vgl. Reden I 235.

Bündniß auf die Dauer unerträglich werde, und jede noch so kleine Regierung oder Kammer kann das Resultat unserer Weisheit kassiren, wenn man ihr den Austritt nicht gestatten will. Wir haben dann unsere Zeit verloren und sind eben so weit, als wenn wir en bloc angenommen hätten. Ich setze daher Beides völlig gleich, mit der alleinigen Ausnahme, daß uns dies Verfahren einen erfreulichen Ueberblick der Verbesserungen gewähren würde, welche die Versammlung erstrebt haben würde, wenn alle Regierungen sie adoptirt hätten. Kurz, wir müssen auch in diesem Falle schließlich auf die angeblichen Vortheile der Annahme oder auf die der Revision verzichten.

Diejenigen, welche zu Letzterem bereit sind, schmeicheln sich mit der Hoffnung, daß spätere Verbesserungen mit einer Majorität von zwei Dritteln die Fehler der Verfassung ausgleichen werden. Wer sich muthwillig in üble Ragen begiebt, in der unbestimmten Hoffnung, daß sich edle Menschen finden werden, die ihn retten, ist noch nie für weise gehalten worden. Der verehrte Abgeordnete für Arefeld wappnet sich gegen üble Eventualitäten in diesem Fall mit „moralischem Vertrauen“, wie er Das nennt, mit diesem außerordentlichen Vertrauen zu dem Edelmuth der Menschen im Allgemeinen, das ich schon so oft an ihm zu bewundern Gelegenheit hatte. Mögen bittere Täuschungen desselben ihn niemals veranlassen, sich in dumpfer Muthlosigkeit in den „Schleier der Schwermuth“<sup>1)</sup> zu hüllen.

Ich kann mich dem Glauben nicht hingeben, daß namentlich die Bestimmungen, die ich als Preuße vorzugsweise schwer empfinde, Aussicht auf eine baldige Aenderung darbieten. Ich wüßte nicht, warum die übrigen Regierungen freiwillig in die Aufhebung ihrer überlegenen Berechtigungen im Staatenhaufe willigen sollten. Hat doch jeder Versuch, die bisherige ungerichte Zusammensetzung des Staatenhauses auch nur zu erörtern, im Verwaltungsrathe wie natürlich den entschiedensten Widerspruch gefunden. Wenn nun aber Dem so ist, so würden Sie, meine Herren aus Preußen und namentlich aus dessen Stammländern, Ihren Wählern zu Hause sagen müssen,<sup>2)</sup> daß Sie eingewilligt haben in die Mediatisirung unseres Königs in seinem eigenen Lande, in seine Unterordnung unter den Willen derjenigen Kammern, welche in den aufrichtig konstitutionellen Staaten unserer Verbündeten die indirekte Disposition über die Stimmen im Staaten- wie im Fürstenhaufe haben werden; daß auf diese Weise bei der jetzigen Lage der Stimmen in dem Fürstenrathe, der Preußen wie die übrigen Bundesländer beherrschen wird, Baden genau so viel zu sagen hat wie unser König, daß die Staaten, die augenblicklich die Stimmen 3, 4 und 5 im Fürstenrathe besetzen,<sup>3)</sup> mit zu-

<sup>1)</sup> S. Reden I 245 Anm. 2., Rede Bismarcks vom siebzehnten April 1850. —

<sup>2)</sup> Vgl. für das Folgende Reden I, 236 f. — <sup>3)</sup> [3] Württemberg, Baden, beide Hohenzollern, [4] Sachsen, sächsische Herzogthümer, Reuß, Anhalt, Schwarzburg, [5] Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Mecklenburg, Holstein, Hansestädte.

sammen (etwas) über drei Millionen Einwohnern den König zu jeder Sanction und jedem Vorschlage wider seinen Willen zwingen können und Seine Majestät der Exekutor der Beschlüsse sein wird, die er selbst nicht gebilligt hat.<sup>1)</sup> Sie werden Ihren Landsleuten sagen müssen, daß unsere Nachbarn uns in Zukunft regiren werden, daß der König die Herrschaft über uns in Zukunft mit vier anderen gleichberechtigten Stimmen theilt, daß der König, der vor zwei Monaten die preussische Verfassung beschwor, nun eine neue beschwören soll, nach welcher ein Badener im Fürstenrath fünfzehn und im Staatenhause vier Preußen aufwiegt, daß es im Bundesstaate fünf Millionen politisch privilegirter und sechzehn Millionen Einwohner zweiter Klasse giebt und daß die Letzteren die Preußen sind, und Das in einer Zeit, wo Ihre Mandanten von dem Vorurtheil beherrscht sind, daß die Anstrengungen, die gerade Preußen gemacht hat, sich aus dem Elend der Revolution aufzuraffen und seinen minder mächtigen Nachbarn eine materielle oder moralische Stütze zu werden, dem preussischen Volke besondere Ansprüche verliehen, zu einer Zeit, wo das preussische Heer noch stolz ist auf den ihm votirten Dank.<sup>2)</sup> Derjenigen, welche ein Jahr, ehe sie ihn votirten, die Ausführung des Steinschen Antrages<sup>3)</sup> als Bedingung ihres Eintrittes in das Ministerium stellten. Ich würde den Muth nicht haben. Versuchen Sie es mit dieser Verfassung und Sie werden finden, daß der preussische Geist einem edlen Roß gleicht, welches . . .<sup>4)</sup> Es ist mir eine schmerzliche Erfahrung, diesen Verfassungsentwurf von Preußen und nicht bloß von nominellen, sondern von wahren Preußen vertheidigt und einen preussischen General<sup>5)</sup> als vorzugsweisen Träger desselben zu sehen; es ist mir — wie es unzähligen meiner Landsleute sein würde — ein demüthigendes Gefühl gewesen, Vertreter von Fürsten, die ich in ihrem Rechtskreise ehre, die ich aber nicht als meine Landesherren anerkenne, in obrigkeitlicher Eigenschaft mir gegenüber zu sehen und dann beim Eintritt in diesen Saal unsere Sitze mit jenen Farben geschmückt zu sehen, welche niemals die Farben des Deutschen Reiches, seit zwei Jahren aber die der Revolution waren, Farben, die in meiner Heimath außer den Demokraten nur der Soldat in schmerzlichem Gehorsam trägt.<sup>6)</sup>

<sup>1)</sup> Am Rande findet sich folgender Satz, dem in dem Text der Rede kein Platz anzuweisen ist: „Der Abgeordnete für Krefeld giebt zu, die Würde der Exekutive erfordere, daß das Staatsoberhaupt niemals gezwungen werde, gegen seine ausgesprochenen Ueberzeugungen zu handeln, wenn er auch diese Würde im konkreten Fall nicht hoch genug anschlägt, um das Uebel groß zu finden, wenn es in dem Bundesstaat dennoch vorkommt.“ — <sup>2)</sup> S. Reden I 238 Anm. 1. — <sup>3)</sup> S. Reden I 238 Anm. 2. — <sup>4)</sup> Zu ergänzen nach Reden I, 239: „den gewohnten Reiter und Herrn mit muthiger Freude trägt, den unberufenen Sonntagsreiter aber mit sammt seiner schwarz-roth-goldenen Zäumung auf den Sand setzt.“ — <sup>5)</sup> v. Radowiz. — <sup>6)</sup> Zum letzten Absatz s. Reden I 238.



## ✧ Der griechische Staat.\*)

Wir Neueren haben vor den Griechen zwei Begriffe voraus, die gleichsam als Trostmittel einer durchaus klavisch sich gebahrenden und dabei das Wort „Klave“ ängstlich scheuenden Welt gegeben sind: wir reden von der „Würde des Menschen“ und von der „Würde der Arbeit“. Alles quält sich, um ein elendes Leben elend zu perpetuiren; diese furchtbare Noth zwingt zu verzehrender Arbeit, die nun der vom „Willen“ verführte Mensch oder — richtiger — menschliche Intellekt gelegentlich als etwas Würdevolles anstaunt. Damit aber die Arbeit einen Anspruch auf ehrende Titel habe, wäre es doch vor Allem nöthig, daß das Dasein selbst, zu dem sie doch nur ein qualvolles Mittel ist, etwas mehr Würde und Werth habe, als Dies ernst meinenten Philosophien und Religionen bisher erschienen ist. Was dürfen wir Anderes in der Arbeitnoth aller der Millionen finden als den Trieb, um jeden Preis dazusein, den selben allmächtigen Trieb, durch den verkümmerte Pflanzen ihre Wurzeln in erbloses Gestein strecken!

Aus diesem entsetzlichen Existenz-Kampfe können nur die Einzelnen auftauchen, die nun sofort wieder durch die edeln Wahnbilder der künstlerischen Kultur beschäftigt werden, damit sie nur nicht zum praktischen Pessimismus kommen, den die Natur als die wahre Unnatur verabscheut. In der neueren Welt, die, zusammengehalten mit der griechischen, zumeist nur Abnormitäten und Centauren schafft, in der der einzelne Mensch, gleich jenem fabelhaften Wesen im Eingange der horazischen Poetik, aus Stücken bunt zusammengefügt ist, zeigt sich oft an dem selben Menschen zugleich die Gier des Existenz-Kampfes und des Kunstbedürfnisses; aus welcher unnatürlichen Verschmelzung die Noth entstanden ist, jene erstere Gier vor dem Kunstbedürfnisse zu entschuldigen und zu weihen. Deshalb glaubt man an die „Würde des Menschen“ und die „Würde der Arbeit“.

Die Griechen brauchen solche Begriffs-Halluzinationen nicht, bei ihnen spricht sich mit erschreckender Offenheit aus, daß die Arbeit eine Schmach sei — und eine verborgener und seltener redende, aber überall lebendige Weisheit fügte hinzu, daß auch das Menschending ein schmähtliches und klägliches Nichts und eines „Schattens Traum“ sei. Die Arbeit ist eine Schmach, weil das Dasein keinen Werth an sich hat; wenn aber eben dieses Dasein

\*) Dieser Aufsatz ist die dritte von „fünf Vorreden zu fünf ungeschriebenen Büchern“, die Nietzsche Ende 1872 verfaßte und einer befreundeten Dame widmete.

im verführenden Schmutz künstlerischer Illusionen erglänzt und jetzt wirklich einen Werth an sich zu haben scheint, so gilt auch dann noch jener Satz, daß die Arbeit eine Schmach sei — und zwar im Gefühle der Unmöglichkeit, daß der um das nackte Fortleben kämpfende Mensch Künstler sein könne. In der neueren Zeit bestimmt nicht der kunstbedürftige Mensch, sondern der Sklave die allgemeinen Vorstellungen: als welcher seiner Natur nach alle seine Verhältnisse mit trügerischen Namen bezeichnen muß, um leben zu können. Solche Phantome, wie die Würde des Menschen, die Würde der Arbeit, sind die dürftigen Erzeugnisse des sich vor sich selbst versteckenden Sklaventhums. Unselige Zeit, in der der Sklave solche Begriffe braucht, in der er zum Nachdenken über sich und über sich hinaus aufgereizt wird! Unselige Verführer, die den Unschuldstand des Sklaven durch die Frucht vom Baume der Erkenntniß vernichtet haben! Jetzt muß dieser sich mit solchen durchsichtigen Lügen von einem Tage zum anderen hinhalten, wie sie in der angeblichen „Gleichberechtigung Aller“ oder in den sogenannten „Grundrechten des Menschen“, des Menschen als solchen, oder in der Würde der Arbeit für jeden tiefer Blickenden erkennbar sind. Er darf ja nicht begreifen, auf welcher Stufe und in welcher Höhe erst ungefähr von „Würde“ gesprochen werden kann, dort nämlich, wo das Individuum völlig über sich hinaus geht und nicht mehr im Dienste seines individuellen Weiterlebens zeugen und arbeiten muß.

Und selbst auf dieser Höhe der „Arbeit“ überkommt die Griechen mitunter ein Gefühl, das wie Scham auszieht. Plutarch sagt einmal mit altgriechischem Instincte, kein edelgeborener Jüngling werde, wenn er den Zeus in Pisa schaue, das Verlangen haben, selbst ein Phidias, oder wenn er die Hera in Argos sehe, selbst ein Polhket zu werden; und eben so wenig würde er wünschen, Anakreon, Philetas oder Archilochus zu sein, so sehr er sich auch an ihren Dichtungen ergöze. Das künstlerische Schaffen fällt hier den Griechen eben so sehr unter den unehrwürdigen Begriff der Arbeit, wie jedes banausische Handwerk. Wenn aber die zwingende Kraft des künstlerischen Triebes in ihm wirkt, dann muß er schaffen und sich jener Noth der Arbeit unterziehen. Und wie ein Vater die Schönheit und Begabung seines Kindes bewundert, an den Akt der Entstehung aber mit schamhaftem Widerwillen denkt, so erging es dem Griechen. Das lustvolle Staunen über das Schöne hat ihn nicht über sein Werden verblendet, daß ihm wie alles Werden in der Natur erschien, als eine gewaltige Noth, als ein Sichdrängen zum Dasein. Das selbe Gefühl, mit dem der Zeugungsprozeß als etwas schamhaft zu Verbergendes betrachtet wird, obwohl in ihm der Mensch einem höheren Ziele dient als seiner individuellen Erhaltung, das selbe Gefühl umschleierte auch die Entstehung der großen Kunsterke, trotzdem daß durch

ſie eine höhere Dafeinsform inauguriert wird, wie durch jenen Akt eine neue Generation. Die Scham ſcheint ſomit dort einzutreten, wo der Menſch nur noch Werkzeug unendlich größerer Willenserscheinungen iſt, als er ſich ſelbſt, in der Einzelgeſtalt des Individuums, gelten darf. Jetzt haben wir den allgemeinen Begriff, unter den die Empfindungen zu ordnen ſind, die die Griechen in Betreff der Arbeit und der Sklaverei hatten. Beide galten ihnen als eine nothwendige Schmach, vor der man Scham empfindet, zugleich Schmach, zugleich Nothwendigkeit. In dieſem Schamgefühl birgt ſich die unbewußte Erkenntniß, daß das eigentliche Ziel jener Vorausſetzungen bedarf, daß aber in jenem Bedürfnisse das Entſetzliche und Raubthierartige der Sphinx Natur liegt, die in der Verherrlichung des künstlerisch freien Kulturlebens ſo schön den Jungfrauenleib vorſtreckt. Die Bildung, die vornehmlich wahrhaftes Kunſtbedürfniß iſt, ruht auf einem erſchrecklichen Grunde. Dieſer aber giebt ſich in der dämmernden Empfindung der Scham zu erkennen. Damit es einen breiten, tiefen und ergiebigen Erdboden für eine Kunſtentwicklung gebe, muß die ungeheure Mehrzahl im Dienſte einer Minderzahl, über das Maß ihrer individuellen Bedürftigkeit hinaus, der Lebensnoth ſklaviſch unterworfen ſein. Auf ihre Unkoſten, durch ihre Mehrarbeit ſoll jene bevorzugte Klaſſe dem Exiſtenzkampfe entrückt werden, um nun eine neue Welt des Bedürfnisses zu erzeugen und zu befriedigen.

Demgemäß müſſen wir uns dazu verſtehen, als grauſam klingende Wahrheit hinzustellen, daß zum Weſen einer Kultur das Sklaventhum gehöre: eine Wahrheit freilich, die über den abſoluten Werth des Dafeins keinen Zweifel übrig läßt. Sie iſt der Geier, der dem promethiſchen Förderer der Kultur an der Leber nagt. Das Elend der mühsam lebenden Menſchen muß noch geſteigert werden, um einer geringen Anzahl olympiſcher Menſchen die Produktion der Kunſtwelt zu ermöglichen. Hier liegt der Quell jenes Ingrimms, den die Kommuniſten und Sozialiſten und auch ihre blaſſeren Abkömmlinge, die weiße Klaſſe der „Liberalen“, jeder Zeit gegen die Künſte, aber auch gegen das klaſſiſche Alterthum genährt haben. Wenn wirklich die Kultur im Belieben eines Volkes ſtände, wenn hier nicht unentrinnbare Mächte walteten, die dem Einzelnen Geſetz und Schranke ſind, ſo wäre die Verachtung der Kultur, die Verherrlichung der Armuth des Geiſtes, die Silberſtürmeriſche Vernichtung der Kunſtansprüche mehr als eine Auflehnung der unterdrückten Maſſe gegen drohnenartige Einzelne: es wäre der Schrei des Mitleidens, der die Mauern der Kultur umriſſe: der Trieb nach Gerechtigkeit, nach Gleichmaß des Leidens würde alle anderen Vorſtellungen überfluthen. Wirklich hat ein überſchwänglicher Grad des Mitleidens auf kurze Zeit hier und da einmal alle Dämme des Kulturlebens zerbrochen; ein Regenbogen der mitleidigen Liebe und des Friedens

erschien mit dem ersten Aufglänzen des Christenthums, und unter ihm wurde seine schönste Frucht, das Johannesevangelium, geboren. Es giebt aber auch Beispiele, daß mächtige Religionen auf lange Perioden hinaus einen bestimmten Kulturgrad verfeinern und Alles, was noch kräftig weiter wuchern will, mit unerbittlicher Sichel abschneiden. Eines nämlich ist nicht zu vergessen: die selbe Grausamkeit, die wir im Wesen jeder Kultur fanden, liegt auch im Wesen jeder mächtigen Religion und überhaupt in der Natur der Macht, die immer böse ist; so daß wir eben so gut es verstehen werden, wenn eine Kultur mit dem Schrei nach Freiheit oder mindestens Gerechtigkeit ein allzu hoch gehürntes Bollwerk religiöser Ansprüche zerbricht. Was in dieser entsetzlichen Konstellation der Dinge leben will, Das heißt: leben muß, ist im Grunde seines Wesens Abbild des Urschmerzes und Urwiderspruches, muß also in unserer Augen „welt- und erdgemäß Organ“ fallen als unerfüllliche Gier zum Dasein und ewiges Sichwidersprechen in der Form der Zeit, also als Werden. Jeder Augenblick krißt den vorhergehenden, jede Geburt ist der Tod unzähliger Wesen, Zeugen, Leben und Morden ist Eins. Deshalb dürfen wir auch die herrliche Kultur mit einem bluttriefenden Sieger vergleichen, der bei seinem Triumphzuge die an seinen Wagen gefesselten Besiegten als Sklaven mitschleppt: als welchen eine wohlthätige Macht die Augen verblendet hat, so daß sie, von den Rädern des Wagens fast zermalmt, doch noch rufen: „Würde der Arbeit!“ „Würde des Menschen!“ Die üppige Kleopatra Kultur wirft immer wieder die unschätzbarsten Perlen in ihren goldenen Becher; diese Perlen sind die Thränen des Mitleidens mit dem Sklaven und mit dem Sklavenelende. Aus der Verzärtelung des neuen Menschen sind die ungeheuren sozialen Nothstände der Gegenwart geboren, nicht aus dem wahren und tiefen Erbarmen mit jenem Elende; und wenn es wahr sein sollte, daß die Griechen an ihrem Sklaventhum zu Grunde gegangen sind, so ist das Andere viel gewisser, daß wir an dem Mangel des Sklaventhums zu Grunde gehen werden, als welches weder dem ursprünglichen Christenthum noch dem Germanenthum irgend wie anstößig, geschweige denn verwerflich zu sein dünkte. Wie erhebend wirkt auf uns die Betrachtung des mittelalterlichen Hörigen, mit dem innerlich kräftigen und zarten Rechts- und Sittenverhältnisse zu dem höher Geordneten, mit der tief sinnigen Umfriedung seines engen Daseins — wie erhebend — und wie vorwurfsvoll!

Wer nun über die Konfiguration der Gesellschaft nicht ohne Schwermuth nachdenken kann, wer sie als die fortwährende schmerzhafteste Geburt jener eximirten Kulturmenschen zu begreifen gelernt hat, in deren Dienst sich alles Andere verzehren muß, Der wird auch von jenem erlogenen Glanze nicht mehr getäuscht werden, den die Neueren über Ursprung und Bedeutung

des Staates gebreitet haben. Was nämlich kann uns der Staat bedeuten, wenn nicht das Mittel, mit dem jener vorhin geschilderte Gesellschaftsprozess in Fluß zu bringen und in seiner ungehemmten Fortdauer zu verbürgen ist? Mag der Trieb zur Geselligkeit in den einzelnen Menschen auch noch so stark sein, erst die eiserne Klammer des Staates zwingt die größeren Massen so aneinander, daß jetzt jene chemische Scheidung der Gesellschaft mit ihrem neuen pyramidalen Aufbau vor sich gehen muß. Woher aber entspringt diese plötzliche Macht des Staates, dessen Ziel weit über die Einsicht und den Egoismus des Einzelnen hinausliegt? Wie entstand der Sklave, der blinde Maulwurf der Kultur? Die Griechen haben es uns in ihrem völkerrechtlichen Instinkte verrathen, der auch in der reifsten Fülle ihrer Gesittung und Menschlichkeit nicht aufhörte, aus eigenem Munde solche Worte auszurufen: „Dem Sieger gehört der Besiegte, mit Weib und Kind, Gut und Blut. Die Gewalt giebt das erste Recht, und es giebt kein Recht, das nicht in seinem Fundamente Anmaßung, Usurpation, Gewaltthat ist.“

Hier sehen wir wiederum, mit welcher mitleidlosen Starrheit die Natur, um zur Gesellschaft zu kommen, sich das grausame Werkzeug des Staates schmiedet — nämlich jenen Eroberer mit der eisernen Hand, der nichts als die Objektivation des bezeichneten Instinktes ist. An der undefinirbaren Größe und Macht solcher Eroberer spürt der Betrachter, daß sie nur Mittel einer in ihnen sich offenbarenden und doch vor ihnen sich verbergenden Absicht sind. Gleich als ob ein magischer Wille von ihnen ausginge, so räthselhaft schnell schließen sich die schwächeren Kräfte an sie an, so wunderbar verwandeln sie sich, bei dem plötzlichen Anschwellen jener Gewaltlawine, unter dem Zauber jenes schöpferischen Kernes zu einer bis dahin nicht vorhandenen Affinität.

Wenn wir nun sehen, wie wenig sich alsbald die Unterworfenen um den entsetzlichen Ursprung des Staates bekümmern, so daß im Grunde über keine Art von Ereignissen uns die Historie schlechter unterrichtet als über das Zustandekommen jener plötzlichen, gewaltsamen, blutigen und mindestens an einem Punkte unerklärlichen Usurpationen: wenn vielmehr der Magie des werdenden Staates die Herzen unwillkürlich entgegenschwellen mit der Ahnung einer unsichtbar tiefen Absicht, dort, wo der rechnende Verstand nur eine Addition von Kräften zu sehen befähigt ist; wenn jetzt sogar der Staat mit Inbrunst als Ziel und Gipfel der Aufopferungen und Pflichten des Einzelnen betrachtet wird: so spricht aus Alledem die ungeheure Nothwendigkeit des Staates, ohne den es der Natur nicht gelingen möchte, durch die Gesellschaft zu ihrer Erlösung im Scheine, im Spiegel des Genius, zu kommen. Was für Erkenntnisse überwindet nicht die instinktive Lust am Staate! Man sollte doch denken, daß ein Wesen, welches in die Entstehung des Staates hinein-

schaut, furderhin nur in schauervoller Entfernung von ihm sein Heil suchen werde; und wo kann man nicht die Denkmale seiner Entstehung sehen, verwustete Lander, zerstorte Stadte, verwilderte Menschen, verzehrenden Volkerha! Der Staat von schmahlicher Geburt, fur die meisten Menschen eine fortwahrend flieende Quelle der Muhsal, in haufig wiederkommenden Perioden die fressende Fackel des Menschengeschlechtes — und dennoch ein Klang, bei dem wir uns vergessen, ein Schlachtru, der zu zahllosen wahrhaft heroischen Thaten begeistert hat, vielleicht der hochste und ehrwurdigste Gegenstand fur die blinde und egoistische Masse, die auch nur in den ungeheuren Momenten des Staatslebens den befremdlichen Ausdruck von Groe auf ihrem Gesichte hat!

Die Griechen aber haben wir uns, im Hinblick auf die einzige Sonnenhohe ihrer Kunst, schon a priori als die „politischen Menschen an sich“ zu konstruieren; und wirklich kennt die Geschichte kein zweites Beispiel einer so furchtbaren Entfesselung des politischen Triebes, einer so unbedingten Hingopferung aller anderen Interessen im Dienste dieses Staateninstinktes — hochstens da man vergleichungsweise und aus ahnlichen Grunden die Menschen der Renaissance in Italien mit einem gleichen Titel auszeichnen konnte. So uberladen ist bei den Griechen jener Trieb, da er immer von Neuem wieder gegen sich selbst zu wuthen anfangt und die Zahne in das eigene Fleisch schlagt. Diese blutige Eifersucht von Stadt auf Stadt, von Partei auf Partei, diese morderische Gier jener kleinen Kriege, der tigerartige Triumph auf dem Leichnam des erlegten Feindes, kurz, die unablassige Erneuerung jener trojanischen Kampf- und Grauelszenen, in deren Anblick Homer lustvoll versunken, als echter Hellene, vor uns steht — wohin deutet diese naive Barbarei des griechischen Staates, woher nimmt er seine Entschuldigung vor dem Richterstuhle der ewigen Gerechtigkeit? Stolz und ruhig tritt der Staat vor ihn hin: und an der Hand fuhrt er das herrlich bluhende Weib, die griechische Gesellschaft. Fur diese Hellena fuhrte er jene Kriege — welcher graubartige Richter durfte hier verurtheilen! —

Bei diesem geheimnivollen Zusammenhang, den wir hier zwischen Staat und Kunst, politischer Gier und kunstlerischer Zeugung, Schlachtfeld und Kunstwerk ahnen, verstehen wir, wie gesagt, unter Staat nur die eiserne Klammer, die den Gesellschaftsprozess erzwingt: wahrend ohne Staat, im naturlichen bellum omnium contra omnes, die Gesellschaft uberhaupt nicht in groerem Mae und uber das Bereich der Familie hinaus Wurzel schlagen kann. Jetzt, nach der allgemein eingetretenen Staatenbildung, konzentriert sich jener Trieb des bellum omnium contra omnes von Zeit zu Zeit zum schrecklichen Kriegsgewoll der Volker und entladet sich gleichsam in selteneren, aber um so starkeren Schlagen und Wetterstrahlen. In den Zwischenpausen

aber ist der Gesellschaft doch Zeit gelassen, unter der nach innen gewendeten zusammengebrängten Wirkung jenes bellum, allerorts zu keimen und zu grünen, um, sobald es einige wärmere Tage giebt, die leuchtenden Blüten des Genius hervorsprossen zu lassen.

Angeichts der politischen Welt der Hellenen will ich nicht verbergen, in welchen Erscheinungen der Gegenwart ich gefährliche, für Kunst und Gesellschaft gleich bedenkliche Verkümmernngen der politischen Sphäre zu erkennen glaube. Wenn es Menschen geben sollte, die durch Geburt gleichsam außerhalb der Volks- und Staateninstinkte gestellt sind, die somit den Staat nur so weit gelten zu lassen haben, als sie ihn in ihrem eigenen Interesse begreifen, so werden derartige Menschen nothwendig als das letzte staatliche Ziel sich das möglichst ungestörte Nebeneinanderleben großer politischer Gemeinsamkeiten vorstellen, in denen den eigenen Absichten nachzugehen ihnen vor Allen ohne Beschränkung erlaubt sein dürfte. Mit dieser Vorstellung im Kopfe werden sie die Politik fördern, die diesen Absichten die größte Sicherheit bietet, während es undenkbar ist, daß sie gegen ihre Absichten, etwa durch einen unbewußten Instinkt geleitet, der Staatsstendenz sich zum Opfer bringen sollten, undenkbar, weil sie eben jenes Instinktes ermangeln. Alle anderen Bürger des Staates sind über Das, was die Natur mit ihrem Staatsinstinkte bei ihnen beabsichtigt, im Dunkeln und folgen blindlings; nur jene außerhalb dieses Instinktes Stehenden wissen, was sie vom Staate wollen und was ihnen der Staat gewähren soll. Deshalb ist es geradezu unvermeidlich, daß solche Menschen einen großen Einfluß auf den Staat gewinnen, weil sie ihn als Mittel betrachten dürfen, während alle Anderen unter der Macht jener unbewußten Absichten des Staates selbst nur Mittel des Staatszweckes sind. Um nun, durch das Mittel des Staates, höchste Förderung ihrer eigennützigen Ziele zu erreichen, ist vor Allem nöthig, daß der Staat von jenen schrecklich unberechenbaren Kriegszudungen gänzlich befreit werde, damit er rationell benutzt werden könne; und damit streben sie so bewußt als möglich einen Zustand an, in dem der Krieg eine Unmöglichkeit ist. Hierzu gilt es nun, zuerst die politischen Sondertriebe möglichst zu beschneiden und abzuschwächen und durch Herstellung großer gleichwiegender Staatenkörper und gegenseitiger Sicherstellung derselben den günstigen Erfolg eines Angriffskrieges und damit den Krieg überhaupt zur höchsten Unwahrscheinlichkeit zu machen: wie sie andererseits die Frage über Krieg und Frieden der Entscheidung einzelner Machthaber zu entreißen suchen, um vielmehr an den Egoismus der Masse oder deren Vertreter appelliren zu können: wozu sie wiederum nöthig haben, die monarchischen Instinkte der Völker langsam aufzulösen. Diesem Zwecke entsprechen sie durch die allgemeinste Verbreitung der liberal-optimistischen Weltbetrachtung, welche ihre Wurzeln in den Lehren

der französischen Aufklärung und Revolution, Das heißt: in einer gänzlich ungermanischen, echt romanisch flachen und unmetaphysischen Philosophie hat. Ich kann nicht umhin, in der gegenwärtig herrschenden Nationalitätenbewegung und der gleichzeitigen Verbreitung des allgemeinen Stimmrechtes vor Allem die Wirkungen der Kriegsfurcht zu sehen, ja im Hintergrunde dieser Bewegungen als die eigentlich Furchtenden jene wahrhaft internationalen heimatlosen Geldeinsiedler zu erblicken, die bei ihrem natürlichen Mangel des staatlichen Instinktes es gelernt haben, die Politik zum Mittel der Börse und Staat und Gesellschaft als Bereicherungsapparate ihrer selbst zu mißbrauchen. Gegen die von dieser Seite zu befürchtende Ablenkung der Staats Tendenz zur Geldtendenz ist das einzige Gegenmittel der Krieg und wiederum der Krieg, in dessen Erregungen wenigstens doch so viel klar wird, daß der Staat nicht auf der Furcht vor dem Kriegsdämon als Schutzanstalt egoistischer Einzelner gegründet ist, sondern in Vaterlands- und Fürstenliebe einen ethischen Schwung aus sich erzeugt, der auf eine viel höhere Bestimmung hinweist. Wenn ich also als gefährliches Charakteristikum der politischen Gegenwart die Verwendung der Revolutiongedanken im Dienste einer eigensüchtigen staatlosen Geldaristokratie bezeichne, wenn ich die ungeheure Verbreitung des liberalen Optimismus zugleich als Resultat der in sonderbare Hände gerathenen modernen Geldwirtschaft begreife und alle Uebel der sozialen Zustände sammt dem nothwendigen Verfall der Künste entweder aus jener Wurzel entkeimt oder mit ihr verwachsen sehe, so wird man mir einen gelegentlich anzustimmenden Paean auf den Krieg zu Gute halten müssen. Fürchterlich erklingt sein silberner Bogen: und kommt er gleich daher wie die Nacht, so ist er doch Apollo, der rechte Weihe- und Reinigungsgott des Staates. Zuerst aber, wie es im Beginn der Ilias heißt, schnellt er den Pfeil auf die Maulthiere und Hunde. Sodann trifft er die Menschen selbst, und überall lodern die Holzstöcke mit Leichnamen. So sei es denn ausgesprochen, daß der Krieg für den Staat eine eben solche Nothwendigkeit ist, wie der Sklave für die Gesellschaft: und wer möchte sich diesen Erkenntnissen entziehen können, wenn er sich ehrlich nach den Gründen der unerreichten griechischen Kunstvollendung fragt?

Wer den Krieg und seine uniformirte Möglichkeit, den Soldatenstand, in Bezug auf das bisher geschilderte Wesen des Staates betrachtet, muß zu der Einsicht kommen, daß durch den Krieg und im Soldatenstande uns ein Abbild, oder gar vielleicht das Urbild des Staates vor Augen gestellt wird. Hier sehen wir, als allgemeinste Wirkung der Kriegstendenz, eine sofortige Scheidung und Zertheilung der chaotischen Masse in militärische Kasten, aus denen sich pyramidenförmig, auf einer allerbreitesten sklavenartigen untersten Schicht, der Bau der „kriegerischen Gesellschaft“ erhebt. Der unbewußte Zweck der ganzen Bewegung zwingt jeden Einzelnen



unter sein Joch und erzeugt auch bei heterogenen Naturen eine gleichsam chemische Verwandlung ihrer Eigenschaften, bis sie mit jenem Zwecke in Affinität gebracht sind. In den höheren Kasten spürt man schon etwas mehr, um was es sich, bei diesem innerlichen Prozesse, im Grunde handelt, nämlich um die Erzeugung des militärischen Genius — den wir als den ursprünglichen Staatengründer kennen gelernt haben. An manchen Staaten, z. B. an der Lykurgischen Verfassung Spartas, kann man deutlich den Abdruck jener Grundidee des Staates, der Erzeugung des militärischen Genius, wahrnehmen. Denken wir uns jetzt den militärischen Urstaat in lebhaftester Regsamkeit, in seiner eigentlichen „Arbeit“, und führen wir uns die ganze Technik des Krieges vor Augen, so können wir uns nicht entbrechen, unsere überallher eingefogenen Begriffe von der „Würde des Menschen“ und der „Würde der Arbeit“ durch die Frage zu korrigiren, ob denn auch zu der Arbeit, die die Vernichtung von „würdevollen“ Menschen zum Zwecke hat, ob auch zu dem Menschen, der mit jener „würdevollen Arbeit“ betraut ist, der Begriff von Würde stimmt, oder ob nicht in dieser kriegerischen Aufgabe des Staates jene Begriffe, als unter einander widerspruchsvolle, sich gegenseitig aufheben. Ich dünkte, der kriegerische Mensch wäre ein Mittel des militärischen Genius und seine Arbeit wiederum nur ein Mittel des selben Genius; und nicht ihm, als absoluten Menschen und Nichtgenius, sondern ihm als Mittel des Genius — der auch seine Vernichtung als Mittel des kriegerischen Kunstwerkes belieben kann — komme ein Grad von Würde zu, jener Würde nämlich, zum Mittel des Genius gewürdigt zu sein. Was aber hier an einem einzelnen Beispiel gezeigt ist, gilt im allgemeinsten Sinne: jeder Mensch, mit seiner gesammten Thätigkeit, hat nur so viel Würde, als er, beruht oder unbewußt, Werkzeug des Genius ist, woraus sofort die ethische Konsequenz zu erschließen ist, daß der „Mensch an sich“, der absolute Mensch, weder Würde, noch Rechte, noch Pflichten besitzt: nur als völlig determinirtes, unbewußten Zwecken dienendes Wesen kann der Mensch seine Existenz entschuldigen.

Der vollkommene Staat Platons ist nach diesen Betrachtungen gewiß noch etwas Größeres, als selbst die Warmblütigen unter seinen Verehrern glauben, gar nicht zu reden von der lächelnden Ueberlegenheitmiene, mit der unsere „historisch“ Gebildeten eine solche Frucht des Alterthums abzulehnen wissen. Das eigentliche Ziel des Staates, die olympische Existenz und immer erneute Zeugung und Vorbereitung des Genius, dem gegenüber alles Andere nur Werkzeuge, Hilfsmittel und Ermöglichkeiten sind, ist hier durch eine dichterische Intuition gefunden und mit Deutlichkeit hingemalt. Plato sah durch die schrecklich verwüstete Herme des damaligen Staatslebens hindurch und gewahrte auch jetzt noch etwas Göttliches in ihrem Inneren. Er

glaubte daran, daß man dies Götterbild herausnehmen könne und daß die grimmige und barbarisch verzerrte Außenseite nicht zum Wesen des Staates gehöre: die ganze Inbrunst und Erhabenheit seiner politischen Leidenschaft warf sich auf jenen Glauben, auf jenen Wunsch — an dieser Gluth verbrannte er. Daß er in seinem vollkommenen Staate nicht den Genius in seinem allgemeinen Begriff an die Spitze stellte, sondern nur den Genius der Weisheit und des Wissens, daß er die genialen Künstler aber überhaupt aus seinem Staate ausschloß, Das war eine starre Konsequenz des sokratischen Urtheils über die Kunst, das Plato, im Kampfe gegen sich selbst, zu dem seinigen gemacht hatte. Diese mehr äußerliche und beinahe zufällige Lücke darf uns nicht hindern, in der Gesamtkonzeption des platonischen Staates die wunderbar große Hieroglyphe einer tief sinnigen und ewig zu deutenden Geheimlehre vom Zusammenhange zwischen Staat und Genius zu erkennen; was wir von dieser Geheimschrift zu errathen meinten, haben wir in dieser Vorrede gesagt. Friedrich Nietzsche.



## Die Glocke.

Die kleine Pfarre von Lande-Fleurie hatte eine alte Glocke und einen alten Geistlichen. Die Glocke war schon so zersprungen, daß ihr Geläute dem Husten eines alten Weibes glich, daß Einem beim Hören gar nicht recht gut und daß es den Bauern und Hirten auf den Feldern ganz traurig zu Muthe wurde. Dagegen war der Geistliche, der Abbé Coentin, trotz seinen fünfundsiechzig Jahren noch ziemlich kräftig. Er hatte ein rosig überhauchtes, freilich auch schon faltiges Kinder Gesicht, das weiße Locken umrahmten, ähnlich den von den guten Frauen von Lande-Fleurie gesponnenen Strähnen. Wegen seiner Güte und Milbherzigkeit beteten ihn seine Bichtkinder an.

Als daher sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum heranrückte, beschloßen sie, ihm zur Feier des Tages ein höchst bedeutames Geschenk zu machen. Die drei Kirchenvorsteher gingen sammelnd in allen Häusern umher, und als sie endlich hundert Fünffrankenstücke beisammen hatten, brachten sie die dem Geistlichen mit der Bitte, in die Stadt zu gehen und dafür selbst eine neue Glocke zu kaufen.

„Meine Kinder“, jagte der Abbé Coentin, „meine theueren Kinder, . . . Das ist sichtbarlich der gute Gott, der . . . sozusagen . . . in einer Art . . .“

Er konnte nicht weiter sprechen, so bewegt war er. Nur Das konnte er noch murmeln: „Nunc dimittis servum tuum, domine, secundum verbum tuum in pace.“ Am folgenden Tage machte er sich zum Kauf der Glocke auf den Weg. Zwei Meilen Landes — bis zur Burg von Rosy-les-Roses — mußte er zu Fuß zurücklegen; von dort verkehrte dann die Post nach der guten Stadt Pont-Archevêque, dem Hauptorte der Provinz.

Eine schöne Landschaft. Die Bäume mit ihrem flüsternden Laub, die jauchzenden Vögel, die lieben, guten Blumen belebten unter den Sonnenstrahlen die beiden Seiten des Weges. Und der alte Geistliche, den Kopf schon voll von schöner Glocken-Zukunftsmusik, schritt munter aus, in der Freude über die Schöpfung, Gott preisend wie der heilige François.

Schon näherte er sich Rosy-les-Roses, da sah er am Wegestrande ein ausgespanntes Gauflergefährt. Nicht weit davon lag ein alter Gaul auf der Seite, die vier Beine steif von sich gestreckt. Unter der abgenutzten Haut konnte man seine Rippen und die spizen Knochen seines Hintertheiles zählen, an seinen Rüstern klebte Blut, sein Kopf war verunstaltet, seine Augen weiß. Ein alter Mann und eine alte Frau saßen in bizarren Lumpen und vielfach gestickten rosa Baumwoll-Tricots am Rande des Grabens und weinten über des alten Gauls Tod. Plötzlich erhob sich ein fünfzehnjähriges Mädchen aus dem Graben und lief dem Geistlichen klagend entgegen:

„Barmherzigkeit, Herr Pfarrer, Barmherzigkeit!“

Die Stimme war rauh und doch sanft zugleich und modulirte diese Bitte wie einen Sang zur Cymbel. Das Kind, dessen Haut die Farbe frisch gegerbten Leders zeigte, war nur mit einem schmutzigen Hemde und einem rothen Unterrock bekleidet. Aber sie hatte große, schwarze und sammetene Augen und Lippen wie reife Herzkirnschen; blaue Blüthen waren in ihre gelblichen Arme gezeichnet und ein kupferner Reif hielt ihre schwarzen Locken zusammen, die sich, wie mans an ägyptischen Gestalten sieht, zu beiden Seiten ihres schmalen Gesichtes fächerartig ausbreiteten.

Der Abbé hatte seinen Gang verlangsamt und ein Zwei-Sous-Stück aus seinem Portemonnaie gezogen. Aber als er des Kindes Augen sah, blieb er stehen und begann, es auszufragen.

„Mein Bruder ist im Gefängniß“, erklärte die Kleine ihm. „Man sagt, er hat eine Henne gestohlen. Er war unser Ernährer, und seit zwei Tagen haben wir nichts gegessen.“

Der Abbé steckte die zwei Sous wieder in seine Börse und nahm ein Silberstück heraus.

„Ich kann ja Kunststücke machen“, fuhr sie fort, „und meine Mutter prophezeit. Aber wir dürfen unser Handwerk in den Dörfern und Städten nicht mehr betreiben, weil wir gar zu arm sind. Und jetzt ist noch unser Pferd gestorben. Was soll aus uns werden?“

„Aber könntet Ihr denn nicht auf den Feldern Arbeit suchen?“ fragte der Geistliche.

„Die Leute fürchten sich vor uns und werfen uns mit Steinen. Dann haben wir ja auch das Arbeiten nicht gelernt; wir kennen nichts als unsere Kunststücke; hätten wir ein Pferd und ein Bißchen Geld, um uns Kleidung zu

kaufen, so könnten wir von unserem Geschäft noch leben. . . . So aber bleibt uns nur der Tod.“

Der Abbé that das Silberstück in sein Portemonnaie zurück. „Liebst Du den lieben Gott?“ forschte er.

„Ich werde ihn lieben, wenn er uns hilft,“ sagte das Kind.

Der Abbé fühlte an seinem Gürtel das Gewicht des Sackes, in dem die hundert Fünffrankenstücke seiner Pfarrfinder steckten. Die Bettlerin ließ den Priester nicht aus den Augen, aus ihren schwarzen Zigeuneraugen, die fast ganz von den Augäpfeln ausgefüllt waren. Er fragte weiter: „Bist Du fromm?“

„Fromm?“ fragte die Zigeunerin erstaunt, denn sie verstand nicht ganz.

„Sage: ‚Mein Gott! ich liebe Dich!‘“

Das Kind blieb stumm, die Thränen standen ihm im Auge. Der Abbé hatte seine Soutane aufgekнопft und holte den schweren, mit Geld gefüllten Beutel hervor. Mit einer affenartigen Geberde ergriff ihn die Zigeunerin und rief: „Herr Pfarrer, ich liebe Sie.“

Und sie kloß zu den beiden Alten, die, ohne sich zu rühren, noch immer über den toten Gaul weinten. . . .

Der Abbé setzte seinen Marsch nach Rosy-les-Roses fort, während er an das große Elend dachte, in dem Gott nach seinem unerforschlichen Rathschluß so viele seiner Wesen hält; und er bat ihn, doch diese kleine Zigeunerin zu erleuchten, die offenbar keinen Glauben hatte, ja, die vielleicht noch nicht einmal die heilige Taufe empfangen hatte. Aber plötzlich kam es ihm zu Bewußtsein, daß er es eigentlich gar nicht mehr nöthig hatte, nach Pont-l'Archevêque zu gehen, — da er das Geld für die Glocke ja nicht mehr besaß. Und er lehrte um.

Er begriff jetzt kaum, wie er einer unbekanntem Bettlerin, einer Kunstreiterin, eine so enorme Summe hatte geben können, — die ihm nicht einmal gehörte. In der Hoffnung, die Zigeunerin noch wiederzufinden, beschleunigte er seine Schritte. Aber am Rande der Straße lag nur die tote Mähre und der ausgepannte Karren. Der Geistliche überdachte, was er gethan hatte. Ganz sicher hatte er schwer gesündigt: er hatte das Vertrauen seiner „Schafe“ mißbraucht, ein Depot unterschlagen, eine Art Diebstahl begangen. Und mit Schrecken sah er die Folgen seines Fehltritts voraus. . . . Wie ihn verbergen? Wie ihn gutmachen? Wo hundert andere Fünffrankenstücke finden? Was inzwischen den Leuten sagen, die ihn befragten? Welche Entschuldigung für sein Verhalten geben?

Der Himmel bedeckte sich. Mit einem grellen, aufdringlichen Grün hoben sich die Bäume vom bleifarbenen Horizont ab. Große Tropfen fielen zu Boden. Die Traurigkeit der Natur ergriff auch den Abbé.

Unbemerkt konnte er in das Pfarrhaus zurückkehren. . . .

„Sie sinds schon, Herr Pfarrer?“ fragte seine Wirthschafterin, die alte Scholaftique. „Sie sind also nicht nach Pont-l'Archevêque gegangen?“

Der Abbé antwortete mit einer Lüge: „Ich habe in Rosy-les-Roses die Post veräumt. . . . Ich werde ein anderes Mal wieder hin. . . . Aber, wohl verstanden, sag' es Niemand, daß ich schon zurück bin.“

Am folgenden Tage las er keine Messe. Er schloß sich in sein Zimmer ein und wagte nicht einmal, in seinen Garten zu gehen. Aber dann verlangte

man ihn nach dem Dorfe Clos-Moussu, wohin er einem Kranken die letzte Delung bringen sollte.

„Der Herr Pfarrer ist noch nicht zurück,“ sagte die Wirthschafterin.

„Scholastique täuscht sich; ich bin hier,“ unterbrach sie der Abbé.

Auf dem Rückweg von Clos-Moussu begegnete er einem seiner frömmsten Pfarrkinder.

„Ah, Herr Pfarrer, wie ist's Ihnen auf Ihrer Reise gegangen?“

Der Abbé log zum zweiten Male: „Ausgezeichnet, mein Freund, ausgezeichnet.“

„Und die Glocke?“

Der Abbé erfann rasch eine neue Lüge. „Die ist köstlich, mein Lieber, köstlich! Wie aus reinem Silber! Und was für ein hübscher Ton! Wenn man ihr nur einen Nasenstüber giebt, klingt sie so lange, daß es gar nicht mehr aufhört.“

„Und wann werden wir sie sehen?“

„Balb, mein theures Kind, balb. Man muß in ihr Metall zuerst noch ihren eigenen, dann die Namen ihrer Pathen und Pathinnen, sowie einige Verse aus der heiligen Schrift eingraviren . . . Und mein Gott! Das verlangt eben Zeit“ . . .

„Scholastique,“ sagte der Pfarrer, als er wieder in seine Wohnung trat, „könnte man hundert Fünffrankenstücke heraus schlagen, wenn man den Fauteuil, die Pendeluhr und den Wandschrank aus meinem Zimmer verkaufte?“

„Keine drei Pistolen würde man heraus schlagen, Herr Pfarrer. Denn mit aller Ehrfurcht vor Ihnen: Ihr ganzes Mobiliar ist keine vier Sous werth.“

„Scholastique,“ begann der Geistliche wieder, „ich werde kein Fleisch mehr essen. Das Fleisch bekommt mir nicht.“

„Herr Pfarrer,“ antwortete die alte Wirthschafterin, „Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Sie haben Etwas, ganz gewiß . . . Das ist so seit dem Tage, wo Sie nach Pont-l'Archevêque gereist sind. Was ist Ihnen denn passiert?“

Sie drängte ihn mit ihren Fragen so lange, bis er ihr endlich Alles erzählte. „Ah!“ sagte sie, „Das wundert mich gar nicht. Ihr gutes Herz wird Sie noch zu Grunde richten. Aber machen Sie sich nur ja keine Sorgen, Herr Pfarrer. Ich nehm' es auf mich, die Sache zu erklären, bis Sie hundert andere Fünffrankenstücke zusammenbringen konnten“ . . .

Und also erfand Scholastique Geschichten, die sie jedem Besucher aufband: „Man hatte die neue Glocke beim Baden beschädigt und mußte sie umschmelzen. Die umgeschmolzene Glocke aber hatte der Abbé nach Rom geschickt, damit der Heilige Vater sie segne, und Das war natürlich ein langer Weg.“

Der Abbé ließ sie reden, wurde aber von Tag zu Tag unglücklicher. Denn er machte sich nicht nur seine eigenen Lügen zum Vorwurf, er fühlte sich auch für die seiner Wirthschafterin verantwortlich, und Das ergab sammt der Veruntreuung des Geldes seiner Pfarrkinder auf die Länge der Zeit eine ganz erschreckliche Sündenmasse. Diese Last beugte seinen Rücken und nach und nach trat auf seine Wangen an die Stelle der rothen Rosen seines reinen und kräftigen Alters eine tiefe Blässe . . .

Der Tag, an dem die Jubelfeier des Priesters und die Taufe der Glocke hätte stattfinden sollen, war längst schon vorüber. Die Bewohner von Lande-

Fleurie wunderten sich genug über das immerwährende Verschwieben. Mancherlei Gerüchte schwirrten auf; der Hufschmied Farigoul erzählte, man habe den Abbé Corentin bei Rosy-les-Roses in der Gesellschaft einer leichtfertigen Frauensperson gesehen, und fügte hinzu: „Ich sage Euch nur: er hat das Glockengeld mit Bettlern verjubelt.“

Es bildete sich eine Partei gegen den würdigen Priester. Wenn er auf der Straße ging, blieb mancher Hut auf dem Kopfe und manches feindliche Murneln drang an sein Ohr. Der arme heilige Mann erlag den Gewissensbissen. Er begriff die ganze Größe seiner Sünde. Er empfand darüber die schmerzlichste Zerknirschung; aber dennoch konnte er zu keiner völligen Reue gelangen. Denn er fühlte, daß er dieses Almosen, dieses Almosen von fremdem Gelde, wie gegen seinen eigenen Willen gespendet hatte, ohne nur die Freiheit, darüber nachzudenken, noch zu besitzen. Dann sagte er sich auch, daß diese unvernünftige Milde für die unwissende Seele der Zigeunerin die schönste Gottesoffenbarung und der Beginn einer inneren Erleuchtung geworden sein konnte. Und immer wieder tauchten die Augen der kleinen Kunstreiterin vor ihm auf, so schwarz, so sanft und in Thränen . . .

Doch sein Schuldbewußtsein wurde immer unerträglich. Sein Fehltritt erschien ihm immer größer. Nachdem er daher eines Tages lange Stunden auf den Knien im Gebet gelegen hatte, faßte er den Entschluß, sich seiner Sünde dadurch zu entledigen, daß er sie seinen Pfarrkindern offen eingestand . . .

Am nächsten Sonntag stieg er nach dem Gebet auf die Kanzel und begann, bleicher und aufgeregter als die Märtyrer in der Arena:

„Meine theueren Brüder, meine theueren Freunde, meine theueren Kinder, ich habe Euch ein Geständniß zu machen“ . . .

Da ertönte plötzlich im Glockenthurm ein helles, lautes, silbernes Klingen und erfüllte singend die alte Kirche . . . Alle Köpfe wandten sich um und ein verwundertes Flüstern durchlief die Reihen der Gläubigen:

„Die neue Glocke! die neue Glocke!“

War es ein Wunder? Hatte Gott durch seine Engel die neue Glocke herbeitragen lassen, um seines barmherzigen Dieners Ehre zu retten?

Oder hatte Scholastique die Verzweiflung ihres alten Herrn den beiden Amerikanerinnen Suzie und Bettina Percival mitgetheilt, die drei Weilen von Lande-Fleurie ein so prunkvolles Schloß bewohnten, und hatten dann diese ausgezeichneten Frauen sich vereinigt, um dem Abbé Corentin die hübsche Ueberraschung zu bereiten?

Nach meiner Ueberzeugung wäre diese zweite Deutung noch sehr viel wunderbarer als die erste. Jedenfalls erfuhren die Bewohner von Lande-Fleurie niemals, welches Geständniß ihnen der Abbé Corentin zu machen gedachte.

Paris.

Jules Lemaitre.



## Politik und Nationalökonomie.

Die Nationalökonomie steht heute einigermaßen unter Vari. Die Verkünder ihrer Lehren sprechen schwerlich mehr mit der früheren Zuversicht und eben so lauschen ihre Zuhörer nicht mehr mit der früheren Achtung. Alte Kezereien, die man lange für tot und begraben hielt, beginnen wieder aufzuleben. Täglich treten außerdem neue Kezereien ins Dasein. Alle Zeichen deuten darauf hin, daß in einer Zeit, wo die Probleme rascher als vorher der Lösung zudrängen und wir uns bei ihrer Lösung in weitem Maße von der Wissenschaft der Volkswirtschaft leiten lassen müssen, die Führerin selbst in der öffentlichen Achtung ernstlich sinkt. In Großbritannien wenigstens ist der Unterschied zwischen 1895 und 1833 groß. Niemand, der nach geräuschvollen Ehren Verlangen trägt, möge sie noch auf diesem Pfade suchen! Sicherlich ist noch ein gutes Stück Arbeit auf dem Felde der Nationalökonomie zu thun; Arbeit an der Aufhäufung von Thatfachen; Arbeit an ihrer Zurückführung auf Gesetze; Arbeit an der Popularisirung ihrer Ergebnisse. Aber selbst die ausgezeichnetsten Arbeiter auf diesem Gebiete dürfen nicht mehr hoffen, ihren Verlegern die Verlagsbedingungen vorschreiben zu können oder von dem Präsidenten des Handelsministeriums zum Diner eingeladen zu werden. Ein solcher Mann kann sich zufrieden geben, wenn die Welt die Resultate seiner Arbeit umsonst annehmen will und wenn er seine Wissenschaft nicht von einem verantwortlichen Minister der Krone auf den Saturn verbannt sehen muß.

Was sind die Ursachen, die diesen Umschwung im öffentlichen Denken hervorgerufen haben; wie weit ist er berechtigt; und welche Stellung haben wir selbst ihm gegenüber einzunehmen? Das ist die Frage, auf die ich ein Wischen näher eingehen möchte, und meiner Meinung nach ist sie das bedeutendste Problem, das dem Staatsmann, der die wichtigeren Streitpunkte der zeitgenössischen Politik aufs Korn zu nehmen wünscht, entgegentritt.

An den oberflächlichen Ursachen, die mit dazu beigetragen haben, diese ökonomische Sonnenfinsterniß hervorzurufen, gehe ich flüchtig vorbei. Zu diesen gehört z. B. die Unpopularität, von der der dritte Exponent der nationalökonomischen Orthodoxie stets in der Gesellschaft zu leiden gehabt hat und die durch mehr als eine Person in der Dichtung vertreten ist, die mit den Blüthetagen jener Wissenschaft in die gleiche Zeit fiel. Der ausgesprochene Nationalökonom, der für jeden Fall seine fertige Formel in der Tasche hatte, der alle sozialen Fragen durch eine frostige Berechnung löste, der gewohnheitmäßig schwadronirte, als ob die Aufhäufungen von Reichthum alles Gute in der Welt und die Vermehrung der Kinder alles Böse schüfe, erschien unseren Vätern eben so, wie er uns erscheinen würde, — wenn es ihn noch heute gäbe mit all seiner früheren Kraft: nämlich als ein Faselhaus

mit einem guten Theil Anmaßung. Keine gewandte Behandlung, kein literarisches Geschick wird die Nationalökonomie je unterhaltend machen. Und der Durchschnitt der Menschen wird sich auch niemals für Studien begeistern, die abstraktes Denken und ungetheilte Aufmerksamkeit verlangen. Als daher eine Clique von Männern auftrat, die weder sehr originell noch sehr gelehrt waren, die keine neue Steuer und keine Verbesserung der Armengesetzgebung in der Halle des Parlamentes oder in einem Tischgespräche erörtern lassen wollten, ohne mit all der Anmaßung bewußter Orthodoxie abstrakte Gedankengänge zu wiederholen, die sie größeren Männern entlehnt hatten, da wurden sie und ihre Wissenschaft natürlich als gesellschaftlich unerträglich befunden. Das war an sich ein verhältnißmäßig geringes Unglück. Ein viel größeres, dessen volle Wirkung Großbritannien bis jetzt noch nicht gespürt hat, ist die Feindseligkeit, welcher die Ansprüche der Nationalökonomie in der Brust der arbeitenden Klassen auf dem Festlande begegnet sind. Vielen Männern aus diesen Kreisen erscheint sie nicht als eine soziale Wissenschaft, sondern als ein soziales Laster; nicht als ein vernünftiges Ganze von Wahrheiten, sondern als ein einleuchtendes Gewebe von Trugschlüssen, erfunden im Interesse des Kapitals zur Rechtfertigung der Veraubung der Arbeit. In Großbritannien herrscht ein solches Vorurtheil, obgleich es hier und da schon vorhanden ist, allerdings noch nicht vor. Aber ein schwaches Echo von ihm ist sehr wohl in dem Mißtrauen und der Gleichgiltigkeit wahrzunehmen, mit denen manche ausgesprochenen Hüter der Interessen der arbeitenden Klassen die Nationalökonomie betrachten. Und gerade die Ursachen dieses Mißtrauens und dieser Gleichgiltigkeit, die beide leitenden Politiker der beiden großen britannischen Parteien theilen, möchte ich aufspüren.

Man kann natürlich sagen, die hauptsächlichste und für Alles haftende Ursache, der wir nachforschen, sei in den Mängeln der Nationalökonomie selbst zu finden. Man kann behaupten, ihre Voraussetzungen seien willkürlich, ihre Schlüsse unbewiesen, ihre Lehren von einer zu entlegenen und abstrakten Art, um ein genügender Führer zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu sein. Ich will diese Behauptung hier nicht anfechten. Um sie nachdrücklich zu bekämpfen, müßte man eine Uebersicht über das ganze Gebiet der Nationalökonomie geben und all ihre Hauptlehren wiederholen und rechtfertigen. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß Das nicht meine Absicht ist. Ich will hier zum Zweck meiner Untersuchung vielmehr voraussetzen, die Nationalökonomie sei in dem selben Sinne als wahr anzunehmen, in dem andere Wissenschaften als wahr angenommen werden, d. h. nicht blind und unwiderruflich, sondern mit dem Vorbehalt einer Revision und weiterer Entwicklung; und sie sei in der selben Weise als Führer zu betrachten, wie andere Wissenschaften als Führer betrachtet werden, nämlich



unter der nöthigen Bergegenwärtigung der Thatsache, daß die Komplizirtheit der Natur mit der künstlichen Einfachheit unserer Voraussetzungen niemals ganz übereinstimmt und daß das Ergebnis unserer Schlüsse in dem selben Maße mit Vorsicht auf die Praxis anzuwenden ist, wie jene Uebereinstimmung unvollkommen ist. Der erste Grund, den ich hier für die unbillige Entwerthung anführe, unter der die Nationalökonomie in diesem Augenblick leidet, ist ihre unbillige Ueberschätzung durch die letzte Generation. Die Generation vor dem Jahre 1860 war ganz besonders die Generation der ökonomischen Reform. Sie sah in England die Einführung des neuen Armengesetzes, die Umbildung des gesammten englischen Steuersystems und die Abschaffung der Kornzölle. Gleichzeitig mit diesen Maßnahmen sah sie ein ungeheures Anwachsen des Reichthums und des Gedeihens des Landes, das theilweise auf Rechnung dieses Umschwunges zu setzen, in noch höherem Grade aber der Entwicklung der Eisenbahnen und der Erschließung neuer, an landwirthschaftlichen und mineralischen Schätzen reicher Länder zu danken war. Was Wunder, daß die Wissenschaft, unter deren Szepter so viel davon geschehen war, in England in ihrem vollen, ja mehr als in ihrem vollen Werthe geschätzt wurde, daß das gewohnheitmäßige Mißtrauen gegen Theorien für einen Augenblick in dem angelsächsischen Kopfe in Schlummer gewiegt ward und daß Cobden und Andere die rasche und siegreiche Ausbreitung der Freihandelslehren über die ganze civilisirte Welt prophezeiten. Die Dumm-Praktischsten söhnten sich mit abstrakten Grundsätzen aus, die ihnen, wie man annahm, eine dehnbare Einnahme und schrankenlosen Handel sicherten; die Ungebildeten sogar konnten die Bedeutung und die Vorzüge billigen Brotes einsehen.

Aber keine Wissenschaft wird ungestraft volksthümlich. Die einfache Thatsache, daß sie im Wahlkampf angeführt wird, daß ihre Lehren, mehr oder weniger mißverstanden, als politische Waffen gebraucht werden und daß ihre Schlüsse, mehr oder weniger zusammengestoppelt, nicht so sehr wegen ihrer Wahrheit wie wegen ihrer Eignung für die augenblicklichen Nothwendigkeiten des Parteikampfes geschätzt werden, bricht in zahllosen Arten das trockene Licht, in dem sie betrachtet werden sollte. Die Partei, gegen die sie spricht, wird sie herunterziehen; deren Gegner werden sie in den Himmel erheben. Und das Lob, das ihr von der einen Rednerbühne gependet wird, ist wahrscheinlich gerade so thöricht wie der Tadel, der von der anderen wiederhallt. Eben so thöricht und der Sache der Wahrheit vielleicht noch nachtheiliger. Denn sobald eine geschlossene Lehrmeinung das Stichwort einer Partei oder einer Sekte wird, wird sie sicherlich auch mit der vertrauensvollsten Eicherheit von Massen gebraucht, die von den wahren Gründen für die Meinungen, denen sie Ausdruck geben, nur die allerunvollkommenste Vorstellung haben. Aus Mangel an Gründen berufen sie sich auf Autoritäten. Ein Ausspruch von

Smith, Ricardo oder Mill soll dann einen Glaubenssatz bilden, gegen den es keine Berufung mehr giebt. Dann wird ein Normalmaß der Orthodorie aufgerichtet, von dem abzuweichen als Ketzerei gilt, und die Nationalökonomie hört auf, eine lebendige Wissenschaft zu sein, und versteinert sich zu einem unüberwindlichen Dogma. Diesen Gründen ist die Reaktion gegen die ökonomische Lehre entsprungen, die seit 1860 langsam Boden gewonnen hat. Mancher hat sich von dem unwissenden Dogmatismus und dem engen Formalismus abstoßen lassen, die den Namen Wissenschaft sich so oft angemacht haben. Andere sind in ihrem Glauben durch die Verwerfung der Theorie wie der Praxis des Freihandels in anderen Ländern wankend geworden. Und eine noch größere Zahl hat sich durch die Handhabung des Freihandels in Großbritannien geschädigt gefühlt. So hat sich die Ergebenheit seiner Freunde abgekühlt und seine Feinde haben sich an Zahl vermehrt und haben mehr Muth bekommen. Und Alle, die in den angenommenen Wahrheiten der Nationalökonomie ein Hinderniß für einen eigenen Plan sahen, sind dadurch ermuthigt worden, sie offen oder geheim anzugreifen.

Wer der Meinung ist, daß das Studium der ökonomischen Thatsachen eine nothwendige Vorstufe zu einer verständigen Behandlung einiger der wichtigsten Tagesfragen ist, Dem ziemt es auch, die Hand zur Heilung des Uebels anzulegen, so weit Das möglich ist. Das richtige und offenbare Gegengift gegen den Widerwillen, den die überspannten Ansprüche, mit denen die Nationalökonomie aufgetreten ist, hervorgerufen haben, ist, die Ansprüche in vernünftige Grenzen einzuschließen. Wo sind aber diese Grenzen? Auf zwei, die beharrlich verlegt werden, manchmal sogar durch die ersten nationalökonomischen Autoritäten, möchte ich besonders die Aufmerksamkeit lenken. Die erste Grenze ist durch die Thatsache bestimmt, daß die Nationalökonomie eine Wissenschaft ist und somit strikt nur mit den Naturgesetzen zu thun hat und nicht mit den Regeln des Handelns oder der Politik, die sich auf solche Gesetze gründen lassen. Die zweite wird durch die zu oft vergessene Thatsache bestimmt, daß die Wissenschaft der Nationalökonomie, da sie sich nur mit wenigen zusammengesetzten Thatsachen des Lebens beschäftigt, dem Politiker bei den meisten Fragen gar keine geeigneten Gründe zur Stützung seiner Politik geben kann. Nehmen wir ein Beispiel. Es wird beharrlich behauptet, daß das Dogma des laissez faire, das Dogma, das die Staats-einmischung verbietet und das behauptet, alle sozialen Fragen müßten durch das uneingeschränkte Spiel des freien Wettbewerbes gelöst werden, eine nationalökonomische Wahrheit sei. Ich bin nun erstens der Meinung, daß es keine solche nationalökonomische Wahrheit ist, und zweitens, daß die Nationalökonomie an sich nicht einmal im Stande ist, Gründe vorzubringen, die beweisen, daß es überhaupt eine Wahrheit ist. Es ist keine nationalökonomische Wahrheit;

denn es ist keine wissenschaftliche Wahrheit, sondern eine Maxime, die, mag sie nun gesund oder ungesund sein, der Kunst der Politik angehört. Sicherlich sind die Gründe für ihre Annahme oder Verwerfung in reichem Maße aus der Betrachtung ökonomischer Gesetze abzuleiten und werden thatsächlich daraus abgeleitet; aber an sich selbst ist sie nicht ein ökonomisches Gesetz, sondern eine praktische Vorschrift. Sie hat nicht mehr Anspruch darauf, als ein Theil der Nationalökonomie zu gelten, als die Mahnung, nicht aus einem Fenster im zweiten Stock zu springen, ein Theil der Wissenschaft von der gegenseitigen Anziehung der schweren Körper ist. Man denke ja nicht, die hier gemachte Unterscheidung sei eine bloße Spitzfindigkeit. Nach meiner Ueberzeugung hat ihre Vernachlässigung durch so viele Meister dieser Wissenschaft und durch fast alle ihre Schüler viel dazu beitragen, die Köpfe der Menschen gegen ökonomische Ueberlegungen einzunehmen. Ein Nationalökonom hat als solcher noch nicht den Beruf, den Politiker zu spielen. Wie stark auch seine Ueberzeugungen sein, wie stark ihn auch seine eigenen Neigungen versuchen mögen, eine bestimmte Art der sozialen Organisation zu vertreten: in seinen Forschungen über die Gesetze des Besitzes sollte er sich streng der Versuchung enthalten, seine Blätter mit einer praktischen Propaganda zu füllen. Die Wissenschaft ist keine Parteisache. Sie verfolgt keinen Zweck, weder einen selbstsüchtigen noch einen selbstlosen, weder einen guten noch einen bösen. Sie läßt sich durch keine Stellung beeinflussen; sie fühlt kein Mitleid und wird auch durch kein Unrecht erregt. Ihr einziges Ziel ist die Auffindung der Wahrheit und die Entdeckung des Gesetzes, — ganz unbekümmert um den Gebrauch, der später von diesen Forschungen und diesen Entdeckungen gemacht werden mag.

Aber Das ist nicht der einzige Grund und auch nicht der Hauptgrund, aus dem ich mich gegen die Verschmelzung oder Vermischung der Kunst der Politik mit der Wissenschaft der Nationalökonomie wende. Ein anderer und noch zwingenderer Grund liegt vielmehr in der Thatsache, daß, wie ich schon bemerkt habe, viele der wichtigsten Erwägungen, die die politische Entscheidung beeinflussen sollten, vollständig außerhalb des Feldes liegen, mit dem der Nationalökonom es zu thun hat. Der Nationalökonom spürt nur den Gesetzen nach, die die Erzeugung, den Austausch und die Vertheilung der Güter regeln, und nimmt, um dieses Problem in einem überschaubaren Kreis zu fassen und um sich nicht Berechnungen von einer hoffnungslosen Komplizirtheit gegenüber zu befinden, gewöhnlich an, daß die Menschenwesen, die erzeugen, austauschen und verbrauchen, von keinem anderen Motiv getrieben werden als von dem, sich selbst unter dem Regime des freien Wettbewerbes einen so großen Antheil wie möglich von diesen Gütern zu sichern. Der Politiker dagegen, der darüber zu entscheiden hat, welcher Kurs eingeschlagen werden soll, nicht in der abstrakten Welt der Wissenschaft, sondern in der kon-

treten Welt der Thatfachen, kann sein Gesichtsfeld nicht in der gleichen Weise beschränken. Er hat, so weit es an ihm liegt, für das geistige und leibliche Wohl der wirklichen Menschen zu sorgen, und nicht für das Wohl des imaginären Erzeugers und Verbrauchers von Gütern, wie ihn die Wissenschaft annehmen muß. Und da er Das recht wohl weiß, da er weiß, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, sondern ein Geschöpf von unendlicher Variirung ist, das in einer sehr komplizirten Welt lebt, kann er selten ein praktisches Problem nach dem Gewicht rein ökonomischer Gründe entscheiden.

Bis hierher habe ich mich damit beschäftigt, Denen, die gleich mir im Allgemeinen die Lehre der Nationalökonomie anerkennen, eine nicht überflüssige Warnung zu ertheilen. Zum Schlusse will ich mich noch eben so ernst an die Anderen wenden, die ihre Lehren verschmähen. Sie finden sich nicht nur unter Denen, die sich von den Schwierigkeiten und der Technik des Studiums zurückstoßen lassen; nicht bloß unter Solchen, die, zufrieden mit Dem, was sie ihre eigene praktische Kenntniß nennen — d. h. ihre Kenntniß der Einzelheiten, die nothwendig sind für die Führung ihres eigenen speziellen Geschäftes —, alle Spekulation verachten; nicht bloß unter Denen, die die Theorie deswegen nicht leiden mögen, weil sie aus rein selbstfüchtigen Gründen zunächst die Schlüsse nicht leiden mögen, die man mit Recht oder Unrecht auf sie gründet; sondern eben so unter Denen, die in ihren Bemühungen um die allgemeine Wohlfahrt am Eifrigsten und am Wenigsten interessirt sind. Von dem Wunsche befeelt, die Uebel, die sie auf allen Seiten sehen, zu heilen, sind diese Menschenfreunde ungeduldig über eine Wissenschaft, die geeignet ist, einen weisen, wenn auch etwas niederschlagenden Skeptizismus gegenüber der Sicherheit zu erzeugen, mit der der nächste Weg zum allgemeinen Glück führt. In ihrem Eifer, zur Abstellung der Uebel die mächtigste Maschinerie anzuwenden, die ihnen zur Verfügung steht, nämlich die Einmischung des Staates, nehmen sie die Kritik übel auf, der die Nationalökonomie die Gründe unterworfen hat, mit denen ein Plan der Staatseinmischung nach dem anderen dem Publikum empfohlen worden ist. Selbst von edler Begeisterung glühend, werden sie theils von der Annahme allgemeiner Selbstsucht, zu der sich die Nationalökonomie aus Gründen, die ich bereits erwähnt habe, augenscheinlich bekennt, theils von der kalten und gefühllosen Art zurückgestoßen, mit der diese Wissenschaft Thatfachen, die von den Hoffnungen, Befürchtungen und Leiden einer ganzen Civilisation warm sind und zucken, sezirt und analysirt. Daß diese Vorurtheile, obgleich sie mitunter durch Behandlungsfehler seitens der Nationalökonomonem gerechtfertigt sind, in der Hauptsache doch auf einer reinen Denkverwirrung ruhen, deren Wesen ich schon angedeutet habe, — mit diesem Nachweise brauche ich mich schwerlich aufzuhalten. Ich brauche nur ein Wort über die Uebel zu sagen, die sie aller Voraussicht nach schaffen müssen. Ich will hier kein besonderes

Lehrgebäude ökonomischer Weisheit befürworten. In der Methode oder den Ergebnissen der Nationalökonomie giebt es keine einzige Frage, die ich z. B. nicht als offen betrachten möchte, vorausgesetzt natürlich, daß der Kritiker zeigen kann, daß er die angegriffene Lehre wirklich versteht und sich nicht nur, wie es das Gewöhnliche ist, an irgend einen unvorsichtigen Ausdruck Ricardos, Mills oder einer anderen Autorität hält und mühsam widerlegt, was niemals die geltende Meinung war oder doch längst aufgehört hat, sie zu sein. Ich vertrete keinerlei besondere wissenschaftliche Lehrmeinung, sondern einzig die Anwendung wissenschaftlicher Methoden auf die sozialen Erscheinungen. Und nach meiner Meinung ist Das niemals so nothwendig gewesen wie jetzt.

Die Gesellschaft wird immer empfindlicher gegen die Uebel, die in ihrer Mitte vorhanden sind, und immer ungeduldiger über ihr fortgesetztes Andauern. An sich ist Das ja ganz gut. Aber damit etwas wirklich ganz Gutes daraus entsteht, geziemt es uns, vorsichtig vorzugehen. Es ist zweifellos besser für uns, wenn wir gegen unsere Krankheiten geeignete Heilmittel brauchen, als wenn wir unser ganzes Vertrauen auf die Heilkraft der Natur setzen. Aber es ist wiederum besser, unser Vertrauen auf die Heilkraft der Natur zu setzen, als uns gleich und direkt dadurch zu vergiften, daß wir den Inhalt des ersten Fläschchens hinunterschlucken, das uns ein Arzt aus eigener Weisheit bietet. Und solche Ärzte aus eigener Weisheit laufen in großer Zahl herum: Herren, die da meinen, sie machen mit der Annahme, für jedes soziale Uebel sei ein rasches und wirksames Spezifikum zur Hand, der Vorsehung ein Kompliment; die den Glauben, es könne im sozialen Körper eben so gut chronische Krankheiten geben wie in jedem anderen Körper, oder der Himmel werde sich nicht beeilen, das erste heroische Heilmittel zu segnen, das es ihnen in ihrer Unwissenheit anzuwenden beliebt, für gottlos halten. Allerdings ist ohne Begeisterung nichts Großes auszurichten. Aber eben so ist ohne gründliche Kenntniß nichts Ordentliches zu erreichen. Menschenfreundlicher Eifer giebt eine bewundernswerthe Motivkraft her, aber er ist ein sehr schlechter Kompaß, und von zwei Uebeln ist es vielleicht das weniger schlimme, wenn unser Schiff steuerlos treibt, als daß es nach einer falschen Stelle segelt; es ist immer noch besser, wenn das Schiff still steht, als wenn es auf den Felsen aufläuft. Und da die Natur von guten Vorsätzen nichts weiß, sondern Thaten, nicht Motive, belohnt und bestraft; da die Dinge bleiben, wie sie sind, wir mögen sie nennen, wie wir Lust haben; und da ihre Folgen unverändert bleiben, wir mögen über sie prophezeien, was uns beliebt: so ziemt es uns heute mehr denn jemals, der Erörterung brennender sozialer Fragen im Geiste wissenschaftlicher Forschung nahezutreten und vor Allem erst unparteiisch die sozialen Thatfachen aufzuspiiren, ehe wir an die eifrige Reform sozialer Uebel gehen.

London.

Arthur James Balfour.



## Das Bismarck-Jahrbuch.

In der „Zukunft“ ist auf das Bismarck-Jahrbuch schon einmal nach seinem Erscheinen mit kurzen Worten hingewiesen worden; ich darf heute wohl darauf zurückkommen: denn unter den Geburtstagsgaben ist dieses Jahrbuch, wie es vorliegt und wie es weiterhin geplant wird, ganz gewiß eine der werthvollsten und verheißungsvollsten. In der ersten Anzeige war erwähnt, daß „der Held des Werkes selbst dem Unternehmen anfangs nicht sonderlich geneigt gewesen“ sei. Man hört, er habe vom Goethe-Jahrbuch gesprochen, neben dem ein Bismarck-Jahrbuch allzu anspruchsvoll erscheine. Es ist höchst erfreulich, daß der Plan dennoch ausgeführt worden ist, und nichts in der Welt rechtfertigt ihn besser als jene Nebeneinanderstellung. Denn Bismarck gehört — historisch und persönlich — neben Goethe, das Zeitalter des Einen ist auf das des Andern gefolgt, die beiden Persönlichkeiten sind der Ausdruck der beiden letzten größten Epochen unserer nationalen Geschichte und kein Anderer ragt neben diesen Beiden hoch genug, um ihnen die Stellung des Führers und Vertreters einer unvergänglichen und unvergleichlichen Entwicklung auch nur einen Augenblick lang streitig machen zu können. Horst Kohl und sein Verleger haben lebiglich eine sehr deutliche Thatfache symbolisirt, vielleicht nicht einmal mit Absicht symbolisirt, als sie dieses zweite „Jahrbuch“ schufen, das den Namen unseres politischen Genius trägt. Und wie gut können wir es brauchen! Man darf an diesem achtzigsten Geburtstage wohl einmal bescheiden die Frage stellen: was wissen wir denn eigentlich von Bismarck? Sicher: weit mehr, als wohl irgend ein vergangenes Geschlecht bei den Lebzeiten seines Helden von diesem an zuverlässiger Kunde besessen hat. Aber doch immer noch wenig genug, unendlich viel zu wenig! Ueber die Jugendzeit hier und dort eine halb zufällige Mittheilung, einige hellere Stellen, zwischen denen wir im Nebel tappen. Wie viele Fragen drängen sich da auf, zur politischen, zur allgemein geistigen Entwicklung, Fragen nach dem Verhältnisse des zukünftigen Großen zu seiner Gegenwart; wir sind da vorwiegend auf ungewisse Rückschlüsse und unsichere Uebersieferungen angewiesen. Werden wir jemals einen klaren Einblick erhalten können? Zweifellos liegen auf diesem Gebiete die feinsten, für den Biographen reizvollsten Aufgaben innerlicher Forschung. Manches unersehbliche Material wird, gerade für diese ersten Jahrzehnte, wohl verloren sein. Aber Manches hat sich auch erhalten: der nächste Band des Jahrbuches soll uns für einen der wichtigsten Punkte, für die aachener Dienstzeit des Referendars von Bismarck, überraschende Aufklärung bringen. Dann folgt die bisher am Besten bekannte Epoche von Bismarcks Leben: in den vierziger Jahren setzen die „Bismarckbriefe“ ein, die eine glückliche Indiskretion früh an die Oeffentlichkeit gebracht hat, ein kostbares Dokument, das nicht leicht seines Gleichen hat; diese Briefe an die Gattin und an die Schwester sollten das eigentliche Festbuch zum achtzigsten Geburtstage sein; sie sind noch lange nicht verbreitet genug und geben uns doch den besten Schlüssel zu den Tiefen dieses mächtigen Lebens. Dazu die vielen Publikationen aus der frankfurter Zeit; dann die Neben, die uns seit 1847 und 1862 bis zum heutigen Tage geleiten, und Sybels Werk, das mit so klarem und feinem Blicke die diplomatischen Wege des Ministers bis auf die Höhe

von 1866 und weiter verfolgt. Aber, trotz Allem, was an Aussprüchen, Briefen, Denkschriften, Reden darüber hinaus bekannt ist: thatächlich wissen wir von 1866 an so gut wie nichts. Der Gewaltige hat unter uns gewandelt und vor unseren Augen sein Lebenswerk vollbracht. Doch nur die Naivetät wird sich einbilden, es zu kennen. Auskennen wird man es nie; wo wäre der Genius, dessen inneres Leben, dessen Absichten und Entwicklung, dessen Wendungen und Wandlungen auch die kühlest forschende, die bestunterrichtete Nachwelt mit zweifelstfreier Erkenntniß durchdrungen hätte? Das Räthsel, das der Genius aufgibt, stellt sich jeder neuen Generation in neuer Form von Neuem; auch Otto Bismard wird die Jahrhunderte beschäftigen, mit der unerschöpflichen Tiefe und Weite seines menschlichen wie seines staatsmännischen Problems. Uns aber fehlt vorläufig für lange Strecken seiner größten Zeit noch der sichere Anhalt, der uns überhaupt ein klares eigenes Urtheil ermöglichte; der Streit über den Ursprung des Krieges von 1870 hat Das erst jüngst wieder gezeigt. So weit es heute angeht, soll das Bismard-Jahrbuch diese Lücken auszufüllen suchen; und schon der erste Band hat uns eine Anzahl schöner Ergänzungen gebracht. Er bietet in fünf Abtheilungen: Urkunden und Briefe; Gedichte; eine Chronik bismardischer Aeußerungen im letzten Jahre; Reden und Abhandlungen; einen Literaturbericht. Es versteht sich, daß auf die Dauer die anderen Gruppen vor der ersten und der vorletzten zurücktreten müssen: Abhandlungen zu Bismards Geschichte, mehr aber noch die Veröffentlichung von Akten sind es, die wir, unbeschadet des Uebrigen, vor Allem verlangen. Niemand wird sie uns besser geben können als Horst Kohl, der mit so unbedingter und reiner Treue an seinem fürstlichen Helden hängt, der so selbstlos und so rastlos fleißig alles bismardische Gut auszugraben, zu sammeln, zu ordnen, thätig ist, ein wissenschaftlich erzogener Arbeiter, der kritisch prüft und sorgsam wiedergibt, hoch über den gedankenlosen Buchmachern stehend, die ohne Sichtung und ohne Sauberkeit Stoff auf Stoff häufen und die oft genug auch die redliche Arbeit Kohls lediglich plündern und verschlechtern. Es ist ein Glücksfall für Alle, die dieser Gegenstand anzieht, daß die Leistungen Kohls ihm das Vertrauen des Fürsten verschafft haben. Wer könnte so wie er die Mitwirkung des Junkers von Schönhausen an der Kreuzzeitung feststellen? Denn er hat stets das beste Mittel zur Hand, neuaufgefundenen, wahrscheinlich bismardische Aufsätze des Blattes auf ihre Echtheit hin authentisch zu prüfen: die Frage an ihren Verfasser selbst. Der Bismardliteratur hat er auf diese Weise schon einige sehr wohlgeschliffene Brillanten von ganz besonders scharfem Glanze wiedereingefügt und weitere stellt er in erwünschte Aussicht. Und wenn vollends würden sich, wie ihm, die verborgenen Schätze des bismardischen Archives aufthun? Was uns die „Urkunden und Briefe“ des Bandes an Neuem darreichen, stammt aus dieser Quelle. Da sind ein paar Jugendbriefe an den Vater, der immer nur Thatfachen forderte: sie quellen über von äußerst charakteristischen „Thatfachen“, der erste zumal, der Bismards englische Reise von 1842 schildert und uns wieder einmal die Albernheit der Legende zeigt, als wenn dieser Alles Wissende und Alles Durchbringende nicht in seiner Jugend bereits ganz gewaltig gelernt hätte. Da sind aus der späteren Zeit einige Denkschriften zur inneren, einige Schreiben zur äußeren Politik: Blicke in stete Kämpfe hinein! Das Bedeutendste zweifellos von Allem ist das Entlassungsgesuch vom An-

fang des Jahres 1869. Es trifft mit einigen Enthüllungen von anderer Stelle her sehr glücklich zusammen, es bildet den Gipfelpunkt eines der vielen und oftmals so harten Konflikte, in denen sich das Verhältniß des Ministers zu seinem königlichen Herrn Jahre lang immer wieder bewegte, — Konflikte, dem Zusammenstoße zweier Generationen und zweier Temperamente, zweier vollen Persönlichkeiten, entsprungen, in ihren Ursachen und in ihrem Verlaufe, trotz aller Kleinlichkeiten, die sich hineinmischen mußten, doch schließlich immer von einem gewissen großen historischen Stile: keiner der beiden hohen Männer verliert durch sie. Das Gesuch von 1869 spricht die Klagen, die Bismarck damals hatte, sehr rückhaltlos aus: außeramtliche Einflüsse, die Festhaltung unbrauchbarer hoher Beamter, zuletzt auch „die Ungnade hochstehender und die Abneigung einflußreicher Personen“ spielen dabei eine Rolle. Und man liest mit stillem Nachdenken zugleich und heiterer Sicherheit an diesem achtzigsten Geburtstage die offenbar ehrlich empfundenen Worte, mit denen der damals kranke Minister am Schlusse seine eigene steigende Unfähigkeit zur Ausfüllung seiner schweren Stellung begründet: „Ich habe nicht das Gefühl, daß mir ein langes Leben beschieden ist, und fürchte, daß meine Organisation zu ähnlicher Schlußentwicklung neigt, wie die des hochseligen Königs“. Man hat gelegentlich Anlaß, sich recht ausdrücklich die anscheinend so einfache Wahrheit zu vergegenwärtigen, wie unendlich mühsam und zerreibend die Lebensarbeit Ottos von Bismarck gewesen ist und welche eine beispiellos stählerne Kraft dazu gehört hat, sie zu überwinden. Er selber wächst um so gewaltiger empor: und er wird höher und höher wachsen, je vollkommener die fernerrückende Nachwelt sein Werk und seine Gestalt mit immer richtiger sehendem Auge ermessen wird.

Dorst Kohl hat uns die wichtigsten seiner neuen Aktenstücke in ihrem Werden vorgeführt: die verschiedenen Redaktionen, die Aenderungen des Revisors, Streichungen, Zusätze, volle Ummwälzungen des Textes, — Alles in übersichtlicher Klarheit. Auch der außen Stehende kann so die Arbeitsweise Bismarcks greifbar kennen lernen; die psychologischen Beobachtungen sind reizvoll genug. Ein verständiger Beurtheiler wird in dieser philologischen Sorgfalt der Ausgabe alles Andere eher erblicken als eine nutzlose Pedanterie. Der gelehrte Leser wird sich noch besonders freuen, zu sehen, wie findig Kohl aus der Gestalt der Poststempel für mehrere Briefe die fehlende Jahreszahl herausgebracht hat. Ein Jeder aber wird das Ganze der Gabe mit vollem Danke hinnehmen; Dieses und Jenes wohl darf nächstens fehlen, einen Dienst leistet indessen jeder, auch der minder wichtige, Bestandtheil des Buches. Und für den wichtigsten möge das Vertrauen des Fürsten seinem getreuen Herausgeber immer reichere Beiträge gewähren und Mancher, der Bismarckiana in seinen Truhen birgt, sie allmählich auch beisteuern: was uns dieses Mal vorgelegt worden ist, erregt ein gesteigertes Verlangen nach mehr. Eine bessere Kritik kann sich der Wirth, der uns diese Festestafel hergerichtet hat, ganz gewiß nicht wünschen.

Leipzig.

Professor Erich Marks.





## Bismarck und die Börse.

Da der einstige Kutscher von Europa achtzig Jahre alt wird, lohnt es sich vielleicht, die Wandlungen einmal flüchtig zu betrachten, die mit ihm und unter ihm die Börse durchgemacht hat.

Als Bismarck zuerst in die Oeffentlichkeit trat, zog das Unwetter der Revolution herauf. Jahre der klappernden Furcht für den Besitz brachen an, deren Wirthschaftsgeschichte wohl einmal geschrieben werden sollte. Denn schon ist das Tohuwabohu ganz vergessen, wo die Kurse so rasch stürzten wie kaum bei der Nachricht von Napoleons Rückkehr aus Elba; wo der größte Theil der Spekulation seine Prolongationverpflichtungen nicht erfüllte, sondern die Rothschilds — für diese eine furchtbare Lehre — auf den Papieren einfach sitzen ließ; wo in den größten deutschen Städten, den Geldquellen unseres jetzigen Reiches, oft Häuser so niedrig subhastirt wurden, daß sogar die erste Hypothek ausfiel, und wo in den kleinen Orten zahllose Geschäftsleute noch lange nachher den Angestellten dankbar blieben, die nicht von ihnen abgefallen waren und Alles in Stockung und Wirrwarr zurückgelassen hatten. Es ist nützlich, sich diese Zeiten völliger geschäftlicher Verzweiflung mitunter vorzuhalten; wie bei einem Erdbeben schwanken damals alle Stützen und selbst nach Berlin kamen höhere Beamte aus der Provinz angereist, in der niederschlagenden Ueberzeugung, daß nunmehr die Republik an die Stelle der Monarchie treten müsse.

Als Herr von Bismarck Schönhausen nach Frankfurt an den Bundestag kam, schien Europa endlich wieder eingerenkt, — auf Grund jenes Staatsstreiches in Paris, dem unser Bürgerthum Jahrzehnte lang groülte, den die damals reaktionär genannten Schichten aber mit Jubel begrüßten. In der Mainstadt konnte Bismarck sehr bald den untergeordneten Charakter des preußischen Fondsmarktes herausfühlen. Man gravitirte nach der Seine und der Themse, wo es noch mehr Geld als in Süddeutschland gab, man filialisirte in Wien, wo ein gewandtes Beamtenthum bei ausgedehnten Unternehmungen mit sich handeln ließ, Berlin aber sah man mehr mit der Kehreite an, weil an Preußen nichts zu verdienen war. Es schien auch kein rechter Verlaß auf Preußen, denn man hatte es noch nicht vergessen, wie Hamburg nach dem großen Brande vergeblich bei der Seehandlung angeklappt, dagegen in Wien sogleich das freundlichere Entgegenkommen gefunden hatte, — eine Erscheinung, die sich übrigens auch später bei der 1857er Krise genau wiederholte. Preußen galt als arm und diese oft bei den Haaren herbeigezogene „Verdächtigung“ hat in der Geringschätzung, die es im übrigen Deutschland fand, keine kleine Rolle gespielt. Die Häupter der Börse ärgerten sich noch über einen anderen Umstand. Wollte nämlich ein Millionär geadelt werden, so wurde ihm in Berlin immer eine hochmüthige Abweisung zu Theil, die womöglich noch mit der Bemerkung schloß: „Da müssen Sie nach Oesterreich gehen!“ Natürlich wurden die großen preußischen Papiere dennoch in unserem Süden gehandelt, so z. B. die Aktien der Bergisch-Märkischen Bahn, die man wegen ihres verwickelten und spekulativen Charakters auch die preußi-

## Die Wallfahrt nach Montreux.

(Von unserem Spezial-Korrespondenten.)

Montreux, am ersten April 1895, 1 Uhr 20 Min.

**M**ühtlich zur fahrplanmäßigen Zeit ist der Sonderzug mit den deutschen Abgeordneten hier eingetroffen. Die Betheiligung war äußerst lebhaft. Kaum hatte ein engerer Ausschuß, dem die Herren Bamberger, Barth, Broemel, Lieber, Pachnide und andere geistige Führer angehören, das dreiste Ansinnen einer Minderheit, vor dem brutalen Gewaltmenschen und Saekularalkoholisten den Rücken zu krümmen, mit dem mannhaften Ausruf beantwortet, dem Einsiedler von Montreux eine Hulbigung des unabhängigen Bürgerthums in Stadt und Land darzubringen, als auch sofort die Anmeldungen in Haufen einliefen. Nicht nur die Reichstagsabgeordneten, an ihrer Spitze das neue Präsidium, erklärten sich, in tiefster Entrüstung über die schändliche Provokation vom dreiundzwanzigsten März, zur Betheiligung an der Fahrt bereit; auch aus dem preußischen Landtage waren unter Birchow's Führung namhafte Mitglieder herbeigeeilt — vom Herrenhause, dem Sitz des Stöckjunkerthums, sah man Herrn von Koscielski und die Oberbürgermeister Baumbach (Danzig) und Zelle (Berlin) — und die Bürgerschaft hatte hervorragende Vertreter von Handel und Wandel delegirt, um den ritterlichen Reden zu begrüßen, der so selbstlos stets für das Allgemeininteresse eingetreten war. Vielfach wurde das Fernbleiben der Sozialdemokraten mit Bedauern vermerkt; da Herr Bebel in öffentlicher Reichstagsitzung einst versichert hatte, der Graf von Caprivi fülle seinen Posten als Reichskanzler gut aus, war ihre Betheiligung stillschweigend als selbstverständlich angenommen worden; erst während der Fahrt wurde es bekannt, daß Herr Singer einem Interviewer erklärt habe, die Partei halte es mit ihrer Würde nicht für vereinbar, eine Demonstration gegen den längst lebendig begrabenen Depeschenfälscher mitzumachen. Eine unerwartete Freude war es dagegen, als Heinrich Richter auf dem Perron erschien und, nachdem er sich vergewissert hatte, daß Richter zu Hause geblieben war, den Entschluß aussprach, als schlichter Pilger sich der nationalen Wallfahrt anschließen zu wollen. Er nahm, mit Alexander Meyer, in einem Coupé erster Klasse Platz, das Herr Mundel deshalb mit dem Spottnamen eines Amphibienkäfigs belegte. Kurz vor Abgang des Zuges traf an Barths Adresse ein Telegramm von Henry Billard aus Amerika ein, der aufrichtig bedauerte, nicht mit von der Partie sein zu können und sich mit dem Trost begnügen zu müssen, im Geiste anwesend zu sein.

Die Fahrt ging unter heiteren Gesprächen programmgemäß von Statten. Im Speisewagen des Harmonikazuges kam es über religiöse Fragen zu einer lebhaften und anregenden Disputation zwischen dem Vicepräsidenten Spahn und dem Abgeordneten Andorke; es war ein schönes Schauspiel echt freiheitlicher Toleranz; nur zwei Keller und ein Bahnstocherbehälter wurden zerbrochen und der Geheime Ober-Justizrath Viktor Rintelen trug eine leichte Kontusion am Kopfe davon; weitere Verwundungen wurden nicht konstatiert, edle Theile überhaupt nicht verlegt. Auf dem baseler Bahnhof gab es wegen des letzten Schinkenbrödkchens einen Zusammenstoß zwischen der süddeutschen Volkspartei und dem Centrum, den aber der Präsident von Buol-Berenberg auf Grund der Geschäftsordnung rasch zu schlichten vermochte. Da der neue Präsident